Twin Cities Campus

Haus-Bibliothek

des

Anzeigers des Westens.

Herausgegeben

von

Heinrich Börnstein.

I.

St. Louis, Mo.
Office des Anzeigers des Westens.
1855.

Digitized by Google

>30.13
B633

Der
Chevalier von Maison-Rouge.

Lebensbild aus der französischen Revolution von Alexander Dumas.

I.
Die Freiwilligen.

Es war am Abend des 10. März 1793.

Auf Notre-Dame hatte es zehn Uhr geschlagen, und jede Stunde war, sich nach einander lösend, wie ein aus einem ehernen Neste geschleuderter Nachtvogel traurig, eintönig, vibrirend entflogen.

Die Nacht war auf Paris herabgesunken, nicht geräuschvoll, stürmisch, von Blitzen durchzuckt, sondern kalt und neblig.

Paris selbst war nicht das uns bekannte Paris, blendend am Abend von tausend Feuern, die sich in seinem vergoldeten Kothe wiederstrahlen, Paris mit den geschäftigen Spaziergängern, mit dem freudigen Geflüster, mit den bacchischen Vorstädten, die Pflanzschule verwegener Händel, kühner Verbrechen, der Ofen mit dem tausendfachen Gebrülle, sondern eine verschämte, schüchterne Altstadt, deren seltene Einwohner liefen, um von einer Straße in die andere zu gelangen, und in ihre Gänge oder unter ihre Thorwege stürzten, wie von den Jägern umstellte wilde Thiere sich in ihre Höhlen werfen.

Es war endlich, wie gesagt, das Paris des 10. März 1793.

Einige Worte über die äußere Lage, welche diese Veränderung in dem Angesicht der Hauptstadt herbeigeführt hatte, und wir werden mit den Ereignissen beginnen, deren Erzählung den Gegenstand dieser Geschichte bilden soll.

Frankreich hatte durch den Tod von Ludwig XVI. mit ganz Europa gebrochen. Mit den drei Feinden, die es Anfangs bekämpft, nämlich mit Preußen, dem Reiche und Piemont, hatten sich England, Holland und Spanien verbunden. Nur Schweden und Dänemark behaupteten ihre Neutralität; diese beiden Staaten waren indessen beschäftigt, Catharina II. Polen zerreißen zu sehen.

Die Lage war furchtbar. Weniger verachtet als physische Macht, aber auch weniger geschätzt als moralische seit den September-Metzeleien und der Hinrichtung am 21. Januar war Frankreich buchstäblich von ganz Europa blockirt wie eine einfache Stadt. England war an seinen Küsten, Spanien an den Pyrenäen, Piemont und Oesterreich an den Alpen, Holland und Preußen im Norden der Niederlande, und auf einem einzigen Punkte, vom Oberrhein bis zur Schelde, marschirten zweimalhundert fünfzig tausend Mann gegen die Republik.

Ueberall waren die französischen Generale zurückgedrängt. Miaczinski war genöthigt gewesen, Aachen aufzugeben und sich gegen Lüttich zu ziehen. Steingel und Neuilly waren in Limburg zurückgeworfen; Miranda, welcher Mastricht belagerte, hatte sich gegen Tongres gewendet. Gezwungen, sich fechtend zurückzuziehen, hatten sich Valence und Dampierre einen Theil ihres Materials nehmen lassen. Mehr als zehntausend Ausreißer hatten bereits die Armee verlassen und sich im Innern zerstreut. Der Convent, der seine Hoffnung nur noch auf Dumouriez setzte, hatte diesem Couriere auf Couriere mit dem Befehle zugeschickt, sich von den Ufern des Biebos wegzubegeben, wo er eine Landung in Holland vorbereitete, um das Commando der Maas-Arme zu übernehmen.

Empfindlich im Herzen, wie ein belebter Körper, fühlte Frankreich in Paris, das heißt gerade in seinem Herzen, jeden Schlag, den ihm die Invasion, die Empörung oder der Verrath in den entferntesten Punkten beibrachten. Jeder Sieg war ein Freudensturm, jede Niederlage ein Anfall allgemeinen Schreckens. Man begreift daher leicht, was für einen Aufruhr die auf einander folgenden neuen Stöße und Verluste, welche Frankreich erlitten, in der Hauptstadt zur Folge hatten.

973553

Am Tage vorher, am 9. März, hatte eine der stürmischsten Sitzungen im Convent stattgefunden: alle Offiziere hatten Befehl erhalten, sich noch in derselben Stunde zu ihren Regimentern zu begeben, und Danton, dieser kühne Beantrager unmöglicher Dinge, welche dennoch in Erfüllung gingen, hatte die Tribüne besteigend ausgerufen: „Ihr sagt, es fehle an Soldaten! bieten wir Paris eine Gelegenheit, Frankreich zu retten, verlangen wir dreißig tausend Mann von ihm und schicken wir sie Dumouriez, und Frankreich ist nicht nur gerettet, sondern auch Belgien gesichert und Holland erobert."

Dieser Antrag wurde mit enthusiastischem Geschrei aufgenommen. Man eröffnete Register in allen Sectionen, welche am Abend sich zu versammeln eingeladen wurden. Die Theater waren geschlossen worden, um jeder Zerstreuung vorzubeugen; und man hatte die schwarze Fahne als Zeichen der Trauer auf dem Rathhause aufgezogen.

Vor Mitternacht waren dreißig tausend Namen in diese Register eingeschrieben. Nur geschah an diesem Abend, was auch in den Septembertagen geschehen war: bei jeder Section verlangten die Freiwilligen, als sie sich einschrieben, daß vor ihrem Aufbruch die Verräther bestraft würden.

Die Verräther waren in Wirklichkeit die Contrerevolutionären, die verborgenen Verschwörer, welche die von Außen bedrohte Revolution im Innern bedrohten. Doch das Wort nahm, wie man leicht begreift, die Ausdehnung, die ihm die äußersten Parteien, welche in diesem Augenblick Frankreich zerrissen, zu geben beliebten. Die Verräther waren die Schwächeren. Die Schwächeren aber waren die Girondisten. Die Montagnards beschlossen, die Girondisten wären die Verräther.

Am andern Tag, dieser andere Tag war der 10. März, waren alle Abgeordnete von der Partei der Montagnards in der Sitzung gegenwärtig. Die bewaffneten Jacobiner hatten eben die Tribüne gefüllt, nachdem sie die Frauen vertrieben, als der Maire mit dem Gemeinderath erschien, den Bericht der Commissäre des Convents über die aufopfernde Ergebenheit der Bürger bestättigte, aber zugleich auch den am vorhergehenden Tage einstimmig ausgesprochenen Wunsch wiederholte, man möge ein außerordentliches Tribunal, bestimmt ein Urtheil über die Verräther zu fällen, errichten.

Sogleich verlangt man einen Bericht des Comite. Das Comite versammelt sich auf der Stelle und zehn Minuten nachher erscheint Robert Lindet und meldet, es werde ein aus neun, von allen Formen unabhängigen Richtern bestehendes Tribunal ernannt werden; dieses Tribunal habe sich durch alle Mittel Ueberzeugung zu verschaffen, und solle in zwei permanente Sectionen getheilt werden, die auf Verlangen des Conventes oder unmittelbar diejenigen zu verfolgen haben, welche das Volk irre zu leiten suchen würden.

Die Ausdehnung war, wie man sieht, groß. Die Girondisten begriffen, daß es ihre Verurtheilung war. Sie erhoben sich in Masse und riefen: „Eher sterben, als zu Errichtung dieser venetianischen Inquisition einwilligen!" Als Antwort auf diesen Ausruf verlangten die Montagnards laut die Abstimmung. „Ja," rief Ferand, „ja, stimmen wir ab, damit die Welt die Menschen kennen lernt, welche die Unschuld im Namen des Gesetzes ermorden wollen."

Man stimmt in der That ab und gegen allen Anschein erklärt die Majorität: 1) daß die Geschworenengerichte eingesetzt werden sollen, 2) daß die Geschworenen in gleicher Anzahl in den Departements genommen werden sollen, 3) daß sie durch den Convent ernannt werden sollen.

In dem Augenblick, wo diese drei Bestimmungen gegeben wurden, vernahm man ein gewaltiges Geschrei. Der Convent war an Besuche des Pöbels gewöhnt. Er ließ fragen, was man wolle; man antwortete ihm, es sei eine Deputation der Freiwilligen, welche in der Getreidehalle zu Mittag gespeist haben und vor ihm zu defiliren verlangen.

Sogleich wurden die Thüren geöffnet und sechshundert mit Säbeln, Pistolen und Piken bewaffnete Leute erschienen halb betrunken und defilirten unter dem Beifallgeklatsche der Menge, während sie mit lautem Geschrei den Tod der Verräther forderten.

„Ja" antwortete ihnen Collot-d'Herbois, „ja, meine Freunde, trotz der Intriguen werden wir Euch und die Freiheit retten."

Und diese Worte wurden mit einem Blick auf die Girondisten begleitet, der ihnen begreiflich machte, daß sie noch nicht ganz außer Gefahr waren.

Sobald die Sitzung des Conventes beendet war, verbreiteten sich die Montagnards bei den andern Clubs, liefen zu den Cordeliers und zu den Jacobinern und schlugen vor, die Verräther außer das Gesetz zu stellen und sie noch in dieser Nacht zu erwürgen.

Die Frau von Louvet wohnte in der Rue Saint-Honoré, in der Nähe der Jacobiner. Sie hört Geschrei, geht hinab, tritt bei dem Club ein, vernimmt den Antrag und steigt in aller Eile wieder hinauf, um ihren Gatten zu benachrichtigen. Louvet bewaffnet sich, läuft von Thüre zu Thüre, um seine Freunde in Kenntniß zu setzen, findet sie alle abwesend, erfährt von dem Diener von einem derselben, daß sie bei Petion sind, begibt sich auf der Stelle dahin, sieht sie ruhig über ein Decret sich berathen, das sie am andern Tage vorlegen sollen, und von dem sie, getäuscht durch eine zufällige Majorität, glauben, sie werden es durchsetzen. Er erzählt ihnen, was vorgeht, theilt ihnen seine Befürchtungen mit, sagt ihnen, man habe Schlimmes gegen sie bei den Jacobinern und den Cordeliers im Sinne und fordert sie kurz auf, ihrerseits eine energische Maßregel zu ergreifen.

Da erhebt sich Petion, ruhig und unempfindlich wie gewöhnlich, geht an das Fenster, öffnet es, schaut den Himmel an, streckt den Arm hinaus, zieht seine Hand triefend zurück und spricht:

„Es regnet, heute Nacht wird nichts vorfallen.“

Durch das halb geöffnete Fenster dringt das letzte Vibriren der Glocke ein, welche eben zehn Uhr geschlagen hat.

Dies war in Paris am Tage vorher und an demselben Tage vorgefallen; dies fiel an dem Abend des zehnten März vor und machte, daß in dieser Dunkelheit und in diesem bedrohlichen Schweigen die Häuser, bestimmt, den Lebenden Obdach zu gewähren, stumm und düster geworden, nur mit Todten bevölkerten Gräbern glichen.

In der That, lange Patrouillen von Nationalgarden, denen Leute zum Recognosciren vorangingen, mit gefälltem Bajonnet, Truppen von Bürgern von den Sectionen, auf den Zufall bewaffnet und an einander geschlossen, Gendarmen, welche jeden Winkel einer Thüre und jeden halb geöffneten Gang durchforschten, dies waren die einzigen Bewohner der Stadt, die sich in die Straßen wagten, so sehr begriff man instinktartig, daß etwas Schreckliches im Werke war.

An diesem Abend, wo Paris einem jener panischen Schrecken preisgegeben war, welche sich so oft erneuerten, daß es hätte ein wenig daran gewöhnt sein sollen, an diesem Abend, wo dumpf davon die Rede war, die lauen Revolutionäre niederzumetzeln, welche, nachdem sie, der Mehrzahl nach mit einer gewissen Beschränkung, für den Tod des Königs gestimmt hatten, heute vor dem Tode der im Temple mit ihren Kindern und ihrer Schwägerin eingeschlossenen Königin zurückwichen, schlüpfte eine Frau, gehüllt in einen Mantel von lila Kattun mit schwarzen Tüpfeln, den Kopf bedeckt oder vielmehr begraben durch den Capuchon dieses Mantels, längs den Häusern der Rue Saint-Honore hin, verbarg sich in einer Thürvertiefung oder an einer Mauerecke, so oft eine Patrouille erschien, blieb unbeweglich wie eine Statue, hielt den Athem an, bis diese Patrouille vorübergegangen war, und setzte dann ihren raschen, unruhigen Lauf wieder fort, bis sie eine Gefahr ähnlicher Art zum Stillestehen und zur Unbeweglichkeit zwang.

Sie hatte so bereits, und zwar ungestraft, in Folge der Vorsichtsmaßregeln, die sie nahm, einen Theil der Rue Saint Honore durchlaufen, als sie plötzlich an der Ecke der Rue de Grenelle, nicht auf eine Patrouille, aber auf eine kleine Truppe von den braven Freiwilligen stieß, welche in der Getreidehalle gespeist hatten, wobei ihre Vaterlandsliebe durch die zahlreichen Toaste, die sie auf ihre künftigen Siege ausgebracht, in Begeisterung gerathen war.

Die arme Frau gab einen Schrei von sich und suchte durch die Rue du Coq zu entfliehen.

„Heda, heda, Bürgerin!“ rief der Anführer der Freiwilligen, denn schon, so sehr ist das Bedürfniß, befehligt zu werden, dem Menschen natürlich, denn schon hatten diese würdigen Patrioten Anführer ernannt. „Heda, wohin gehst Du?“

Die Flüchtige antwortete nicht und setzte ihren Lauf fort.

„Schlagt an!“ sprach der Führer; „das ist ein verkleideter Mann, ein Aristokrat, der sich aus dem Staube macht.“

Und das Geräusch von zwei oder drei Flinten, welche unregelmäßig auf Hände fielen, die zu sehr schwankten, um sicher zu sein, kündigte der armen Frau den Vollzug der unseligen Bewegung an.

„Nein, nein!“ rief sie, indem sie plötzlich anhielt und zurückkehrte, „nein Bürger, Du täuschest Dich; ich bin kein Mann.“

„Dann hierher getreten und kategorisch geantwortet,“ sprach der Anführer. „Wohin gehst Du, reizende Nachtschöne?“

„Bürger, ich gehe nirgendshin, ich kehre nach Hause zurück.“

„Ah! Du kehrst nach Hause zurück?“

„Ja.“

„Das heißt für eine ehrliche Frau ein wenig spät nach Hause kehren, Bürgerin.“

„Ich komme von einer Verwandtin, welche krank ist.“

„Arme kleine Katze,“ sprach der Anführer, indem er mit der Hand eine Geberde machte, vor der die erschrockene Frau rasch zurückwich; „und wo ist unsere Karte?“

„Meine Karte? Wie so, Bürger? Was willst Du damit sagen und was verlangst Du von mir?“

„Hast Du das Decret der Gemeinde nicht gelesen?“

„Nein.“

„Du hast es also ausrufen hören?“

„Nein. Mein Gott, was enthält denn dieses Decret.“

„Vor allem sagt man nicht mehr mein Gott, sondern oberstes Wesen.“

„Verzeih', ich habe mich getäuscht. Es ist eine alte Gewohnheit.“

„Eine schlechte Gewohnheit, eine aristokratische Gewohnheit.“

„Ich werde mich zu verbessern suchen, Bürger. Doch Du sagtest . . .“

„Ich sagte, das Decret der Gemeinde verbiete nach zehn Uhr Abends ohne eine Bürgerkarte auszugehen. Hast Du Deine Bürgerkarte?“

„Ach! nein.“

„Du hast sie bei Deiner Verwandtin liegen lassen?“

„Ich wußte nicht, daß ich mit einer solchen Karte versehen sein sollte.“

„Dann gehen wir auf den ersten Posten, dort wirst Du Dich dem Kapitän hübsch erklären, und wenn er mit Dir zufrieden ist, läßt er Dich durch zwei Mann in Deine Wohnung zurückführen, wenn nicht, so behält er Dich bis auf weitere Erkundigung. In Rotten links, Geschwindschritt, vorwärts, Marsch.“

Bei dem Schreckensschrei, den die Gefangene ausstieß, begriff der Anführer der Freiwilligen, daß die arme Frau diese Maßregel ungemein fürchtete.

„Oh! oh!“ sagte er, „ich bin fest überzeugt, wir haben ein ausgezeichnetes Wildpret gefangen. Vorwärts, vorwärts, meine kleine Ci-devant.“

Und der Anführer nahm den Arm der Beschuldigten, legte ihn unter den seinigen und zog sie, trotz ihres Geschreis und ihrer Thränen, nach dem Posten des Palais-Egalité.

Man war bereits auf der Höhe der Barriere des Sergents, als plötzlich ein junger Mann von hoher Gestalt, in einen Mantel gehüllt, sich um die Ecke der Rue des Petits-Champs wandte und gerade in dem Augenblick erschien, wo die Gefangene durch ihre Bitten ihre Freiheit wieder zu erlangen suchte. Aber ohne auf sie zu hören, schleppte sie der Anführer der Freiwilligen unbarmherzig fort. Die Frau stieß einen Schrei halb aus Schrecken, halb aus Schmerz aus.

Der junge Mann sah diesen Kampf, hörte diesen Schrei, sprang von einer Seite der Straße auf die andere und befand sich vor der kleinen Truppe.

„Was gibt es, und was thut man dieser Frau?“ fragte er denjenigen, welcher der Anführer zu sein schien.

„Ehe Du mich befragst, mische Dich zuerst in Deine Angelegenheiten.“

„Wer ist die Frau, Bürger, und was wollt Ihr von ihr?“ wiederholte der junge Mann mit einem Tone, welcher noch gebieterischer klang, als das erste Mal.

„Aber wer bist Du selbst, daß Du mich befragst?"

Der junge Mann schlug seinen Mantel aus einander und man sah ein Epaulette auf einem militärischen Kleide glänzen.

„Ich bin Officier, wie Ihr sehen könnt," sagte er.

„Officier . . . bei was?"

„Bei der Bürgergarde."

„Nun, was macht das uns?" entgegnete ein Mann von der Truppe; „kennen wir das, die Officiere von der Bürgergarde?"

„Was sagt er?" fragte ein Anderer mit dem schleppenden, dem Mann des Volkes, oder vielmehr des Pariser Pöbels, der sich zu ärgern anfängt, eigenthümlichen Tone.

„Er sagt, wenn die Epaulette dem Officier nicht Respect verschaffe, so werde der Säbel die Epaulette respectiren machen", entgegnete der junge Mann.

Zu gleicher Zeit that der unbekannte Vertheidiger der jungen Frau einen Schritt rückwärts, schob die Falten seines Mantels noch weiter zurück und ließ bei dem Schimmer eines Scheinwerfers einen soliden, breiten Infanteriesäbel glänzen. Dann ergriff er mit einer raschen Bewegung, welche eine gewisse Vertrautheit mit bewaffneten Kämpfen bezeichnete, den Freiwilligen am Kragen seiner Carmagnole, setzte ihm die Spitze seines Säbels an die Gurgel und sprach:

„Nun wollen wir wie zwei gute Freunde plaudern."

„Aber, Bürger . . ." sagte der Anführer der Freiwilligen, während er sich loszumachen suchte.

„Ah! ich sage Dir zum Voraus, daß ich Dir bei der geringsten Bewegung, die Du machst, bei der geringsten, die Deine Leute machen, den Degen durch den Leib jage."

Während dieser Zeit hielten beständig zwei von der Truppe die Frau.

„Du hast mich gefragt, wer ich sei," fragte der junge Mann fort, „Du hattest kein Recht dazu, denn Du befehligst keine regelmäßige Patrouille. Ich will es Dir jedoch sagen: ich heiße Maurice Lindey und habe am zehnten August eine Kanonierbatterie commandirt. Ich bin Lieutenant der Nationalgarde und Secretaire der Section der Brüder und Freunde. Genügt Dir das?"

„Ah! Bürger Lieutenant," antwortete der Anführer, stets bedroht durch die Klinge, deren Spitze er immer schwerer fühlte, „das ist etwas Anderes. Wenn Du wirklich bist, was Du sagst, nämlich ein guter Patriot . . ."

„Oh! ich wußte wohl, daß wir uns nach ein paar Worten verstehen würden," sagte der Officier. „Nun antworte ebenfalls: warum schrie diese Frau und was thatet Ihr derselben?"

„Wir führten sie auf den Wachtposten."

„Und warum führtet Ihr sie auf den Wachtposten?"

„Weil sie keine Bürgerkarte hatte, und weil das letzte Decret der Gemeinde Jeden zu verhaften befiehlt, der sich nach zehn Uhr Abends in den Straßen von Paris blicken läßt. Vergissest Du, daß das Vaterland in Gefahr ist, und daß die schwarze Fahne auf dem Stadthause weht?"

„Die schwarze Fahne weht auf dem Stadthause, und das Vaterland ist in Gefahr, weil zweimalhundert tausend Sklaven gegen Frankreich marschiren," entgegnete der Officier, „und nicht weil eine Frau nach zehn Uhr in den Straßen umherläuft! Doch gleichviel, Bürger, es besteht ein Decret der Gemeinde: Ihr seid in Eurem Rechte, und wenn Ihr mir das sogleich geantwortet hättet, wäre die Erklärung kürzer und minder stürmisch gewesen. Es ist gut, Patriot zu sein, es ist aber auch nicht übel, höflich zu sein, und der erste Officier, den die Bürger respectiren müssen, ist, wie mir scheint, derjenige, welchen sie selbst ernannt haben. Nun führt diese Frau fort, wenn Ihr wollt, Ihr seid frei."

„O Bürger," rief, den Arm von Maurice ergreifend, die Frau, welche der ganzen Debatte mit tiefer Angst gefolgt war. „O Bürger! gebt mich nicht der Willkühr dieser rohen, halbtrunkenen Menschen preis."

„Gut," sprach Maurice; „nehmen Sie meinen Arm, und ich werde Sie mit ihnen bis auf den Posten geleiten."

„Auf den Posten," wiederholte die Frau voll Schrecken, „auf den Posten! und warum mich auf den Posten führen, da ich Niemand etwas Böses gethan habe?"

„Man führt Sie auf den Posten," sprach Maurice, „nicht weil sie etwas Böses gethan haben, nicht weil man voraussetzt, Sie könnten etwa Böses thun, sondern weil ein Decret der Gemeinde ohne eine Karte auszugeben verbietet, und weil Sie keine haben."

„Aber, mein Herr, ich wußte nicht . . ."

„Bürgerin, Sie finden auf dem Posten brave Leute, welche Ihre Gründe zu schätzen wissen und von denen Sie nichts zu befürchten haben."

„Mein Herr," sprach die junge Frau, den Arm des Officiers drückend, „es ist nicht mehr die Beleidigung, was ich fürchte, es ist der Tod: wenn man mich auf den Posten führt, bin ich verloren." (Fortsetzung folgt.)

Naturgeschichte der Mädchenjahre.

Von M. G. Saphir.

1. Die Luftschlösserjahre.

Bis zum sechzehnten Jahre sind alle Mädchen Engel. Von dem Lichte, welches Umgebung und äußere Verhältnisse in ihnen und um sie verbreiten, hängt es ab, ob sie Engel des Lichtes oder Engel der Finsterniß werden.

Ein Mann hat um diese Zeit seine Flegeljahre, allein bei dem weiblichen Geschlechte verschmelzen diese Jahre in einen Gemüthszustand von Dämmerung, in ein Nebeln und Schwebeln, und das Herz eines Mädchens in diesem Zeitraum gleicht unsern lyrischen Produkten, in welchen Gefühl und Unsinn, hysterische Blässe und rosafarbne Dünkelhaftigkeit neben einander wohnen.

Erst mit dem sechzehnten Jahre tritt das weibliche Herz aus der Stiftshütte von Träumen, und aus dem Spinnhause nicht verstandener Gefühlsfäden in die Schule des Lebens, in eine Schule, in welcher leider das Examen erst dann vor sich geht, wenn das Leben kein Diplom und keine Preise mehr zu vertheilen hat.

Mit dem sechzehnten Jahre der Tochter fängt die eitelste und gefallsüchtigste Mutter, so gerne sie erst selbst für nicht viel über sechzehn Jahre gelten möchte, doch an, einzugestehen, daß „das Kind erstaunlich groß und unbegreiflich früh reif" wird.

Von diesem Augenblick treten die Mädchen ihre Luftschlösserwelt an und, indem sie von Fantasie und Einbildung große Summen aufnehmen, fangen sie ihren Bau an, und bauen, wie die meisten Bauherren, größtentheils auf eine Masse von Einwohnern, die theils neben-, theils nach einander diese Schlösser bewohnen sollen.

Jedes Ruhekissen, auf das sie ihr nachdenkliches Köpfchen hinlegen, wird zum ersten Stockwerke dieser himmelansteigenden Schlösser, und jeder Held aus dem eben gelesenen Roman macht die geflügelte Besatzung dieser Schlösser aus.

Vom sechzehnten bis zum neunzehnten Jahre sind die Luftschlösserjahre. Wehe dem Mann, der sich den Bauenden naht, wenn er nicht Demanten als Ziegelsteine, Rang und Würden als Stukkatur, glänzende Aussichten als Fensterscheiben, und Ruhm, Größe, Glanz als pompejanische Wandgemälde zu diesen Luftschlössern liefern kann!

Am aufgethürmten, schwindelhohen Luftschlosse sitzt die schöne, junge, hoffnungsblühende Erbauerin, und präludirt und singt:

„In meinem Schlößlein ists gar fein,
Komm' Ritter, kehr' bei mir ein!"

Aber, ach, wir haben keine Ritter mehr, wir haben bloß Reiter; und diese Reiter springen höchstens über eine zwei Fuß hohe Barriere, aber nicht über die Barrieren der Convenienz, und daher kömmt es, daß kein Reiter-Ritter in das Luftschloß sprengt, und es von seinem Wolkenkukuks-Heim in die wirkliche Welt herüberbaut, und die Erbauerin mit demselben. So bleiben denn die schönsten Luftschlösser unbewohnt, und, meine lieben Leserinnen, in einem Luftschlosse ist es kalt und öde und unheimlich zu wohnen, besonders für ein junges Mädchen, und ganz allein!

Wie oft werden in diesen drei Jahren die Luftschlösser umgeändert, überbaut, mit andern Pfeilern und Säulen verziert und in andere Luftregionen verpflanzt, aber nirgends will der Schloßherr aus der Erde springen, und keine Wirklichkeit macht das

Phantom bewohnbar! Endlich mit dem neunzehnten Jahre fängt die Fantasie an, nach etwas Haltbarerem als Luft-Baumaterialien zu greifen, und es beginnen

2. Die Kartenhäuserjahre.

Diese Häuser werden doch nicht ganz auf Nichts gebaut, wenn sie auch nicht auf festen Grund und Boden aufgeführt werden, so ist es doch ein dichter Gegenstand, auf dem sie errichtet werden. Die Mädchen fangen an mehr in die Breite als in die Höhe zu bauen; sie sehen schon mehr auf den Platz, den sie brauchen, als auf den Raum, den sie einnehmen möchten. Man fügt sich etwas williger dem Stoffe, der einem zu Gebote steht. Man gibt hier zu, und läßt dort nach. Es stürzt ein Kartenhaus nach dem andern ein; wenn die geschäftige Baumeisterin zu hoch hinaus will, so hält es nicht, das ganze Gebäude fällt ineinander, und es müssen andere Karten zu einem solidern Hause geholt werden. Da lernen die Mädchen behutsamer bauen; sie sehen, daß man nirgends anstoßen, nicht ungeheuer von sich blasen, und recht sachte und obachtsam zu Werke gehen muß, wenn man ein solches Kartenhaus aufführen will! Sie lassen sich die Mühe nicht verdrießen, einen Bauplan zehn und zwanzigmal zu erneuen, wenn ein Windstoß, ein böser Luftzug den Bau zehn und zwanzigmal über den Haufen geworfen hat. So ein Kartenhaus ist freilich solider und wohnlicher als ein Luftschloß, allein es sind doch nur Kartenhäuser, wenig Männer werden versucht, ihr ganzes Leben in einem Kartenhause zu wohnen! Da ist wohl Glätte von außen, und buntes Bildwerk von innen, aber es ist nicht fest gefügt, nicht hieb- und heb-fest, nichts auf festem Grund, die Männer verweilen lachend einen Augenblick bei der noch immer schönen Erbauerin solcher Kartenhäuser, aber sie werden keine Einwohner bekommen, das dreiundzwanzigste Jahr kömmt heran, und mit ihm:

3. Die Hausmannsjahre.

Die Luftschlösser waren bei der undankbaren Welt nicht assekurirt, und die Kartenhäuser waren auf Sand gebaut; das Leben wird aber immer sorglicher, die Jahre kälter, die Gesinnung schwalbenmäßiger, häuslich, in den flatternden Zipfel der Jugend ist nur noch ein Stückchen Frühling mit sparsamen rothen Fäden eingewirkt, und Alles ruft aus dem Mädchenherzen: „Ehe, kehr' ein, denn es will Abend werden!" und da, auf diesem Wendepunkt des Krebses, fangen die Mädchen an, sich bloß Versorgungshäuser zu bauen.

Die Versorgung über die Versorgung fängt an, und die Bauwuth ist von der schwindelnden, bunten Höhe der Luftschlösser bis in die mausfarbene Region eines kleinen häuslichen Lebens versunken, wo eigener Herd und Küche den Grundriß ausmachen.

In diesen Jahren von 25 bis 28, da fangen die Paradiesvögel, die vom Thau der Hoffnung lebten, und ohne Füße zwischen Himmel und Erde flatterten, allmälig an, die zarten Füßchen auszustrecken, um auf der lieben, prosaischen Erde, wo die Männer wachsen, festen Boden zu fassen. Leider fangen in diesem Jahre schon an, die Freierschwalben sich zum Abzug aus den herbstlichen Tagen zu rüsten; die Männer, die eine häusliche Versorgung lieben, tragen Bedenken, ob Wesen, die einige Jahre in Luftschlössern und einige Jahre in Kartenhäusern, möblirt mit dem kostbaren Geräthe ihrer Einbildung, zu wohnen gewohnt waren, lange und reell zufrieden würden in dem einfachen Versorgungshause eines bescheidenen Looses, und so nahet denn oft das 28. Jahr unter Zagen und Bangen, unter Harren und Hoffen, unter Sehnen und Täuschen heran, und da beginnen:

4. Die Strohhüttenjahre.

Vom achtundzwanzigsten bis zum einunddreißigsten Jahre sind die parforce-romantischen Jahre, wo die Mädchen endlich auf Luftschloß, Kartenhaus und Versorgung verzichten, aus der Noth eine Tugend, und aus der Heirathsucht eine bloße Lieb-, Schmacht- und Sehn-Sucht machen! Sie wollen nichts als ein liebendes Herz und eine „Strohhütte!"

In frühern Zeiten fanden sich bei den Mädchen diese Strohhütten-Fantasien nur im Paroxismus des frühen Jugendlebens ein. Da waren es bloß die Schneeglöckchen unter den Mädchen, die zarten Mägdlein, welche vor dem Frühling aus der Gefühlsdecke in die romantische Welt hineinwuchsen, die, großgezogen an Fouque's

blauflämmlicher Minne, an Lafontaine's taubenfütterndes Insichsehnen, und an Clauren's butterflüssige Dahingebung, dieses Sehnen und Drängen nach dem Lande, wo die Strohhütten blühen, in sich verspürten.

Jetzt aber finden wir diese Strohhütten nicht mehr am Eingange in die Mädchenjugend, sondern am Ausgange, und die Mädchen flüchten sich nur dann hinein, wenn sie schon zu lange leeres Stroh gedroschen haben. Dann werden bloß Herz, Gefühl, Liebe, Austausch der Gefühle, inniges Erkennen u. s. w. als die reellen Güter der Ehe betrachtet, und man will ja weiter nichts, als ein liebendes Herz, um sich an, und eine Strohhütte, um sich einzuschließen!

Aber, ach, du mein lieber Himmel! Strohhütten findet man zu achtundzwanzig Jahren wohl im Nothfalle noch manchmal, aber liebende Herzen sind in dieser Gegend sehr selten! Die „liebenden Herzen" bekömmt man bloß am Morgen des Lebens auf dem Wochenmarkt der Männer! Liebende Herzen muß man zum Gabelfrühstück nehmen, und nicht zur Abendsuppe! Und so kömmt denn das einunddreißigste Jahr und mit ihm:

5. Die Verzweiflungsjahre.

Das Schrecklichste der Schrecken ist ein Mädchen, das schon daran verzweifelt, ob es einen Mann bekömmt und doch a tout prix einen haben will! Wie jeder Mensch fürchterlich ist, der von Menschen oder vom Schicksal bis zur Verzweiflung getrieben wird.

In diesen Verzweiflungsjahren muß man ihnen aus dem Wege gehen, wenn man nicht angefallen sein will. Da sind sie fürchterlich, da gilt Gewalt und Faustrecht und Ueberfall! „Ein Mann!" ist die Losung, das Feldgeschrei: was er ist, wer er ist, wie er ist, was er hat, ob er was hat, das thut Alles nichts zur Sache. Von den Hilfszeitwörtern „Sein" und „Haben" ist es ihnen genug, wenn er nur ist und sie ihn nur hat.

Ich rathe allen Männern, den Mädchen in den Verzweiflungsjahren nicht nahe zu kommen, denn auf jeden Fall setzt es einen harten Kampf!

Diese Verzweiflungsjahre dauern bis ins sechsunddreißigste, dann an diesem Eckstein, an dieser kalten, steinernen, eckigen Grenzsäule aller Hoffnungen beginnen:

6. Die „hols der Teufel!"-Jahre.

Im sechsunddreißigsten, da, nach jahrelangem Ringen, Hoffen, Zweifeln, kömmt die eiserne, nothwendige, nicht mehr zu umgehende Entsagung!!! — Nach einem furchtbaren Kampfe unterschreiben sie in sich, an sich, die furchtbar schmerzliche Abdikations-Akte, und sagen endlich:

Hol's der Guckguck!

Wie Marius auf den Trümmern von Carthago sitzen sie auf den Ruinen von allen Luftschlössern, Kartenhäusern, Versorgungshäusern und Strohhütten, hinter ihnen raucht die Schädelstätte aller ihrer Wünsche und Hoffnungen auf, und vor ihnen liegen die langgestreckten Prairien, die ungeheuren Grasebenen ihrer Zukunft, und hier auf diesem Bileamspunkte ihres Lebens, hier entsagen sie, reißen sie alle Erwartungen aus ihrem Herzen, und werfen sie wie deukalionisches Gebein hinter sich, und rufen aus:

Hol's der Guguck!

Aber mit diesem Resignationsruf schwören sie blutigen Haß allen Männern, und grimmige Rache allen Frauen und Mädchen! Sie weihen ihr Leben nun ganz wie die Prairie-Indianer der blutigen, wilden, schonungslosen Menschenjagd in den Prairien ihrer künftigen Jahre! Sie schleifen ihre Lippen um zu Sicheln, und ihre Zungen zu Schwertern! Sie metzeln alle Männerliebe, alle Mädchentreue, alle Frauentugend nieder! Sie zerfleischen Alles, was liebt, geliebt hat und lieben wird, mit den Zähnen; sie waschen sich in dem Blute aller, die heirathen, geheirathet haben oder heirathen wollen; sie waten in dem vergossenen guten Ruf von Mädchen, Frauen und Wittwen; sie scharren todte Skandale aus dem Grabe der Vergessenheit!

Gott behüte jeden guten Namen, jedes gute Mädchen, jede treue Liebe, jedes redliche Verhältniß vor den Mädchen in diesen Jahren!!

Der
Chevalier von Maison-Rouge.
(Fortsetzung.)

II.
Die Unbekannte.

In dieser Stimme lag ein solcher Ausdruck von Furcht und angeborner Höhe, daß Maurice bebte. Diese vibrirende Stimme drang auch wie ein elektrischer Schlag bis in sein Herz.

Er wandte sich gegen die Freiwilligen um, welche sich berathschlagten. Gedemüthigt dadurch, daß sie ein einziger Mann in Schach gehalten, beriethen sie sich in der sichtbaren Absicht, den verlorenen Boden wiederzugewinnen; sie waren acht gegen Einen; drei hatten Flinten, die Anderen Pistolen und Piken. Maurice hatte nur seinen Säbel, der Kampf konnte nicht gleich sein.

Die Frau begriff das selbst; sie ließ ihren Kopf auf die Brust sinken und stieß einen Seufzer aus.

Die Stirne gefaltet, die Lippe verächtlich aufgezogen, den Säbel immer noch aus der Scheide, blieb Maurice unentschlossen zwischen seinen Gefühlen als Mensch, die ihn diese Frau vertheidigen hießen, und seinen Bürgerpflichten, welche ihm sie preiszugeben riethen.

Plötzlich sah man an der Ecke der Rue des Bons-Enfants den Blitz von mehreren Flintenläufen glänzen und man hörte den abgemessenen Marsch einer Patrouille, welche, eine Versammlung erblickend, ungefähr zehn Schritte vor der Gruppe Halt machte und durch die Stimme ihres Corporals: „Wer da?“ rief.

„Freund!“ rief Maurice entgegen. „Freund, hierher, Lorin.“

Derjenige, an welchen diese Aufforderung gerichtet war, setzte sich in Marsch, trat an die Spitze und näherte sich, rasch gefolgt von acht Mann.

„Ah! Du bist es, Maurice,“ sagte der Corporal, „ah, Libertin! was machst Du in den Straßen zu dieser Stunde?“

„Du siehst es, ich komme von der Section der Brüder und Freunde.“

„Ja, wir kennen das, um in die der Schwestern und Freundinnen zu gehen.

„Horch, Schöne, auf die Kunde,
Daß in der Geisterstunde
Von heißer Lieb entflammt
Heut' eine treue Hand
Den Riegel sachte ziehe,
Der sonst, wenn's dunkelt hinter Dir,
Verschließt die schwere Thür.

Ist es nicht so?“

„Nein, mein Freund, Du täuschest Dich; ich wollte unmittelbar nach Hause zurückkehren, als ich die Bürgerin fand, welche sich unter den Händen von Bürgern Freiwilligen sträubte; ich lief herbei und fragte, warum man sie verhaften wolle.“

„Daran erkenne ich Dich,“ versetzte Lorin;

„So ist in Frankreich ächter Rittersinn.“

Dann sich gegen die Freiwilligen umwendend:

„Und warum wolltet Ihr diese Frau verhaften?“ fragte der poetische Corporal.

„Wir haben es dem Lieutenant schon gesagt,“ antwortete der Anführer der kleinen Truppe, „weil sie keine Sicherheits-Karte hatte.“

„Bah! bah!“ rief Lorin, „das ist ein schönes Verbrechen.“

„Du kennst also die Bestimmung der Gemeinde nicht?“ fragte der Anführer der Freiwilligen.

„Doch! doch! aber es gibt auch eine andere Bestimmung, welche diese aufhebt.

„Welche?“

„Hört:

Auf dem Pindus und Parnaß
Sollen ohne allen Paß
In dem Schmuck der Jugend
Schönheit, Anmuth, Tugend
Frei zu jeder Tagesstunde
Fröhlich halten ihre Runde,
So gebeut es Amor.

„Ha! was sagst Du zu diesem Decret, Bürger? es ist galant, wie mir scheint.“

„Ja, doch es scheint mir nicht peremptorisch. Einmal kommt es nicht im Moniteur vor, dann sind wir weder auf dem Pindus, noch auf dem Parnaß, und endlich ist es nicht Tag; auch ist die Bürgerin vielleicht weder jung, noch schön, noch anmuthig.“

„Ich wette das Gegentheil,“ rief Lorin. „Laß sehen, Bürgerin, beweise mir, daß ich Recht habe, schlage Deine Haube zurück, damit alle Welt beurtheilen kann, ob Du den Bedingungen des Decrets entsprichst.“

„Ah! mein Herr,“ sagte die junge Frau, indem sie sich an Maurice preßte, „nachdem sie mich gegen Ihre Feinde beschützt haben, beschützen Sie mich auch gegen Ihre Freunde . . . . ich flehe Sie an.“

„Seht Ihr, seht Ihr,“ rief der Anführer der Freiwilligen, „sie verbirgt sich. Meiner Meinung nach ist es eine Spionin der Aristokraten, eine Schelmin, eine Straßenläuferin.“

„Oh! mein Herr,“ sprach die junge Frau, indeß sie Maurice einen Schritt vorwärts gehen ließ und ein durch Schönheit, Jugend und Erhabenheit bezauberndes Gesicht entblößte, das durch die Helle des Scheinwerfers beleuchtet wurde, „oh! schauen Sie mich an: sehe ich aus, als wäre ich das, was sie sagen?“

Maurice war geblendet. Nie war ihm etwas dem, was er jetzt erblickt hatte, Aehnliches im Traum erschienen. Wir sagen, was er erblickt hatte, denn die Unbekannte verschleierte abermals ihr Gesicht, und zwar so schnell, als sie es entblößt hatte.

„Lorin,“ sagte leise Maurice, „fordere die Gefangene, um sie nach Deinem Posten zu bringen, Du hast als Anführer der Patrouille das Recht dazu.“

„Gut!“ erwiederte der junge Corporal, „ich verstehe auch ein halbes Wort.“

Dann wandte er sich gegen die Unbekannte um und sprach:

„Vorwärts, meine Schöne, da Du uns nicht den Beweis geben willst, daß Du den Bedingungen des Decrets entsprichst, muß Du uns folgen.“

„Warum Euch folgen?“ versetzte der Anführer der Freiwilligen.

„Allerdings, wir führen die Bürgerin auf den Posten des Stadthauses, wo wir die Wache haben, und dort werden wir die Sache näher untersuchen.“

„Keines Wegs, keines Wegs,“ entgegnete der Anführer der ersten Truppe. „Sie gehört uns und wir werden sie bewachen.“

„Ah! Bürger, Bürger,“ rief Lorin, „wir werden uns ärgern.“

„Aergert Euch oder ärgert Euch nicht, das ist uns, beim Teufel! gleichgültig. Wir sind wahre Soldaten der Republik, und während Ihr in den Straßen patrouillirt, gehen wir hin und vergießen unser Blut an der Gränze.“

„Nehmt Euch in Acht, daß Ihr es nicht auf dem Wege vergießt, Bürger, und das könnte Euch wohl begegnen, wenn Ihr nicht artiger seid.“

„Die Artigkeit ist eine Aristokraten-Tugend, und wir sind Sans-culottes,“ erwiederten die Freiwilligen.

„Schweigt doch,“ versetzte Lorin, „sprecht nicht von dergleichen Dingen vor dieser Frau. Sie ist vielleicht eine Engländerin. Aergere Dich nicht über eine solche Vermuthung, mein schöner Nachtvogel,“ fügte er bei, indem er sich galant an die Unbekannte wandte:

„Höre, was ein Dichter sprach,
Leise lallen wir es nach:
Was ist der Britten weites Reich?
Ein Schwanennest in ungemeßnem Teich.“

„Ah! Du verräthst Dich,“ rief der Anführer der Freiwilligen; „ah! Du stehst zu, daß Du eine Creatur von Pitt, ein Besoldeter von England, ein . . .“

„Stille," sagte Lorin, „Du verstehst nichts von der Poesie, mein Freund; ich will auch in Prosa mit Dir sprechen. Höre, wir sind sanfte, geduldige Nationalgarden, aber insgesammt Kinder von Paris, was so viel sagen will, daß wir, wenn man uns die Ohren erhitzt, gehörig zuschlagen."

„Madame," sprach Maurice, „Sie sehen, was vorgeht, und errathen, was vorgehen wird: in fünf Minuten werden sich zehn bis zwölf Menschen für Sie erwürgen. Verdient die Sache, der sich diejenigen, welche Sie vertheidigen wollen, angenommen haben, das Blut, das deßhalb fließen soll?"

„Mein Herr," antwortete die Unbekannte die Hände faltend, „ich kann Ihnen nur Eines sagen: wenn Sie mich verhaften lassen, wird daraus für mich und Andere so großes Unglück entstehen, daß ich Sie bitte, mir lieber das Herz mit der Waffe, die Sie in der Hand halten, zu durchbohren und meinen Leichnam in die Seine zu werfen."

„Es ist gut, Madame," versetzte Maurice; „ich nehme Alles auf mich."

Und er ließ die Hände der schönen Unbekannten, die er in den seinigen hielt, fallen und sprach zu den Nationalgarden:

„Bürger, als Euer Officier, als Patriot, als Franzose befehle ich Euch, diese Frau zu beschützen, und Du, Lorin, wenn diese Canaille ein Wort sagt, zum Bajonnet gegriffen!"

„Ergreift die Waffen!" sprach Lorin!

„Oh! mein Gott! mein Gott!" rief die Unbekannte, indem sie ihren Kopf in ihren Capuchon hüllte und sich an einen Weichstein anlehnte. „Oh! mein Gott! beschütze ihn."

Die Freiwilligen versuchten es, sich in Vertheidigungsstand zu setzen. Einer von ihnen drückte sogar eine Pistole ab, deren Kugel den Hut von Maurice durchbohrte.

„Kreuzt die Bajonnete," rief Lorin, „Ram, plan, plan, plan, plan, plan, plan, plan."

Es trat dann in der Finsterniß ein Augenblick des Kampfes und der Verwirrung ein, wobei man ein paar Flintenschüsse, Verwünschungen, Geschrei, Blasphemien hörte, doch Niemand kam, denn es gieng, wie gesagt, ein dumpfes Gerücht von einer bevorstehenden Metzelei, und man glaubte, diese Metzelei beginne. Es öffneten sich nur zwei oder drei Fenster, um sich sogleich wieder zu schließen.

Minder zahlreich und minder gut bewaffnet, wurden die Freiwilligen in einem Augenblick kampfunfähig gemacht. Zwei von ihnen waren schwer verwundet, vier Andere, jeder mit einem Bajonnet auf der Brust, gleichsam an die Wand geklebt.

„So ist es gut," sprach Lorin, „ich hoffe, Ihr werdet nun sanft sein, wie die Lämmer. Dich, Bürger Maurice, Dich beauftrage ich, die Frau auf den Posten des Stadthauses zu führen. Du begreifst, daß Du für sie verantwortlich bist."

„Ja," erwiederte Maurice, und fügte dann leise bei:

„Und das Losungswort?"

„Oh! Teufel," versetzte Lorin, sich hinter dem Ohre kratzend, „das Losungswort . . . es ist . . ."

„Befürchtest Du etwa, ich könnte einen schlechten Gebrauch davon machen?"

„Oh! meiner Treue, mache einen Gebrauch davon, welchen Du willst, das ist Deine Sache."

„Du sagst also?"

„Ich sage, daß ich es Dir sogleich nennen will; doch zuerst laß mich diese Bursche wegschaffen. Dann wäre es mir nicht unangenehm, Dir, ehe ich von Dir gehe, mit ein paar Worten einen guten Rath zu geben."

Es sei, ich werde Dich erwarten."

Lorin kehrte zu den Freiwilligen zurück, welche die Nationalgarden immer noch im Respect erhielten.

„Nun," sagte er, „habt Ihr genug?"

„Ja, Hund von einem Girondisten," erwiederte der Anführer.

„Du täuschest Dich, mein Freund," sprach Lorin voll Ruhe, „wir sind bessere Sans-culottes als Du, in Betracht, daß wir zu dem Club der Thermopylen gehören, dessen Vaterlandsliebe man hoffentlich nicht in Zweifel ziehen wird. Laßt die Bürger gehen," fuhr Lorin fort, „sie ziehen nichts in Zweifel."

„Es ist darum nicht minder wahr, daß diese Frau eine Verdächtige ist . . ."

„Wenn sie eine Verdächtige wäre, so würde sie sich während der Schlacht geflüchtet haben, statt zu warten, wie Du siehst, bis die Schlacht beendigt war.“

„He,“ rief einer von den Freiwilligen, „was der Bürger da sagt, ist ziemlich richtig.“

„Uebrigens werden wir es erfahren, da sie mein Freund auf den Posten führt, während wir auf die Nation trinken gehen.“

„Wir gehen trinken?“ fragte der Anführer.

„Gewiß, ich habe gewaltig Durst, und ich kenne eine hübsche Schenke an der Ecke der Rue Thomas du Louvre!“

„Ei! warum sagst Du das nicht sogleich? Es ärgert uns, daß wir an Deinem Patriotismus gezweifelt haben; und zum Beweis, umarmen wir uns im Namen der Natio. und des Gesetzes.“

Und die Freiwilligen und die Nationalgarden umarmten sich voll Begeisterung. In jener Zeit übte man ebenso gern die Umhalsung, als die Enthalsung.

„Vorwärts, Freunde,“ riefen nun die zwei vereinigten Truppen, „an die Ecke der Rue Thomas du Louvre.“

„Und wir!“ sagten die Verwundeten mit kläglicher Stimme, „wird man uns hier zurücklassen?“

„Oh! ja wohl, zurücklassen!“ sagte Lorin; „Brave zurücklassen, welche für das Vaterland kämpfend gefallen sind, es ist wahr, gegen Patrioten kämpfend, doch aus Irrthum, das ist abermals wahr; man wird Euch Tragbahren schicken. Mittlerweile singt ie Marseillaise, das wird Euch zerstreuen.“

„Allez enfants de la patrie,
„Le jour de gloire est arrive.“

Dann näherte er sich Maurice, der mit seiner Unbekannten an der Ecke der Rue du Coq stehen blieb, während die Nationalgarden und die Freiwilligen Arm in Arm nach der Place du Palais-Egalite hinaufgingen und sagte:

„Maurice, ich habe Dir einen Rath versprochen, höre ihn. Komm lieber mit mit uns, als daß Du Dich gefährdest, indem Du die Bürgerin beschützest, die mir allerdings reizend vorkommt, aber darum nur um so verdächtiger ist; denn die reizenden Frauen, welche um Mitternacht in den Straßen umherlaufen . . .“

„Mein Herr,“ versetzte die Unbekannte, „ich bitte Sie, beurtheilen Sie mich nicht nach dem Anschein.“

„Vor Allem sagen Sie: mein Herr, was ein großer Fehler ist, hörst Du, Bürgerin? Oh! nun sage ich selbst Sie.“

„Ja, ja, Bürger, laß Deinen Freund seine gute Handlung vollenden.“

„Wie dies?“

„Dadurch, daß er mich bis in meine Wohnung zurückführt und mich den ganzen Weg entlang beschützt.

„Maurice, Maurice,“ versetzte Lorin, „Du gefährdest Dich furchtbar.“

„Ich weiß es wohl,“ antwortete der junge Mann; „doch was willst Du? wenn ich die arme Frau verlasse, wird sie auf jedem Schritt von Patrouillen festgenommen werden.“

„Oh! ja, ja, während ich mit Ihnen, mein Herr, während ich mit Dir, Bürger, will ich sagen, gerettet bin.“

„Du hörst es, gerettet!“ sprach Lorin. „Sie läuft also große Gefahr?“

„Höre, mein lieber Lorin,“ entgegnet Maurice, „wir wollen gerecht sein. Es ist eine gute Patriotin oder eine Aristokratin. Ist es eine Aristokratin, so hatten wir Unrecht, sie zu beschützen; ist es eine gute Patriotin, so entspricht es unserer Pflicht, sie zu behüten.“

„Verzeih, verzeih, lieber Freund, es thut mir leid für Aristoteles; doch Deine Logik ist albern. Du bist wie derjenige, welcher sagte:

„Iris stahl mir die Vernunft,
Fordert Weisheit dann von mir.“

„Höre Lorin,“ sprach Maurice, „ich bitte Dich, laß Dorat, Parny, Gentil-Bernard ruhen. Sprechen wir im Ernste: willst Du mir das Losungswort geben oder nicht geben?“

„Das heißt, Maurice, Du versetzst mich in die Nothwendigkeit, meine Pflicht meinem Freunde, oder meinen Freund meiner Pflicht zu opfern. Ich befürchte aber sehr, Maurice, die Pflicht wird geopfert werden."

„Entschließe Dich zu dem Einen oder zu dem Andern, mein Freund. Doch im Namen des Himmels, entschließe Dich auf der Stelle."

„Du wirst keinen Mißbrauch davon machen?"

„Ich verspreche es Dir."

„Das ist nicht genug; schwöre!"

„Auf was?"

„Schwöre auf den Altar des Vaterlands."

Lorin nahm seinen Hut ab, streckte ihn gegen Maurice auf der Seite der Cocarde aus, und Maurice, der die Sache ganz einfach fand, leistete, ohne zu lachen, den verlangten Eid auf den improvisirten Altar.

„Und nun," sagte Lorin, „und nun höre das Losungswort: Gallien und Lutetia. Vielleicht begegnen Dir einige, die Dir sagen wie mir: Gallien und Lucretia; bah! laß es gut sein, das ist immer noch römisch."

„Bürgerin," sprach Maurice, „nun bin ich zu Ihren Diensten. Ich danke, Lorin."

„Glückliche Reise" versetzte dieser, während er sich wieder mit dem Altar des Vaterlandes bedeckte; und getreu seinem anakreonischen Geschmack entfernte er sich, während er murmelte:

„Lenore, Du hast sie gekannt,
Die Sünde im Rosengewand;
Du hast sie gefürchtet und dennoch begangen,
Du hast sie ersehnt mit heimlichem Bangen,
Sag an, ob sie schrecklich?" . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Der zweideutige Regenschirm.

Ein Abenteuer mit nassem Anfange und trockenem Ende.

Von M. G. Saphir.

Es war einer unserer schönsten Sommertage, mir klapperten die Glieder in den kalten Zimmern; ich hüllte mich in einen leichten Sommerpelz, und zog durch die Straßen Wiens.

Ich habe schon oben gesagt: es war einer unserer schönsten Sommertage, es fing also auch sogleich zu regnen an.

Ich trage seit langer Zeit keinen Regenschirm mehr, erstens weil ich keinen habe, zweitens, — denn es gibt Menschen, die mit dem gründlichsten Grund nicht zufrieden sind — und zweitens weil ich nicht gerne der Diener meines Regenschirmes bin, der sich, wenn es nur ein Bischen schlechtes Wetter ist, von mir tragen läßt. — Sobald ein Regenschirm erfunden werden wird, der bei schmutzigem Wetter mich tragen wird, schaffe ich mir auch gleich einen an. — Der Regen fing an dermaßen in Strömen herabzustürzen, daß ich genöthigt war, in ein Hausthor zu treten, und mich, wie man sagt: unterzustellen.

Daß Regen und Sturm, Donner und Blitz der Liebe günstig sind, ist eine bekannte Sache. Wie hieß nur gleich die da? Dido! richtig!

Sogar das prosaischste Ding im Leben kann einem Liebesgenie zum glücklichen Behelf werden; Zeuge dessen: der Mantel, den Leicester über den Morast legte, damit Elisabeth darüber spaziere; Herr Loth ist seiner Frau los geworden, weil sie sich nach einem Feuer-Regen umsah; kurz, das Grollen der Elemente ist der Liebe günstig, so auch mir dieser Platzregen, dieser Regen und dieser Platz.

Es war in der—Gasse, der Leser kann nicht fehlen, denn gerade über dem Hause steht alle Abend, wenn der Himmel mit Wolken umzogen ist, das Sternbild: die Spika.

Ich stand im Thor und sah zum Himmel empor, denn der Mensch richtet leider nur dann erst seinen Blick zum Himmel, wenn Sturm und Ungewitter ihm droht. Da erblick' ich plötzlich, auf dem Wege zwischen mir und dem Himmel, ein Fenster vis-a-vis, und an dem Fenster — acht an dem Fenster! — Nun meint der Leser gewiß, es wird heißen: „und an dem Fenster ein weibliches Wesen u. s. w.?" nicht wahr, das meint der Leser?

Es ist auch wahr, und an dem Fenster ein weibliches Wesen. Ein weibliches Wesen, wie soll ich es gleich schildern? Lieber Leser, schildere sie dir selbst, nach eigenem Belieben, ich bin mit Allem zufrieden. — Wie du sie schilderst, so soll sie gewesen sein.

Sie saß am Fenster und — las? Nein! Begoß die Blumen? Nein! Tändelte mit der Nachtigall? Nein — Ich will die Leser nicht täuschen. Ich bin in diesem Augenblicke Historiker und nicht Romantiker! Ich gebe historische Wahrheit! Sie saß am Fenster und spitzte sich die Nägel.

Ich sah hinauf, sie sah herab, es war richtig; wir sahen uns, wir liebten uns, wir schwuren uns ewige Treue! Alles durch Physiognomik!

Die Scheibe! die Fensterscheibe! die verdammte Fensterscheibe genirte mich gewaltig. Der Mensch traue nie einer Fensterscheibe! Ein Mädchen hinter der Fensterscheibe ist ein ganz anderes Wesen, als ohne die Fensterscheibe. Die Glasermeister haben die größten Illusionen im Leben hervorgebracht. Ein Mädchenkopf hinter einem Fensterglas bringt die größte optische Täuschung hervor! Prima regula Juris est: Man verliebe sich nie, bevor sie das Fenster aufgemacht hat!

Sie machte das Fenster auf! Ach, welche Schönheit! Sie war schön wie, wie siehe meine gesammelten und noch ungesammelten Schriften, Seite 17, 39, 44, 67, 120, 201, 304, 506 und so weiter, und wähle ein Muster — Honoratioren zahlen dafür nach Belieben.

Sie sah zum Himmel empor und dann zu mir! Ich war ja auch ihr Himmel! — Dann machte sie das Fenster wieder zu! Warum machte sie das Fenster wieder zu? Weil es regnete! Richtig! Die Leser wissen jetzt gleich Alles, man kann sie gar nicht mehr überraschen!

Sie sah wieder herab, auf einmal sprang sie auf, eilte vom Fenster weg, blieb einige Minuten weg, kam dann zurück und lächelte. In diesem Augenblick kam die beflügelte Iris, oder um deutlicher zu sein, ihr Stubenmädchen, über die Straße gehüpft, brachte mir einen Regenschirm und sagte: „Das gnädige Fräulein sendet Ihnen hiermit einen Regenschirm!" — Sagt's und verschwand, indem ich ihr noch nachrief: „Ich werde die Ehre haben, den Schirm mit meinem Dank dem Fräulein selbst zu überbringen."

Man sage was man will, die Frauen sind liebenswürdiger, als die Männer, auch sogar wie ich! Und sie wissen mit solchem Anstand uns Gelegenheit zu geben, mit ihnen bekannt zu werden, daß wir Herren der Schöpfung wahre Tölpel der Schöpfung dagegen sind.

Am andern Tage, es war gerade gleich den Tag darauf, es war sehr schönes Wetter, ging ich zu ihr.

Welch ein Unterschied: gestern und heute! Gestern ging ich im Regen ohne Regenschirm, heute im Sonnenschein mit einem Regenschirm! Die Natur ist reich an solchen sinnigen Kontroversen!

Ich ging hinauf, legte mein Herz an die Thüre, es klopfte; „Herein!" rief eine flötenweiche Stimme, und ich trat hinein. Sie saß am Fenster — ich nahte mich, das Pfand der Liebe auf dem Arm, den Regenschirm.

„Fräulein," sagte ich, und korrigirte mich sogleich: „Holdes Fräulein. Im Leben gewährt der Mann den Frauen Schutz, und die Frauen den Männern Schirm!" Hier wartete ich, um den Effekt dieser brillanten Introduktion abzuwarten. Sie machte keinen Effekt. Aha, dachte ich, zieh den witzigen Bramsegel ein, und pflanze den sentimentalen Fockmast auf! Ich begann also wieder:

„Verehrteste Holde, wie glücklich, wer nach Lebenssturm und aus des Daseins Wolkenhimmel sich auf die glückliche Sonnenterrasse eines empfindenden Herzens flüchten kann!"

Ich endete wieder, um die Wirkung dieses empfindlichen Bollers zu beobachten. Er verhallte wirkungslos!

Kurz, meine Schöne blieb kalt, schroff, unzugänglich. Diese Heuchelei verdroß mich! Mir den Regenschirm zu schicken, mir so zu sagen auf gut regenschirmerisch anzudeuten: „Komm mit ihm wieder!“ und nun so die Spröde zu spielen!

Ich versuchte noch einige Anläufe, Alles vergebens. Sie sagte: „Ich bitte Sie sehr, mich zu verschonen!“

Das war zu arg! Ich entschuldigte meine Kühnheit mit der Heftigkeit meiner Leidenschaft, und ging endlich so weit, ihr zu sagen: „Die Güte, mit welcher Sie mir den Regenschirm schickten, nahm ich für eine mich beglückende Einladung, mich dann selbst bei Ihnen vorzustellen!“

Sie sprang auf, eine edle Röthe überflammte das holde Angesicht, und sie sprach: „O ihr eitlen Männer! So wissen Sie denn, Ihr Anblick und Ihr Gegenüberstehen war mir so unleidlich, so zuwider, daß ich es vorzog, Ihnen je eher je lieber den Regenschirm zu senden, um Sie nur recht bald von da drüben los zu werden!“

Daß ich bei dieser Anrede ein verteufelt dummes Gesicht gemacht haben muß, wird man mir leicht glauben, doch raffte ich noch alle meine Ironie zusammen, um zu fragen: „Aber, mein holdes Fräulein, was hat Sie denn genöthigt, am Fenster zu bleiben, wenn Ihnen mein vis-a-vis so verhaßt war?“ — Sie machte einen spöttischen Knicks, und sagte lachend: „Und wie, mein genialer Herr, wenn ich nun meinen wirklichen Geliebten erwartet hätte? Ich empfehle mich Ihnen!“ und damit schlüpfte sie in ein Nebenzimmer. Ich machte Rechtsum und zog ab, indem ich den zweideutigen Regenschirm auf den Tisch legte. Darauf schrieb ich diese erbauliche Historia nieder, zur eigenen, öffentlichen Selbstgeißelung, und zum moralischen Exempel für die Eitelkeit und Eigenliebe sämmtlicher Mannspersonenwelt.

Der tanzende Nachtlöhner.

Von M. G. Saphir.

Wenn man ein Bischen darüber nachdenkt, woher es kömmt, daß zuweilen die sittsamsten Mädchen in schlechten Ruf kommen, daß die unschuldigste Frau in üble Nachrede geräth; so kömmt man auf eine der Haupt-Ursachen: schlecht gewählte, leichtsinnige Gesellschaft, und der Hang zu diesen hirnlosen und geistlosen Gesellschaften entsteht aus den drei Suchten der weiblichen Welt: Putzsucht, Gefallsucht, Tanzsucht, das ist der Positiv, Komparativ und Superlativ des Zugrundegehens aller bessern Frauen-Natur.

Ich brauche zu meinem heutigen Bilde nur die Tanzsucht allein.

Viele Eltern leiden an einem einfachen Uebel, an einer Tochter, die sie gerne verheirathen möchten, oder an einem doppelten Uebel, an zwei Töchtern, oder an einem dreifachen, an drei Töchtern u. s. w.

Gegen dieses Heirathsübel werden, wie gegen alle örtliche Uebel, gegen Gicht u. s. w., Badekuren und Schweißkuren gebraucht. — Im Sommer geht man auf Badeorte, Karlsbad, Pyrmont, Aachen u. s. w., vielleicht gießt ein unschuldiger Freier das Bad mit dem schönen Kinde aus, und heirathet es; im Winter aber braucht man Schweißkuren, die sogenannten Jourfix, oder Hausbälle, oder Pikniks, wo die armen Kandidatinnen des Ehestandes sich im Schweiße ihres Angesichts einen Mann ertanzen sollen. Zum Heirathen gehören aber Freier, zum Tanzen Tänzer! Die Mädchen können sich nicht untereinander heirathen, die Mädchen können nicht untereinander tanzen!

Die Tänzer sind aber jetzt so rar, wie die Freier! Den Hof wollen die Männer jetzt den Mädchen machen, aber kein Haus machen sie ihnen dazu; aufziehen thun sie die Mädchen fleißig, aber nicht zum Tanz!

„Tänzer! Tänzer! Um Gotteswillen Tänzer!“ Das ist der Noth- und Hilfsruf aller albernen Mütter!

Der Mann jammert: „Kann ich Tänzer aus der Erde stampfen? Wächst mir ein

Tanz-Anführer in der flachen Hand!" Aber das Schrecklichste der Schrecken ist eine Mutter in ihrem Wahn!

„Tänzer! der gute Ruf meiner Töchter für einen Tänzer!"

Jeder Bekannte wird also auf Tänzer-Raub ausgeschickt. Ein Jeder darf einen Tänzer bringen; ob dieser Tänzer nun reich oder arm, klug oder dumm, gesittet oder lasterhaft, geachtet oder verrufen ist, das gilt gleich, ist er doch ein Tänzer!

Diese Hausfreunde zerstreuen sich nun in Kaffeehäusern, in Bierkneipen, an Straßenecken, in Theatern, und rufen: „Ist kein Tänzer unter Euch?" Ist einer da, so wird er gefragt: „Tanzen Sie? Tanzen Sie viel?" Dann wird mit dem armen Schlachtopfer ein Pakt geschlossen, er wird als Nachtlöhner gemiethet, er muß Alles tanzen, mit Allen tanzen, die ganze Nacht tanzen!

Das tanzende Opferlamm wird Abends schwarz angezogen, eine Rose in sein Knopfloch gesteckt, gelbe Handschuhe bekömmt er, und nun wird er in die Gesellschaft, die er nicht, die ihn nicht kennt, geführt. Er präsentirt sein Kreditiv als Tänzer, und weder Mutter noch Tochter, noch die eilfhundert thörichten Jungfrauen, die eingeladen sind, fragen: „Wer ist das, was ist er?" Mag es der angeschlachteste Bengel, der hirnloseste Fant, der sittenloseste Roue sein, was thut das? Er ist ein Tänzer!

„Dieß eine Wort erschlägt zehntausend Rücksichten!

Aber dafür muß der arme Mann auch arbeiten! Wie ein Lastthier keucht er unter seinem unsterblichen Berufe!

Er muß die Paare stellen, den Cotillon anführen, die Touren arrangiren u. s. w.; keinen Augenblick darf der Arme rasten, er muß ein perpetuum mobile sein.

Will er einen Augenblick sitzen, so kömmt die Hausfrau: „Ach, ich bitte Sie, tanzen Sie doch mit der dicken Frau Z. ein Bischen, es fordert sie Niemand auf!" und der arme tanzende Nachtlöhner geht hin und fordert das lebendige Rondeau auf, und

„Tanzet herauf, und tanzet hernieder,
Bis ihm knacken die zerbrochenen Glieder."

Erschöpft lehnt er sich an eine Stuhllehne, da kömmt das Hausfräulein: „Ich bitte Sie, Liebster, ziehen Sie doch das kleine Fräulein dort ein Bischen zum Tanze auf, sie ist schon beleidigt." Mit schmerzlicher Resignation geht das Opferlamm hin, zieht das kleine Fräulein auf, und walzt wieder wie eine Windsbraut um den Saal herum, läßt sie dann in ihren Sessel hineinfallen, und lehnt sich athemlos in die Fenstervertiefung; allein, nein, noch ist dir keine Ruhe beschieden, du weises, thätiges, menschenfreundliches Haupt! Die Frau kömmt wieder: „Das Fräulein X will eine Masurka tanzen, Sie thuen mir die Freundschaft!"

Und der tanzende Nachtlöhner rafft sich zusammen, und gekocht wie ein Krebs, aber deßhalb nicht minder roh, hat er vollendet!

In einer seligen Minute will er seinen heißen Gram an dem Busen eines Gefrorenen ausschütten, da wird zum Cotillon geblasen!

„Auf auf, mein Tänzer, zu Pferd, zu Pferd!"

Da steht er wieder, verlassen hat er sein Eis, seine Mandelmilch, und neuerdings tanzt er eine Stunde herab.

Wenn die Nacht zu Ende ist, wenn die Lichter ausgebrannt sind, die Mädchen blaß, die Frisuren zerrissen, und Alles geht, streicht der lendenlahme, abgehetzte Nachtlöhner seinen Dank ein und erhält die dringende Einladung, ja zum nächsten Tanz wieder zu kommen. Wie er fort ist, fragt man sich: „Wer ist denn das?" Kein Mensch weiß es. Die Hausfrau fragt: „Wer hat ihn denn gebracht?" Es ist kaum zu ermitteln.

Ein paar Tage später geht ein liebes, sittsames, unschuldiges Mädchen über die Straße; ein verrufener, als sittenlos bekannter junger Mann grüßt sie ganz vertraulich; die Leute, die es bemerken, zucken die Achsel, — und er sagt zu seinem Begleiter; „Mit der steh' ich auf einem kurtosen Fuß!"

Das Mädchen war auf jenem Hausball, und der Begrüßende war der tanzende Nachtlöhner!

„Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären!"

Der

Chevalier von Maison-Rouge.

(Fortsetzung.)

III.

Die Rue des Fossés-Saint-Victor.

Als sich Maurice mit der jungen Frau allein fand, fühlte er sich ein wenig verlegen. Die Furcht, bethört zu sein, der Reiz dieser wunderbaren Schönheit, ein unbestimmter innerer Vorwurf, der das reine Gewissen des exaltirten Republikaners bedrückte, hielten ihn im Augenblick zurück, wo er der jungen Frau seinen Arm zu geben im Begriff war.

„Wohin gehen Sie, Bürgerin?" sagte er zu ihr.

„Ah! mein Herr, sehr weit," antwortete sie.

„Aber doch ..."

„In die Gegend des Jardin des Plantes."

„Es ist gut: gehen wir."

„Oh! mein Gott, mein Herr," sprach die Unbekannte, „ich sehe wohl, daß ich Sie belästige; doch glauben Sie mir, ohne das Unglück, das mir begegnet ist, und wenn ich nicht große Gefahr zu laufen überzeugt wäre, würde ich Ihren Edelmuth nicht so mißbrauchen."

„Aber, Madame," sprach Maurice, der bei diesen Zusammensein unter vier Augen die von dem Wörterbuch der Republik vorgeschriebene Sprache vergaß und zu seiner gewöhnlichen Sprache zurückkehrte, „wie kommt es, aufrichtig gestanden, daß Sie sich zu dieser Stunde auf den Straßen von Paris befinden? Sehen Sie, ob Sie, uns ausgenommen, eine einzige Person erblicken!"

„Mein Herr, ich habe es Ihnen gesagt, ich machte einen Besuch im Faubourg du Roule. Ich entfernte mich um Mittag von Hause, ohne etwas von dem zu wissen, was vorgeht, und kehrte nun zurück, ohne mehr erfahren zu haben: meine ganze Zeit verging in einem etwas entlegenen Hause."

„Ja," murmelte Maurice, in irgend einem Hause von Ci-devant, in einem Aristokratenschlupfwinkel. Gestehen Sie, Bürgerin, daß Sie, während Sie ganz laut Beistand von mir verlangen, ganz leise darüber lachen, daß ich Ihnen denselben gewähre."

„Ich!" rief sie, „und warum dies?"

„Allerdings; Sie sehen, daß ein Republikaner Ihnen als Führer dient; nun, dieser Republikaner verräth ganz einfach seine Sache."

„Aber, Burger," versetzte die Unbekannte, „Sie sind im Irrthum, ich liebe die Republik eben so sehr als Sie."

„Wenn sie eine gute Patriotin sind, haben Sie nichts zu befürchten. Woher kommen Sie?"

„Oh! mein Herr, ich bitte!" sagte die Unbekannte.

Es lag in diesem „mein Herr" ein solcher Ausdruck tiefer, zarter Schamhaftigkeit daß sich Maurice in den darin enthaltenen Gefühlen nicht täuschen zu können glaubte.

„Diese Frau kommt sicherlich von einem Liebesrendezvous," sagte er.

Und ohne zu begreifen, warum, fühlte er, wie sich bei diesem Gedanken sein Herz zusammenschnürte.

Von diesem Augenblick an versank er in ein Stillschweigen.

Die zwei nächtlichen Wanderer hatten indessen die Rue de la Verrerie erreicht, nachdem sie drei oder vier Patrouillen begegnet waren, welche sie mit Hülfe des Losungswortes frei ziehen ließen, als bei einer letzten der Officier Schwierigkeiten zu machen schien.

Maurice glaubte dem Losungsworte seinen Namen und seine Wohnung beifügen zu müssen.

„Gut," sagte der Officier, „das ist für Dich, aber die Bürgerin?"

„Die Bürgerin?"

„Wer ist sie?"

„Es ist . . . die Schwester meiner Frau."

Der Officier ließ sie vorüber.

„Sie sind also verheirathet, mein Herr?" flüsterte die Unbekannte.

„Nein, Madame; warum dies?"

„Weil es dann kürzer gewesen wäre, Sie hätten gesagt, ich sei Ihre Frau," erwiederte sie lachend.

„Madame," sprach Maurice, „der Name Frau ist ein heiliger Titel, den man nicht leichtsinnig geben muß. Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen."

Nun war die Reihe an der Unbekannten, sie fühlte ebenfalls, wie ihr Herz sich zusammenschnürte, und versank auch in ein Stillschweigen.

In diesem Augenblick gingen sie über den Pont Marie.

Die junge Frau marschirte immer schneller, je mehr man sich dem Ziele des Laufes näherte.

Man kam über den Pont de la Tournelle.

„Wir sind, glaube ich, in Ihrem Quartier," sagte Maurice, als er den Fuß auf den Quai Saint-Bernard setzte.

„Ja, Bürger," sprach die Unbekannte, „doch gerade hier bedarf ich Ihres Beistands am meisten."

„In der That, Madame, Sie verbieten mir, indiscret zu sein, und thun zu gleicher Zeit Alles, was Sie können, um meine Neugierde rege zu machen. Ich bitte, etwas Vertrauen, ich habe es, wie ich glaube, wohl verdient. Werden Sie mir nicht die Ehre erweisen, mir zu sagen, mit wem ich spreche?"

„Mein Herr," versetzte die Unbekannte lächelnd, „Sie sprechen mit einer Frau, die Sie von der größten Gefahr, welcher sie je preisgegeben war, gerettet haben, und die Ihnen ihr ganzes Leben dankbar sein wird."

„Ich verlange nicht so viel von Ihnen, Madame; seien Sie minder dankbar und sagen Sie mir in dieser Sekunde Ihren Namen."

„Unmöglich."

„Sie hätten ihn doch dem ersten besten Sectionär genannt, der Sie auf den Posten geführt haben würde."

„Nein, niemals!" rief die Unbekannte.

„Dann wären Sie in den Kerker gebracht worden."

„Ich war zu Allem entschlossen."

„Aber der Kerker in diesem Augenblik . . ."

„Ist das Schaffot, ich weiß es."

„Und Sie hätten das Schaffot vorgezogen?"

„Dem Verrath . . . meinen Namen nennen hieß verrathen!"

„Ich sagte Ihnen wohl, daß Sie mich eine sonderbare Rolle für einen Republikaner spielen ließen!"

„Sie spielen die Rolle eines edelmüthigen Mannes. Sie finden eine arme Frau, die man beleidigt, Sie verachten sie nicht, obgleich sie vom Volke ist, und da sie abermals beleidigt werden kann, so führen Sie diese Frau, um sie aus dem Schiffbruch zu retten, bis zu dem elenden Quartiere zurück, das sie bewohnt: das ist das Ganze."

„Ja, Sie haben Recht, dem Anscheine nach; das hätte ich glauben können, wenn ich Sie nicht gesehen, wenn Sie nicht mit mir gesprochen hätten. Doch Ihre Schönheit, Ihre Sprache bezeichnen eine Frau von Distinction; gerade aber diese Distinction, im Gegensatz mit Ihrer Kleidung und diesem elenden Quartier, beweist mir, daß Ihr Ausgang zu dieser Stunde irgend ein Geheimniß verbirgt; Sie schweigen . . . sprechen wir nicht mehr davon. Sind wir noch fern von ihre Wohnung, Madame?"

In diesem Augenblicke traten sie in die Rue des Fosses-Saint-Victor, durch die Rue de Seine.

„Sie sehen jenes kleine, schwarze Gebäude?" sagte die Unbekannte, indem sie die

Hand gegen ein Haus ausstreckte, das jenseits der Mauern des Jardin des Plantes lag.

„Sehr gut, Madame. Befehlen Sie, ich bin da, um zu gehorchen."

„Sie werden ärgerlich?"

„Ich! nicht im Geringsten; was ist übrigens Ihnen daran gelegen?"

„Es ist mir viel daran gelegen, denn ich habe mir von Ihnen noch etwas zu erbitten."

„Was?"

„Einen sehr herzlichen und liebevollen Abschied, einen Freundesabschied!"

„Einen Freundesabschied! oh! Sie erweisen mir zu viel Ehre, Madame. Ein seltsamer Freund, der nicht einmal den Namen seiner Freundin weiß, und dem diese Freundin ihre Wohnung verbirgt, ohne Zweifel aus Furcht vor der Unannehmlichkeit ihn wiederzusehen."

Die junge Frau neigte das Haupt und antwortete nicht.

„Madame," fuhr Maurice fort, „wenn ich ein Geheimniß errathen habe, so dürfen Sie mir deßhalb nicht grollen, ich trachtete nicht darnach."

„Ich bin an Ort und Stelle, mein Herr," sprach die Unbekannte.

Man war vor der Rue Saint-Jacques, welche von hohen, schwarzen Häusern eingefaßt von dunkeln Gängen und von Gäßchen durchzogen war, in denen Lohgerber und ähnliche Handwerker ihre Geschäfte betrieben, denn zwei Schritte davon läuft das kleine Flüßchen Bievre.

„Hier?" sagte Maurice, „hier wohnen Sie?"

„Ja."

„Unmöglich!"

„Es ist dennoch so. Leben Sie wohl, mein braver Ritter, leben Sie wohl, mein edler Beschützer!"

„Leben Sie wohl, Madame," erwiederte Maurice mit einer leichten Ironie; „aber sagen Sie mir, um mich zu beruhigen, daß Sie keine Gefahr mehr laufen."

„Keine."

„Dann entferne ich mich."

Und Maurice machte eine kalte Verbeugung und wich zwei Schritte zurück.

Die Unbekannte blieb einen Augenblick auf demselben Platze.

„Ich möchte nicht gern so von Ihnen Abschied nehmen," sagte sie, „geben Sie mir Ihre Hand, Herr Maurice."

Maurice näherte sich der Unbekannten und reichte ihr seine Hand.

Er fühlte, daß ihm die junge Frau einen Ring an den Finger gleiten ließ.

„Oh! oh! was machen Sie denn da? Sie bemerken nicht, daß Sie einen von Ihren Ringen verlieren?"

„Oh! mein Herr," erwiederte sie, „was Sie da thun, ist sehr schlimm."

„Nicht wahr, Madame, es fehlte mir nur noch das Laster, undankbar zu sein?"

„Ich bitte Sie, mein Herr . . . mein Freund, verlassen Sie mich nicht so, sprechen Sie, was wünschen Sie, was verlangen Sie?"

„Nicht wahr, um bezahlt zu sein?" versetzte der junge Mann voll Bitterkeit.

„Nein," sprach die Unbekannte mit einem bezaubernden Ausdruck, „aber um mir das Geheimniß zu vergeben, das ich gegen Sie zu bewahren genöthigt bin."

Als Maurice in der Dunkelheit diese schönen, beinahe thränenfeuchten Augen glänzen sah, als er diese warme Hand in seinen Händen zittern fühlte, als er diese Stimme hörte, welche beinahe zum Tone der Bitte herabgesunken war, ging er plötzlich vom Zorn zu einem Gefühl der Begeisterung über.

„Was ich verlange?" rief er, „ich verlange, Sie wiederzusehen."

„Unmöglich."

„Wäre es nur ein einziges Mal, eine Stunde, eine Minute, eine Secunde."

„Unmöglich, sage ich Ihnen."

„Wie!" fragte Maurice. „Sagen Sie mir im Ernst, daß ich Sie nie wiedersehen werde?"

„Nie!" antwortete die Unbekannte wie ein schmerzliches Echo.

„Oh, Madame, Sie spotten meiner offenbar," sprach Maurice.

Und er erhob sein edles Haupt und schüttelte seine langen Haare nach der Weise eines Mannes, der einer Gewalt entkommen will, die ihn unwillkührlich umfesselt hält.

Die Unbekannte schaute ihn mit einem unbeschreiblichen Ausdruck an. Man sah, daß sie nicht ganz dem Gefühl entgangen war, das sie einflößte.

„Hören Sie," sprach sie nach einem kurzen Stillschweigen, das nur durch einen Seufzer unterbrochen worden war, welchen Maurice vergebens zu ersticken gesucht hatte. „Hören Sie! schwören Sie mir bei Ihrer Ehre, Ihre Augen von dem Momente an, wo ich es sagen werde, bis zu dem, wo Sie sechzig Secunden gezählt haben, geschlossen zu halten; doch hier . . . bei Ihrer Ehre . . . ."

„Und wenn ich schwöre, was wird geschehen?"

„Es wird geschehen, daß ich Ihnen meine Dankbarkeit beweise, wie ich sie nie einem Menschen zu beweisen gelobe, würde man auch mehr für mich thun, als Sie für mich gethan haben, was übrigens schwer wäre."

„Aber darf ich denn nicht wissen . . . ?"

„Nein, vertrauen Sie mir, und Sie werden sehen."

„In der That, Madame, ich weiß nicht, ob Sie ein Engel oder ein Teufel sind."

„Schwören Sie!"

„Nun ja, ich schwöre."

„Was auch geschehen mag, Sie werden die Augen nicht öffnen . . . was auch geschehen mag, verstehen Sie wohl? Und sollten Sie sich von einem Dolchstoße getroffen fühlen."

„Bei meinem Ehrenwort, Sie betäuben mich mit dieser Forderung."

„Ei, so schwören Sie doch, mein Herr, Sie wagen, wie mir scheint, nicht viel."

„Nun! ich schwöre, was mir auch begegnen mag," sagte Maurice und schloß halb die Augen.

Er blieb stehen.

„Lassen Sie mich Sie nur noch einmal sehen, nur ein einziges Mal, ich flehe Sie an," sprach er.

Die junge Frau schlug ihren Capuchon mit einem Lächeln zurück, das nicht ganz von Coquetterie frei war, und bei dem Schimmer des Mondes, der in diesem Augenblick zwischen zwei Wolken durchschlüpfte, konnte er zum zweiten Male diese langen, in ebenholzschwarzen Locken herabhängenden Haare, den vollkommenen Bogen einer doppelten, wie mit chinesischer Tusche gezeichneten Augbraune, zwei mantelartig geschlitzte, sammtne, schmachtende Augen, eine Nase von der ausgezeichnetsten Form und Lippen, frisch und glänzend wie Korallen sehen.

„Oh! Sie sind schön, sehr schön, zu schön!" rief Maurice.

„Schließen Sie die Augen," sagte die Unbekannte.

Maurice gehorchte.

Die junge Frau nahm seine zwei Hände in die ihrigen und drehte ihn, wie sie wollte. Plötzlich schien sich eine duftende Wärme seinem Gesichte zu nähern, und ein Mund streifte seinen Mund und ließ zwischen seinen beiden Lippen den Ring, den er ausgeschlagen hatte.

Es war ein Gefühl, rasch wie der Gedanke, brennend wie eine Flamme. Maurice hatte eine Empfindung, welche beinahe dem Schmerz glich, so unerwartet war sie, so sehr war sie in die Tiefe des Herzens gedrungen und hatte die geheimsten Fibern desselben beben gemacht.

Er machte eine ungestüme Bewegung und streckte die Arme vor sich aus.

„Ihr Schwur!" rief eine bereits entfernte Stimme. Maurice drückte seine krampfhaft zusammengezogenen Hände auf seine Augen, um der Versuchung, meineidig zu werden, zu widerstehen. Er zählte nicht mehr, er dachte nicht mehr, er blieb stumm, unbeweglich, schwankend.

Nach einem Augenblick hörte er etwas wie das Geräusch einer Thüre, die sich auf fünfzig oder sechzig Schritte von ihm schloß. Dann wurde wieder Alles still und schweigsam.

Nun löste er seine Finger, öffnete die Augen wieder und schaute umher wie ein Erwachender, und er hätte vielleicht geglaubt, er erwache wirklich und Alles, was ihm begegnet, sei nur ein Traum gewesen, hätte er nicht zwischen seinen Lippen den Ring festgehalten, der dieses unglaubliche Abenteuer zu einer unbezweifelnden Wahrheit machte. (Fortsetzung folgt.)

Höchst rührender, nichts desto minder höchst menschlicher, und nichts desto minder höchst einleuchtender Vorschlag, Plan und Bauriß zu einem

„Gegen-Thierquälerei-Verein"

wie er sein soll im ganzen Umfange der idealistischen Vollkommenheit.

Von M. G. Saphir.

Die vermärtseilende Bildung beschäftigt sich nun hauptsächlich mit dem „Wohl der Thierwelt!" Das ist ein gewaltiger Bildungsschritt! Denn es zeigt von einer umfassenden und geistreichen Ein- und Ansicht der Dinge, daß sich unsere Zeit nicht mehr mit dem „Wohle der Menschenwelt" beschäftigt, und daß die Zeit ihre Zeit nicht vergeblich verschwendet.

„Man soll kein armes Thier quälen!" Dieser Spruch sollte zwar von Eheherrn gegen ihre Frau, von Frauen gegen ihre Stubenmädchen, von Direktoren gegen ihr Kunstpersonal u. a. gelten. Allein wir wollen von dieser Barmherzigkeit nur bei wirklichen Thieren, nicht bei dem „animal bipes implume" Gebrauch machen, und da die Zeit da ist, in welcher die Männer ihren Pferden mehr Liebe schenken als ihren Frauen, ihren Hunden mehr Sorgfalt und Menschlichkeit angedeihen lassen als ihren Dienern, und Kunstdirektoren an Pferde, Affen, Elephanten mehr verschwenden, als an Künstler und Künstlerinnen, so ist ein

„Gegen-Thierquälerei-Verein"

das zeitgemäßeste Unternehmen. Ich habe einige Statuten zu einem solchen Verein in seiner ausgedehntesten, umfassendsten Bedeutung, in seiner idealistischen Vollkommenheit entworfen, und theile einige der Hauptparagraphe hier mit:

1, Vor Allem, und um bei der „Thierquälerei" im engen Familienkreise anzufangen, müssen wir unsere Sorgfalt auf jene kleinen Thiere richten, die uns am nächsten gehen, und welche oft ein desto grausameres Schicksal erleiden müssen, je mehr diese Qual in den geheimsten Falten der menschlichen Verhältnisse vor sich geht!

Wir reden hier von jenen kleinen, gemüthlichen Wesen, welche in neuester Zeit zuerst durch Nicolai's Reise in Italien, zu einer Bedeutung gelangten, dann durch Göthes „Flohlehre" berühmt, und durch Bertolotti endlich Mitglieder aller philosophischen und wissenschaftlichen Fakultäten wurden, von den — Flöhen nämlich.

Welchen Qualen diese Geschöpfe ausgesetzt sind, welch einen grausamen Tod sie sterben müssen, und oft gerade durch jene Wesen, welche das weichste Herz haben sollten, ist wohlbekannt! Jetzt, da durch die Homöopathie die Blutegel zu Hyänen und die Flöhe zu Blutegeln promovirt werden, jetzt nehmen diese Dunkel-Männer eine höhere Stellung ein, und müssen in den Rechten der Menschheit beschützt werden!

Der „Gegen-Thierquälerei-Verein" wird also besonders sein Augenmerk auf die „Flöhe" richten, und zu diesem Behufe besondere

„Floh-Vögte"

anstellen, welche in allen Familien darauf zu sehen haben, daß die häuslichen Flöhe nicht über die Maßen gepeinigt werden, welche dem weiblichen Personale moralische Vorstellungen zu machen haben, daß Strafe zwar sein muß, daß aber alle Folter- und Marter-Prozesse abgeschafft sind, die Hinrichtung der Flöhe also, wenn sie auf frischer That ertappt worden sind, ohne alle Gnade stattfinden muß, alles Hetzen, Treiben und langsame Tödten aber verboten ist.

Auch ist bei jedem Floh der animus injuriandi erst zu beweisen, in Fällen, wo

die zarte Jugend, oder die Unzurechenbarkeit der Flöhe erwiesen ist, oder andere erleichternde Nebenumstände eintreten, muß die peine capitale, oder die Todesstrafe gemildert, z. B. in Verbannung u. s. w. umgeändert werden. Auch werden sie Jedem, der sich das jus gladii eines solchen Geschöpfes herausnimmt, einschärfen, den Flöhen vor ihrem Tode so viel Zeit zu gönnen, um ihre Familienangelegenheiten zu ordnen.

2. In Hinsicht der

„Mäuse und Ratten"

hat der Verein darauf zu sehen, daß die Methode sie durch Hunger zum Geständniß oder zum Tode zu bringen, gänzlich abgeschafft werde. Auch das „Absonderungs-System" ist grausam; die Menschlichkeit erfordert, daß jeder Maus oder Ratte ein gesundes, luftiges, lichtfreies Lokal angewiesen werde. Die Mäusefallen müssen vom „Vereine" untersucht werden, ob sie keine Spitzen, Nägel oder andere schmerzverursachende Dinge in sich haben, damit das unschuldige Geschöpf nicht gequält werde. Rattengift ist durchaus gegen das Gesetz der Milde und des Mitleids, und es ist jedem Hausgesinde durch moralische Vorstellungen einzuflößen, jede Maus oder Ratte im Betretungsfalle an eine seidene Schnur anzubinden, sie in's Freie zu führen, wenn nicht zu schlechtes Wetter ist, und ihnen die Freiheit zu schenken.

3. Ein besonderes Gesetz erheischt die

„Fliegenwelt!"

Das Denkmal der Barbarei: die „Fliegenklatsche," muß ganz abgeschafft werden, und auch der Gebrauch des etwas menschlichern Fliegenwedels nur in besondern Fällen, bei Kranken u. s. w. gestattet werden. Das sogenannte Fliegenfangen mit der Hand darf nur in Glacehandschuhen stattfinden. Gegen Leimruthen jedoch spricht die Menschlichkeit ganz laut. Die Fliegen sind durch Vernunft-Gründe und annehmbare Vorstellungen zu Raison zu bringen, und wenn einige unter ihnen sich halsstarrig und verstockt zeigen, sind sie angewiesen nach Nordamerika auszuwandern, und zu diesem Behuf wird der „Verein" stets ein segelfertiges Schiff in Hamburg liegen haben.

4. Besondere Rücksicht und Liebe verdienen die

„Hunde!"

besonders aber die „tollen Hunde!" diese sind nicht mehr todtzuschlagen, sondern der „Verein" gründet ein

„Irrenhaus für Hunde,"

wo jeder Hund psychisch behandelt wird; wo erst untersucht wird, an welcher Gemüthskrankheit der Hund leidet; ob er toll aus Liebe, aus Eifersucht, aus Zorn — verrückt wurde, ob der Hund wirklich toll oder bloß dichterisch ist, ob er melancholisch, hysterisch u. s. w. ist. Auch das Einfangen der herrenlosen Hunde ist gegen das Zartgefühl aller ältern Mamsells, die mit Hunden auf der Straße gehen. Anstatt des Einfangens wird der „Verein" ein Mittel ausfindig machen, durch Redensarten, durch sanfte Musik, durch schöne Zeichnungen, die Aufmerksamkeit der herrenlosen Hunde auf sich zu ziehen, und sie dergestalt dem geselligen Verbande wiederzugeben.

Auch wird der „Verein" darauf sehen, daß alle Möpse, Spitze, Pintscher u. s. w., welche bei alten Mamsells Herz und Polster ausfüllen, nicht gar zu sehr durch ihre Liebkosungen und Küsse gemartert und des Lebens überdrüssig werden; auch wird der „Verein" dafür sorgen, jedem „Schooßhund"' den das grausame Geschick trifft, auf dürren und spießspitzigen Knieen ruhen zu müssen, ein weiches Kissen anzuschaffen.

Bei „Recensenten-Hunden" wird der „Verein" darauf sehen, daß sie stets ein Halsband mit dem Namen der Redaktion darauf tragen, daß aber dieses Halsband elastisch sei, da diese Gattung Hunde einen immer weitern Hals bekommt.

5. In Hinsicht der

„Wanzen-Vertilgung"

wird der „Verein" besonders auf das Prinzip der reinen Menschlichkeit sehen, und

jenes Nachegespenst, welches mit Feuer und Flammen ganz fanatisch gegen diese Blutsauger minorum gentium zu Felde zieht, ganz zu vertilgen suchen! Scheiterhaufen und auto da fe sind nicht mehr an der Zeit, und auch die Wanzen sind der großen Emancipation des Herzens theilhaftig. Man suche jede einzelne Wanze von der Immoralität und unästhetischen Beschaffenheit ihres Lebenswandels zu überzeugen, und sie zu einem nützlichen Mitgliede der Menschheit zu machen, wozu der Verein einen Preis von 50 Dukaten auf die Beantwortung der Preisfrage aussetzt:

„Wie sind die Wanzen von den Verirrungen ihres Geschmackes und ihres Lebenswandels zurückzubringen, und zu nützlichen, ehrsamen und gebildeten Wesen in der Kette der Wesen umzuschaffen?"

6. In Hinsicht der

„Krebsenkochung"

hat der „Verein" besondere Mittel ergriffen. Das lebendig Sieden ist grausam und empört die menschliche Natur. Es ist daher den Krebsen vor dieser Prozedur ein betäubendes Mittel zu geben, oder sie zuerst in kaltem Wasser zu ersäufen, welches ihre Schmerzen mildert.

7. Insonders aber wird der „Verein" ein mitleidigmenschliches Augenmerk auf die gequälten

„Schriftstellerthiere"

haben. Den Buchhändlern wird alles Schinden derselben mit zärtlichen Vorstellungen untersagt, und den Nachdruckern wird das Gesetz der Blutsauger, der Vampyre u. s. w. alle Tage dreimal vorgelesen.

Taschen-Codex und Spruchbüchlein eines schlichten Praktikers.

Von M. G. Saphir.

Sei jeden Augenblick bereit, alle Menschen auszulachen; denn sei überzeugt, alle Menschen sind jeden Augenblick bereit, dich auszulachen, und da alle Menschen um viel Menschen mehr sind als Du, so steh' alle Tage ein Paar Stunden vor Tags auf, um alle Menschen auszulachen.

Wenn dir ein vornehmer Mann etwas verspricht, so lerne ein Handwerk und verlaß dich d'rauf.

Wenn du schön bist, so schau alle Tage viermal in den Spiegel, zweimal dir zu Liebe, einmal, um zu sehen wie du aussiehst, wenn du in den Spiegel siehst, und einmal, weil jeder Mensch doch einmal des Tages in den Spiegel sehen soll; bist du aber häßlich, so schau alle Tage fünfmal in den Spiegel, zweimal aus Buße, einmal, damit du nicht vergessen sollst, wie du aussiehst, und wieder zweimal, damit du ja nicht in Versuchung kömmst, zu glauben, ein Frauenzimmer liebe dich deines Geistes wegen.

Wenn an einer Table d'Hote die Schüssel an dich kömmt, so genire dich nicht, und suche, so lange du kannst, nach dem besten Bissen, denn sei versichert, wenn die Schüssel an den Nachbar kömmt, so sucht er sich gewiß den besten Bissen aus.

Wenn du viel gearbeitet hast, und sehr ermüdet bist, so geh' Abends nicht ins Theater, denn sei versichert, du wirst ohnehin schlafen.

Wenn du von einem Recensenten gelobt sein willst, so mache ihm ein Geschenk, denn sei versichert, so was hilft immer.

Wenn ein Mann dir schmeichelt, so verzeih' ihm nur gleich im Stillen, denn sei versichert, er will dich betrügen oder er hat dich betrogen.

Wenn deine Frau dir schmeichelt, so greife schnell in die Tasche, denn sei versichert, sie will etwas.

Wenn ein Bekannter dir begegnet und laut ausruft: „Ach, mein Theuerster!“ so komm' ihm nur gleich mit der Frage entgegen: „Ich bitt' Sie, haben Sie nicht fünf Gulden bei sich?“ denn sei versichert, er wollte dich um dasselbe fragen.

Trau der ganzen Welt so wie dir, denn sei versichert, der Mensch soll sich selbst nicht trauen.

Wenn du einen Künstler lobst, so lob' ihn nie auf Kredit, denn sei versichert, wenn er einmal gelobt ist, vergißt er dich!

Im Theater kokettire immer mit fünfundzwanzig Frauenzimmern auf ein Mal; denn sei versichert, zehn kokettiren mit dir, um sich über dich lustig zu machen; fünf, um ihre Nachbarin auf den „ein gebildeten Laffen“ aufmerksam zu machen, fünf aus Eitelkeit, zwei aus Dummheit und drei aus Instinkt, alle fünfundzwanzig aber noch einmal aus Langeweile, und alleweil bleibt doch etwas kleben!

Wenn du in der Gunst des Publikums steigst, so denke an Eulenspiegel und weine, denn sei versichert, du wirst wieder heruntersteigen.

Zwei Ritter.

Crapülinski und Waschlapski,
Polen aus der Polackei,
Fochten für die Freiheit gegen,
Moskowiter-Tyrannei.

Fochten tapfer und entkamen
Endlich glücklich nach Paris —
Leben bleiben, wie das Sterben
Für das Vaterland, ist süß.

Wie Achilles und Patroklus,
David und sein Jonathan,
Liebten sich die beiden Polen,
Küßten sich: „Kochan! Kochan!“

Keiner je verrieth den Andern,
Blieben Freunde, ehrlich, treu,
Ob sie gleich zwei edle Polen,
Polen aus der Polackei.

Wohnten in derselben Stube,
Schliefen in demselben Bette;
Eine Laus und eine Seele,
Kratzten sie sich um die Wette.

Speisten in derselben Kneipe,
Und da Keiner wollte leiden,
Daß der Andre für ihn zahle,
Zahlte Keiner von den Beiden.

Auch dieselbe Henriette
Wäscht für beide edle Polen;
Trällernd kommt sie jeden Monat, —
Um die Wäsche abzuholen.

Ja, sie haben wirklich Wäsche,
Jeder hat der Hemden zwei,
Ob sie gleich zwei edle Polen,
Polen aus der Polackei.

Sitzen heute am Kamine,
Wo die Flammen traulich flackern;
Draußen Nacht und Schneegestöber
Und das Rollen von Fiakern.

Eine große Bowle Punsch,
(Es versteht sich, unverzückert,
Unversäuert, unverwässert)
Haben sie bereits geschlückert.

Und von Wehmuth wird beschlichen
Ihr Gemüthe; ihr Gesicht
Wie befeuchtet schon von Zähren,
Und der Crapülinski spricht:

„Hätt' ich doch hier in Paris
Meinen Bärenpelz, den lieben
Schlafrock und die Katzfell-Nachtmütz,
Die im Vaterland geblieben!“

Ihm erwiederte Waschlapski:
„O du bist ein treuer Schlachzitz,
Denkest immer an der Heimath
Bärenpelz und Katzfell-Nachtmütz.

Polen ist noch nicht verloren,
Unsere Weiber, sie gebären,
Unsere Jungfrau'n thun dasselbe,
Werden Helden uns bescheren,

Helden wie der Held Sobieski,
Wie Schelmufski und Uminski,
Eskrokewitsch, Schubiakski,
Und der große Eselinski.“

H. Heine.

Der
Chevalier von Maison-Rouge.

(Fortsetzung.)

IV.

Sitten der Zeit.

Als Maurice Lindey wieder zu sich kam und umherschaute, sah er nur düstere Gäßchen, welche sich rechts und links hinzogen; er suchte zu forschen, zu erkennen, doch sein Geist war verwirrt. Die Nacht war düster, der Mond, der einen Augenblick früher vorgetreten, um das reizende Gesicht der Unbekannten zu beleuchten, hatte sich wieder hinter Wolken verborgen. Nach einem Augenblick grausamer Ungewißheit schlug der junge Mann den Weg nach seinem Hause ein, das in der Rue de Roule lag.

Als Maurice in die Rue Sainte-Avoie kam, staunte er über die Menge der Patrouillen, welche in dem Quartiere des Temple kreisten.

„Was gibt es denn, Sergeant?“ fragte er den Anführer einer sehr geschäftigen Patrouille, welche die Rue des Fontaines durchsucht hatte.

„Was es giebt?“ versetzte der Sergeant; „mein Officier, man hat in dieser Nacht die Frau Capet und ihr ganzes Geniste entführen wollen.“

„Und wie dies?“

„Eine Patrouille von Ci-devant, welche sich, ich weiß nicht wie, das Losungswort verschafft hatte, war in der Tracht von Chasseurs der Nationalgarde in den Temple gedrungen und sollte sie entführen. Derjenige, welcher den Corporal vorstellte, nannte zum Glück den Offizier der Garde, als er mit ihm sprach, mein Herr; so hat sich der Aristokrat selbst verkauft!“

„Teufel!“ rief Maurice. „Und man hat die Verschwörer festgenommen?“

„Nein; die Patrouille erreichte die Straße und zerstreute sich von da aus.“

„Hat man Hoffnung, diese Bursche einzufangen?“

„Oh! es ist Einer dabei, welchen zu bekommen von großer Wichtigkeit wäre, der Anführer, ein magerer, langer Mensch, der unter die Leute der Wache durch einen der Municipale vom Dienst eingeführt wurde. Hat uns der Schurke laufen gemacht! Doch er wird eine Hinterthüre gefunden haben und durch die Madelonnettes entflohen sein.“

Unter allen andern Umständen wäre Maurice bei den Patrioten geblieben, welche über dem Heile der Republik wachten; doch seit einer Stunde war die Liebe für das Vaterland nicht mehr sein einziger Gedanke. Er setzte also seinen Weg fort, die Neuigkeit, welche er erfahren, zerschmolz allmälig in seinem Geiste und sie verschwand unter dem Ereigniß, das ihm begegnet war. Uebrigens waren diese angeblichen Entführungsversuche sehr häufig geworden, die Patrioten selbst wußten, daß man sich derselben bei gewissen Veranlassungen als politischer Mittel bediente, weßhalb diese Nachricht dem jungen Republikaner keine große Unruhe einflößte.

Als Maurice nach Hause kam, fand er seinen Willfährigen; zu dieser Zeit hatte man keine Bedienten mehr; Maurice, sagen wir, fand seinen Willfährigen, der ihn erwartete und in der Erwartung eingeschlafen war und im Schlafe von Unruhe schnarchte.

Er weckte ihn mit allen Rücksichten, die man seines Gleichen schuldig ist, ließ sich seine Stiefeln ausziehen, schickte ihn weg, um nicht in seinen Gedanken gestört zu sein, legte sich zur Bette und entschlummerte, da es spät und er jung war, trotz aller Gedanken, welche seinen Geist durchkreuzten.

Am andern Morgen fand er einen Brief auf seinem Nachttisch.

Dieser Brief war von einer zarten, zierlichen, unbekannten Schrift. Er betrachtete das Siegel, es hatte als Devise nur das einzigliche Wort: Nothing, Nichts.

Er öffnete den Brief, er enthielt nur folgende Worte:

„Dank!"

„Ewige Erkenntlichkeit gegen ein ewiges Vergessen!"

Maurice rief seinen Bedienten: die wahren Patrioten läuteten nicht, die Glocke erinnerte an die Knechtschaft; auch machten viele Willfährige, wenn sie bei ihren Herren eintraten, dies zur Bedingung bei den Diensten, die sie ihnen zu leisten einwilligten.

Der Willfährige von Maurice hatte ungefähr dreißig Jahre vorher auf dem Taufsteine den Namen Jean erhalten; doch im Jahre 92 enttaufte er sich, da Jean nach der Aristokratie und dem Deismus roch, und nannte sich Scävola.

„Scävola," fragte Maurice, „weißt Du, was dieser Brief bedeutet?"

„Nein, Bürger."

„Wer hat ihn Dir übergeben?"

„Der Concierge."

„Und wer hat ihn demselben gebracht?"

„Ohne Zweifel ein Commissionär, da kein Stempel der Station darauf ist."

„Gehe hinab und bitte den Concierge, heraufzukommen."

Der Concierge kam herauf, weil ihn Maurice darum bat, und weil Maurice bei allen Willfährigen, mit denen er in Verbindung stand, sehr beliebt war; doch der Concierge erklärte, jeden andern Miethsmann würde er gebeten haben, herabzukommen.

Der Concierge nannte sich Aristides.

Maurice befragte ihn. Ein unbekannter Mann hatte den Brief gegen acht Uhr Morgens gebracht.

Der junge Mann mochte immerhin seine Fragen verdoppeln, sie unter allen möglichen Seiten darstellen, der Concierge konnte ihm nichts Anderes antworten. Maurice bat ihn, zehn Franken anzunehmen, und forderte ihn auf, diesem Mann, wenn er sich wieder zeigen würde, zu folgen, ohne daß es absichtlich zu sein scheine, und ihm dann zu sagen, wohin er gegangen sei.

Wir müssen sogleich bemerken, daß der Mann zur größten Zufriedenheit von Aristides, der durch den Auftrag, einem von seines Gleichen zu folgen, sich etwas gedemüthigt fühlte, nicht wieder kam.

Sobald Maurice allein war, zerknitterte er den Brief voll Aerger, zog den Ring von seinem Finger, legte ihn mit dem zerknitterten Brief auf den Nachttisch und wandte sich mit der Nase gegen die Wand um, in der tollen Anmaßung, abermals einschlafen zu wollen; doch nach Verlauf einer Stunde kam Maurice von dieser Prahlerei zurück, küßte den Ring und las den Brief abermals: der Ring war ein sehr schöner Saphir.

Der Brief war, wie gesagt, ein reizendes kleines Billet, das auf eine Meile nach der Aristokratie roch.

Als Maurice sich dieser Prüfung hingab, öffnete sich seine Thüre. Maurice steckte seinen Ring wieder an seinen Finger und verbarg den Brief unter seinem Kopfkissen. War es die Scham einer entstehenden Liebe? War es die Beklommenheit eines Patrioten, welcher nicht will, daß man erfahre, er stehe in Verbindung mit Leuten, die so unklug seien, ein Billet zu schreiben, dessen Wohlgeruch allein sowohl die Hand, die es geschrieben, als die, welche es entsiegelte, gefährden konnte?

Der Eintretende war ein als Patriot gekleideter junger Mann, doch als Patriot von der höchsten Eleganz. Seine Carmagnole war von feinem Tuch, seine Hose von Casimir und seine Strümpfe von feiner Seide. Was seine phrygische Mütze betrifft, so hätte sie in Beziehung auf ihre zierliche Form und ihre schöne Purpurfarbe die von Paris selbst beschämt.

Er trug dabei in seinem Gürtel ein Paar Pistolen aus der königlichen Erfabrik von Versailles und einen geraden, kurzen Säbel, dem der Zöglinge des Marsfeldes ähnlich.

„Ah! Du schläfst, Brutus, und das Vaterland ist in Gefahr," sagte der Eintretende. „Pfui doch!"

„Nein, Lorin," versetzte Maurice lachend, „ich schlafe nicht, ich träume."

„Ja, ich begreife."

„Wohl, ich, ich begreife nicht."

„Bah!“
„Von wem sprichst Du? Wer ist die Eucharis?“
„Nun! die Frau.“
„Was für eine Frau?“
„Die Frau der Rue Saint-Honore, die Frau der Patrouille, die Unbekannte, für welche wir, Du und ich, gestern Abend unsern Kopf gefährdet haben!“
„Oh! ja,“ sprach Maurice, der vollkommen wußte, was sein Freund sagen wollte, aber sich nur den Anschein gab, als verstünde er ihn nicht, „die unbekannte Frau!“
„Nun! wer war es?“
„Ich weiß es nicht.“
„War sie hübsch?“
„Bah!“ machte Maurice, verächtlich die Lippen verziehend.
„Eine bei irgend einem Liebesrendezvous vergessene arme Frau.

„Ja uns arme Menschenkinder
Plagt die Liebe unabläßig.“

„Es ist möglich,“ murmelte Maurice, dem der Gedanke, welchen er Anfangs gehabt hatte, zu dieser Stunde gewaltig widerstrebte, und der lieber in seiner schönen Unbekannten eine Verschwörerin, als eine verliebte Frau sehen wollte.
„Und wo wohnt sie?“
„Ich weiß es nicht.“
„Gehe doch! Du weißt es nicht, unmöglich!“
„Warum?“
„Du hast sie zurückgeführt.“
„Sie ist mir auf dem Pont Marie entkommen.“
„Dir entkommen!“ rief Lorin mit einem ungeheuren Gelachter. „Eine Frau Dir entkommen, gehe doch.“

„Kann die Taub dem Geier entfliehen,
Wenn der Lüfte Tyrann in den Krallen sie hält?
Umsonst wird die Gazell zu retten sich mühen,
Wenn brüllend das Tigerthier über sie fällt.

„Lorin,“ sprach Maurice, „wirst Du Dich denn nie daran gewöhnen, zu sprechen wie alle andere Menschen? Du peinigst mich furchtbar mit Deiner grausamen Poesie.“
„Wie, ich soll sprechen wie alle andere Menschen! mir scheint, ich spreche besser als jeder Andere. Ich spreche wie der Bürger Demoustier in Prosa und in Versen. Was meine Poesie betrifft, mein Lieber, so kenne ich eine Emilie, die sie nicht schlecht findet; doch kommen wir auf die Deinige zurück.“
„Auf meine Poesie?“
„Nein, auf Deine Emilie.“
„Habe ich eine Emilie?“
„Gehe doch, Deine Gazelle wird sich zur Tigerin gemacht und Dir die Zähne gezeigt haben, so daß Du zwar geplagt, aber verliebt bist.“
„Ich verliebt?“ versetzte Maurice, den Kopf schüttelnd.
„Ja, Du verliebt.“

„Nun kein Geheimniß mehr,
Cytherens Streiche treffen sicherer
Als die von Zeus dem Donnerfürsten.“

„Lorin,“ sagte Maurice, indem er sich mit einem gebohrten Schlüssel bewaffnete, der auf dem Nachttisch lag, „ich erkläre Dir, daß ich pfeife, sobald Du noch einen einzigen Vers sprichst.“
„So laß uns von Politik sprechen. Ich bin übrigens zu diesem Behufe gekommen; weißt Du das Neueste?“
„Ich weiß, daß die Wittwe Capet entspringen wollte.“
„Bah! nur dieses.“
„Was gibt es noch mehr?“
„Der berüchtigte Chevalier von Maison-Rouge ist in Paris.“
„In der That!“ rief Maurice, indem er sich aufsetzte.

„Er selbst, in Person.“

„Wann ist er gekommen?“

„Gestern Abend.“

„Wie dies?“

„Verkleidet als Chasseur der Nationalgarde. Eine Frau, von der man glaubt, sie sei eine als Frau aus dem Volk verkleidete Aristokratin, brachte ihm Kleider an die Barriere, einen Augenblick nachher kamen sie Arm in Arm herein. Erst als sie vorübergegangen waren, faßte die Schildwache Verdacht. Der Mann von der Wache hatte die Frau mit einem Päckchen hinausgehen sehen, und sah sie mit einer Art von Militär am Arm zurückkommen; das war verdächtig; er machte Lärm und man lief ihnen nach. Sie verschwanden in einem Hotel der Rue Saint-Honore, dessen Thüre sich wie durch einen Zauber öffnete. Das Hotel hatte einen zweiten Ausgang nach den Champs-Elysées. Guten Abend ... der Chevalier von Maison-Rouge und seine Mitschuldige sind verschwunden. Man wird das Hotel niederreißen und den Eigenthümer guillotiniren; doch das wird den Chevalier nicht abhalten, den Versuch zu erneuern, der bereits vor vier Monaten zum ersten und zum zweiten Male gescheitert ist.“

„Er ist also nicht verhaftet?“

„Ah! ja wohl, verhafte Proteus, mein Lieber, Du weißt, was Aristäus durchzumachen hatte, um damit zum Ziele zu gelangen.

„Pastor Aristaeus fugiens Peneita tempe.“

„Nimm Dich in Acht,“ sprach Maurice, indem er den Schlüssel an den Mund setzte.

„Nimm Dich bei Gott selbst in Acht, denn diesmal wirst Du nicht mich sondern Virgil auspfeifen.“

„Es ist richtig, und so lange Du ihn nicht übersetzest, habe ich nichts zu sagen. Doch kehren wir zu dem Chevalier von Maison-Rouge zurück.“

„Ja, wir müssen gestehen, daß es ein tüchtiger Mann ist.“

„Um solche Dinge zu unternehmen, bedarf es eines großen Muthes.“

„Ja, eines großen Muthes.“

„Ja, oder einer großen Liebe.“

„Glaubst Du an Liebe des Chevalier für die Königin?“

„Ich glaube nicht daran! ich sage es nur wie Jedermann. Uebrigens hat sie so viele Andere verliebt gemacht, daß man nicht staunen dürfte, wenn sie auch ihn verführt hätte. Sie hat wohl Barnave verführt, wie man sagt.“

„Gleichviel, der Chevalier muß ein Einverständniß im Temple selbst haben.“

„Das ist möglich:

Denn es sprengt die heiße Liebe
Schloß und Gitter.“

„Lorin!“

„Ah! es ist wahr.“

„Du glaubst das also wie die Andern?“

„Warum nicht?“

„Weil Deiner Rechnung nach die Königin zweihundert Liebhaber gehabt hätte.“

„Zweihundert, dreihundert, vierhundert. Sie ist schön genug hiezu. Ich behaupte nicht, sie habe dieselben geliebt, aber die Leute haben sie geliebt. Jedermann sieht die Sonne, und die Sonne sieht nicht Jedermann.“

„Du sagst also, der Chevalier von Maison-Rouge?“

„Ich sage, daß man in diesem Augenblick ein wenig Treibjagen auf ihn hält, und wenn er den Leithunden der Republik entgeht, muß er ein feiner Fuchs sein.“

„Und was macht die Gemeinde bei allem dem?“

„Die Gemeinde wird ein Decret verkündigen, in Folge dessen jedes Haus wie ein offenes Register auf seiner Façade den Namen der Bewohner und Bewohnerinnen aufzuweisen hat. Das ist die Verwirklichung jenes Traumes der Alten. Warum gibt es nicht ein Fenster an den Herzen der Menschen, damit Jedermann sehen könnte, was darin vorgeht!“

„Oh! ein vortrefflicher Gedanke,“ rief Maurice.

„Ein Fenster an das Herz des Menschen zu setzen?"

„Nein, sondern eine Liste an die Thüre der Häuser zu hängen."

Maurice dachte in der That, es wäre dies ein Mittel, seine Unbekannte oder wenigstens eine Spur zu finden, die ihn weiter leiten würde.

„Nicht wahr?" versetzte Lorin. „Ich habe bereits gewettet, diese Maßregel werde uns fünfhundert Aristokraten in die Hände liefern. Ah! bald hätte ich vergessen, wir haben diesen Morgen im Club eine Deputation von Freiwilligen empfangen; sie kamen, geführt von unsern Gegnern in der vergangenen Nacht, welche ich erst verließ, als sie ganz und gar betrunken waren; sie kamen, sage ich, mit Blumengewinden und Immortellenkränzen."

„In der That!" versetzte Maurice lachend; „und wie viel waren es?"

„Dreißig; sie hatten sich rasiren lassen und trugen Sträuße am Knopfloch. „„Bürger des Clubs der Thermopylen,"" sprach der Redner, „„als wahre Patrioten wünschen wir, daß die Einigkeit der Franzosen nicht durch ein Mißverständniß gestört werde, und wir kommen, um auf's Neue Brüderschaft zu schließen.""

„Sodann . . ."

„Sodann schlossen wir auf's Neue Brüderschaft, und bei der Wiederholung machte man einen Altar für das Vaterland mit dem Tisch des Secretairs und zwei Flaschen, in welche man Sträuße steckte. Da Du aber Held des Festes warst, so rief man Dich dreimal auf, um Dich zu bekränzen, und als Du nicht antwortetest, insofern Du nicht da warst, indeß man immer etwas bekränzen muß, so bekränzte man die Büste von Washington. Das ist die Ordnung, in der die Ceremonie stattgefunden hat."

Als Lorin diese wahrhaftige Erzählung beendigte, welche zu jener Zeit nichts Burleskes hatte, hörte man Geräusch auf der Straße, und Anfangs entfernte, bald aber immer näher kommende Trommeln ließen den damals so gewöhnlichen Lärmen des Generalmarsches vernehmen.

„Was ist das?" fragte Maurice.

„Es ist eine Verkündigung des Beschlusses der Gemeinde," antwortete Lorin.

„Ich laufe nach der Section," rief Maurice, indem er aus dem Bette sprang und seinen Willfährigen rief, um sich ankleiden zu lassen.

„Und ich, ich gehe zu Bette," versetzte Lorin: „ich habe in dieser Nacht wegen Deinen wüthenden Freiwilligen nur zwei Stunden geschlafen. Schlägt man sich bloß ein wenig, so läßt man mich schlafen, schlägt man sich viel, so kommst Du und holst mich."

„Warum hast Du Dich denn so schön gemacht?" fragte Maurice, einen Blick auf Lorin werfend, der eben aufstand, um sich zu entfernen.

„Weil ich, um zu Dir zu kommen, genöthigt bin, durch die Rue Bethisy zu gehen, und weil es in der Rue Bethisy im dritten Stock ein Fenster gibt, das sich immer öffnet, wenn ich vorübergehe."

„Und Du befürchtest nicht, man könnte Dich für einen Muscadin*) halten?"

„Ich ein Muscadin! oh, ja wohl! ich bin im Gegentheil als ein tüchtiger Sansculotte bekannt. Doch, man muß dem schönen Geschlechte ein Opfer bringen. Der Cultus des Vaterlandes schließt den der Liebe nicht aus. Der eine heischt im Gegentheil den andern.

„Beschlossen hat die Republik,
Daß man der Griechen Vorbild folge,
Der Freiheit Alter sei ein Seitenstück
Für den der Grazien beim Volke."

Wage es, dies auszupfeifen, und ich zeige Dich als Aristokraten an und lasse Dich so rasiren, daß Du nie mehr eine Perrücke trägst. Guten Tag, mein Freund."

Lorin reichte Maurice herzlich seine Hand, die der junge Secretair ebenso herzlich drückte, und ging dann, ein Lied an Chloris trällernd, weg.

(Fortsetzung folgt.)

*) Muscadin nannte man während der Revolution in Frankreich die nach der Mode gekleideten Herren, besonders wegen der Wohlgerüche, die sie verbreiteten, im Gegensatz zu den Sans-culottes.

Deutsche Volkslieder
in englischer Uebersetzung.

Einer unserer Subscribenten, Herr J. Fritz Briegleb in Union, Franklin Co., Mo., hat uns mit der Zusendung einiger Proben seiner Uebersetzungen deutscher Volkslieder in die englische Sprache erfreut, die wir mit Vergnügen in diesen Blättern unsern Lesern vorlegen. — Wir beginnen heute mit dem Volkslied: „An Schlosser, hot an G'sellen g'hot," und wünschen, daß der Verfasser fortfahren, daß unsere Collegen in der Union diese Uebersetzungen verbreiten, und daß unsere herzlichen, gemüthlichen deutschen Volkslieder nach und nach unter dem amerikanischen Volke bekannt werden und tiefe Wurzeln fassen möchten. — Wir glauben diese Uebersetzungen am Besten einzuführen, wenn wir aus Herrn B's. Briefe die nachfolgende Stelle copiren. — Er schreibt:

„So habe ich denn schon 1832 eine Arbeit an Meyer in Hildburghausen geliefert, enthaltend 125 Volkslieder, die in unserm Dorf in Thüringen gesungen wurden. Hier nun ist das Bedürfniß eines solchen, die ächten Volkslieder, d. h. romantische Lieder des Bauernvolkes enthaltenden, Büchleins noch viel nöthiger, um die Sänger, die aus aller 36 Herren Ländern in ein Settlement zusammengewürfelt sind, zu einiger Uebereinstimmung in Text und Melodie zu bringen und zu zwingen. Ich habe nun aus Gedächtniß und Manuscript wieder eine Sammlung Volkslieder ausgearbeitet, und auch bei etwa 2 Dutzend derselben eine Uebersetzung in das Englische beigefügt. — Das Beispiel Baskervilles muntert mich auf, mich an Sie zu wenden und Sie um Ihr Urtheil, und sollte dasselbe günstig sein, um Ihre Mitwirkung zur Ausführung meines Planes zu bitten. Ich sollte meinen, wenn wir Nation und Nation einander näher führen wollen, so wäre keine Poesie hiezu so geeignet, als die Nationalpoesie, die Lieder zu denen der Dichter keinen anderen spezielleren Namen führt als „das Volk." Freilich ist dabei die Frage kitzelig: Wird das amerikanische Volk das so zu sagen gar nichts der Art hat, nun dieses neue Genre gut aufnehmen oder beweist der Umstand, daß dasselbe noch nichts der Art gedichtet hat, schon a priori eine Unfähigkeit sie zu würdigen, denn bei diesen Liedern ist nur vom Gefühlsurtheil die Rede. Daß die englische Poesie beinahe ein eigenes Wörterbuch hat, und über die französische Dichtersprache spottet, als bei welcher man nur durch den Reim am Ende der Zeilen darauf aufmerksam gemacht werde, daß es Poesie sei, ist mir oft mehr als ein Fehler, denn als ein Vorzug erschienen; wenigstens glaube ich Recht daran gethan zu haben, daß ich nur die allergewöhnlichste Redeweise brauche, besonders bei Uebertragung halbaltdeutscher Volkslieder.

Meine Uebersetzungen singen sich fließend, denn ich habe sie singend gemacht. Was die Kunst des Uebertragens angeht, so hat der Uebersetzer in das Englische den Vortheil, daß die Kürze der englischen Wörter fast in jeder Zeile eine oder zwei Sylben leer läßt, die er mit einem Wörtchen ausfüllen kann, das den Sinn erweitert, das Bild ausführt ꝛc. Nur muß er sich hüten, auf diese Art etwas leeres, gedankenloses, überflüssiges oder gar dem Sinn des Gedichtes oder dem Geist des Dichters Widersprechendes hineinzuflicken; z. B. in Baskervills Uebersetzung des Mosen'schen Liedes V. 3, übersetzt nichts das „umflorte," hingegen nennt er die angels sehr überflüssiger Weise holy.

Ich füge hier einige dieser Uebersetzungen bei, von denen one of the boys sagte: "that beats the devil," und ein Anderer: "I must have the first one of 'em, when you get 'em printed."

THE LOCKSMITH.	**Der Schlossergesell.**
A locksmith had a hand in shop	An Schlosser hot an G'sellen g'hot,
Who filed away so slow:	Der hot gar langsam g'feilt;
But when he got the spoon in hand,	Doch wenn's zum Fresse gange ischt,
Quite fast he made it go,	Do hot er grausam g'eilt.
He was the first one in the dish,	Der Erschte in der Schüssel d'rin,
He was the last one too:	Der Letzte wieder d'raus;
There was nobody in the house	Do ischt ka Mensch so fleißig g'west,
That could, what he did, do.	Als [illegible]

Once this made our old Master say:
"I cant see into this;
For all my days I heard 'em say
As really it is:
"How one will eat, so he will work,
But so does not this clown:
Not one was yet so slow to file,
So fast to swallow down."

Says my good fellow: "In this world
Has ev'ry thing its cause;
This little while I work for me,
But all day for the boss.
Let one for fourteen hours eat,
And never take his rest:
He'll soon be slow behind the dish
And, may be, file then fast."

„G'sell," hot amal der Meister g'sogt,
„Hör', das begreif' i nöt!
Es ischt doch all mei Lebtag g'west,
So lang is denk, die Red':
So wie man frißt, so schafft man a;
Bei Dir ischt's nöt a sir:
So langsam hot noch Kaner g'feilt,
Un g'fresse so, wie du."

„Ho," sogt der Gesell, „das begreif i scho;
'Sch hot all's sei gute Grund:
Das Fresse währt holt gar nit lang,
Un d'Arbeit vierzeh Stund'.
Wenn Aner sullt den ganzen Tag
In an Stuck fresse fort:
S'ch würd' a gor bald so langsam gahn,
Als wie bei'm Feile dort.

Schulprüfung in Deutschland.

Lehrer. Wie viel Geschlechter giebt's und wie heißen sie?

Knabe. Es giebt drei Geschlechter und sie heißen: Das männliche Geschlecht, das schöne Geschlecht und das sächliche Geschlecht.

Lehrer. Wodurch unterscheiden sich die verschiedenen Geschlechter?

Knabe. Durch die verschiedenen Artikel.

Lehrer. Wie theilt man die Artikel ein?

Knabe. In bestimmte und unbestimmte.

Lehrer. Was macht man mit den Artikeln?

Knabe. Man sucht sie schnell zu verkaufen.

Lehrer. Wer hat dir das gesagt?

Knabe. Mein Vater hat's zu seinem Ladendiener gesagt.

Lehrer. Giebt's auch Hauptwörter und was ist der Mensch?

Knabe. Ja, es giebt auch Hauptwörter und der Mensch ist ein Säugethier.

Lehrer. Wodurch unterscheidet sich der Buchsbaum von dem Menschen und worin sind sich beide ähnlich?

Knabe. Sie unterscheiden sich beide dadurch, daß der Buchsbaum grüne Blätter trägt und der Mensch sich in allen Himmelsstrichen fortpflanzt; und sie sind sich darin ähnlich, daß sie beide nicht mehr größer werden, wenn sie einmal ausgewachsen sind.

Lehrer. Wie viel Zonen giebt's und wie heißen sie?

Knabe. Es giebt drei Zonen und sie heißen die kalte Zone, die heiße Zone und die Amazone.

Lehrer. Was ist die Erde?

Knabe. Ein runder Körper, der unten und oben etwas platt ist u. sich dreht.

Lehrer. Mit wem hat die Erde Aehnlichkeit?

Knabe. Mit meinem Vater.

Lehrer. Wie so?

Knabe. Mein Vater ist ebenfalls ein runder Körper, der unten und oben etwas platt ist und sich auch dreht.

Lehrer. Giebt's auch flüssige Körper und welche Eigenschaften hat das Wasser?

Knabe. Es giebt flüssige Körper und das Wasser hat keine Balken.

Lehrer. Was ist ein dunkler Körper?

Knabe. Ein Körper, der das Licht nicht durchläßt.

Lehrer. Zum Beispiel?

Knabe. Unser Herr Pfarrer.

Lehrer. Kann der Mensch sich vervollkommnen?

Knabe. Ja.
Lehrer. Was soll sich der Mensch bestreben?
Knabe. Der Mensch soll sich bestreben recht viel Geld zu verdienen.
Lehrer. Wer hat das gesagt?
Knabe. Mein Vater hat mir das gesagt.
Lehrer. Was ist der Teufel?
Knabe. Der Teufel ist ein böses Weib, wenn es große Wäsche hat.
Lehrer. Wer sagt das?
Knabe. Mein Vater hat das zu meiner Mutter gesagt.
Lehrer. Wie hieß Kolumbus, der Amerika entdeckt hat, und wodurch hat er sich ausgezeichnet?
Knabe. Das weißt man nicht mehr.
Lehrer. Was ist Wind?
Knabe. Wind ist, wenn man kein Geld hat und dennoch in's Bad geht.
Lehrer. Wer hat den Jesuitenorden geschaffen?
Knabe. Ein spanischer Krieger.
Lehrer. Was ist der Wolf und wenn ist er gefährlich?
Knabe. Der Wolf ist ein reißendes Thier und ist den Schafen sehr gefährlich.
Lehrer. Wohin kommt ein guter Mensch, wenn er gestorben ist?
Knabe. Auf den Kirchhof.
Lehrer. Was ist aller Weisheit Anfang.
Knabe. Geld!
Lehrer. Wer sagt das?
Knabe. Mein Vater sagt immer: ohne Geld kann man gar nichts anfangen.
Lehrer. Mein liebes Kind, man sieht, daß du deines Vaters Sohn bist. Fahre ferner so fort, deinem Vater ähnlich zu sein; denn so lange alle Deutschen deinem Vater gleichen, wird unser theueres Vaterland — ruhig schlafen.

Die Epigonen. (Eine zehnjährige Schülerin zu ihrem Geliebten in demselben Alter.) „Sie fragen noch, warum unser näherer Verkehr für die Zukunft abgebrochen werden muß? Sehen Sie nicht selbst: ein Eduard, daß ich mit einem jungen Manne, der nicht einmal die leichteste Cigarre zu rauchen im Stande ist, ferner nicht mehr liirt sein kann?!"

Nothwendige Uebel. Polizeidiener, welcher einen Dieb ergriffen. „Kerl, jetzt erwische ich ihn schon zum zweiten Male als Spitzbuben!"
Dieb. „Spitzbuben müssen auch sein!"
Polizeidiener. „So, warum denn?"
Dieb. „Na, sonst brauchten wir ja keene Polizei!"

Mißverständniß. Käufer. Sie, was kostet denn ein Pfund Zucker?
Kaufmann. „Achtundzwanzig Kreuzer Conventions-Münze, aber im Hute ist er wohlfeiler."
Käufer. „Na — jetzt — Hut hab' ich keinen da, aber sein's so gut und gebn's mir ein Pfund in meine Mütze!"

Eine gute Seele. Er. „Aber Auguste, nachdem ich Dich mit zum Balle genommen und mit Dir zu Abend gegessen habe, tanzest Du fortwährend mit Andern!"
Sie. „Ach ja, Sie haben sich Ausgaben genug für mich gemacht. Man muß Einen nicht Alles bezahlen lassen!"

Die Zurechtweisung. Herr v. Plemperer (dem Hausfreunde, den er bei einem tete a tete mit seiner Frau ertappt, die Thür weisend) „Jetzt schauen's, daß Sie fortkommen, Herr Baron; ich habe Ihnen schon mehrmals gesagt: Beschäftigen sich mit etwas Nützlicherem, als mit meiner Frau!"

Der
Chevalier von Maison-Rouge.
(Fortsetzung.)

V.
Was für ein Mann der Bürger Maurice Lindey war.

Während sich Maurice Lindey, nachdem er sich hastig angekleidet, auf die Section der Rue Lepelletier begibt, deren Secretaire er ist, wie man weiß, versuchen wir es, vor den Augen des Publikums die Vorgänge dieses Mannes zu schildern, der sich auf der Scene durch eine von jenen Aufschwingungen des Herzens gezeigt hat, wie sie bei edlen und mächtigen Naturen häufig vorkommen.

Der junge Mann hatte am Tage zuvor die Wahrheit gesprochen, als er sagte, er heiße Maurice Lindey und wohne in der Rue du Roule. Er hätte beifügen können, er sei ein Kind jener Halbaristokratie, welche der Robe bewilligt wird. Seine Vorfahren hatten sich seit zweihundert Jahren durch die ewige parlamentarische Opposition ausgezeichnet, welche die Namen Mole und Maupon berühmt gemacht. Sein Vater, der gute Lindey, der sein ganzes Leben damit hinbrachte, daß er gegen den Despotismus seufzte, starb, als am 14. Juli 89 die Bastille in die Hände des Volkes fiel, vor Schrecken darüber, daß er den Despotismus durch eine kriegführende Freiheit ersetzt sah, und hinterließ seinen einzigen Sohn, unabhängig durch das Vermögen und Republikaner durch das Gefühl.

Die Revolution, welche so bald auf dieses große Ereigniß folgte, fand Maurice mit allen Bedingungen der Stärke und der männlichen Reife, wie sie dem Athleten entsprechen, der auf den Kampfplatz zu treten im Begriff ist, und seine republikanische Erziehung verstärkte sich durch ein beständiges Besuchen der Clubs und das Lesen aller Pamphlete der Zeit. Gott weiß, wie viel Maurice dergleichen hatte lesen müssen. Tiefe und auf Schlüssen beruhende Verachtung der Hirarchie, philosophische Erwägung der Elemente, die den Körper bilden, absolute Ablehnung jedes Adels, der nicht persönlich ist, unparteiische Schätzung der Vergangenheit, glühender Eifer für die neuen Ideen, Sympathie für das Volk, gemischt mit der aristokratischsten der Organisationen, dies war in moralischer Hinsicht nicht derjenige, welchen wir gewählt haben, sondern der, welchen das Tagebuch, aus dem wir diesen Gegenstand schöpfen, uns als Helden dieser Geschichte gegeben hat.

In physischer Hinsicht war Maurice ein Mann von fünf Fuß acht Zoll, fünf und zwanzig bis sechsundzwanzig Jahre alt, muskelig wie ein Herkules, schön in jener französischen Schönheit, welche bei einem Franken eine besondere Race hervorhebt, das heißt eine reine Stirne, blaue Augen, kastanienbraune gelockte Haare, rosige Wangen und Zähne wie Elfenbein.

Nach dem Portrait des Mannes, die Stellung des Bürgers.

Maurice, wenn nicht reich, doch wenigstens unabhängig, Maurice, der einen geachteten und besonders populären Namen führte, Maurice, bekannt durch seine liberale Erziehung, Maurice hatte sich gleichsam an die Spitze einer Partei, bestehend aus allen jungen patriotischen Bürgern, gestellt. Vielleicht galt er bei den Sans-culottes für etwas lau und bei den Sectionären für etwas parfumirt. Doch er wußte sich Verzeihung für seine Lauheit bei den Sans-culottes dadurch zu verschaffen, daß er wie ärmliche Rohre die knotigsten Knüttel zerbrach, für seine Eleganz bei den Sectionären, daß er sie auf zwanzig Schritte durch einen Faustschlag zwischen die zwei Augen fortschleuderte, wenn ihn diese zwei Augen auf eine Weise anschauten, die ihm nicht behagte.

In physischer, in moralischer, in bürgerthümlicher Beziehung hatte nun Maurice der Einnahme der Bastille beigewohnt; er war bei dem Zuge nach Versailles gewesen,

er hatte wie ein Löwe am zehnten August gekämpft und an diesem merkwürdigen Tage, man muß ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, ebenso viele Patrioten als Schweizer getödtet: denn er wollte so wenig den Mörder unter der Carmagnole als den Feind der Republik unter dem rothen Kleide dulden.

Er hatte sich, um die Vertheidiger des Schlosses zur Uebergabe zu ermahnen und um ein weiteres Blutvergießen zu verhindern, vor die Mündung einer Kanone geworfen, welche ein Pariser Artillerist eben losbrennen wollte; er war zuerst durch ein Fenster in den Louvre eingedrungen, trotz des Kleingewehrfeuers von fünfzig Schweizern und eben so vielen im Hinterhalt liegenden Edelleuten, und als er die Zeichen der Capitulation erblickte, hatte sich sein furchtbarer Säbel bereits durch zehn Uniformen Bahn gebrochen; da er nun nach Muße seine Freunde Gefangene niedermetzeln sah, welche ihre Waffen wegwarfen, ihre Hände flehend ausstreckten und um ihr Leben baten, fing er an wie wüthend auf eben diese Freunde einzuhauen, was ihm einen Ruf, würdig der schönen Tage von Rom und Griechenland, verschaffte.

Sobald der Krieg erklärt war, trat Maurice unter die Schaaren und ging nach der Grenze mit den ersten fünfzehn hundert Freiwilligen ab, welche die Stadt gegen die Feinde schickte, und denen jeden Tag fünfzehn hundert andere folgen sollten. In der ersten Schlacht, die er mitmachte, nämlich bei Jemappes, erhielt er eine Kugel, die sich, nachdem sie die stählernen Muskeln seiner Schulter getheilt, auf dem Knochen abplattete. Der Vertreter des Volkes kannte Maurice und schickte ihn zur Heilung nach Paris zurück. Einen ganzen Monat wälzte sich Maurice, vom Fieber verzehrt, auf seinem Schmerzenslager; doch der Januar fand ihn wieder auf den Beinen und er befehligt, wo nicht dem Namen, doch wenigstens der Sache nach den Club der Thermopylen, das heißt, hundert junge Leute von der Pariser Bürgerschaft, welche sich bewaffnet hatten, um sich jedem Versuche zu Gunsten des Tyrannen Capet zu widersetzen, mehr noch: die Stirne gefaltet durch einen düsteren Zorn, das Auge erweitert, das Herz gepreßt durch eine seltsame Mischung von moralischem Haß und körperlichem Mitleid, wohnte Maurice, den Säbel in der Faust, der Hinrichtung des Königs bei und blieb, allein vielleicht von dieser ganzen Menge, stumm, als das Haupt dieses Sohnes vom heiligen Ludwig niederfiel, dessen Seele zum Himmel aufstieg; nur hob er, sobald dieses Haupt gefallen war, seinen furchtbaren Säbel in die Luft und alle seine Freunde riefen: „Es lebe die Freiheit!“ ohne zu bemerken, daß diesmal seine Stimme ausnahmsweise sich nicht mit der ihrigen vermischt hatte.

Dies war der Mann, der am Morgen des eilften März nach der Rue Lepelletier ging, der Mann, dem unsere Geschichte mehr Relief in den Einzelheiten eines stürmischen Lebens wird, wie man es zu jener Zeit führte.

Gegen zehn Uhr kam Maurice in die Section, deren Secretair er war.

Die Bewegung war groß. Es handelt sich darum, eine Adresse an den Convent zur Unterdrückung der Complotte der Girondisten zu beschließen. Man erwartete Maurice voll Ungeduld.

Es war nur von der Rückkehr des Chevalier von Maison-Rouge und von der Kühnheit die Rede, mit der dieser erbitterte, unermüdliche Verschwörer zum zweiten Male nach Paris gekommen war, wo man doch, wie er wußte, einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatte. Man brachte mit dieser Rückkehr den Versuch vom vorhergehenden Tag in Verbindung, und Jeder drückte seinen Haß und seine Verachtung gegen die Aristokraten aus.

Doch gegen die allgemeine Erwartung war Maurice unempfindlich und schweigsam, faßte geschickt die Proclamation ab, beendigte in drei Stunden sein ganzes Geschäft, fragte, ob die Sitzung aufgehoben sei, nahm auf eine bejahende Antwort seinen Hut, ging hinaus und wanderte der Rue Saint-Honore zu.

Als er in diese Straße gelangte, kam ihm Paris ganz neu vor. Er sah die Ecke der Rue du Coq, wo ihm in der Nacht die schöne Unbekannte, sich unter den Händen der Soldaten sträubend, erschienen war. Dann folgte er, von der Rue du Coq bis zum Pont Marie, demselben Wege, den er an ihrer Seite durchlaufen hatte, blieb stehen, wo sie von den verschiedenen Patrouillen aufgehalten worden waren, und wiederholte an den einzelnen Stellen, die ihn daran erinnerten, als hätten sie ein Echo ihrer Worte behalten, das Gespräch, das sie mit einander gepflogen; nur war

es ein Uhr Nachmittags und die Sonne, welche diesen ganzen Spaziergang beleuchtete, machte auf jedem Schritte die Erinnerungen der Nacht hervorspringend.

Maurice schritt über die Brücken und trat bald in die Rue Victor, wie man sie damals nannte.

„Arme Frau!“ murmelte Maurice, „sie bedachte gestern nicht, daß die Nacht nur zwölf Stunden währt und daß ihr Geheimniß wahrscheinlich nicht länger als die Nacht dauern würde. Bei der Helle der Sonne werde ich die Thüre wiederfinden, durch die sie geschlüpft ist, und wer weiß, ob ich sie nicht selbst an irgend einem Fenster erblicke.“

Er trat sodann in die alte Rue Saint-Jacques und stellte sich, wie die Unbekannte am Tage zuvor gestanden hatte. Einen Augenblick schloß er die Augen: der arme Narr glaubte vielleicht, der Kuß vom vorhergehenden Abend würde zum zweiten Male auf seinen Lippen brennen. Doch er fühlte nichts davon, als die Erinnerung. Die Erinnerung brannte allerdings immer noch.

Maurice öffnete die Augen wieder, sah die zwei Gäßchen, das eine rechts, das andere links. Sie waren kothig, schlecht gepflastert, mit Schranken versehen und von kleinen, über einen Bach gesprengten Brücken durchschnitten. Man sah hier Arkaden von Balken, Schlupfwinkel, zwanzig schlecht befestigte, verfaulte Thüren. Es war die plumpe Arbeit in ihrem ganzen Elend, das Elend in seiner ganzen Häßlichkeit. Da und dort fand sich ein Garten, bald durch Hecken, bald durch Zäune von Weinpfählen, zuweilen auch durch Mauern geschlossen; Häute trockneten unter Schoppen und verbreiteten den abscheulichen Geruch der Lohgerberei, bei dem einem übel wird. Maurice suchte, stellte zwei Stunden lang zusammen und fand nichts, errieth nichts; zehnmal drang er in dieses Labyrinth, zehnmal kehrte er zurück, um sich zu orientiren. Doch alle seine Versuche waren vergeblich, alle seine Nachforschungen fruchtlos. Die Spuren der jungen Frau schienen durch den Nebel und den Regen verwischt worden zu sein.

„Vorwärts!“ sprach Maurice zu sich selbst, „ich habe geträumt. Diese Cloake kann nicht einen Augenblick meiner schönen Fee von der letzten Nacht als Aufenthaltsort gedient haben.“

Es lag in dem wilden Republikaner eine Poesie, viel wahrer, als die in seinem Freunde mit den anakreontischen Versen, denn auf diesen Gedanken kehrte er zurück, um die Glorie nicht zu trüben, die das Haupt seiner Unbekannten beleuchtete. Allerdings kehrte er in Verzweiflung zurück.

„Lebe wohl! schöne Geheimnißvolle,“ sagte er, „Du hast mich als Dummkopf oder als Kind behandelt. Würde sie denn hierher gegangen sein, wenn sie wirklich hier wohnte? Nein, sie ging nur hier durch, wie der Schwan über einen verpesteten Sumpf zieht. Und wie die des Vogels in der Luft, ist ihre Spur unsichtbar.“

(Fortsetzung folgt.)

H. Heines Selbst-Geständnisse.

Heinrich Heine hat ein neues Werk vollendet, “Aveux d'un poete de la nouvelle Allemagne”, welches, natürlich auf deutsch, seinen sämmtlichen Werken beigesetzt werden soll, von dem aber die Revue des deux Mondes schon jetzt einige Auszüge bringt. Der Dichter legt uns darin seine Bekenntnisse oder Geständnisse vor. Rousseau's „Confessions“ erklärt er in der Vorrede für eine heuchlerische Lüge, gesteht, daß Niemand im Stande sei, sich selbst wahrheitsgetreu zu schildern, meint aber doch, er werde seine Sache besser machen, als das Genfer Philosophen. Dies bleibt dahingestellt. Jedenfalls haben wir in diesem Werke von Heine, der durch sein Leiden nicht nur Weltbürger, sondern auch wohl der vielleicht philosophischste Dichter unserer Zeit geworden ist, ein Buch zu erwarten, welches alle seine früheren Bücher übertreffen wird, und das Buch, welches die Welt [illegible] wird, und die Bücher, die selbst [illegible] als die [illegible] dieses [illegible]

„Nachdem ich manches liebe Jahr damit zugebracht, alle Kneipen der Philosophie durchzulaufen, nachdem ich mich allen Bocksprüngen des Geistes überlassen, und nachdem ich mit allen möglichen Systemen getanzt und herumgeflattert, und doch ebenso wenig befriedigt worden, wie Messaline, wenn sie ermüdet, aber nicht gesättigt von einer neuen Nacht der Ausschweifung zurückkehrte; nach allen diesen Orgien der Vernunft, sehe ich mich plötzlich, wie durch Zauber, dicht neben dem Onkel Tom und beuge in andächtiger Gluth mit diesem guten Neger mein Knie vor der Bibel. Welche Demüthigung! Mit allem meinem Wissen bin ich zu nichts Besserem gekommen, als der arme unwissende Schwarze, welcher kaum die Worte der heiligen Schrift buchstabiren gelernt. Der Onkel Tom scheint in Wahrheit ganz andere Dinge in der Bibel zu sehen, als ich, denn für mich ist namentlich ihr letzter Theil noch nicht ganz klar. Tom versteht ihn vielleicht besser, weil er mehr Peitschenhiebe erhalten, sehr unästhetische Dinge, die meinen guten Geschmack zuweilen sehr beleidigten, wenn ich die Evangelisten und die Apostelgeschichte las. Ein armer Schwarzer, wie der Onkel Tom, liest zugleich mit seinem Rücken, und deshalb versteht er oft besser als wir. Dagegen glaube ich mir schmeicheln zu dürfen, daß ich den Charakter Moses in dem ersten Theil des heiligen Buches richtiger aufgefaßt habe. Diese große Mosesgestalt hat mir nicht wenig imponirt. Welche riesenhafte Persönlichkeit! Ich kann mir nicht denken, daß Oc, der König von Basan, größer gewesen ist. Wie klein scheint der Sinai, wenn Moses auf seinem Gipfel steht! Der Berg ist nur das Fußgestell für den großen Mann, während sein Haupt an den Himmel reicht, wo er mit Gott redet. Der liebe Gott möge mir die Sünde verzeihen, aber oft ist es mir vorgekommen, als wenn er selbst nur der strahlende Widerschein des Moses sei, dem er zum Verwechseln ähnlich sei, obwohl in seinem Zorn, wie in seiner Liebe. Es wäre in der That eine große Sünde, es wäre Anthropomorphismus, eine solche Identität Gottes mit seinem Propheten behaupten zu wollen, aber sie haben wirklich eine frappante Aehnlichkeit."

„Moses wollte das Eigenthum nicht abschaffen, er wollte vielmehr, ein Jeder solle Besitz haben, damit Niemand aus Armuth ein Knecht und Sklave werde mit sklavischen Gefühlen. Die Freiheit war der Grundgedanke seines großen Berufs, und dieser Gedanke athmet und glüht in allen seinen Gesetzen über den Pauperismus. Er haßte die Sklaverei fast bis zur Wuth, aber er konnte diese Monstruosität, die in dem häuslichen Leben der Vorzeit zu tief Wurzel geschlagen hatte, nicht ganz unterdrücken, und mußte sich darauf beschränken, das Loos der Sklaven gesetzlich zu mildern, ihnen ihre Loskaufung zu erleichtern, und die Dauer der Arbeit zu beschränken. Wenn aber ein Sklave, den das Gesetz frei machte, das Haus seines Herrn nicht verlassen wollte, dann wurde er nach dem mosaischen Gesetz mit dem Ohr an die Thür der Wohnung seines Herrn genagelt, und nachdem diese schimpfliche Ausstellung zu Ende, war er gesetzlich verurtheilt, sein ganzes übriges Leben als Sklave zuzubringen. O Moses, Du großer Emanzipator, Du tapferer Rabbiner der Freiheit, Du furchtbarer Feind aller Sklaverei, gib mir Deinen Hammer und die Nägel, damit ich Dein Gesetz in Anwendung bringe an jenen edleren Bedientenseelen, an jenen Lakaien, welche die Wonne der Sklaverei besingen! Mit ihren langen Ohren will ich sie an das Portal des Schlosses ihrer königlichen Herren heften!" — — —

Höchst komisch beschreibt Heine sein Zusammentreffen mit Weitling:

„— — — —

Was meinen Stolz vorzüglich verletzte, war die geringe Ehrerbietung, welche der Schlingel an den Tag legte, während er mit mir sprach. Die Mütze auf dem Kopf, saß er auf einem Schemel u. kratzte sich mit der Hand den Knöchel des rechten Beines, das er so hoch in die Luft streckte, daß das Knie das Kinn berührte. Ich schrieb diese wunderbare Stellung den Gewohnheiten des Schneiderhandwerks zu, und konnte mir nur nicht erklären, warum er sich fortwährend das Bein kratze. Als ich ihn um die Ursache fragte, sagte er in einem so vollständig sorglosen Ton, als wenn das die einfachste Sache von der Welt sei, daß man ihm während seines Aufenthalts in den verschiedenen Gefängnissen des deutschen Bundes oft Eisen an die Füße gelegt habe, und daß sein Bein von dem Druck, den einige zu enge Ringe ihm verursacht, noch immer schmerze. Bei diesem naiven Geständniß muß ich ein Gesicht geschnitten haben, wie der Wolf in der Fabel, als er die kahle Stelle am Halse seines Kameraden, des Hundes, sah und dieser ihm es mit den Worten erklärte: „Des Nachts pflegt man mich an die Kette zu legen.“ Ich gestehe, daß ich starr vor Schrecken zurückfuhr, als Weitling, mit der vertraulichen Miene eines Zigeuners, der zu einem in das unsaubere Gewerbe der Brüderschaft eingeweihten Vagabunden spricht, mir erzählte, daß er bisweilen Ketten trage, nicht etwa metaphorisirische Ketten, wie sie in unserer Zeit ein Jeder mit sich herumschleppt, sondern wirklich von Eisen, die um den Hals oder das Bein gelegt werden. Das ist nicht, wie es sein soll, und ein Mann aus der guten Gesellschaft darf sich nicht mit Leuten dieser Art befassen. Was mich zurückbeben machte, war nicht sowohl die Besorgniß, das Loos solcher Leute zu theilen, als vielmehr die Unannehmlichkeit, ihre schreckliche Gesellschaft ertragen zu müssen. Seltsamer Widerspruch in den Gefühlen der Menschenbrust! Ich, der ich eines Tages in Münster mit brennenden Lippen die Reliquen des Schneiders Johannes von Leyden geküßt, die Ketten, welche, er getragen, die Zangen, mit denen man ihn gemartert, das alles aufbewahrt in einer Blende vor dem Rathhause zu Münster, ich, der ich dem todten Schneider einen glühenden Kultus geweiht, ich fühlte eine unüberwindliche Abneigung, als der lebende Schneider mir entgegentrat, der Mann, welcher gleichwohl der Apostel und Märtyrer derselben Sache war, für welche Johannes von Leyden, der König von Zion glorreichen Angedenkens, gelitten! Ich kann dies Phänomen, diese Verwirrung des menschlichen Geistes nicht erklären und ich beschränke mich darauf, es hier zu constatiren, sollte auch die Auslegung, welche ein solches Geständniß finden möchte, noch so ungünstig und hart sein.“

Der Lunch und die Luncher. *)

(Aus der New-Orleanser „Deutschen Zeitung.“)

Das amerikanische Leben hat den einen bedeutenden Vorzug, daß es auf materiellem Wege sociale Reformen hervorbringt, die man in Europa zum Motto der Revolution und zum Gegenstande bitteren Kampfes macht. Die praktische Nothwendigkeit und die Concurrenz bringen hier Vieles zu Stande, was europäische Gesetzgeber nicht vermochten. — Eine dieser sozialen Reformen, welche Amerika sich eigen gemacht hat, ist der Lunch. Allen unseren Lesern wird das Wort und seine Bedeutung hinlänglich bekannt sein. Es war nicht Humanität, welche diese Speiseanstalt für verarmte Teufel gründete, sondern ein Mittel der Concurrenz, das Publikum nach einem Lokale hinzuziehen. Gleichwohl verdient der Erfinder des Lunches

*) Für unsere Leser in Europa und selbst für jene in Nicht-Lunchenden Staaten wollen wir hier bemerken, daß der Lunch eine gastronomische Einrichtung neuester Zeit ist, wonach in jedem anständigen Kaffee- oder Wirthshause, selbst in vielen Bier-Hallen Vormittags von 10 bis 11 Uhr ein vollständiges Gabelfrühstück in reichlicher Menge aufgetragen wird, an dem jeder Gast Theil nimmt, ohne dafür zu bezahlen. Er bezahlt nur, was er dazu trinkt — da nun in einigen Etablissements jeder „Drink“ (ein Glas oder Gläschen Wein, Bier, Brandy) zehn Cents, in andern nur fünf Cents kostet, so giebt es Dime- oder 10 Cents-, — und Picayune- oder 5 Cents-Lunche, die in dem folgenden Artikel sehr launig charakterisirt sind. Hier in St. Louis ist der Lunch allgemein eingebürgert und manche Lunch-Tafeln z. B. bei Robbins, im Barklings-Hause, dem Empire-Saloon würden in Europa den Rang prachtvoller und üppiger Diners einnehmen. Einige Locale geben sogar Abendlunche, natürlich im bescheidneren Maaßstabe. Anm. d. A. d. W.

den Dank des Vaterlandes, seine Segnungen verdienten von jenen Dichtern besungen zu werden, die er vor dem Verhungern geschützt. Der Gegenstand des Lunches ist zwar nicht sehr erhabener Natur, er betrifft rein die Befriedigung eines Bedürfnisses, welches der tyrannische Magen uns auferlegt, und diese Befriedigung ist noch außergewöhnlicher Natur; es ist nicht die legale Vollstopfung bei einem tüchtigen Mittagessen, sondern nur das flüchtige Hinunterschlucken einiger Bissen (Lunch — Luncheon, eine Hand voll), bestimmt, das Leben zu erhalten. Hierin liegt aber gerade die Wichtigkeit des Lunches. Der Hunger läßt sich nun einmal nicht wegphilosophiren, er ist der alte angeborene Feind des Genie's und des Talents. Die größten Geister sind an materieller Noth, meist an Nahrungssorgen zu Grunde gegangen. Mancher dieser geschichtlich berühmten Namen, die das Geld zu einem Mittagessen nicht mehr aufbringen konnten, hätte gewiß noch einen Dime oder einen Picayune aufgebracht, um mit Lunchen ihr Leben zu fristen. Wie viele große Männer wären uns länger erhalten, wenn ein billiger Lunch ihnen die Sorge um ein Mittagessen erspart hätte? Camoens, der begeisterte Sänger der Louisiade, und Cervantes, der unsterbliche Dichter des Don Quixotte, wären nicht Hungers gestorben, der deutsche Astronom Keppler wäre nicht an absoluter Magenleere zu Grunde gegangen, wenn es damals in Lissabon, Madrid und Regensburg schon Lunchhäuser gegeben hätte. Jean Jaques Rousseau hätte sich nicht so sehr mit Notenabschreiben plagen müssen, um sein Leben zu machen, Mozart hätte sich nicht durch kostspielige Diners in Schulden gestürzt, Bethoven hätte ruhiger gelebt und der Volksdichter Bürger nicht den Kelch des Mangels bis zur Neige geleert, wenn es damals schon so humane Anstalten gegeben hätte, wie wir sie in unserer Stadt besitzen. Ja selbst der greise Besieger der Perser und Vandalen würde den Undank des byzantinischen Hofes leichter ertragen und sein Date obolum Belisaro mit weniger Bitterkeit gesprochen haben, wenn es im goldenen Byzanz für einen Obolus Lunch gegeben hätte; der greise Bänkelsänger Homer hätte sich gewiß noch zu manchem Gesange der Ilias oder Odysse begeistert, wenn ihm nicht so oft das Mittagessen gefehlt hätte! Des Unterganges unglücklicher Dichter, Künstler und verhungerter Schauspieler gar nicht zu gedenken.

Der Lunch in seiner allgemeinen Ausführung wäre eine Lösung der sozialen Frage. Man kann sich nur wundern, daß die französischen Sozialisten nicht schon längst auf den Gedanken gekommen sind, die Organisation des Lunches in ihr Programm aufzunehmen.

In Deutschland hat man bereits einen ungenügenden und verfehlten Anfang zum Lunche von Staatswegen gemacht; wir meinen die Rumfordsche Suppenanstalt in München; aber die starke Beschaffenheit dieser Suppe eignet sich nur für ganz starke Magen, und dann ist die ganze Einrichtung der Art, daß ein anständiger armer Teufel nicht daran Theil nehmen kann. Ein paar Regensburger Bratwürste, einige Rettige und mindestens fünf oder sechs Seidel Bier wäre das Minimum eines anständigen Lunches in München, auch saure Nieren als Antidote des Katzenjammers dürften nicht vergessen werden.

Eine andere Art Lunch besteht auf dem „Markte des Innocens" in Paris. In einem großen Kessel schwimmen beträchtliche Broken allerhand Fleisch, Ueberreste aus den Küchen verschiedener Restaurationen. Mit einem Sous erkauft man sich das Recht, mit einer langen Gabel a l'hasard in den Behälter zu stechen. Ist der Betreffende glücklich, so bringt er oft ein Stück Fleisch von dem Gewichte eines Pfundes vor die neidischen Augen der minder Glücklichen. Die Unglücklichen ziehen mit einem kleinen Knöchelchen oder — der leeren Gabel ab.

Außer dem Lunch hat man hier auch die Spannung einer Lotterie. Der Kessel jedoch und die Speiseüberreste, die in ihm sich herumtreiben, sind so unappetitlicher Natur, daß diese Art des Lunches ganz ihren Zweck verfehlt. Ein anständiger Mensch kann sich unmöglich mit einer Gabel a l'hasard bewaffnen. Die einzigen Zieher in dieser Lunch-Lotterie waren die Gäste des berüchtigten Paul Niquet, dessen Spelunke nun niedergerissen ist, um eine Straße zu erweitern. Wahrscheinlich hat mit Paul Niquet auch der Lunch auf dem Markte des Innocens sein Ende erreicht.

Was in Europa nicht zu gelingen scheint, haben wir in Amerika bereits ausgeführt, besonders in New-Orleans, welche mit glänzendem Beispiel vorangeht,

Geographisch hat sich der Lunch nach Norden hin ausgedehnt; in St. Louis, Louisville und Cincinnati erreicht er seine äußerste nördliche Grenze, aber diese Lunche lassen sich durchaus nicht mit jenen vergleichen, welche die Crescent City bietet. New-Orleans ist das Eldorado der Luncher. Von dieser Stadt gilt es wie von keiner andern:

Wo man lunch't, da magst du fröhlich lungern,
Ein guter Lunch läßt niemals dich verhungern.

Die Luncher bilden einen ansehnlichen Theil der Bevölkerung von New-Orleans, sie zerfallen jedoch in mehrere Klassen, welche wir hier aufzählen wollen. Die drei Hauptklassen bestehen aus jenen, welche 1) einen Dime, 2) welche einen Picayune und 3) solche, welche gar nichts bezahlen. Jede dieser Hauptklassen zerfällt wieder in mehrere Unterklassen. Kaufleute, Commis, Künstler ꝛc. gehören zur ersten, die Arbeiter zur zweiten und les vrais proletaires zur dritten Klasse. Der Aristokrat unter den Lunchern ist der Kaufmann, der angestellte Clerk oder Buchhalter. Diese besuchen einige Dimehäuser, wo der Zudrang nie stark ist, nehmen nie Suppe, stochern höchstens ein wenig im Schinken herum, kurz das Lunchen ist ihnen nicht Lebenszweck, man sieht es an ihrer Indifferenz, daß sie zu Hause noch ein tüchtiges Mittagessen erwartet. Die Luncher dieser Klassen gehen weniger aus Hunger zum Lunchen, als vielmehr um einen Vorwand zu haben, ihre Office eine halbe Stunde zu „schwänzen."

Die Luncher einer andern Klasse sind weit zahlreicher. Diese besuchen zwar auch noch Dimehäuser, aber nur solche, wo eine größere Auswahl von Speisen ist. Dies sind die wahren Anstalten für anständige arme Teufel, denen der Lunch Tageszweck, Breakfast, Diner und Souper ist. In diese Klasse gehören Advokaten ohne Clienten, Doctoren ohne Patienten, Professoren ohne Zöglinge, schlechtbezahlte verhungerte Literaten, Commis ohne Stelle, Schauspieler mit $3 Gehalt, arme Musiker, Maler, Architekten, Bummler, Flaneurs und amerikanische Loafer der besseren Classe. An der Andacht, mit der diese Classe Luncher zuerst die Suppe schlürft und nachher Stück für Stück Fleisch, Gemüse und Salat verschwinden läßt, kann man wohl mit Sicherheit auf die Wichtigkeit schließen, welche der Lunch für das betreffende Individuum hat; es ist der lichte Augenblick, dem wieder 24 finstere leere Stunden bis zum nächsten Lunche folgen.

Einen Schritt weiter kommen wir zum Picayune-Lunch; der Picayune-Lunch in der Stadt und der Picayune-Lunch an der Levee. Die Picayunelunch in der Stadt haben meist früher den Dimelunchern angehört, und sind nur durch potenzirtes Pech auf Picayune-Lunch reduzirt. An der Levee lunch ein eigenes Völkchen; es sind die kräftigen sonnenverbrannten Arbeiter der Dampfboote, die Baumwollen-Ballen wälzen, die Drayleute ꝛc. Hier kommt es weniger auf die Qualität des Lunches, als auf die Quantität an. Ein Lunch in diesen Regionen ist Leuten von etwas empfindlichem Magen durchaus nicht zu rathen. Zähes, kaum halbgebratenes Rindfleisch, Gras und Salat zugerichtet, ranzige Butter, fauler Käse und Brändy zu 30 Cents die Gallone, bedürfen eines antediluvianischen Verdauungssackes, um nicht zur Cholera und andern Uebel Veranlassung zu geben.

Als dritte Hauptklasse finden wir les vrais proletaires, Luncher, die gar nichts bezahlen, gewöhnlich aus dem einfachen und triftigen Grunde, weil sie nichts haben. Die Luncher dieser Klasse sind gewöhnlich in ihrem Aeußeren etwas furchtsam, es schmeckt ihnen nicht recht, bei jedem Bissen fällt ihnen der Gedanke zentnerschwer auf den Magen, daß der Moment herannaht, wo der unerbittliche Baarkeeper sie hinauswerfen wird, wenn er genau aufpaßt. Die Luncher dieser Art halten sich immer nahe der Thüre, um leichter durchbrennen zu können, auch erkennt man sie leicht an dem eigenthümlichen Gesichtszuge, der sich bei Jedem findet, der keinen Cent mehr besitzt. Die Luncher dieser Art müssen öfters mit dem Lokale wechseln und besonders solche Anstalten frequentiren, die sehr zahlreich besucht sind; in diesem Falle kann auch der Luncher ohne alles Geld sein Leben Monate hindurch erhalten.

Eine Abart des Lunchers ist der unverschämte Luncher, eine Sorte, die gleichwohl sehr häufig ist. Der unverschämte Luncher ist der Schrecken aller Mitgenossen. Gewaltsam drängt er sich zu jeder Schüssel durch, und verschlingt mit einer Schnel-

ligkeit, welche Alle ringsum in banges Erstaunen versetzt, Suppe, Fleisch, Salat, Gemüse, Brod und was nur sonst der Tisch tragen mag.

Nur bisweilen führt ihn die Nemesis als Barkeeper verkleidet zur Genugthuung der anderen aus dem Saale hinaus. Der Lunch hat auch seine Gefahren. Besonders in den Picayune-Häusern befinden sich oft verdorbene schädliche Substanzen im Lunch; mit Vorsicht muß man besonders den Salat und ausgestellte Würste betrachten. Wir kennen einen Fall, wo ein Mann, der jetzt noch in unserer Mitte wirkt, sich an einem Stücke alter Blutwurst vergiftete und ernstlich erkrankte.

Der Lunch wäre noch einer großen Vervollkommnung fähig. Für's Erste sollte man die Einrichtung treffen, daß man sich bei dem Lunche setzen kann. Es würde viel zur Behaglichkeit und bessern Verdauung beitragen. Außerdem sollte jedem Luncher noch eine Tasse Kaffee und eine Havanna-Cigarre verabreicht werden. Erst dann wird der Lunch seine Bestimmung vollkommen erfüllen, dann ist hier das Paradies der Proletarier aller Art; dann macht man im dolce far niente für 75 Cents die Woche sein Leben!

Möchten unsere Lunchhäuser die angeführten Verbesserungen bald in's Werk setzen. W.

Wie man in W. Bier braut. Gast: „Wie machen Sie denn das viele Bier?"

Wirth: „Ei mir thue Gerschtestroh abside, und riehre mit Hopfestange drinrum."

Wunderbare Frage. Herr. „Darf ich fragen, Madame, ob es Kaffee oder Thee ist, was Sie mir eben gütigst einschenkten?"

Frau. „Wie meinen Sie das? wie soll ich Ihre Frage verstehen?"

Herr. „Ich meine blos, wenn es Kaffee ist, was Sie mir einschenkten, so möchte ich Sie nun um Thee bitten; ist es aber Thee, so möchte ich lieber den Kaffee versuchen."

Der bequeme Bettler. „Herrjes, August! Du schnall'st Dir alleweil schon Dein Bein ab. Bettel'st'en heute nich mehr?"

„Na, Du Schaafskoop, ik schnall' et man um den andern Fuß, denkste denn, man kann den janzen Dag uf detselbe Been hampeln?"

Zufall. Richter. „Nun sag' Er einmal wie ist es zugegangen, daß Er dem Jacob Burgmeier da das Auge aus dem Kopf herausgeschlagen hat?

Bauer. „Schaun's Ihr Gnoden Herr Richter, da sind mer so im Wirthshaus bei einander g'sessen derweil wie ich den Burgmeier so anschau, is ihm's Aug' aus g'hängt."

Das Faktum. Präsident. „Der Angeklagte hier ist beschuldigt, ein Kalb gestohlen zu haben, und Sie sollen hierüber als Zeuge verhört werden. Sie haben den Zeugeneid bereits geleistet, nun erzählen Sie mir, was Sie von dem Faktum wissen." —

Bauer. „Ja, ich kann nit mehr sagen, als daß ich das Faktum gesehen hab' und daß es ist gestohlen worn."

Präsident. „Haben sie sonst noch etwas zu erinnern?"

Bauer. „Ja, Herr Präsident, ich möcht' nur erinnern, daß es kein Faktum war, sondern a Kalb!"

Zärtliche Besorgniß. Sie. „Nein, Alfred, ich leide ganz gewiß nicht, daß Du in den Nachen steigst; es ist hier sehr gefährlich, Du könntest leicht ein Unglück haben!"

Er. „Dummes Zeug!„ (steigt in den Nachen.)

Sie. „Wann Du denn durchaus ertrinken willst, so lasse mir doch Deine goldene Uhr und Kette.

Der Chevalier von Maison-Rouge.

(Fortsetzung.)

VI.

Der Temple.

An demselben Tage, zur selben Stunde, wo Maurice, schmerzlich enttäuscht, über den Pont de la Tournelle zurückging, machten mehrere Municipale, begleitet von Santerre, einen strengen Besuch in dem großen Thurme des Temple, den man seit dem 13. August 1792 in ein Gefängniß verwandelt hatte.

Dieser Besuch galt besonders einer Wohnung im dritten Stocke, welche aus einem Vorzimmer und drei Stuben bestand.

Eine von diesen Stuben war von zwei Frauen, einem jungen Mädchen und einem Kind von neun Jahren, insgesammt in Trauer, bewohnt.

Die Aeltere von diesen zwei Frauen mochte sieben und dreißig bis acht und dreißig Jahre alt sein; sie saß an einem Tische und las.

Die Zweite saß und arbeitete an einer Stickerei; sie mochte acht und zwanzig bis neun und zwanzig Jahre alt sein.

Das junge Mädchen war vierzehn und stand bei dem Kinde, das, krank und liegend, die Augen schloß, obgleich bei dem Geräusch, welches die Municipale machten, das Schlafen durchaus unmöglich war.

Die Einen schüttelten die Betten, die Andern entfalteten die Leinwandstücke, wieder Andere, welche ihre Nachforschungen beendigt hatten, schauten mit einer frechen Starrheit die unglücklichen Gefangenen an, die ihre Augen hartnäckig die eine auf ihr Buch, die andere auf ihre Stickerei, die dritte auf ihren Bruder geheftet hielten.

Die Aelteste von diesen Frauen war groß, bleich und schön; diejenige, welche las, schien besonders ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihr Buch zusammenzudrängen, obgleich aller Wahrscheinlichkeit nach nur ihre Augen lasen und nicht ihr Geist.

Einer von den Municipalen näherte sich ihr, packte mit rohem Wesen das Buch, das sie in der Hand hielt, und schleuderte es mitten in das Zimmer.

Die Gefangene streckte die Hand nach dem Tische aus, ergriff einen zweiten Band und fuhr fort zu lesen.

Der Montagnard machte eine wüthende Geberde, um ihr den zweiten Band zu entreißen, wie er es mit dem ersten gethan hatte. Aber bei dieser Geberde, bei der die Gefangene, welche am Fenster stickte, bebte, sprang das Mädchen vor, umschlang mit seinen Armen den Kopf der Leserin und flüsterte weinend:

„Oh! arme, arme Mutter!"

Dann küßte das Mädchen die Leserin.

Die Gefangene drückte hierauf ihren Mund auf das Ohr des Mädchens, als ob sie dasselbe küssen wollte, und sprach zu ihm:

„Marie, es ist ein Billet in der Mündung des Ofens verborgen, nimm es weg."

„Vorwärts! vorwärts!" rief der Municipal, indem er das Mädchen brutal zurückzog und von seiner Mutter trennte. „Werdet Ihr Euch bald genug geküßt haben?"

„Mein Herr," versetzte das Mädchen, „hat der Convent beschlossen, daß die Kinder ihre Mütter nicht mehr küssen dürfen?"

„Nein; doch er hat beschlossen, daß die Verräther, die Aristokraten und die Ci-devant bestraft werden sollen, und wir sind deßhalb hier, um Euch zu befragen. Laß hören, Antoinette, antworte."

Diejenige, welche man auf so plumpe Weise anredete, würdigte den Fragenden nicht einmal eines Blickes. Sie wandte im Gegentheil den Kopf ab und eine leichte

Röthe zog über ihre von dem Schmerz gebleichten und von den Thränen durchfurchten Wangen.

„Es ist unmöglich," fuhr dieser Mann fort, „daß Du nichts von dem Versuche der letzten Nacht gewußt hast. Woher kommt er?"

Dasselbe Stillschweigen von Seiten der Gefangenen.

„Antworten Sie, Antoinette," sprach Santerre, indem er sich ihr näherte, ohne den Schauer des Abscheues zu bemerken, der die junge Frau bei dem Anblick dieses Mannes ergriff, welcher am Morgen des ein und zwanzigsten Januar Ludwig XVI. aus dem Temple geholt hatte, um ihn nach dem Blutgerüste zu führen. „Antworten Sie. Man hat in dieser Nacht gegen die Republik conspirirt und Sie der Gefangenschaft zu entziehen gesucht, die Ihnen, in Erwartung der Strafe für ihre Verbrechen, von dem Willen des Volkes auferlegt worden ist. Sprechen Sie, wußten Sie, daß man conspirirte?"

Maurice bebte bei dem Tone dieser Stimme, die sie zu fliehen schien, indem sie, so viel sie konnte, auf ihrem Stuhle zurückwich. Doch sie antwortete eben so wenig auf diese Frage, als auf die zwei andern, eben so wenig Santerre, als dem Municipal.

„Sie wollen also nicht antworten?" rief Santerre, heftig mit dem Fuße stampfend.

Die Gefangene nahm ein drittes Buch vom Tische.

Santerre wandte sich um: die rohe Macht dieses Menschen der achtzig tausend Mann befehligte und nur eine Geberde nöthig gehabt hatte, um die Stimme des sterbenden Ludwig XVI. zu bedecken, brach sich an der Würde einer armen Gefangenen, deren Kopf er ebenfalls fallen machen konnte, die er aber nicht zu beugen vermochte.

„Und Sie, Elisabeth!" sprach er zu der andern Frau, welche einen Augenblick ihre Stickerei unterbrochen hatte, um die Hände zu falten und zu beten, nicht zu diesen Menschen, sondern zu Gott, „werden Sie antworten?"

„Ich weiß nicht, was Sie fragen, und kann Ihnen folglich nicht antworten," erwiederte sie.

„Ei, Mord und Tod! Bürgerin Capet," versetzte Santerre ungeduldig, „es ist doch klar, was ich sage. Ich sage, daß man gestern einen Versuch gemacht hat, um Euch entweichen zu lassen, und daß Ihr die Schuldigen kennen müßt."

„Wir haben keine Verbindung mit Außen und können also weder wissen, was man für uns thut, noch was man gegen uns thut."

„Es ist gut," sprach der Municipal, „wir wollen einmal sehen, was Dein Neffe sagt."

Und er näherte sich dem Bette des jungen Dauphin.

Bei dieser Drohung erhob sich Marie Antoinette plötzlich und rief:

„Mein Herr, mein Sohn ist krank und schläft . . . wecken Sie ihn nicht auf."

„So antworte."

„Ich weiß nichts."

Der Municipal ging gerade auf das Bett des kleinen Gefangenen zu, der sich, wie gesagt, stellte, als schliefe er.

„Auf, auf! erwache, Capet" sagte er und schüttelte den Kleinen ungeschlacht am Arme.

Das Kind öffnete die Augen und lächelte.

Die Municipale umgaben sodann sein Bett.

Von Schmerz und Furcht bewegt, machte die Königin ihrer Tochter ein Zeichen; diese benützte den günstigen Augenblick, schlüpfte in ein anstoßendes Zimmer, öffnete eine von den Mündungen des Ofens, zog ein Billet heraus, verbrannte es, kehrte dann sogleich in das Zimmer zurück und beruhigte die Mutter mit einem Blicke.

„Was wollt Ihr von mir?" fragte das Kind.

„Wissen, ob Du in dieser Nacht nichts gehört hast?"

„Nein, ich habe geschlafen."

„Du liebst es sehr, zu schlafen, wie es scheint."

„Ja, weil ich träume, wenn ich schlafe."

„Und was träumst Du?"

„Daß ich meinen Vater wiedersehe, den Ihr getödtet habt."

„Du hast also nichts gehört?“ fragte ungestüm Santerre.

„Nichts.“

„Die jungen Wölfe sind in der That sehr gut mit der Wölfin einverstanden,“ sprach der wüthende Municipal; „und es hat dennoch ein Complott stattgefunden.“

Die Königin lächelte.

„Die Oesterreicherin verspottet uns,“ rief der Municipal. „Nun wohl, da dem so ist, so wollen wir das Decret der Gemeinde in seiner ganzen Strenge vollziehen. Erhebe Dich, Capet.“

„Was wollt Ihr machen?“ rief die Königin, die sich selbst vergaß. „Seht Ihr nicht, daß mein Sohn krank ist, daß er das Fieber hat? Wollt Ihr ihm denn den Tod bereiten?“

„Dein Sohn,“ entgegnete der Municipal, „ist ein Gegenstand beständiger Unruhe für den Rath des Temple. Er ist ein Zielpunkt aller Verschwörungen. Man schmeichelt sich mit der Hoffnung, Euch insgesammt zu entführen. Nun wohl, man komme. Tison! . . . Ruft Tison.“

Tison war ein Taglöhner, der die gemeineren Hausgeschäfte im Temple zu verrichten hatte. Er kam.

Es war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, von dunkler Hautfarbe, mit einem rothen Gesichte und schwarzen, struppigen Haaren, welche bis auf die Augbraunen herabfielen.

„Tilson,“ sprach Santerre, „wer hat gestern den Gefangenen Speise gebracht?“

Tilson nannte einen Namen.

„Und wer brachte ihnen ihr Weißzeug?“

„Meine Tochter.“

„Deine Tochter ist also Wäscherin?“

„Gewiß.“

„Und Du hast ihr die Kundschaft der Gefangenen gegeben?“

„Warum nicht? Eben so gut, daß sie das gewinnt, als wenn es eine Andere gewinnen würde. Es ist nicht mehr das Geld der Tyrannen, sondern das der Nation, da die Nation für sie bezahlt.“

„Man hat Dich beauftragt, die Wäsche sorgfältig zu untersuchen.“

„Nun! entledige ich mich nicht meiner Pflicht? Zum Beweis: Gestern fand ich ein Sacktuch, an das man zwei Knoten gemacht hatte; ich überbrachte es dem Rath und dieser befahl meiner Frau, die Knoten zu lösen, es zu bügeln und dann Madame Capet zu übergeben, ohne ihr etwas zu sagen.“

Bei der Erwähnung von zwei Knoten an einem Sacktuch bebte die Königin, ihre Augen erweiterten sich und Madame Elisabeth und sie tauschten einen Blick.

„Tison,“ sprach Santerre, Deine Tochter ist eine Bürgerin, deren Vaterlandsliebe Niemand in Verdacht zieht, doch von heute an ist ihr der Eintritt in den Temple nicht mehr gestattet.“

„O mein Gott!“ rief Tison erschrocken, „was sagt Ihr mir da, „wie ich soll meine Tochter nur wiedersehen, wenn ich ausgehe!“

„Du wirst nicht mehr ausgehen,“ sprach Santerre.

Tison schaute umher, ohne sein irres Auge auf irgend einem Gegenstand verweilen zu lassen, plötzlich aber rief er:

„Ich werde nicht mehr ausgehen! Ah! so ist es? Nun! ich will ganz von hier fort. Ich nehme meine Entlassung, ich bin kein Verräther, kein Aristokrat, daß man mich hier gefangen halten könnte. Ich sage Euch, daß ich von hier fort will.“

„Bürger,“ sprach Santerre, „gehorche den Befehlen der Gemeinde und schweige, oder Du könntest Dich schlecht dabei befinden; das sage ich Dir. Bleibe hier und überwache, was vorgeht. Man beobachtet Dich, hüte Dich also.“

Die Königin, welche sich vergessen glaubte, erheiterte sich allmählig wieder und legte ihren Sohn in sein Bett.

„Laß Deine Frau heraufkommen,“ sprach der Municipal zu Tison.

Dieser gehorchte, ohne ein Wort zu sagen. Die Drohungen von Santerre hatten ihn sanft wie ein Lamm gemacht.

Die Frau Tison eilte herbei.

„Komm hierher, Bürgerin," sprach Santerre; wir werden in das Vorzimmer gehen, und während dieser Zeit durchsuchst Du die Gefangenen."

„Höre doch, Frau," sagte Tison, „sie wollen unsere Tochter nicht mehr in den Temple kommen lassen."

„Wie? sie wollen unsere Tochter nicht mehr in den Temple kommen lassen. Wir werden unsere Tochter nicht mehr sehen?"

Tison schüttelte den Kopf.

„Was sagt Ihr denn da?"

„Ich sage, daß wir einen Bericht an den Rath des Temple machen werden, und daß der Rath entscheiden soll. „Mittlerweile . . ."

„Mittlerweile will ich meine Tochter wiedersehen" versetzte die Frau.

„Stille!" rief Santerre, „man hat Dich hierher berufen, um die Gefangenen zu durchsuchen; durchsuche sie, dann wird man sehen."

„Aber . . ."

„Oh! oh!" machte Santerre, die Stirne faltend, „mir scheint, die Leute werden verdorben."

„Thue, was der Bürger General sagt, thue es, Frau. Du hörst, er sagt, nachher werde man sehen."

Hiebei schaute Tison Santerre mit einem demüthigen Lächeln an.

„Es ist gut," sprach die Frau; geht, ich bin bereit, sie zu durchsuchen!"

Die Männer gingen hinaus.

„Meine liebe Madame Tison," sagte die Königin, glauben Sie mir . . ."

„Ich glaube nichts, als daß Du die Schuld von allem Unglück des Volkes bist, Bürgerin Capet," versetzte das furchtbare Weib, mit den Zähnen knirschend. „Finde ich etwas Verdächtiges bei Dir, so sollst Du auch sehen."

Vier Männer blieben an der Thüre, um die Frau Tison zu unterstützen, wenn die Königin Widerstand leisten würde.

Man fing bei der Königin an.

Man fand bei ihr ein Sacktuch mit drei Knoten, das unglücklicher Weise eine bereit gehaltene Antwort auf das von Tison erwähnte zu sein schien, einen Bleistift, ein Skapulier und Siegellack.

„Ah! ich wußte das wohl," rief die Tison, „ich sagte es den Municipalen, die Oesterreicherin schreibe! vor Kurzem fand ich einen Tropfen Siegellack auf der Dille des Leuchters."

„Oh! Madame," sprach die Königin mit flehendem Tone, „zeigen Sie nur das Skapulier . . ."

„Ah! ja wohl," versetzte die Frau, „Mitleid mit Dir . . . Hat man Mitleid mit mir? . . . Man nimmt mir meine Tochter."

Madame Elisabeth und Madame Royale hatten nichts bei sich.

Die Frau Tison rief die Municipale zurück, und diese kamen, Santerre an ihrer Spitze; sie übergab ihnen die bei der Königin gefundenen Sachen, welche von Hand zu Hand gingen und der Gegenstand von zahllosen Muthmaßungen waren; das Sacktuch mit den drei Knoten besonders nahm lange die Einbildungskraft der Verfolger des königlichen Geschlechts in Anspruch.

„Nun wollen wir Dir das Decret des Convents vorlesen," sagte Santerre.

„Was für ein Decret?" fragte die Königin.

„Das Decret, welches befiehlt, daß Du von Deinem Sohne getrennt werden sollst."

„Es ist also wahr, dieser Beschluß ist gefaßt worden?"

„Ja. Der Convent ist zu sehr für die Gesundheit Deines Kindes besorgt, das ihm von der Nation zur Bewachung anvertraut worden ist, um es in der Gesellschaft einer so entsittlichten Mutter, wie Du bist, zu lassen."

Die Augen der Königin schleuderten Blitze.

„Erhebt wenigstens eine Anklage, Ihr Tiger!"

„Das ist bei Gott nicht schwierig," versetzte ein Municipal, „höre!"

Und er sprach eine von jenen schändlichen Anklagen, wie sie Sueton gegen Agrippina vorbringt.

„Oh!“ rief die Königin hochaufgerichtet, bleich, erhaben vor Entrüstung, „ich appellire an das Herz von allen Müttern.“

„Ruhig! ruhig!“ versetzte der Municipal, „das ist Alles schön und gut; doch wir sind schon seit zwei Stunden hier, und können nicht den ganzen Tag verlieren. Steh' auf, Capet, und folge uns.“

„Nie! nie!“ rief die Königin, indem sie zwischen die Municipale und den jungen Ludwig stürzte und das Bett zu vertheidigen sich anschickte, wie es eine Tigerin mit ihrer Höhle thut, „nie werde ich mir mein Kind entreissen lassen.“

„Oh! meine Herren,“ sprach Elisabeth mit einem bewunderungswürdigen Ausdruck der Bitte die Hände faltend, „meine Herren, „im Namen des Himmels, haben Sie Mitleid mit zwei Müttern.“

„Sprechen Sie,“ versetzte Santerre, „nennen Sie die Namen, gestehen Sie den Plan Ihrer Genossen, erklären Sie, was die zwei Knoten an dem mit Ihrer Wäsche durch die Tochter Tison überbrachten Sacktuch und die an dem Sacktuch, das man in Ihrer Tasche gefunden, bedeuten sollen, und man wird Ihnen Ihren Sohn lassen.“

Ein Blick von Madame Elisabeth schien die Königin anzuflehen, sie möge dieses furchtbare Opfer bringen.

Doch diese trocknete sich stolz eine Thräne, welche wie ein Diamant im Winkel ihres Auges glänzte, und sprach:

„Lebe wohl, mein Sohn. Vergiß nie Deinen Vater, der im Himmel ist, Deine Mutter, welche sich bald mit ihm wiedervereinigen wird; sprich jeden Abend und jeden Morgen das Gebet, das ich Dich gelehrt habe. Lebe wohl, mein Sohn.“

Sie gab ihm einen letzten Kuß, erhob sich kalt und unbeugsam und sagte:

„Ich weiß nichts, meine Herren, thun Sie, was Sie wollen.“

Doch diese Königin hätte mehr Kraft gebraucht, als das Herz einer Frau, und besonders das einer Mutter enthält. Sie fiel vernichtet auf einen Stuhl zurück, während man das Kind wegtrug, dessen Thränen flossen, das die Arme nach ihr ausstreckte, aber keinen Schrei hören ließ.

Die Thüre schloß sich hinter den Municipalen, welche das königliche Kind wegtrugen, und die drei Frauen blieben allein.

Es trat einen Augenblick verzweifeltes Stillschweigen ein, das nur durch Schluchzen unterbrochen wurde.

Die Königin sprach zuerst.

„Meine Tochter,“ sagte sie, „das Billet?“

„Ich habe es verbrannt, wie Sie mich geheißen, meine Mutter.“

„Ohne es zu lesen.“

„Ohne es zu lesen.“

„So fahre wohl, letzter Schimmer, äußerste Hoffnung!“ sprach Madame Elisabeth.

„Oh? Sie haben Recht, Sie haben Recht, meine Schwester, das heißt zu viel leiden.“

Dann sich gegen ihre Tochter umwendend:

„Doch Du hast wenigstens die Handschrift gesehen, Marie?“

„Ja, meine Mutter, einen Augenblick.“

Die Königin stand auf, schaute nach der Thüre, ob sie nicht beobachtet würde, nahm eine Nadel aus ihren Haaren, näherte sich der Wand, zog aus einer Spalte ein kleines, in Form eines Billettes gefaltetes Papier, zeigte dieses Billet der Prinzessin und sagte:

„Sammle alle Deine Erinnerungen, ehe Du mir antwortest, meine Tochter; war die Handschrift dieselbe wie diese hier?“

„Ja, ja, meine Mutter,“ rief die Prinzessin, ja, ich erkenne sie!“

„Gott sei gelobt!“ sprach die Königin, voll Inbrunst auf die Kniee fallend. „Wenn er seit diesem Morgen schreiben konnte, so ist er gerettet. Dank! mein Gott! Dank! ein so edler Freund verdiente wohl eines Deiner Wunder.“

„Von wem sprechen Sie denn, meine Mutter?“ fragte die Prinzessin. „Wer

ist dieser Freund?" Sagen Sie mir seinen Namen, daß ich ihn Gott in meinen Gebeten empfehlen kann."

„Du hast Recht, meine Tochter; vergiß diesen Namen nie, denn er ist der eines Edelmannes voll Ehre und Muth; dieser ist nicht aus Ehrgeiz ergeben, denn er hat sich nur in den Tagen des Unglücks enthüllt. Er hat nie die Königin von Frankreich gesehen, oder die Königin von Frankreich hat vielmehr ihn nie gesehen, und er gibt sein Leben hin, um sie zu vertheidigen. Vielleicht wird er belohnt, wie man heut zu Tag jede Tugend belohnt, durch einen furchtbaren Tod . . . Doch wenn er stirbt . . . oh! dort oben werde ich ihm danken . . . es ist . . ."

Die Königin schaute unruhig umher, dämpfte die Stimme und sprach:

„Es ist der Chevalier von Maison-Rouge . . . betet für ihn."

(Fortsetzung folgt.)

Beantwortung der Frage: Ist gränzenloses Vertrauen oder gränzenlose Eifersucht mehr Beweis von Liebe.

Von M. G. Saphir.

Wo in einem Herzen ein Romeo Platz genommen hat, da stelle man nur sogleich einen Sessel für Othello hin.—Kein Mensch acceptire eine Liebe, wenn sie auf der andern Seite nicht von der Eifersucht girirt ist. Saphir.

Die Eifersucht geht als Morgenstern vor dem Tag der Liebe, die Eifersucht geht als Abendstern vor der Nacht der Liebe her, und den ganzen Tag der Liebe über wandelt sie mit ihr, durch den Himmel ihrer Bahn, durch den tiefen Aether, durch die klingenden Wolken, durch die fliegenden Stürme, durch die flammenden Blitze, durch den grollenden Donner!

Eifersucht ist das Salz in dem Ocean der Liebe; Eifersucht ist der Wecker in dem Schlummer der Liebe; Eifersucht ist die Pulsader der Liebe; Eifersucht ist die Wasser- und Feuerprobe der Liebe!

Vertrauen? Ist denn Vertrauen der Gegensatz zu Eifersucht? Hebt Vertrauen Eifersucht auf? Nein, nicht im Geringsten. — Man kann unbegränzte Achtung vor seiner Geliebten haben, man kann felsenfestes Vertrauen auf ihre Tugend, auf ihren Charakter setzen, und dennoch eifersüchtig, namenlos eifersüchtig, rasend eifersüchtig sein!

Gränzenloses Vertrauen heißt nichts, als überzeugt sein, meine Geliebt ist keiner Untreue fähig. Ihr nennt Eifersucht Egoismus? — Ist dieses gränzenlose Vertrauen nicht mehr, nicht größerer, nicht gemeinerer Egoismus?

Wo der Gedanke an eine Untreue in uns leben kann, da ist keine Eifersucht mehr, denn da hört die Liebe auf! Auf ein Wesen, von dem wir nur im Entferntesten den Verdacht einer wirklichen Untreue fassen können, sind wir nicht mehr eifersüchtig, denn wir reißen es mit allen seinen Wurzelfasern und Widerhaken aus unserm Herzen heraus, und können wir das nicht, so verbluten wir, aber das Wesen selbst ist für uns todt, rein todt.

Allein gerade wenn wir ein Wesen lieben, das wir achten, von dessen Sittenreinheit, hoher Tugend wir ganz durchdrungen sind, wo also die Liebe, vereint mit der höchsten Achtung, ihre Gewalt über uns ausübt, da beginnt die Eifersucht ihr donnervolles, ihr stürmisches, ihr stachelvolles Reich. Je vollkommener der Gegenstand unserer Liebe, desto gränzenloser ist unsere Eifersucht!

Je höher wir die Gegenliebe betten in das Grahamsbett unserer Verehrung, je erhabener wir ihr Bild emporttragen zu dem fleckenlosen Himmel, desto ängstlicher bewachen wir sie vor jedem Erdenstäubchen, desto schmerzlicher möchten wir jede Kommunikationsbrücke zwischen ihr und andern Sterblichen abbrechen.

Eifersucht allein ist Beweis von Liebe, und die Eifersucht der Liebe hat keine Gränzen, wie die Liebe selbst keine Gränzen hat.

Die Eifersucht reißt den werdenden Gedanken der Geliebten aus der Wiege des

Denkens; die Eifersucht fragt ihr leisestes Lächeln; woher? und ihre leiseste Lippenbewegung; wohin? Die Eifersucht sieht, wie sich der Gedanke auf der Stirne der Geliebten bildet; sie hört den Blick wachsen unter dem bedeckenden Liede; sie kennt die Richtung ihres Fühlens im voraus, wenn es erst als Schaumbläschen in ihrem Innern sich bildet; sie gräbt den Traum der Geliebten aus seinem Grabe, um Rechenschaft von ihm zu fordern; sie stellt die Zerstreuung der Geliebten vor ein Gottesgericht; sie zersetzt das Rosenroth ihrer Freude in seine Bestandtheile, und wiegt das Körnchen ihres Unmuthes auf der großen Wage des Argwohns; und dieses Alles nur aus Liebe! Nur allein aus Liebe, aus wahrer, inniger, unbegränzter Liebe!

Die Person, die wir lieben und die uns liebt, die gehört uns, sie ist unser Selbst, unser eigenes Ich, und unser Ich soll nichts denken, nichts fühlen, als uns. Ist dieses Egoismus, so ist es Egoismus für unser Ich, das sie ist, nicht für unser Ich, das wir sind!

Ich bin eifersüchtig auf den Vater, der sie küßt, auf die Schwester, die sie umarmt, auf die Freundin, die sie herzt, auf das Kind, welches sie liebkoset, auf die Rose, die sie pflückt, auf den Zephir, der sie umweht, auf die Welle, die sie umspielt, auf die Musik, die ihr Ohr entzückt, auf die Farbe, die ihrem Auge schmeichelt, auf den Einfall, der sie lächeln macht, auf die Thräne, die ihr Auge beschleicht, auf den Traum, der sie umfängt, auf den Spiegel, der ihr schmeichelt, auf die Hoffnung, die sie wiegt, auf das Gedicht, das ihr gefällt, auf die Landschaft, die sie mit Wohlgefallen betrachtet, kurz, auf Alles, was ihr Freude macht; aber nicht aus Egoismus, nicht aus dem Grunde, als sollte sie keine andere Freude haben, als mich, sondern darum, weil es mir schmerzlich ist, daß ich nicht selbst ihr alle diese Freude gewähren kann; daß ich nicht selbst zugleich auch bin Freundin, Rose, Welle, Traum, Landschaft, Lied und Zephir, um selbst ihr alle diese Freuden zu schaffen. Es ist Eifersucht, aber edle wehmüthige Eifersucht, Eifersucht der Bescheidenheit, Eifersucht des Bewußtseins, daß man so wenig ist, um die Geliebte zu beglücken, und daß es so viele Dinge gibt, die sie erfreuen, ohne mein Zuthun! Der wahrhaft Liebende möchte, daß alle Freuden der Geliebten nur von ihm ausgingen, daß er allein ihr öffnen könnte alle Freudenporen der beseelten und unbeseelten Schöpfung, u. daß jeder erquickende Zug, den sie aus dem Kelche des Lebens trinkt, ihr dredenzt werde von der Hand seiner Liebe!

Das ist Eifersucht, und ist diese Eifersucht nicht der alleinige Beweis von wahrer Liebe?

Wir können unsere Geliebte mit gränzenlosem Vertrauen in die größte Gesellschaft gehen lassen, und mit dabei sein, und unbesorgt fröhlich sein, aus Vertrauen; ist das ein Beweis von Liebe? Aber, wenn wir, selbst mit diesem Vertrauen, jene Gesellschaft fliehen, weil wir wissen, daß wir dennoch mit tausend und abermal tausend brennenden Qualen gemartert werden, und daß eine ewige Hyder in unserm Herzen nagt, wenn wir sie in Gesellschaft sehen, und lieber wegbleiben, um uns diese Qual zu ersparen: das ist Eifersucht, Eifersucht mit Vertrauen, das ist ein Beweis von wahrer Liebe.

Wer lieben kann ohne Eifersucht, der kann auch leben ohne Liebe, Beides ist gleich. Eifersucht ist die Bürgschaft für die Unsterblichkeit der Liebe; wenn die Liebe scheintodt ist, die Eifersucht erweckt sie, und selbst wenn sie ganz todt ist, so sitzt noch die Eifersucht auf ihrem Grabe, und weint ihr lange nach.

Ich hätte gränzenloses Vertrauen in meine Geliebte, wenn sie gränzenlos eifersüchtig wäre, und wäre gränzenlos eifersüchtig, wenn sie gränzenloses Vertrauen zu mir hätte.

Gute Auskunft. Invalide. „Ja, mein Junge, beim Militär, und in Kriegszeiten besonders, da muß man oft unter freiem Himmel übernachten!“

Knabe. „Aber Großpapa, was machen die Soldaten, wenn's in der Nacht regnet.“

Invalide. „Na, da suchen se halt!“

Gute Nacht!

Von Adolph Glasbrenner.

(Für Declamation.)

Das heißt: ich will damit nicht enden!
Den Titel hab' ich nur gesagt;
Hier soll es nicht zum Schlafe mahnen,
Das süße Wörtchen: Gute Nacht!
Nur wie verschieden man's betonet,
Darüber hab' ich nachgedacht:
Ich singe ein paar Variationen
Des alten Thema's „Gute Nacht!"

Ein zartes Kind liegt in der Wiege,
Das noch kein Erdenleiden traf;
Die Mutter schaukelt immer leiser
Und singt dazu: schlaf', Kindchen schlaf'!
Es schließen sich die lieben Augen,
Aus denen holde Unschuld lacht;
Die Mutter küßt des Kindes Stirne
Und lispelt: Püppchen, gute Nacht!

Der Knabe will noch nicht zu Bette,
Weil fröhliche Gesellschaft da;
Die Mutter droht „zum letzten Male!"
Und nach dem Stock greift der Papa.
„Nun geht's nicht länger! Marsch zum Schlafen!
Nicht mehr gemuckst, nicht mehr geklagt!"
Er aber zieht die Lippen nieder
Und weint und trotzt ein „Gute Nacht!"

Die Eltern treten in den Garten;
Der Rosenlaube sind sie nah',
Wo Edmund heut von der Geliebten
Empfing das erste süße Ja.
„So geht denn schon die Sonne unter,
Die mir das höchste Glück gebracht?"
Er flieht; ruft „Gute Nacht!" so innig,
Und sie so innig: „Gute Nacht!"

Der Ehemann kommt barsch nach Hause,
Müd' von der Arbeit und vom Spiel;
Das Frauchen hat noch viel zu plaudern,
Er aber hört und spricht nicht viel;
Er wirft den Blick in's Nebenzimmer,
Ob Licht darin, ob's Bett gemacht;
Dann küßt er's Weibchen halb im Schlafe
Und gähnt ein langes „Gute Nacht!"

Frau Räthin macht bei Rath's Visite:
Die Tochter kam aus der Pension;
Sie stehen seit drei Viertelstunden
Zum Gehen auf der Treppe schon;
Sie sind sich in den Tod zuwider,
Doch als vorbei die Zungenschlacht,
Da wünschen sie unendlich zärtlich:
„Gute Nacht! Gute Nacht! Gute Nacht!"

Weit muß der brave Gatte reisen:
„Schon ist es spät, adieu, adieu!"
Sein Weib jedoch umschlingt ihn fester,
Denn unbeschreiblich ist ihr Weh.
Das Posthorn tönt. „Blick' in die Sterne!
Beruh'ge Dich, der Vater wacht!"
Er ringt sich los aus ihren Armen,
Und zitternd weint sie „Gute Nacht!"

Sie haben äußerst lang gesessen
Bei Wein und Whist und Domino;
Jetzt trennen sie sich auf dem Markte,
Nicht herzlich, traurig und nicht froh.
Da wird daran, was sie sich wünschen,
Nicht im Entferntesten gedacht,
Sie sehn sich kaum noch um und rufen:
„Gu'n Nacht! Gu'n Nacht! Gu'n Nacht!"

Vom Lande kommt ein Herr gefahren;
Shakspeare's Romeo will er sehn;
Er kann die Zeit kaum noch erwarten,
Bis er wird vor der Kasse stehn.
Dort aber heißt's! ' ist abgeändert!"
„„Dat hebb' ick mi bi Gott woll 'dacht!""
Man gibt den Sohn der Wildniß heute!
„„Den Sohn der Wildniß? Gute Nacht!""

Den Ball verläßt jetzt die Coquette;
Die Herren bilden ein Spalier;
„Auf Ehre, sie ist eine Göttin!"
So tönt es dort, so tönt es hier.
Es schmachten wohl an hundert Augen,
Als ihr der Mantel wird gebracht,
Und Jeder glaubt sich der Beglückte,
Sobald sie flüstert: „Gute Nacht!"

Zwei Herren zanken mit einander:
„Sie sind ein Narr, 's ist ausgemacht!"
Der wirft die Thüre mit den Worten:
„Sie will ich fassen, gute Nacht!"
Dem Kaufmann ist sein Schiff gesunken;
Er liest es: „So? Na, gute Nacht!"
„Nacht!" spricht die Gräfin zu der Zofe,
Und der Betrunk'ne „Gute Nacht!"

Und wenn sich einst die Augen schließen
All diesem Jammer, dieser Pracht,
Dann wird, nach diesem Tag des Lebens,
Dem Guten eine gute Nacht.
So könnt' ich lange noch variiren,
Hätt' ich nicht schon zu lang' gemacht;
Drum neig' ich mich mit schuld'ger Achtung
Und wünsche höflich: „Gute Nacht!"

Der
Chevalier von Maison-Rouge.
(Fortsetzung.)

VII.
Spielerschwur.

Der Entführungsversuch, so bezweifelbar er auch gewesen war, weil er nicht einmal einen Anfang der Ausführung gehabt hatte, erregte doch auf das Lebhafteste den Zorn und das Interesse der andern. Was übrigens diesem Ereigniß eine beinahe materielle Wahrscheinlichkeit verlieh, war der Umstand, daß der Sicherheitsausschuß in Erfahrung brachte, seit drei Wochen, oder seit einem Monat seien Emigranten in Menge auf verschiedenen Punkten der Grenze nach Frankreich zurückgekehrt. Es war klar, daß Menschen, welche ihren Kopf wagten, dies nicht ohne eine Absicht thaten, und diese Absicht war ohne allen Zweifel, zur Entführung der königlichen Familie beizutragen.

Auf den Vorschlag des Conventionsmitgliedes Offelin war bereits das furchtbare Decret bekannt gemacht worden, das jeden Emigranten, der wieder einen Fuß nach Frankreich gesetzt zu haben überwiesen, jeden Franzosen, der Auswanderungspläne gehabt zu haben überwiesen, jeden Bürger, der bei seiner Flucht oder bei seiner Rückkehr einen Emigrirten oder einen Emigranten unterstützt zu haben, jeden Bürger endlich, der einem Emigrirten eine Zufluchtsstätte gewährt zu haben überwiesen würde, zum Tode verurtheilte.

Dieses furchtbare Gesetz war die Einweihung der Schreckensregierung. Es fehlte nichts mehr, als das Gesetz der Verdächtigen.

Der Chevalier von Maison-Rouge war ein zu thätiger und zu verwegener Feind, als daß seine Rückkehr nach Paris und seine Erscheinung im Temple nicht die strengsten Maßregeln nach sich gezogen haben sollte. Schärfere Durchsuchungen, als man je vorgenommen, fanden in einer Menge von verdächtigen Häusern statt. Doch außer der Entdeckung von einigen emigrirten Frauen, welche sich fangen ließen, und ein paar Greisen, die sich nicht die Mühe geben wollten, den Henkern die wenigen Tage, die ihnen blieben, streitig zu machen, hatten die Nachforschungen kein Resultat.

Die Sectionen waren, wie man sich leicht denken kann, einige Tage in Folge dieses Ereignisses sehr beschäftigt, und der Secretaire der Section Lepelletier, einer der einflußreichsten von Paris, hatte wenig Zeit, an seine Unbekannte zu denken.

Anfangs, als er die Rue Vieille-Saint-Jaques verließ, beschloß er zu vergessen; er versuchte es auch, dies zu thun, doch es ging,, wie sein Freund Lorin gesagt hatte:

„Sobald man denkt, daß man vergessen soll,
Kommt die Erinnerung.“

Maurice hatte indessen nichts gesagt, nichts gestanden. Er hatte in seinem Innern die Einzelnheiten dieses Abenteuers verschlossen, welche der Nachforschung seines Freundes entgehen konnten. Doch dieser kannte Maurice als eine heitere, offenherzige Natur, er sah ihn jetzt unablässig träumerisch, die Einsamkeit suchend, und vermuthete, wie er sagte, der Schelm Cupido sei hier eingedrungen. Es ist zu bemerken, daß Frankreich unter seinen achtzehn Jahrhunderten der Monarchie wenige so mythologische Jahre gehabt, als das Jahr der Gnade 1793.

Der Chevalier war indessen nicht gefangen; man hörte nicht mehr von ihm sprechen. Ihres Gemahls und ihres Kindes beraubt, begnügte sich die Königin zwischen ihrer Tochter und ihrer Schwägerin zu weinen, wenn sie allein war.

Der junge Dauphin begann unter den Händen des Schusters Simon das Märtyrthum, das ihn in zwei Jahren mit seinem Vater und mit seiner Mutter vereinigen sollte. Es trat ein Augenblick der Ruhe ein.

Der Vulkan der Montagnards ruhte, ehe er die Girondisten verschlang.

Maurice fühlte das Gewicht dieser Ruhe, wie man die Schwere der Athmosphäre bei stürmischem Wetter fühlt; er wußte nicht, was er mit einer Muße machen sollte, die ihn ganz und gar der Gluth eines Gefühls preisgab, welches, wenn es auch nicht Liebe war, doch sehr der Liebe glich; er las den Brief wieder, küßte seinen schönen Saphir und beschloß, trotz des Schwures, den er geleistet, einen letzten Versuch zu wagen, der indessen, wie er sich gelobte, der letzte sein sollte.

Es war dem jungen Mann wohl eingefallen, er sollte sich nach der Section des Jardin des Plantes begeben und dort Erkundigungen bei dem Secretaire, seinem Collegen, einziehen. Doch der erste Gedanke, und wir könnten wohl sagen, der einzige Gedanke, den er gehabt, seine schöne Unbekannte wäre in irgend ein politisches Complott verwickelt, hielt ihn zurück: der Gedanke, eine Indiscretion von seiner Seite könnte diese reizende Frau auf den Revolutionsplatz führen und diesen Engelskopf auf dem Blutgerüste fallen machen, bewirkte, daß ein gräßlicher Schauer die Adern von Maurice durchlief. Er beschloß also, das Abenteuer allein und ohne irgend eine Erkundigung zu versuchen. Sein Plan war übrigens sehr einfach. Die an jeder Thüre angebrachten Listen sollten ihm die ersten Anzeichen geben; Fragen bei den Concierges müßten sodann das Geheimniß vollends aufklären. In seiner Eigenschaft als Secretaire der Rue Lepelletier war er vollkommen befugt, zu fragen.

Uebrigens wußte Maurice den Namen seiner Unbekannten nicht; doch er sollte durch Analogien geführt werden. Ein so reizendes Geschöpf mußte nothwendig einen mit ihrer Form im Einklang stehenden Namen haben, den Namen einer Sylphide, einer Fee, eines Engels. Denn bei ihrer Ankunft auf Erden hätte man ihre Erscheinung als die eines erhabenen, übernatürlichen Wesens begrüßen müssen.

Der Name würde ihn also unfehlbar führen.

Maurice zog eine Carmagnole von grobem, braunem Tuch an, setzte eine rothe Festtagsmütze auf und trat seine Forschungsreise an, ohne Jemand davon in Kenntniß zu setzen.

Er hielt in der Hand einen von jenen Knüppeln, die man eine Constitution nannte, eine Waffe, welche, von seiner Faust geführt, den Werth einer Herkuleskeule hatte. In seiner Tasche trug er seine Bestallung als Secretaire der Section Lepelletier mit sich. Dadurch waren also zu gleicher Zeit seine körperliche Sicherheit und seine moralische Gewährschaft gegeben. Er fing damit an, daß er abermals die Rue Saint-Victor und die Rue Vieille-Saint Jaques durchlief und bei dem Scheine des abnehmenden Tages alle die Namen las, welche mit einer mehr oder minder geübten Hand auf die Füllung jeder Thüre geschrieben waren.

Maurice war bei seinem hundertsten Hause und folglich bei seiner hundertsten Liste, ohne daß ihn hätte etwas glauben machen können, er wäre entfernt auf der Spur seiner Unbekannten, die er unter der Bedingung erkennen wollte, daß sich seinen Augen ein Name, in der Art dessen, was er geträumt, bieten würde, als ein braver Schuhmacher, der die Ungeduld auf dem Gesichte des Lesers wahrnahm, seine Thüre öffnete, mit seinem ledernen Riemen und seiner Pfrieme heraustrat und Maurice über seine Brille anschaute.

„Willst Du Auskunft über die Miethsleute dieses Hauses haben, Bürger?“ sagte er; „in diesem Fall sprich, ich bin bereit, Dir zu antworten.“

„Ich danke, Bürger,“ stammelte Maurice, „ich suchte den Namen eines Freundes.

„Nenne den Namen, Bürger, ich kenne Jedermann in diesem Quartier; wo wohnte Dein Freund?“

„Er wohnte, wie ich glaube, in der Rue Vieille-Saint-Jaques, doch ich befürchte, er ist ausgezogen.“

„Aber wie hieß er? Ich muß seinen Namen wissen.“

Maurice zögerte einen Augenblick; dann sprach er den ersten besten Namen aus, der sich seinem Gedächtniß bot.

„René,“ sagte er.

„Und sein Stand?“

Maurice war umgeben von Lohgerbereien.

„Lohgerbergeselle.“

„In diesem Fall," sprach ein Bürger, der stehen geblieben war und Maurice mit einer gewissen Gutherzigkeit anschaute, in welche sich indessen etwas Mißtrauisches mischte, „in diesem Falle müßte man sich an den Meister wenden."

„Das ist richtig," sagte der Portier, „das ist ganz richtig; die Meister wissen die Namen ihrer Arbeiter und hier kommt der Bürger Dirmer, der ist Vorsteher einer Gerberei und hat mehr als fünfzig Arbeiter in seinem Geschäft; er kann Dir Auskunft geben."

Maurice wandte sich um und sah einen guten Handwerksmann von hohem Wuchse, von einem gefälligen Gesichte und einem Reichthum in der Kleidung, der den wohlhabenden Geschäftsmann ankündigte.

„Nur müßte man, wie der Bürger Portier gesagt hat, den Namen dieses Freundes wissen," fuhr der Handwerksmann fort.

„Ich habe ihn genannt, René."

„Rene ist nur ein Taufnamen, und ich frage nach dem Familiennamen."

„Meiner Treue," versetzte Maurice, den dieses Verhör ungeduldig zu machen anfing, „den Familiennamen weiß ich nichtr"

„Wie!" sprach der Bürger mit einem Lächeln, worin Maurice mehr Ironie, als jener durchscheinen lassen wollte, zu entdecken glaubte, „wie, Bürger, Du weißt den Familiennamen Deines Freundes nicht!"

„Nein!"

„Dann wirst Du ihn wahrscheinlich nicht finden."

Und der Bürger grüßte höflich, machte ein paar Schritte und trat in ein Haus der Rue Vieille-Saint-Jacques.

„Allerdings, wenn Du seinen Familiennamen nicht weißt..." sagte der Portier.

„Nein, ich weiß ihn nicht!" versetzte Maurice, dem es, um eine Gelegenheit zu haben, seine schlimme Laune überströmen zu lassen, nicht unangenehm gewesen wäre, wenn man Händel mit ihm gesucht hätte, und der, es ist nicht zu leugnen, nicht weit davon entfernt war, selbst Streit zu suchen, „und was hernach?"

„Nichts, Bürger, gar nichts; nur da Du den Namen Deines Freundes nicht weißt, ist es, wie Dir der Bürger Dirmer gesagt hat, wahrscheinlich, daß Du ihn nicht finden wirst."

Und der Bürger Portier kehrte, die Achseln zuckend, in seine Loge zurück.

Maurice hatte gute Lust, den Bürger Portier durchzuprügeln, doch dieser war alt und seine Schwäche rettete ihn. Zwanzig Jahre weniger und Maurice hätte das schmähliche Schauspiel der Gleichheit vor dem Gesetze, aber der Ungleichheit vor der Kraft gegeben.

Der Tag neigte sich überdies und Maurice hatte nur noch einige Minuten Licht. Er benützte es, um in das erste Gäßchen und dann in das zweite einzudringen; er prüfte jede Thüre, er untersuchte jeden Winkel, er schaute über jeden Zaun, erhob sich über jede Mauer, warf einen Blick in das Innere jedes Gitters, durch jedes Schlüsselloch, klopfte endlich an einige verlassene Magazine, ohne Antwort zu erhalten, und verbrauchte beinahe zwei Stunden in dieser fruchtlosen Nachforschung.

Es schlug neun Uhr Abends. Es war völlig Nacht geworden; man hörte kein Geräusch, man bemerkte keine Bewegung mehr in diesem öden Quartier, aus dem das Leben sich mit dem Tag zurückgezogen zu haben schien.

Voll Verzweiflung war Maurice im Begriff, ebenfalls auf seinen Rückzug zu denken, als er plötzlich bei der Biegung eines schmalen Ganges Licht glänzen sah. Er wagte sich sogleich in diesen düstern Gang, ohne zu bemerken, daß in demselben Augenblick, wo er eindrang, ein neugieriger Kopf, der seit einer Viertelstunde aus einer Baumgruppe, welche die Mauer überragte, allen seinen Bewegungen folgte, hastig hinter eben dieser Mauer verschwand. Einige Secunden, nachdem der Kopf verschwunden war, warfen sich drei Männer, die aus einer kleinen, in derselben Mauer angebrachten Thüre hervorkamen, in den Gang, in welchem sich Maurice verloren hatte, während zu größerer Vorsicht ein Vierter die Thüre dieses Ganges schloß.

Maurice fand am Ende des Ganges einen Hof: auf der andern Seite dieses Hofes glänzte das Licht. Er klopfte an die Thüre eines armseligen, einsamen Hauses; doch bei dem ersten Schlag, den er that, erlosch das Licht.

Maurice verdoppelte sein Klopfen, doch Niemand antwortete; er sah, daß man entschlossen war, nicht zu antworten; er begriff, daß er hier seine Zeit unnütz verlieren würde, durchschnitt den Hof und kehrte unter den Gang zurück.

Zu gleicher Zeit drehte sich die Thüre des Hauses sachte auf ihren Angeln, drei Männer traten hervor und ein Pfiff machte sich hörbar.

Maurice wandte sich um und sah drei Schatten in der Entfernung von zwei Längen seines Stockes.

In der Finsterniß, bei dem Scheine des Lichtes, das stets für die Augen besteht, welche seit langer Zeit an die Dunkelheit gewöhnt sind, schimmerten drei Klingen mit falben Reflexen.

Maurice begriff, daß er abgeschnitten war. Er wollte mit seinem Stocke ein Rad schlagen, doch der Gang war so eng, daß sein Stock die beiden Mauern berührte. In demselben Augenblick betäubte ihn ein heftiger Schlag auf den Kopf. Es war ein unvorhergesehener Angriff, den die vier Männer machten, welche aus der kleinen Thüre der Mauer hervorkamen. Sieben Männer warfen sich zu gleicher Zeit auf Maurice, schlugen ihn trotz seines verzweifelten Widerstandes nieder, umwickelten seine Hände mit Stricken und verbanden ihm die Augen.

Maurice hatte keinen Schrei ausgestoßen, nicht um Hülfe gerufen. Die Kraft und der Muth wollen immer sich selbst genügen und scheinen sich einer fremden Hülfe zu schämen.

Hätte Maurice aber auch gerufen, so wäre doch in diesem öden Quartiere Niemand gekommen.

Maurice wurde also gebunden und geknebelt, ohne daß er eine Klage von sich gab. Er hatte sich überlegt, daß wenn man ihm die Augen verband, dies nicht geschah, um ihn sogleich zu tödten. In dem Alter von Maurice ist jede Frist eine Hoffnung. Er sammelte seine ganze Geistesgegenwart und harrte der Dinge, die da kommen sollten.

„Wer bist Du?" fragte eine noch von dem Kampfe aufgeregte Stimme.

„Ich bin ein Mann, den man ermordet," antwortete Maurice.

„Mehr noch, Du bist ein todter Mann, wenn Du laut sprichst, wenn Du rufst oder schreist."

„Wenn ich hätte schreien wollen, so würde ich nicht bis jetzt gewartet haben."

„Und Du bist bereit, meine Fragen zu beantworten?"

„Frage zuerst, und ich werde dann sehen, ob ich antworte."

„Wer schickt Dich?"

„Niemand."

„Du kommst also aus eigenem Antrieb?"

„Ja."

„Du lügst."

Maurice machte eine furchtbare Bewegung, um seine Hände zu befreien: die Sache war unmöglich."

„Ich lüge nicht," sagte er.

„In jedem Fall, magst aus eigenem Antrieb kommen oder geschickt sein, bist Du ein Spion."

„Und Ihr seid Feige!"

„Feige, wir!"

„Ja, Ihr seid sieben oder acht gegen einen geknebelten Mann, und Ihr beleidigt diesen Mann. Feige! Feige! Feige!"

Die Heftigkeit von Maurice schien seine Gegner, statt sie zum Zorne zu reizen, vielmehr zu beschwichtigen. Gerade in seiner Heftigkeit lag der Beweis, daß dieser junge Mann nicht war, was man ihm zum Vorwurf machte; ein wahrer Spion hätte gezittert und um Gnade gebeten.

„Es ist dies keine Beleidigung," sprach eine andere Stimme, die zwar sanfter, aber zugleich gebieterischer klang, als jede von denen, welche sich hörbar gemacht hatten. In diesen Zeitläuften kann man Spion sein, ohne unehrlich zu sein. Nur wagt man dabei sein Leben."

„Seien Sie willkommen, Sie, der Sie dieses Wort gesprochen, ich werde redlich darauf antworten."

„Was wollen Sie in diesem Quartier machen?"

„Ich suchte eine Frau."

Ein Gemurmel der Ungläubigkeit empfig diese Entschuldigung. Dieses Gemurmel nahm immer mehr zu und wurde ein Sturm.

„Du lügst," versetzte dieselbe Stimme. „Es gibt hier keine Frau, und wir wissen, was wir mit Frau sagen; es giebt keine Frau in diesem Quartier zu verfolgen. Gestehe Dein Vorhaben, oder Du wirst sterben."

„Geht doch," sprach Maurice, „Ihr werdet mich nicht tödten, wenn Ihr nicht wahre Räuber seid."

Nach diesen Worten machte Maurice eine zweite, noch heftigere und unerwartetere Anstrengung, als das erste Mal, um seine Hände von dem Stricke zu befreien, mit dem sie umschlungen waren. Doch plötzlich zerriß ihm eine schmerzliche, scharfe Kälte die Brust.

Maurice fuhr unwillkürlich zurück.

„Ah! Du fühlst das" sagte einer von den Männern. „Und, es giebt noch acht Zoll, ähnlich dem Zoll, mit dem Du Bekanntschaft gemacht hast."

„So vollendet," entgegnete Maurice voll Resignation. „Das wird doch wenigstens sogleich vorbei sein."

„Wer bist Du, sprich?" sagte die sanfte und zugleich gebieterische Stimme.

„Meinen Namen wollt Ihr wissen?"

„Ja, Deinen Namen."

„Ich bin Maurice Lindey."

„Wie!" rief eine Stimme, „Maurice Lindey, der Secretaire der Section Lepelletier?"

Diese Worte wurden mit so viel Wärme ausgesprochen, daß Maurice einsah, sie seien entscheidend. Darauf antworten hieß auf die eine oder die andere Weise unabänderlich sein Schicksal feststellen.

Maurice war einer Lüge unfähig. Er richtete sich als wahrer Spartaner hoch auf und sprach mit fester Stimme:

„Ja, Maurice Lindey; ja, Maurice Lindey, der Secretaire der Section Lepelletier; ja, Maurice Lindey, der Patriot, der Revolutionär, der Jacobiner; Maurice Lindey endlich, dessen schönster Tag der sein wird, wo er für die Freiheit stirbt.

Eine Todesstille erfolgte auf diese Antwort.

Maurice Lindey bot seine Brust dar und erwartete von einem Augenblick zum andern, die Klinge, deren Spitze er nur gefühlt hatte, würde sich ganz und gar in seine Brust tauchen.

„Ist es wirklich wahr?" fragte nach einigen Secunden eine Stimme, welche eine gewisse Erschütterung verrieth. „Höre, junger Mann, lügst Du nicht?"

„Durchsucht meine Taschen," erwiederte Maurice, „und Ihr werdet meine Bestallung finden. Schaut auf meine Brust, und wenn sie mein Blut nicht vermischt hat, so findet Ihr meine Anfangsbuchstaben, ein M und ein L, auf mein Hemd gestickt."

Sogleich fühlte sich Maurice durch kräftige Arme von der Erde aufgehoben. Er wurde während eines ziemlich kurzen Raumes getragen und hörte eine erste und dann eine zweite Thüre öffnen. Nur war die zweite schmaler, als die erste, denn die Männer die ihn trugen, konnten kaum durchkommen. Das Gemurmel und das Geflüster dauerte fort.

„Ich bin verloren," sagte Maurice zu sich selbst, „sie werden mir einen Stein an den Hals hängen und mich in irgend ein Loch der Bievre werfen."

Doch nach einem Augenblick fühlte er, daß seine Träger ein paar Stufen hinaufstiegen. Eine lauere Luft traf an sein Gesicht und man legte ihn auf einen Stuhl. Er hörte eine Thüre doppelt schließen. Tritte entfernten sich. Er glaubte wahrzunehmen, daß man ihn allein ließ, horchte mit so großer Aufmerksamkeit, als es nur immer ein Mensch thun kann, dessen Leben von einem Wort abhängt, und es kam ihm vor, als hörte er dieselbe Stimme die sein Ohr bereits durch eine Mischung von Sanftheit und Entschiedenheit berührt hatte, zu den andern sagen:

„Wir wollen uns berathen."

Goldene Regeln eines deutschen Edelmannes für seinen Sohn

Von L. Kalisch.

Rousseau sagt: Nur aus Liebe zum Müßiggange ist der Mensch fleißig. In der That, sein ganzes Leben hindurch gönnt sich der Mensch keine Ruhe, um sich im Alter derselben erfreuen zu können, und so ruht er nicht eher, bis ihm endlich die ewige Ruhe zu Theil wird. — Aber der Mensch soll nicht seine rosigen Jugendjahre, seine strotzende Manneskraft an das genußunfähige Greisenalter vergeuden, oder gar das schöne, heitere Leben der Gegenwart seiner dunkeln Zukunft aufopfern.

Wozu läßt der liebe Gott die Kapaune wachsen, wenn sie nicht gegessen werden sollen? Ja, die Austern im Meere und die Schnepfen auf dem Lande zeigen eben so sehr von seiner Güte und ewigen Fürsorge, als die Sonne und der Mond und alle himmlischen Trabanten und sind eben so gut wie diese geschaffen worden, daß der Mensch sich an ihnen ergötze.

Kann man nicht ein braver, gottesfürchtiger Mann sein und dennoch gute Saucen und gefüllte Tauben lieben? Ist es denn gar nicht möglich, daß man sich auf dieser Erde kann wohl sein lassen, ohne sich seiner Ansprüche auf die himmlische Seligkeit verlustig zu machen? Muß man durchaus diesseits des Grabes den Leib peinigen, damit jenseits die Seele schwelge? Das glaub' ich nimmermehr!

Die verdammte Lehre, die den Menschen auf dieser Erde der Entsagung opfert, mag höchstens für das dumme Volk, für die einfältige Masse, für den unvernünftigen Pöbel, kurz: für die Canaille gelten, damit sie nicht übermüthig werde. Für den Adel aber taugt diese Lehre nicht. Wer einen Stammbaum aufzuweisen hat, der kann auch die goldenen Früchte vom Baum des Lebens genießen, ohne sich aber, wie unsere Urahnen, von einem himmlischen Gensdarmen aus dem Paradiese jagen zu lassen. Dies merke Dir, mein Sohn! der Du vom ältesten deutschen Adel bist; denn unsere glorreichen Väter haben sich schon während der Kreuzzüge mit Lorbeern bedeckt; ja, einer unserer würdigen Ahnen hat sogar in Syrien dem großen Kaiser Friedrich Barbarossa zweimal den rothen Bart ausgekämmt (worüber sich noch eine Urkunde vorfindet). Bedenke also, mein theurer Sohn, welchem edeln Geschlecht du entsprossen und beherzige, was ich dir jetzt sagen werde.

Ich habe in allen Ländern und zu allen Zeiten gegessen und getrunken und folgende Bemerkungen aufgeschrieben, und daß sie auch Dir, mein lieber Sohn, Nutzen bringen, wenn ich nicht mehr bin, d. h. wenn ich nicht mehr speise, sondern selbst verspeist werde.

Mein Sohn, was Du auch immer beginnst, Du mußt es mit vollem Bewußtsein, mit männlicher Ausdauer beginnen. Darum sei hungrig, wenn Du Dich zu Tische setzest. Es muß sich Deines Magens ein Feuereifer, ein heiliger Zorn bemächtigt haben, wenn Du ein rechtschaffener Esser genannt sein willst. — Lasse Dich nicht viel mit Brod ein und kehre besonders dem Schwarzbrod Deinen Rücken. Brod überfüllt den Magen, läßt aber keine Befriedigung zurück.

Das Geschlecht der Suppen ist unter den Speisen, was die Philister unter den Menschen sind — dünn, langweilig und überall voran; doch sind Suppen besser als Philister, weil sie warm und nahrhaft sind. Ich wünsche, lieber Sohn, daß Du hier die goldene Mittelstraße beobachtest. Iß wenig Suppen und wo möglich nur solche die kompakt sind. (Gegen Speisen, die man mit Löffeln essen muß, hatte ich von jeher eine Antipathie.) Große Nationen, wie die Engländer und Reußgreizschleizlobensteiner, essen wenig Suppe, und daß die Spartaner Suppe gegessen, hat schon Stephanus, Lipsius, Ernesti, Creuzer, Herrmann und Thiersch in Erstaunen gesetzt Hüte Dich vor Nudelsuppe. Sie ist ein zeittödtendes Gericht, ja, ich behaupte sogar, eine Mystifikation der civilisirten Welt.

Rindfleisch ist eine Gabe Gottes, die Du schätzen sollst. Ein gutes Stück Rindfleisch ist eine Zierde der Tafel, ein Trost des Magens. Ein gutes Stück Rindfleisch ist mir lieber, als das moderne deutsche Drama. Ehre das Rindfleisch durch Meerrettig, durch Gurkensalat und sonstige Würze; aber Kirschen, Compott und dergleichen charakterlose Dinge sollst Du mit Gleichgültigkeit, ja mit Verachtung behandeln.

Von edlen, frischen Gemüsen war ich stets ein Freund; aber gottlose Wirthe mißbrauchen das menschliche Herz und setzen ihm frischen Kohl, einfältiges Kraut

und impertinente Rüben vor. Wie manches fromme Menschenherz hat sich schon den Magen überfüllt mit eitel nichtsnutzigem Gemüse! Du wirst also wie ein Mann zu handeln wissen und Dich mit Abscheu wegwenden von jeder bestialischen Nahrung. Freundlich gesinnt sei den Kartoffeln. Die Kartoffeln sind wahrhafte Genies; darum fehlt es ihnen immer am eigenen Fett. Für's Wohl der Menschheit müssen sie in's Feuer und weil sie allen dienen, werden sie auch von allen ausgezogen. Das undankbarste Geschäft auf Erden ist genial zu sein. Du aber wirst Dich über Undank nicht zu beklagen haben; denn du bist ein Edelmann und kannst von Renten leben. An Genie-Ueberfluß wirst Du gewiß nicht zu Grunde gehen. —

Ueber Sauerkraut herrscht nur eine Stimme; es ist das deutsche Nationalgericht. Dem Deutschen, dem gar vieles sauer wird — die Milch, das Leben und die Freiheit, war das Sauerkraut von jeher ein homöopathisches Mittel; er versüßte sich sein Leben damit. In Bezug auf das Sauerkraut hat auch der Deutsche im Strom der Zeit sein Gemüth nicht geändert. Die deutsche Liebe zum Sauerkraut hat das deutsche Reich überlebt. Der Erfinder des Sauerkrauts war gewiß ein großer Mann, der es verdient, in eine Ruhmeshalle gestellt zu werden; denn er hat doch wenigstens in einer Beziehung die deutsche Einheit befördert.

Lasse dich mit keinen Hülsenfrüchten ein, mein lieber Sohn! Sie müssen von einem Magen verbannt werden, der so viele Ahnen zählt.

Erbsen, Bohnen und die Hoffnung erfreuen nur das Herz, wenn sie grün sind; wenn sie welk und gelb werden, gehören sie für's Volk. Hirse hat mich von jeher mit Abscheu erfüllt und Heidegrütze gehässige Ideen in mir erweckt.

Eine geräucherte Kalbszunge, mein lieber Sohn, ist eine sehr schöne Idee und viel genießbarer als manche Zunge, die von Moral gewürzt ist. Es ist ein humanes Gericht, das den Zähnen keine Verlegenheit bereitet und dem Magen keinen Kummer verursacht. Schenke dieser Speise deine wärmste Empfindung. — Von Würsten laß mich schweigen; schon der bloße Gedanke an sie lockt mir Thränen der Dankbarkeit ins Auge. Sie haben mir die angenehmsten Stunden meines Lebens bereitet. Was Göttingen in dieser Beziehung geleistet, steht in den unauslöschlichen Blättern der Weltgeschichte. Der Ruhm der Göttinger Würste hat den der Universität überlebt. In einer Göttinger Wurst steckt oft mehr Genießbares als in einem Göttinger Professer. Ich habe mit mehreren Edelleuten in Göttingen studirt, darum weiß ich auch die Göttinger Würste gebührend zu schätzen.

Ein guter Kapaun ist eine unaussprechliche Seligkeit; ich mußte immer meine Weste aufknöpfen, wenn ich mich damit beschäftigte. Ich habe lange die Thorheit begangen, zu überlegen, welcher Theil des Kapauns am besten und delikatesten, und habe tückisch die schöne Zeit getödtet, bis mir die glückliche Idee aufstieß, daß an einem Kapaun, wie an dem Traumbild Nebukadnezars, alles trefflich bis auf die Füße; darum hab' ich außer diesen ihn auch stets gänzlich verspeist. Was ein welscher Hahn ist, kann nur derjenige begreifen, welchem ein lebendiger Sinn für wahrhaft Edles verliehen worden. Genieße ihn mit Bewußtsein, mein lieber Sohn.

Die Mehlspeisen habe ich zum Gegenstande ernster Betrachtungen gemacht und gefunden, daß in Staaten, wo ein religiöser Typus vorwaltet, den Mehlspeisen besonders gehuldigt wird. In München, wo so viel Religion herrscht, speiste ich einst im goldenen Kreuz. Mir gegenüber saß ein Mann, der bei der königlichen baierischen Religion angestellt war. Er bestand blos aus Talg, ob aber ein Licht aus ihm gezogen werden konnte, wissen die Götter. Auf seinem zufriedenen Gesicht, das wie ein gut gerathener Pfannkuchen aussah, lag himmlisches Lustgefühl. Er verzehrte gerade Kartoffelklöße und benahm sich dabei, als wäre es die letzte und schönste Handlung seines Lebens, nämlich voll Glorie und Verzückung. Ich bewunderte seine Capacität; er aber sagte: „Nächst meinem Berufe gibt es nichts Besseres auf Erden, als Kartoffelklöße.“—So viel ist gewiß, wenn Kartoffelklöße auf unsere Hochachtung Anspruch machen wollen, so müssen sie zart sein, wie ein schwäbisches Gedicht, weich, wie eine verliebte Putzmacherin, und fett, wie eine reiche Wittwe.

Ueber Leberknödel und Topfnudeln ließe sich mehr sagen, als ich zu schreiben wünsche. Sie haben etwas Mystisches in sich. Nach Guido Görres, dem Sohne des Ritters Joseph von Görres, soll der Leviathan vorzüglich mit Leberknödeln ge-

speist werden: doch fehlt immer noch die historische Begründung dafür. Mit Puddings geht ein Betrug vor, mein lieber Sohn. — Viele bestehen blos aus Schwarzbrod mit sentimentaler Sauce, andere aus spießbürgerlichem Reis mit noblen Gedanken. Darum sei vorsichtig!

Mein Sohn, Du bist ein deutscher Edelmann; darum hasse den Auflauf. Die Wirthe suchen ihn zwar zu versüßen; aber er bleibt immer hohl und aufgeblasen. Er schwimmt in der Milchsauce wie das deutsche Volk in seiner Sanftmuth und scheint von außerordentlichem Umfange; kommt es aber zum Genuß, zerfließt er in lauter Nichts. Schenke Dein Herz den Karthäuserklößen; sie sind der Zuneigung eines deutschen Edelmannes würdig. Die Karthäuserklöße gleichen der Liebe; selbst derjenige, welcher durch sie krank wird, ist noch beneidenswerth. Schwänden alle Herrlichkeiten von dieser Erde; dennoch wäre sie schön, so lange es noch Karthäuserklöße auf ihr gäbe. Karthäuserklöße sind auch, beiläufig gesagt, das einzig Gute, das wir dem Mönchthum zu verdanken haben.

Auf Braten richte Deine Aufmerksamkeit. Rindsbraten behandle mit aufrichtiger Liebe, Kalbsbraten mit treuer Freundschaft, gebratene Tauben mit Zärtlichkeit, Entenbraten mit überlegener Ruhe, Rehbraten mit Gleichgültigkeit, Hasenbraten mit frohem Muthe und Gänsebraten mit chevalereskem Sinn; Leipziger Lerchen aber behandle gar nicht, sondern esse davon so viel Du kannst. Von den charakterlosen Ragouts war ich nie ein Freund; doch will ich Deiner Neigung keinen Zwang anthun. Begeisterte Feinschmecker halten das Ragout für den Probierstein eines guten Kochs. Ich will mir aber in dieser Beziehung kein entschiedenes Urtheil anmaßen. Ueber Fische sende ich Dir nächstens eine ganze Brochüre.

Beim Dessert benimm Dich wie ein gütiger Fürst: liebe Alles und schone Nichts. Obst, Konfekt, Südfrüchte — Alles koste und schmecke. Widme diesem Geschäfte eine volle Stunde. Beim Dessert zeigt sich der Mann von Bildung und Geist: spielend vollbringt er das Größte. Beim Dessert pflegt auch das Gespräch am lebhaftesten zu sein. Gewöhnlich dreht sich dasselbe um Politik; sei also politisch! d. h. lasse die Andern reden und freue Du dich deiner Thätigkeit. Politische Meinungen haben schon viel Unheil über die Welt und viele Menschen ins Gefängniß gebracht. Der Genuß Deines guten Desserts aber gibt einen innern Frieden und bewahrt vor Verlegenheit.

Kaiser Joseph und der Pasquillant. Kaiser Joseph von Oestreich sah einst unter den Fenstern seines Schlosses eine Menge Leute versammelt. Er schickte, um die Ursache dieser Versammlung zu erfahren, seinen Kammerdiener hinab, und dieser erschien bald darauf mit einem Blatt Papier in der Hand, welches an die Mauer geheftet gewesen und folgende Zeilen enthielt:

Ein Freund der Waffen,
Ein Feind der Pfaffen,
Und doch ein Duckmäuser,
Ist Joseph der Kaiser.

Der Kaiser ließ das Blatt wieder anheften und noch ein anderes dazufügen, auf welches er eigenhändig die Worte geschrieben:

Das Erste ist wahr,
Das Zweite scheint wahr;
Das Dritte wär' nöthig,
Doch bin ich erbötig
Dem zu geben Tausend Dukaten,
Der mir den Thäter kann verrathen.

Nach Verlauf einiger Zeit erfolgte hierauf wieder durch Maueranschlag folgende Antwort:

Wir sind unserer Vier,
Ich, Feder, Tinte und Papier,
Wir werden einander nimmer verrathen,
Und bedanken uns vor des Kaisers Dukaten.

Der
Chevalier von Maison-Rouge.
(Fortsetzung.)

VIII.
Geneviève.

Es verging eine Viertelstunde, welche Maurice wie ein Jahrhundert vorkam. Nichts natürlicher, jung, schön, kräftig, unterstützt in seiner Kraft durch hundert ergebene Freunde, mit welchen und durch welche er zuweilen die Erfüllung großer Dinge träumte, fühlte er sich plötzlich, ohne irgend eine Vorbereitung der Gefahr ausgesetzt, sein Leben in einem schmählichen Hinterhalt zu verlieren.

Er begriff, daß man ihn in irgend ein Zimmer eingesperrt hatte; aber war er überwacht?

Er versuchte es abermals, seine Bande zu brechen. Seine stählernen Muskeln schwellten sich an, der Strick ging in das Fleisch, riß aber nicht.

Das Furchtbarste war, daß man ihm die Hände hinter dem Rücken gebunden hatte, und daß er folglich seine Binde nicht von den Augen zu reißen vermochte: hätte er sehen können, so wäre er auch vielleicht zu fliehen im Stande gewesen.

Diese verschiedenen Versuche gingen vor sich, ohne daß sich Jemand widersetzte, ohne daß irgend Etwas sich um ihn her rührte; er schloß daraus, daß er allein war.

Seine Füße traten auf etwas Weiches, Dumpfes, auf Sand, auf fette Erde vielleicht. Ein scharfer, durchdringender Geruch machte sich fühlbar und bezeichnete die Anwesenheit vegetabilischer Substanzen. Maurice dachte, er wäre in einem Gewächshause oder in etwas Aehnlichem. Er machte ein paar Schritte, kam an eine Mauer, drehte sich, um mit seinen Händen zu tasten, fühlte Gartengeräthschaften und stieß einen Freudenschrei aus.

Mit unerhörter Anstrengung gelang es ihm, alle diese Instrumente, eines nach dem andern, zu untersuchen. Seine Flucht wurde nun eine Frage der Zeit: schenkte ihm der Zufall oder die Vorsehung fünf Minuten und es fand sich unter diesem Geräthe ein schneidendes Werkzeug, so war er gerettet.

Er fand einen Spaten.

Bei der Art, wie man Maurice gebunden hatte, war es ein ganzer Kampf, um diesen Spaten so umzudrehen, daß das Eisen nach oben kam. Auf diesem Eisen, das er mit seinen Lenden an der Wand festhielt, durchschnitt oder durchsägte er vielmehr den Strick an seinen Faustgelenken. Die Operation dauerte lange, denn das Eisen des Spatens schnitt sehr langsam. Der Schweiß lief ihm von der Stirne; er hörte etwas wie ein sich näherndes Geräusch von Tritten, machte eine letzte, heftige, unerhörte, äußerste Anstrengung, und der halb durchgearbeitete Strick brach.

Diesmal jauchzte er vor Freude, er war wenigstens gewiß, daß er sich vertheidigend sterben würde.

Maurice riß die Binde von seinen Augen.

Er hatte sich nicht getäuscht; er befand sich zwar nicht in einem Treibhause, wohl aber in einem Pavillon, in den man einige von den Pflanzen eingeschlossen hatte, welche die schlimme Jahreszeit nicht in der freien Luft ertragen können. In einer Ecke lagen die Gärtnerwerkzeuge, von denen ihm eines einen so großen Dienst geleistet hatte. Vor ihm war ein Fenster: er stürzte nach diesem Fenster; es war vergittert, und ein mit einem Carabiner bewaffneter Mann stand als Schildwache davor.

Auf der andern Seite des Gartens, in einer Entfernung von ungefähr dreißig Schritten, erhob sich ein kleiner Kiosk, der das Gegenstück von dem von Maurice bildete. Eine Jalousie war herabgelassen; doch durch diese Jalousie glänzte ein Licht.

Er näherte sich der Thüre und horcht: eine andere Woche ging vor der Thüre auf und ab.

Dies waren die Tritte, die er gehört hatte.

Doch im Hintergrund des Ganges erschollen verworrene Stimmen, die Berathung war offenbar in einen Streit ausgeartet. Maurice konnte nicht in ganzer Folge hören, was gesprochen wurde. Es drangen jedoch einige Worte bis zu ihm, und unter diesen, als ob für sie allein die Entfernung minder groß gewesen wäre, hörte er die Worte: Spion, Dolch, Tod.

Maurice verdoppelte seine Aufmerksamkeit. Eine Thüre öffnete sich und er hörte deutlicher.

„Ja," sagte eine von den Stimmen: „ja, es ist ein Spion, er hat etwas entdeckt und ist sicherlich abgeschickt worden, um unsere Geheimnisse zu erlauschen. Wenn wir ihn frei lassen, laufen wir Gefahr, von ihm angezeigt zu werden."

„Aber sein Wort?" sprach eine Stimme.

„Sein Wort wird er geben, doch er wird zum Verräther daran werden. Ist er ein Edelmann, daß man auf sein Wort bauen könnte?"

Maurice knirschte mit den Zähnen bei dem Gedanken, es hätten noch einige Menschen die Anmaßung, zu glauben, man müßte ein Edelmann sein, um die geschworene Treue zu wahren.

„Aber kennt er uns, um uns anzuzeigen?"

„Sicherlich kennt er uns nicht, er weiß nicht, was wir thun. Doch er weiß die Adresse, wird zurückkommen, und zwar dann in guter Begleitung."

Dieses Beweismittel schien bündig zu sein.

„Nun," sagte die Stimme, welche wiederholt Maurice so geklungen hatte, als müßte sie die des Chef sein, „es ist also entschieden?"

„Ja, hundertmal ja, ich begreife Sie nicht mit Ihrer Großmuth, mein Lieber; wenn der Wohlfahrtsausschuß uns in den Händen hätte, so würden Sie wohl sehen, ob er Umstände machte."

„Sie beharren also bei Ihrem Entschluß, meine Herren?"

„Gewiß, und Sie werden sich hoffentlich nicht widersetzen."

„Ich habe nur eine Stimme, meine Herren; sie war dafür, daß man ihm die Freiheit geben sollte. Sie haben sechs, sie sind die sechs für den Tod, den Tod also."

Der Schweiß, der Maurice von der Stirne floß, wurde völlig zu Eis.

„Er wird schreien, brüllen," sagte die Stimme. „Haben Sie wenigstens Madame Dirmer entfernt?"

„Sie weiß nichts. Sie ist in dem Pavillon gegenüber?"

„Madame Dirmer," murmelte Maurice, ich fange an zu begreifen. Ich bin bei dem Rothgerbermeister, der in der Rue Vieille-Saint Jaques mit mir sprach und über mich spottend sich entfernte, als ich ihm den Namen meines Freundes nicht nennen konnte. Doch was für ein Interesse kann ein Rothgerbermeister dabei haben, daß er mich ermordet?"

Maurice schaute umher und erblickte ein eisernes Piquet mit einem eschenen Stiele.

Er sprang auf das harmlose Werkzeug zu, das in seiner Hand eine furchtbare Waffe werden sollte.

Dann kehrte er hinter die Thüre zurück und stellte sich so, daß sie ihn bedeckte, wenn sie geöffnet wurde.

Sein Herz schlug, um seine Brust zu zersprengen, und in der Stille hörte man das Geräusch dieser Schläge.

Plötzlich schauerte Maurice vom Scheitel bis zu den Zehen: eine Stimme sagte:

„Wenn Ihr mir glauben wollt, so brecht Ihr ganz einfach eine Scheibe aus und streckt ihn durch die Gitterstangen mit einem Carabinerschuß nieder.

„Oh! nein, nein, keinen Knall," sagte eine andere Stimme: „ein Knall kann uns verrathen. Ah! Sie hier, Dirmer, und Ihre Frau?"

„Ich habe durch die Jalousie geschaut; sie vermuthet nichts, sie liest."

„Dirmer, Sie mögen entscheiden; sind Sie für einen Carabinerschuß, oder für einen Dolchstoß?"

„So viel als möglich kein Feuergewehr. Den Dolch."

„Es sei, den Dolch. Vorwärts!"

„Vorwärts!" wiederholten gleichzeitig fünf oder sechs Stimmen.

Maurice war ein Kind der Revolution, ein ehernes Herz, eine atheistische Seele, wie es viele zu seiner Zeit gab. Doch bei dem Wort vorwärts, das hinter der Thüre ausgesprochen wurde, die ihn allein vom Tod trennte, fiel ihm das Zeichen des Kreuzes ein, das ihn seine Mutter gelehrt hatte, als sie ihn, noch ein Kind, seine Gebete auf den Knieen sprechen ließ.

Die Tritte näherten sich, dann hielten sie an, dann knarrte der Schlüssel im Schloß und die Thüre öffnete sich langsam.

Während der zuletzt abgelaufenen Minute hatte sich Maurice gesagt:

„Verliere ich meine Zeit mit Schlagen, so werde ich getödtet. Stürze ich mich auf die Mörder, so überrosche ich sie; ich erreiche den Garten, das Gäßchen, ich rette mich vielleicht."

Sogleich nahm er den Ansatz eines Löwen, stieß ein wildes Geschrei aus, worin mehr Drohung als Schrecken lag, warf die zwei ersten Männer nieder, welche, da sie glaubten, er wäre geknebelt und seine Augen wären verbunden, entfernt keinen solchen Angriff erwarteten, drängte die andern bei Seite, legte mit Hilfe seiner stählernen Kniebeugen zehn Klafter in einer Secunde zurück, sah am Ende des Ganges eine nach dem Garten gehende, weit geöffnete Thüre, stürzte danin, sprang zehn Stufen hinab, befand sich im Garten, orientirte sich so gut als möglich und lief nach der Thüre.

Die Thüre war mit zwei Riegeln und mit dem Schlosse verschlossen. Maurice zog die Riegel, wollte das Schloß öffnen: es war kein Schlüssel daran.

Während dieser Zeit waren seine Verfolger auf die Freitreppe gelangt. Sie erblickten ihn.

„Dort ist er!" riefen sie, „schießt auf ihn, Dirmer, schießt auf ihn, tödtet! tödtet ihn!"

Maurice brüllte; er war im Garten eingeschlossen; er maß mit dem Auge die Mauern, sie waren zehn Fuß hoch.

Alles dies nahm nur den Zeitraum einer Secunde ein.

Die Mörder stürzten ihm nach.

Maurice hatte einen Vorsprung von ungefähr dreißig Schritten; er schaute umher mit dem Blicke des Verdammten, der nur den Schatten einer Möglichkeit der Rettung verlangt, um eine Wirklichkeit daraus zu machen.

Er erblickte den Kiosk, die Jalousie und hinter der Jalousie das Licht.

Er machte nur einen Sprung von zehn Fuß, packte die Jalousie, riß sie auf, drang, indem er es zerbrach, durch das Fenster und fiel in ein erleuchtetes Zimmer, worin eine Frau, beim Feuer sitzend, las.

Diese Frau stand erschrocken auf und rief um Hilfe.

„Geh auf die Seite, Genevieve," rief die Stimme von Dirmer, „geh auf die Seite, daß ich ihn tödten kann."

Und Maurice sah zehn Schritte vor sich einen Carabinerlauf sich senken.

Doch kaum hatte die Frau ihn angeschaut, als sie einen furchtbaren Schrei ausstieß, und statt auf die Seite zu treten, wie ihr Gatte es ihr befahl, sich zwischen ihn und den Flintenlauf warf.

Diese Bewegung drängte die ganze Aufmerksamkeit von Maurice auf das edelmüthige Geschöpf zusammen, das so plötzlich sich zu seiner Beschützerin gemacht hatte.

Er stieß ebenfalls einen Schrei aus.

Es war seine so sehr gesuchte Unbekannte.

„Sie! . . . Sie! . . ." rief er.

„Stille," sagte sie.

Dann wandte sie sich gegen die Mörder, welche sich, verschiedene Waffen in der Hand, dem Fenster genähert hatten, und rief ihnen zu:

„Oh! Ihr werdet ihn nicht tödten!"

„Es ist ein Spion," rief Dirmer, dessen sanftes, freundliches Gesicht einen

Ausdruck unversöhnlicher Entschlossenheit angenommen hatte; „es ist ein Spion, er muß sterben.“

„Ein Spion!“ sagte Genevieve, „er ein Spion! Kommen Sie hieher, Dirmer. Ich habe ihnen nur ein Wort zu sagen, um Ihnen zu beweisen, daß Sie sich sonderbar täuschen.“

Dirmer näherte sich dem Fenster. Genevieve trat zu ihm, neigte sich an sein Ohr und sprach ein par Worte leise mit ihm.

Der Meister Rothgerber schaute rasch empor.

„Er!“ sagte er.

„Er selbst,“ erwiederte Genevieve.

„Sind Sie dessen sicher?“

Die junge Frau antwortete diesmal nicht, sondern wandte sich gegen Maurice um und reichte ihm lächelnd die Hand.

Die Züge von Dirmer nahmen nun einen seltsamen Ausdruck von Zahmheit und Kälte an. Er ließ den Kolben seines Carabiners auf die Erde fallen.

„Dann ist es etwas Anderes,“ sagte er.

Hierauf bedeutete er seinen Gefährten durch ein Zeichen, sie mögen ihm folgen, trat mit ihnen auf die Seite und sprach ein paar Worte, wonach sie sich entfernten.

„Verbergen Sie diesen Ring,“ flüsterte Genevieve während dieser Zeit; „Jedermann kennt ihn hier.“

Maurice zog rasch den Ring von seinem Finger und steckte ihn rasch in seine Westentasche.

Einen Augenblick nachher öffnete sich die Thüre des Pavillon und Dirmer kam unbewaffnet auf Maurice zu.

„Verzeihen Sie, Bürger, sagte er, „ich wußte früher nicht, wie sehr ich Ihnen verbunden bin! Doch meine Frau hatte, während sie sich des Dienstes erinnerte, den Sie ihr am Abend des zehnten März geleistet, Ihren Namen vergessen. Es war uns also völlig unbekannt, mit wem wir zu thun hatten; glauben Sie mir, sonst hätten wir nicht einen Augenblick an Ihrer Ehre gezweifelt, oder gegen Ihre Absichten Verdacht gehabt. Ich bitte Sie also noch einmal um Verzeihung!“

Maurice war im höchsten Maße erstaunt; er erhielt sich nur durch ein Wunder des Gleichgewichts aufrecht, fühlte, wie sich sein Kopf drehte, war nahe daran, zu fallen, und lehnte sich nun an den Kamin.

„Aber warum wollten Sie mich denn tödten?“

„Das ist gerade das Geheimniß, Bürger, und ich werde es Ihrer Rechtschaffenheit anvertrauen,“ antwortete Dirmer. „Ich bin, wie Sie wissen, Rothgerbermeister und Chef der Gerberei. Die meisten Säuren, die ich anwende, um meine Häute zu bereiten, sind verbotene Waaren. Die Schmuggler, deren ich mich bediene, waren vor einer Anzeige gewarnt worden, welche dem Generalrathe gemacht werden sollte. Als ich sah, wie Sie Erkundigungen einzogen, bekam ich bange. Meine Schmuggler hatten noch mehr Angst als ich vor Ihrer rothen Mütze und besonders vor Ihrem entschiedenen Aussehen, und ich verberge Ihnen nicht, daß Ihr Tod beschlossen war.

Ich weiß es bei Gott wohl,“ rief Maurice, „und Sie lehren mich da nichts Neues. Ich hörte Ihre Berathung mit an und sah Ihren Carabiner.“

„Ich habe Sie bereits um Verzeihung gebeten,“ versetzte Dirmer mit einer Miene rührender Gutmüthigkeit. „Begreifen Sie nun, daß wir, ich und mein Associe Herr Morand, in Folge der Unordnungen der Zeit, im Zuge sind, ein ungeheures Glück zu machen. Wir haben die Lieferung der militärischen Taschen und lassen jeden Tag fünfzehn hundert bis zwei tausend verfertigen. Bei dem herrlichen Zustande der Dinge, in welchem wir leben, hat die Municipalität, der sehr viele Geschäfte obliegen, keine Zeit, unsere Rechnungen genau zu untersuchen, so daß wir, ich muß es gestehen, etwas im Trüben fischen; um so mehr, als uns die Zubereitungsstoffe, die wir uns, wie gesagt, durch Schmuggelei verschaffen, zwei hundert Procent Gewinn einbringen.“

„Teufel! das scheint mir ein ziemlich anständiger Gewinn zu sein,“ sagte Mau-

rice, „und ich begreife nun Ihre Furcht, eine Anzeige von mir könnte ihn aufhören machen. Nun aber, da Sie mich kennen, sind Sie beruhigt, nicht wahr?"

„Ich fordere nicht einmal mehr Ihr Wort von Ihnen," erwiederte Dirmer.

Dann legte er die Hand auf die Schulter von Maurice, schaute ihn lächelnd an und sprach:

„Nun, da wir hier in kleinem Ausschuß und unter Freunden sind, kann ich Sie wohl fragen; was wollten Sie hier machen, junger Mann? Wohl verstanden," fügte der Meister Rothgerber bei, „wenn Sie schweigen wollen, steht es Ihnen vollkommen frei."

„Ich habe es Ihnen, glaube ich, gesagt," stammelte Maurice.

„Ja," versetzte der Bürger, „ich weiß, es war von einer Frau die Rede."

„Mein Gott! verzeihen Sie mir, Bürger," sprach Maurice, „ich begreife vollkommen, daß ich Ihnen eine Erklärung schuldig bin. Nun wohl, ich suchte eine Frau, welche mir eines Abends unter der Maske sagte, sie wohne in diesem Quartier. Ich kenne weder ihren Namen, noch ihre Stellung, noch ihre Wohnung. Ich weiß nur, daß ich wahnsinnig in sie verliebt bin und daß sie klein ist."

Genevieve war groß.

„Daß sie blond ist und eine sehr aufgeweckte Miene hat."

Genevieve war braun, mit großen, nachdenkenden Augen.

„Kurz eine Grisette," fuhr Maurice fort; „ich habe auch, um ihr zu gefallen, dieses Volkskleid angezogen."

„Das erklärt Alles," versetzte Dirmer mit einem evangelischen Glauben; den nicht der geringste hinterhältische Blick Lügen strafte.

Genevieve war erröthet und hatte sich, als sie dieses Rothwerden fühlte, abgewendet.

„Armer Bürger Lindey!" sagte Dirmer lachend, „welche eine schlimme Stunde haben wir Sie zubringen lassen! Und Sie sind gewiß der Letzte, dem ich gern Leides gethan hätte; ein so guter Patriot, ein Bruder . . . Doch in der That, ich glaubte, ein Boshafter mißbrauche Ihren Namen."

„Wir wollen nicht mehr hievon sprechen," versetzte Maurice, welcher begriff, daß es Zeit war, sich zurückzuziehen; „bringen Sie mich wieder auf meinen Weg und vergessen wir die Sache."

„Ich soll Sie wieder auf Ihren Weg bringen," rief Dirmer, „Sie wollen uns verlassen? Ah! nein, nein! ich gebe, oder vielmehr mein Associe und ich geben den braven Jungen, welche Sie so eben ermorden wollten, Abendbrod . . ich rechne darauf, daß Sie mit ihnen zu Nacht speisen; Sie sollen sehen, daß sie nicht so sehr Teufel sind, als es den Anschein hat."

„In der That," sagte Maurice, unendlich erfreut, ein paar Stunden bei Genevieve bleiben zu können, „in der That, ich weiß nicht, ob ich annehmen soll . . .

„Wie! ob Sie annehmen sollen," versetzte Dirmer, „ich denke wohl: es sind gute, treuherzige Patrioten, wie Sie; überdies werde ich nur glauben, daß Sie mir verzeihen, wenn wir das Brod mit einander gebrochen haben.

Genevieve sagte kein Wort. Maurice war auf der Folter.

„In Wahrheit," stammelte der junge Mann, „ich befürchte, Sie zu belästigen. Bürger . . . diese Kleidung . . . mein schlechtes Aussehen . . ."

Genevieve schaute ihn schüchtern an und sagte:

„Unser Anerbieten kommt von gutem Herzen."

Ich willige ein, Bürgerin," erwiederte Maurice sich verbeugend.

„Nun wohl, ich will meine Gefährten beruhigen," sagte der Meister Rothgerber; „wärmen Sie sich mittlerweile, lieber Freund."

Er ging hinaus. Maurice und Genevieve blieben allein.

„Ah! mein Herr," sprach die junge Frau mit einem Ton, dem sie vergebens den Ausdruck des Vorwurfs zu verleihen suchte; „Sie haben ihr Wort gebrochen; Sie sind indiscret gewesen."

„Wie Madame," rief Maurice, „sollte ich Sie gefährdet haben? Ah! dann verzeihen Sie mir; ich entferne mich, und nie . . ."

„Gott! rief sie aufstehend, „Sie sind an der Brust verwundet! Ihr Hemd ist ganz von Blut gefärbt!“

Auf dem so feinen, so weißen Hemd von Maurice, das einen so seltsamen Widerspruch mit seinen plumpen Kleidern bildete, hatte sich in der That eine große, rothe Platte ausgebreitet.

„Oh! seien Sie unbesorgt, Madame, sagte der junge Mann, „einer von den Schmugglern hat mich mit seinem Dolche gestochen.“

Genevieve erbleichte, nahm ihn bei der Hand und flüsterte ihm zu:

„Verzeihen Sie mir das Böse, das man ihnen zugefügt. Sie haben mir das Leben gerettet, und ich wäre beinahe die Ursache Ihres Todes geworden.“

„Bin ich nicht gut belohnt, da ich Sie wieder gefunden! denn nicht wahr, Sie glaubten nicht einen Augenblick, ich habe eine Andere gesucht, als Sie.“

„Kommen Sie mit mir,“ unterbrach ihn Genevieve; „ich werde Ihnen Wäsche geben. Unsere Gäste sollen Sie nicht in diesem Zustande sehen; es wäre ein zu schrecklicher Vorwurf für sie.

„Ich belästige Sie wohl, nicht wahr?“ entgegnete Maurice seufzend.

„Nicht im Geringsten, ich erfülle eine Pflicht. Und,“ fügte sie bei, „ich erfülle sie mit großem Vergnügen.“

Genevieve führte Maurice in ein Ankleidecabinet von einer Eleganz, die er in dem Hause eines Gerbermeisters nicht zu finden erwartete. Es ist wahr, dieser Gerbermeister schien ein Millonär zu sein.

Dann öffnete sie alle Schränke und sprach:

„Nehmen Sie, Sie sind zu Hause.“

Und sie entfernte sich.

Als Maurice das Cabinet verließ, fand er Dirmer, welcher zurückgekehrt war.

„Vorwärts! vorwärts!“ sagte er, „zu Tische; man erwartet nur Sie.“

(Fortsetzung folgt.)

Goldene Regeln eines deutschen Edelmannes für seinen Sohn.

(Nachtrag.)

Lese viele Kochbücher; denn sie enthalten die positivste aller Wissenschaften und lehren, wie man zu einer guten Konstitution kommt. Studire die Schriften des „Verstorbenen“ und beschäftige dich auch zuweilen mit den klassischen Schriftstellern. Die Römer geben treffliche gastronomische Regeln.

Setze dich nie in engen Kleidern zu Tische und fliehe einen Nachbarn, der mehr zu essen vermag als Du. Ein Tischnachbar mit gesegnetem Appetit ist ein mitleidloses Ungeheuer. Selbst der Hungertod seines Nächsten kann ihn nicht bewegen, die Schüssel aus der Hand zu geben, bevor er sie bis auf den Grund ausgebeutet. Uebrigens sei auch Du nicht übermäßig human u. reiche deinem Tisch-Nächsten nicht eher die Platte, bis Du sie selbst geputzt. Setze Dich niemals neben einen Engländer, denn was ein solcher an Rindfleisch und Pudding leistet, geht über alle Erwartung. Wie im Handel, will er auch am Tisch alles für sich ansprechen. Setze Dich auch nie zwischen zwei dicke Personen; denn sie hemmen die freie Bewegung und Du mußt Dich dann wie ein von zwei Bergen eingeklemmter Fluß durchwühlen, wenn Du fortkommen willst. Vermeide es auch, neben Damen zu sitzen; denn vor lauter Höflichkeiten und feinen Redensarten, vor lauter Tellerreichen und Präsentiren, kannst Du dann die Wünsche deines sehnsüchtigen Herzens nicht befriedigen und gehst mit unbeschreiblicher Reue und peinigendem Weltschmerz von der Tafel.

Das unglückseligste Geschick ist es aber, neben einem Sonntagsgast zu sitzen, d. h. neben einem solchen, der sich die ganze Woche kasteit und aushungert und nur an Sonn- und Feiertagen die Table d'hote besucht. Ein solcher Sonntagsgast frißt für die ganze Woche, sowohl um den erlittenen Hunger zu befriedigen, als auch den Magen für die nächsten sechs magern Schöpfungstage wieder zu verproviantiren. Der Sonntagsgast hält auf die Unschuld des Tellers und wischt ihn so blank, daß auch die gewissenhafteste Gewissenhaftigkeit keinen Makel mehr daran bemerkt. Ich hatte

einst das Unglück, neben einem solchen Sonntagsgast zu sitzen. Er sah aus wie der Menschenhaß, und wenn eine Speise in seinen Wirkungskreis kam, arbeitete er dermaßen mit seinen rasenden Armen, daß er mir zwei meiner kräftigsten Rippen lädirte. Ich sage Dir nochmals, mein lieber Sohn, hüte Dich vor Sonntagsgästen!

Sei mild und freundlich gegen die Kellner. Censoren und Kellner können einem ehrlichen Herzen die schlimmsten Streiche spielen, wenn man sie reizt. Wie jener den Lebensfaden der Gedanken, kann dieser den Weg zu allem Guten, nämlich zu den schönsten Gerichten, unbarmherzig abschneiden. Ein freundschaftlich gesinnter Kellner ist nicht mit Gold aufzuwiegen, mein lieber Sohn! —

Ehe Du Dich zum Essen rüstest, untersuche Deine Waffen recht genau. Mit schlechten Instrumenten läßt sich nur schlecht operiren und eine zerbrochene Gabel, oder gar ein stumpfes Messer führen unvermeidlich zum Uebel.

Der beste Sitz ist unstreitig an der Spitze des Tisches. Occupirst Du einen solchen, so verhalte Dich mit deinem rechten und deinem linken Nachbar zugleich, auf daß Du keine feindselige Stimmung gegen Dich erweckst, die Dir in einem ungünstigen Augenblick zum Nachtheile gereichen könnte.

Beherzige diese Lehren, mein lieber Sohn und bewahre Dir ein festes Gemüth und einen gesunden Magen; denn beide sind nothwendig, wenn man nicht an den harten Bissen dieses Lebens zu Grunde gehen will.

Die Tabakkauer.

(Aus den „Liedern eines Grünhorns.“

Sind die Jänkis alle Patienten
Haben sie alle Gift verschluckt?
Sieh da! wie es nach allen Seiten
Räuspert und zischt, und spritzt u. spuckt!

Wie die eklichen Würfel platzen,
Putsch! und patsch! im klatschenden Ton,
Und es färbt sich rings der Boden
Gelb und bräunlich und schwarz davon!

Stinkendes Gas erfüllt das Zimmer,
Aengstet den Odem und schnürt die Brust,
Jedes Auge schließt sich vor Ekel,
Jede Nase verliert die Lust.

Ist es bittere Fiebergalle?
Cholerastoff, oder schwarzes Gift?
Sucht die Natur sich selbst zu helfen,
Wenn sie zum Brechen Anstalt trifft?

Dummes Grünhorn! was Du nicht faselst!
Das ist ja Wonne, Himmelsgenuß,
Herzenswasser, worin der Jänki
Täglich baden und schwimmen muß!

Uebergewicht. Ein Reisender, der auf der Eisenbahn von New-York nach Albany fuhr, sagte zu seinem Begleiter: „Ich trenne mich von New-York mit zentnerschwerem Herzen!“ — „Still, still,“ flüsterte ihm dieser zu: „wenn Jemand etwas von der Schwere Deines Herzens erfährt, dann mußt Du am Ende noch 50 Cents für Uebergewicht bezahlen.“

Was nicht Gewohnheit thut. Ein reicher Kaufmann, Hr. C. in Paris, dem ein Sohn geboren ward, beeilte sich, um dem Gesetze nachzukommen und in geeigneter Weise sein Glück durch einen authentischen Akt zu constatiren, dem Herrn Maire in Person diese Geburt anzuzeigen, welche durch einige Jahr Unfruchtbarkeit seiner Gattin fast an das Wunderbare grenzte. Als der Akt zur Unterschrift vorlag, unterzeichnete Herr C., wie gewöhnlich, an die Stelle, wo des Vaters Namen hinkommt: „C. und Comp.“

Die Rechnung ohne den Wirth. Ein Eigenthümer, welcher sein Haus neu herstiren ließ, kam von Zeit zu Zeit die Arbeiten zu besichtigen. Eines Tages sah er eine Quantität Nägel auf dem Boden herumfahren. — „Warum,“ sagte er zu einem der Zimmerleute, „hebt ihr diese Nägel nicht auf, sie gehen sicher verloren.“ — „O nein,“ antwortete der Arbeiter, „Sie werden sie alle auf der Rechnung des Meisters finden.“

Drei Jahre alt geworden. Eines Tages führte man zu einem Dorf-Maire in Frankreich ein dreijähriges Kind, welches man vergessen hatte, in das Civilregister einzutragen. Der Maire, nach gewohnter Weise, schrieb es folgendermaßen ein:

„Heute ꝛc. von Diesem und Jener wurde ein eheliches Kind, drei Jahre alt, geboren."

In Prag hielt kürzlich eine Gesellschaft in einem Gasthause ein Diner. Jedem der Gäste wurde neben das Couvert eine Speisekarte gelegt, und wie zeitgemäß diese war, beweist, daß auf derselben noch eine Schüssel als „Pastete a la victoire de Sebastopol" bezeichnet war. Es war zu der Zeit, wo der Lloyd noch triumphirende Leitartikel über den Fall von Sebastopol schrieb. Die famose Schüssel kam — wirklich das Meisterstück eines Helden der Küchenkunst: die Pastete bildete eine förmliche Veste mit Wällen, Zinnen und Forts. Aber so herrlich ihr Anblick, sie war der Vernichtung gewidmet, und einer der Gäste ergriff das Messer, um sie zu zertheilen. Kaum aber hatte das Messer die Pastete berührt, da zerfällt der stolze Bau; Wälle und Forts liegen unscheinbar in Trümmern, und als Kern der Pastete erscheint eine gebratene — Ente.

Deutsche Volkslieder
in englischer Uebersetzung.
Von J. F. Briegleb.

O STRASSBURG.

O Strassburg, o Strassburg,
O wonderous, handsome place,
Therein so many a soldier
So many a buried lays.

So many a soldier
So handsom and so brave,
Forever to his father
And mother farewell gave.

O yes, he had to leave them
For he was called away
At Strassburg, at Strassburg
As soldier he must stay.

His mother came passing,
To the captains house went she,
"O captain, dearest captain,
Give up my son to me."

"I can't give up your son to you,
D'ont spend so much money
H'ell have to die on battle field,
Before the enemy."

Now comes, her eyelids wet with tears
A darkbrown little maid,
That on her middle finger
A golden ringlet had.

She weeps and she frets,
She bemoans and laments:
Farewell my thousand dearest love,
We'll ne'er again shake hands.

O Straßburg.

O Straßburg, o Straßburg,
Du wunderschöne Stadt!
Darinnen liegt begraben
So mancher Soldat.

So mancher, so schöner,
So braver Soldat,
Der Vater und lieb Mutter
Böslich verlassen hat.

Er hat sie verlassen,
Es kann nicht anders sein;
Zu Straßburg, ja zu Straßburg,
Da müssen Soldaten sein.

Die Mutter, die Mutter,
Die ging vor Hauptmann's Haus
Ach Hauptmann, lieber Hauptmann,
Gebt mir den Sohn heraus.

Euren Sohn kann ich nicht geben
Für so und so viel Geld;
Euer Sohn und der muß sterben
Im weit und breiten Feld.

Im weiten, im breiten,
All vorwärts vor den Feind,
Wenn gleich sein schwarzbraun Mädchen
So bitter um ihn weint.

Sie trauert, sie weinet,
Sie klaget gar zu sehr.
Ade, mein allerliebst Schätzchen,
Wir seh'n uns nimmermehr.

Der
Chevalier von Maison-Rouge.

(Fortsetzung.)

XI.

Das Abendbrod.

Als Maurice mit Dirmer und Genevieve in den Speisesaal trat, der in dem Hauptgebäude lag, wohin man ihn am Anfang geführt hatte, war das Abendbrod aufgetragen, aber der Saal noch leer.

Er sah nach und nach alle Gäste, sechs an der Zahl, eintreten.

Es waren insgesammt Männer von angenehmem Aeußerem, meistens jung, nach der Mode des Tages gekleidet, und zwei oder drei hatten sogar die Carmagnole und die rothe Mütze.

Dirmer stellte ihnen Maurice vor und nannte seine Titel und Eigenschaften.

Dann wandte er sich gegen Maurice und sprach:

Sie sehen, Bürger Lindey, Sie sehen hier alle Personen, die mich in meinem Gewerbe unterstützen; in Folge der Zeitläufte, in Folge der revolutionären Grundsätze, welche die Entfernung aufgehoben haben, leben wir Alle auf dem Fuße der heiligsten Gleichheit. Alle Tage vereinigt uns zweimal derselbe Tisch und ich bin glücklich, daß Sie die Güte haben, unser Familienmahl zu theilen. Auf, zu Tische, Bürger, zu Tische."

„Und ... und Herr Morand," sagte schüchtern Genevieve, „warten wir nicht auf ihn?"

„Ah! es ist wahr," antwortete Dirmer. „Der Bürger Morand, von dem ich Ihnen schon gesprochen habe, Bürger Lindey, ist mein Associe. Er ist, wenn ich so sagen darf, mit dem moralischen Theile des Hauses beauftragt; er besorgt die Schreibereien, führt die Kasse, ordnet die Rechnungen, gibt und empfängt das Geld und hat deßhalb am meisten Geschäfte von uns Allen. Daher kommt es, daß er zuweilen länger ausbleibt. Ich will ihn benachrichtigen lassen.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und der Bürger Morand trat ein.

Es war ein Mann von kleinem Wuchse, braun, mit dicken Augenbraunen; eine grüne Brille, wie sie die Menschen tragen, deren Gesicht durch die Arbeit angestrengt ist, verbarg seine schwarzen Augen, verhinderte aber den Funken nicht, hervorzuspringen. Bei den ersten Worten, die er sprach, erkannte Maurice die zugleich sanfte und gebieterische Stimme, welche beständig bei der furchtbaren Berathung, die ihn beinahe das Leben gekostet hätte, für das mildere Verfahren gewesen war; er trug einen Frack mit großen Knöpfen, eine Weste von weißer Seide, und sein ziemlich feiner Jabot wurde häufig während des Abendbrodes von einer Hand geplagt, deren Weiße und Zartheit, ohne Zweifel, weil es die eines Lederhändlers war, Maurice ungemein bewunderte.

Man nahm Platz. Der Bürger Morand wurde zur Rechten von Genevieve, Maurice zu ihrer Linken gesetzt; Dirmer setzte sich seiner Frau gegenüber; die andern Gäste nahmen ohne zu wählen ihren Posten um eine längliche Tafel.

Das Abendbrod war ausgesucht: Dirmer hatte den Appetit eines Gewerbsmannes und machte mit viel Herzlichkeit die Honneurs seines Tisches. Die Arbeiter, oder diejenigen, welche für solche galten, leisteten ihm in dieser Hinsicht gute Gesellschaft. Der Bürger Morand sprach wenig, aß noch weniger, trank beinahe nichts, und lachte selten. Maurice fühlte bald, vielleicht wegen der Erinnerungen, die seine Stimme wieder erregte, eine lebhafte Sympathie für ihn; nur war er im Zweifel über sein Alter, und dieser Zweifel beunruhigte ihn; bald hielt er ihn für einen Mann von vierzig bis fünf und vierzig Jahren, bald für einen ganz jungen Menschen.

Dirmer hielt sich, als sie sich zu Tische setzten, für verbunden, seinen Gästen eine Art von Grund für die Zulassung eines Fremden in ihren kleinen Kreis anzugeben.

Er entledigte sich dieser Verbindlichkeit als ein naiver und wenig an das Lügen gewöhnter Mann. Doch die Gäste schienen nicht sehr schwierig in Beziehung auf Gründe zu sein, denn trotz aller Ungeschicklichkeit, mit der der Lederhändler hiebei zu Werke ging, befriedigte seine kleine Einführungsrede Jedermann.

Maurice schaute ihn erstaunt an und sprach in seinem Innern:

„Bei meiner Ehre, ich glaube, ich täusche mich. Ist dies derselbe Mann, der mich vor drei Viertelstunden mit glühendem Auge und drohender Stimme, einen Carabiner in der Hand, verfolgte und durchaus tödten wollte? In jenem Augenblick hätte ich ihn für einen Helden oder für einen Mörder gehalten. Alle Wetter! wie die Liebe zum Ledergeschäft einen Menschen verwandelt?“

Es walteten in der Tiefe des Herzens von Maurice, während er alle diese Bemerkungen machte, ein Schmerz und eine Freude, beide so tief, daß der junge Mann sich nicht hätte genau sagen können, was die Lage seiner Seele war. Er befand sich endlich wieder bei der schönen Unbekannten, die er so sehr gesucht: sie hatte, wie er es sich zuvor geträumt, einen süßen Namen. Er berauschte sich in dem Glück, sie an seiner Seite zu fühlen; er verschlang ihre geringsten Worte, und der Ton ihrer Stimme, so oft sie erklang, machte die geheimsten Saiten seines Herzens vibriren. Doch dieses Herz war gebrochen durch das, was er sah.

Genevieve war wohl so, wie er sie im Helldunkel erblickt: jener Traum einer stürmischen Nacht zerstörte die Wirklichkeit nicht. Es war wohl die zierliche Frau mit dem traurigen Auge, mit dem erhabenen Geist. Es war wohl, was sich so oft in den letzten Jahren, die dem berüchtigten Jahre 93, in welchem man sich befand, vorhergegangen, ereignet hatte, es war wohl das Mädchen von Rang, wegen des immer tieferen Ruins, in den der Adel versunken, genöthigt, eine Verbindung mit dem Bürgerthum, mit dem Handel einzugehen. Dirmer schien ein braver Mann zu sein; er war unzweifelbar reich; sein Benehmen gegen Genevieve war sichtba das eines Menschen, der sich die Aufgabe stellt, eine Frau glücklich zu machen. Aber diese Gutmüthigkeit, dieser Reichthum, diese vortrefflichen Absichten, konnten sie die ungeheure Kluft ausfüllen, welche zwischen der Frau und dem Manne, zwischen dem poetischen, ausgezeichneten, reizenden Mädchen und dem Mann mit den materiellen Geschäften und dem gemeinen Aussehen befestigt war? Mit welchem Gefühle füllte Genevieve diese Kluft aus? . . . Ach! der Zufall sagte es nun Maurice hinreichend, mit der Liebe. Und er mußte wohl auf die erste Meinung, die er von der jungen Frau gehabt, zurückkommen, nämlich auf die, daß sie an dem Abend, wo er ihr begegnet war, von einem Lieblingsrendezvous nach Hause kehrte.

Der Gedanke, daß Genevieve einen Mann liebe, marterte das Herz von Maurice. Dann seufzte er, dann beklagte er es, daß er gekommen war, um eine noch stärkere Dose von dem Gifte zu nehmen, das man Liebe nennt.

In anderen Augenblicken, wenn er die so sanfte, so reine, so harmonische Stimme hörte, wenn er diesen so durchsichtigen Blick befragte, der nicht zu befürchten schien, man könnte durch ihn in der Tiefe der Seele lesen, gelangte Maurice zum Glauben, ein solches Geschöpf wäre durchaus unfähig, zu täuschen, und dann fühlte er eine bittere Freude bei dem Gedanken, daß dieser schöne Körper, Seele und Materie, diesem guten Bürger mit dem ehrlichen Lächeln, mit den Alltagsspäßen gehörte und immer nur ihm gehören würde.

Man sprach von Politik: das konnte kaum anders sein. Was in einer Zeit sagen, wo die Politik sich in Alles mischte, auf den Grund der Teller gemalt war, alle Wände bedeckte, und zu jeder Stunde in den Straßen proclamirt wurde.

Plötzlich verlangte einer von den Gästen, der bis dahin geschwiegen hatte, Kunde von den Gefangenen im Temple.

Maurice bebte unwillkührlich bei dem Klange dieser Stimme. Er erkannte den Mann, der, stets für die äußersten Mittel, ihn zuerst mit seinem Dolche gestochen und dann für seinen Tod gestimmt hatte.

Dieser Mann, ein Rothgerber, ein Werkführer, so bezeichnete ihn wenigstens Dirmer, erweckte bald die gute Laune von Maurice, als er die patriotischsten Ge-

danken und die revolutionärsten Grundsätze aussprach. Der junge Municipal war unter gewissen Umständen durchaus kein Feind von den kräftigen Maßregeln, wie sie damals so sehr in der Mode, und deren Apostel und Held Danton war. An der Stelle dieses Mannes, dessen Waffe und Stimme so schmerzliche Empfindungen bei ihm erregt hatten und noch erregten, hätte er denjenigen, welchen er für einen Spion gehalten, nicht ermordet, sondern in einen Garten geführt und hier, mit gleichen Waffen, einen Säbel in der Hand wie sein Gegner, ohne Gnade und Barmherzigkeit bekämpft. Das hätte Maurice gethan. Doch er begriff bald, wie es zu viel verlangen hieß, daß ein Rothgerbergeselle thun sollte, was Maurice gethan hätte.

Dieser Mann mit den äußersten Maßregeln, der in seinen politischen Ansichten dieselben heftigen Systeme zu haben schien, wie bei seinem Privatbenehmen, sprach also vom Temple und wunderte sich darüber, daß man seine Gefangenen einem permanenten, leicht zu bestechenden Rath und Municipalen anvertraute, deren Treue schon mehr als einmal versucht worden war.

„Ja," sprach der Bürger Morand, „doch man muß zugeben, daß bis jetzt bei jeder Veranlassung das Benehmen dieser Municipale das Vertrauen gerechtfertigt hat, welches die Nation in sie setzt, und die Geschichte wird einst sagen, nicht nur der Bürger Robespierre allein verdiene den Namen des Unbestechlichen."

„Allerdings, allerdings," versetzte der Andere, „doch daraus, daß eine Sache noch nicht geschehen ist, zu schließen, sie werde nie geschehen, wäre einfältig. Es ist gerade wie mit der Nationalgarde," fuhr der Werkführer fort; „die Compagnien der verschiedenen Sectionen werden jede nach ihrer Reihe zum Dienst des Temple berufen und zwar ohne Unterschied. Gebt Ihr nicht zu, daß sich in einer Compagnie von zwanzig bis fünf und zwanzig Mann ein Kern von acht bis zehn entschlossenen Burschen finden könnte, welche in einer schönen Nacht die Schildwachen ermorden und die Gefangenen entführen dürften?"

„Bah!" versetzte Maurice, „Du siehst, Bürger, daß dies ein schlechtes Mittel ist, denn vor drei Wochen oder einem Monat wollte man es anwenden, und es ist nicht gelungen."

„Ja," entgegnete Morand, „aber nur weil einer von den Aristokraten, welche die Patrioville bildeten, so unklug war, als er, ich weiß nicht mit wem sprach, sich das Wort mein Herr entschlüpfen zu lassen."

„Und dann," sagte Maurice, der durchaus beweisen wollte, die Polizei der Republik sei gut beschaffen, „und dann, weil man bereits die Rückkehr des Chevalier von Maison-Rouge nach Paris wahrgenommen hatte."

„Bah!" rief Dirmer.

„Man wußte, daß Maison-Rouge in Paris war?" fragte Morand mit kaltem Tone. „Und wußte man auch, durch welches Mittel er dahin gekommen war?"

„Ganz genau."

„Ah Teufel!" versetzte Morand, indem er sich vorwärts neigte, um Maurice anzuschauen. „Ich wäre begierig, dies zu erfahren, bis jetzt hat man noch nichts Bestimmtes hierüber sagen können. Aber Sie, Bürger, Sie, der Secretaire von einer der bedeutendsten Sectionen von Paris, Sie müssen besser unterrichtet sein?"

„Ganz gewiß," erwiederte Maurice, „das was ich Ihnen sagen werde, ist auch strenge Wahrheit."

Alle Gäste und selbst Geneviève schienen dem, was der junge Mann zu sagen im Begriffe war, die größte Aufmerksamkeit zu schenken.

„Nun wohl!" sprach Maurice, „der Chevalier von Maison-Rouge kam von der Vendee, wie es scheint; er hatte mit seinem gewöhnlichen Glück ganz Frankreich durchzogen: während des Tags an der Barriere du Roule angelangt, wartete er hier bis Abends um neun Uhr. Um neun Uhr Abends ging eine Frau, als Frau aus dem Volke verkleidet, durch diese Barriere hinaus und brachte dem Chevalier die Kleidung eines Chasseur der Nationalgarde; zehn Minuten nachher kehrte sie mit ihm zurück; die Schildwache, welche sie allein hatte hinausgehen sehen, schöpfte Verdacht, als sie in Begleitung zurückkam. Sie machte Lärm auf dem Posten, der Posten kam heraus, die zwei Schuldigen begriffen, daß es auf sie abgesehen war, und warfen sich in ein Hotel, wo sich eine zweite Thüre nach den Champs-Elysees für sie öffnete.

Es scheint, daß eine ganz und gar den Tyrannen ergebene Patrouille den Chevalier an der Ecke der Rue Barre-du-Bel erwartete. Das Uebrige wissen Sie."

„Ah! ah!" sagte Monard, „was Sie uns da erzählen, ist seltsam."

„Und besonders genau," sprach Maurice.

„Ja, es sieht so aus; doch die Frau, weiß man, was aus ihr geworden ist?"

„Nein, sie ist verschwunden, und man weiß durchaus nicht, wer sie ist und was sie ist.

Der Associe des Bürger Dirmer und der Bürger Dirmer selbst schienen freier zu athmen.

Genevieve hatte diese ganze Erzählung bleich, unbeweglich, stumm, angehört.

„Aber wer kann sagen," sprach der Bürger Morand mit seiner gewöhnlichen Kälte, „wer kann sagen, der Chevalier von Maison-Rouge habe zu der Patrouille gehört, welche den Lärmen im Temple veranlaßt?"

„Einer von meinen Freunden, ein Municipal, hatte an diesem Tage Dienst im Temple und erkannte ihn."

„Er wußte also sein Signalement?"

„Er hatte ihn früher gesehen."

„Und was für ein Mann ist dieser Chevalier von Maison-Rouge äußerlich?"

„Ein Mann von fünfundzwanzig bis sechs und zwanzig Jahren, klein, blond, von angenehmer Gesichtsbildung, mit herrlichen Augen und prächtigen Zähnen."

Es trat ein tiefes Stillschweigen ein.

„Nun!" sagte Morand, „wenn Ihr Freund, der Municipal, den angeblichen Chevalier von Maison-Rouge erkannte, warum hat er ihn nicht verhaftet?"

„Einmal befürchtete er, weil er nichts von seiner Ankunft in Paris wußte, durch eine Aehnlichkeit getäuscht zu werden, und dann ist mein Freund ein wenig lau; im Zweifel that er, was die Weisen und die Lauen thun: im Zweifel enthielt er sich."

„Sie hätten nicht so gehandelt, Bürger?" sagte Dirmer heftig lachend.

„Nein, ich muß gestehen, lieber würde ich mich getäuscht haben, als daß ich einen so gefährlichen Mann, wie es der Chevalier von Maison-Rouge ist, hätte entwischen lassen."

„Und was hätten Sie denn gethan, mein Herr?" fragte Genevieve.

„Was ich gethan hätte, Bürgerin?" versetzte Maurice, „oh mein Gott! das wäre kurz gewesen; ich hätte alle Thore des Temple geschlossen; dann wäre ich gerade auf die Patrouille zugegangen; hätte den Chevalier am Kragen gepackt und zu ihm gesagt: „Chevalier von Maison-Rouge, ich verhafte Sie als Verräther an der Nation;" und hätte ich ihn einmal am Kragen gehabt, so würde ich ihn nicht mehr losgelassen haben, dafür stehe ich."

„Aber was wäre dann geschehen?" fragte Genevieve.

„Man hätte ihm und seinen Mitschuldigen den Proceß gemacht und zu dieser Stunde wäre er guillotinirt."

Genevieve schauerte und warf ihrem Nachbar einen Blick des Schreckens zu.

Doch der Bürger Morand schien diesen Blick nicht zu bemerken, leerte phlegmatisch sein Glas und sprach:

„Der Bürger Lindey hat Recht; es war nichts Anderes zu thun; doch leider hat man es nicht gethan."

„Weiß man, was aus dem Chevalier von Maison-Rouge geworden ist?" fragte Genevieve.

„Bah!" versetzte Dirmer, „wahrscheinlich verlangte er nicht mehr und hat, als er seinen Versuch mißlungen sah, Paris unmittelbar verlassen."

„Und vielleicht sogar Frankreich," fügte Morand bei.

„Keines Wegs, keines Wegs," sprach Maurice.

„Wie, er hat die Unklugheit gehabt, in Paris zu bleiben!" rief Genevieve.

„Er hat sich nicht von der Stelle gerührt."

Eine allgemeine Bewegung des Erstaunens empfing die von Maurice mit so viel Sicherheit ausgesprochene Ansicht.

„Es ist eine Voraussetzung, was Sie da sagen, Bürger," entgegnete Morand, „eine Voraussetzung, nichts Anderes."

„Nein, ich behaupte eine Thatsache."

„Oh! ich gestehe," versetzte Genevieve, „ich meines Theils kann nicht glauben, was Sie sagen, Bürger, denn das wäre eine unverzeihliche Unklugheit."

„Sie sind eine Frau, Bürgerin; Sie begreifen also Eines, was bei einem Mann von dem Charakter des Chevalier von Maison-Rouge alle mögliche Betrachtungen persönlicher Sicherheit überwiegen mußte."

„Und was kann mehr Gewicht haben, als die Furcht, das Leben auf eine so schauderhafte Weise zu verlieren?"

„Ei mein Gott! Bürgerin, die Liebe," sprach Maurice.

„Die Liebe!" wiederholte Genevieve.

„Allerdings. Wissen Sie denn nicht, daß der Chevalier von Maison-Rouge in Antoinette verliebt ist?"

Ein schüchternes, gezwungenes Gelächter der Unbefangenheit machte sich auf zwei oder drei Seiten hörbar. Dirmer schaute Maurice an, als wollte er in der Tiefe seiner Seele lesen. Genevieve fühlte, wie Thränen ihre Augen befeuchteten, und ein Schauer, der Maurice nicht entgehen konnte, durchlief ihren ganzen Körper. Der Bürger Morand vergoß Wein von seinem Glase, das er in diesem Augenblick an seine Lippen setzte, und Maurice hätte über seine Blässe erschrecken müssen, wäre nicht die ganze Aufmerksamkeit des jungen Mannes in diesem Augenblick auf Genevieve zusammengedrängt gewesen.

„Sie sind bewegt, Bürgerin?" flüsterte Maurice.

„Haben Sie nicht gesagt, ich würde begreifen, da ich eine Frau sei? Nun wohl, uns Frauen rührt stets eine Ergebenheit, so sehr sie auch unsern Grundsätzen widersprechen mag."

„Und die des Chevalier von Maison-Rouge ist um so größer, als man versichert, er habe nie mit der Königin gesprochen."

„Ah! Bürger Lindey," sprach der Mann mit den äußersten Mitteln, „mir scheint, erlaube, daß ich Dir dies sage, mir scheint, Du bist sehr nachsichtig gegen den Chevalier."

„Mein Herr," erwiederte Maurice, der sich vielleicht absichtlich des Wortes bediente, das gebräuchlich zu sein aufgehört hatte, „ich liebe alle stolze und muthige Naturen: was mich indessen nicht abhält, sie zu bekämpfen, wenn ich ihnen in den Reihen meiner Feinde begegne. Ich verzweifle nicht, den Chevalier von Maison-Rouge eines Tags zu treffen."

„Und . . ." machte Genevieve.

„Und wenn ich ihn treffe . . . nun so werde ich mit ihm kämpfen."

Das Abendbrod war beendigt. Genevieve gab das Beispiel zum Rückzug, indem sie zuerst aufstand.

In diesem Augenblick schlug die Pendeluhr.

„Mitternacht," sagte Morand mit kaltem Tone.

„Mitternacht!" rief Maurice, „schon Mitternacht!"

„Das ist ein Ausruf, der mir Vergnügen macht," sprach Dirmer; „er beweist mir, daß Sie sich nicht gelangweilt haben, und gewährt mir die Hoffnung, wir werden uns wiedersehen. Es ist das Haus eines guten Patrioten, das man ihnen öffnet und, ich hoffe, Sie werden bald wahrnehmen, Bürger, daß es das eines Freundes ist."

Maurice verbeugte sich, wandte sich gegen Genevieve und fragte:

„Erlaubt mir die Bürgerin auch, wiederzukommen?"

„Ich erlaube es nicht nur, ich bitte Sie darum," sprach lebhaft Genevieve. „Gute Nacht, Bürger."

Und sie kehrte in ihre Wohnung zurück.

Maurice nahm Abschied von allen Gästen, grüßte besonders Morand, der ihm ungemein gefallen hatte, drückte Dirmer die Hand und entfernte sich betäubt, aber mehr freudig als betrübt über alle die so verschiedenartigen Ereignisse, welche diesen Abend belebt hatten.

„Ein ärgerliches, ärgerliches Zusammentreffen!" sagte nach dem Abgange von

Maurice die junge Frau, indem sie in Gegenwart ihres Mannes, der sie in ihr Zimmer geführt, in Thränen zerfloß.

„Bah! der Bürger Maurice Lindey, ein anerkannter Patriot, Secretaire einer Section, rein, angebetet, volksthümlich, ist im Gegentheil eine sehr kostbare Erwerbung für einen armen Rothgerber, der eingeschmuggelte Waaren in seinem Hause hat," entgegnete Dirmer lächelnd.

„Sie glauben also, mein Freund," fragte schüchtern Genevieve.

„Ich glaube, daß es ein Patent des Patriotismus ein Siegel der Absolution ist, das er auf unser Haus drückt; und ich denke, von diesem Abend an wäre sogar der Chevalier von Maison-Rouge in unserem Hause in Sicherheit."

Hienach küßte Dirmer seine Frau mit einer viel mehr väterlichen als ehelichen Zuneigung auf die Stirne, ließ sie in dem kleinen Pavillon, der ihr allein geweiht war, und ging wieder in den andern Theil des Gebäudes, welchen er mit den Gästen, die wir an seinem Tische gesehen, bewohnte.

(Fortsetzung folgt.)

Beantwortung der Frage:

„Wer hat wahrhafter geliebt, der durch die Liebe ein Weiser, oder der durch die Liebe ein Narr geworden ist?"

Omnia vincit amor, et nos cedamus amori.
Virgil, Eclog 10. 69.

Von M. G. Saphir.

Die Liebe besiegt Alles, sogar Metalliques! Die Liebe überwindet Alles, sogar Hausbälle! Die Liebe bezwingt Alles, sogar Recensenten! Die Liebe begeistert Alles, die Liebe humanisirt Alles!

Und soll ich weiter reden von der Liebe? und von welcher Liebe? Von der sporadischen, wie sie in einzelnen Fällen vorkömmt, und Menschen, d. h. Unmenschen, d. h. Verliebte, hinrafft? Oder von der epidemischen, asiatischen, wie sie in unserer Zeit grassirt, und Tausende im Leben, d. h. in der Fabel, d. h. in Romanen und in Roman-Köpfen niederwürgt?

Was ist Liebe? Was heißt Liebe? Wo wohnt die Liebe?

Fragt den Millionär, und er wird Euch sagen: „Da, wo sich die Fingerspitzen mit dem Gelde an der atmosphärischen Luft verbinden." Fragt den Naturforscher, und er wird Euch sagen: „Wo sich das organische und fortpflanzende Leben entzündet." Fragt den Schwärmer, und er wird Euch sagen: „Da, wo der Mondstrahl die seufzende Knospe küßt." Fragt den Lustspieldichter, und er wird Euch sagen: „Da, wo der Knoten, zur Ueberraschung des Publikums, ganz anders gelöst wird, als der gesunde Menschenverstand es erwartet." Fragt einen unserer Formenschmiede und subjektiven Lyriker, und er wird Euch sagen: „Es ist

— — Entsagen nur und Trauern
Und ein verlornes Grollen (?) und Bedauern."

Fragt unsere Jünglinge, und sie werden Euch sagen: „Sie wohnt in der Nothwendigkeit, eine reiche Parthie zu machen." Fragt unsere jungen Mädchen, und sie werden Euch sagen: „Sie wohnt da, wo sich die Eitelkeit in die Versorgungssucht ergießt. „Fragt endlich mich, und ich werde Euch sagen: „Sie wohnt in dem Herzen, das für eine Person zu enge ist und nur für zwei Personen weit genug ist!"

Liebe hat aber nicht nur ihren Ort, sondern auch ihre Zeit. Bei Pflanzen und Menschen ist die Jugend die Zeit der Liebe!

Blumen und Herzen haben ihre Flitterwochen; nach den Flitterwochen hört die Blume auf zu blühen, das Herz zu glühen, die Zweige schweigen, der Schmetterling senkt den Fittig, das Leuchtkäferchen verliert seinen Phosphor! Nur seltene Menschen und seltene Herzen haben einen langen Frühling und eine lange Jugend! Aber jene seltenen Blumen und jene seltenen Herzen wurzeln zwar in der Erdenwelt, allein sie trinken Leben aus dem Aether des Himmels und das Einathmen des Ueberirdischen macht sie zum lieblichsten, heiligsten Wunder der Natur!

Was die Kunst für die äußern Sinne ist, das ist die Liebe für den innern Sinn: eine Sehnsucht nach dem Idealen, nach der Urschönheit, die in einem endlichen Wesen ihm tausendstrahlig entgegegen leuchtet!

Liebe, Du begeisterte Improvisation eines liebetrunkenen Herzens, Du kühne Musik einer entflammten Empfindung, ich sage von Dir, was ein großer Dichter von einem andern Gegenstande sagt:

„Was ich ohne Dich wäre, ich weiß es nicht, aber mir graut, seh' ich, was Tausende ohne Dich sind!"

Ach Gott! ja, mir schaudert die Haut und die Seele, seh' ich das Geschlecht der menschlichen Mollusken und Polypen, die ohne Liebe leben, ihnen fehlt die Entwicklung ihres Wesens, ihnen fehlt die Entfaltung ihres Seins; sie vernehmen nichts von der Harmonie der Schöpfung, die nur in der Liebe ihr Maifest auf Erden feiert; sie sehen nichts von dem Wiederschein des Göttlichen, das aus dem Spiegel der Liebe zurückstrahlt; sie ahnen den aufgehenden Frühling nicht, der zwei Herzen überbaut mit den zu Blumen gewordenen Mythen der Sympathie; sie wandeln lichtlos unter dem Strahlen-, und Funkenfalle der allbelebenden, allerwärmenden, allbeseligenden Centralfeuers!

Ach, saget nicht, daß der Liebende sich täusche! Die Liebe täuscht sich so wenig, wie die Poesie, die Poesie so wenig, wie die Kunst! Es ist Götterwahrheit in jeder Liebe, in jeder Poesie, in jeder Kunst; und wie die Wahrheit in der wahren Kunst, so liegt die Geliebtenliebe in jeder wahren Liebe, so ist jede Täuschung der Liebe unmöglich!

Und solch eine Empfindung sollte den Menschen zum Narren machen? Eine solche Empfindung sollte die menschliche Natur nicht zur Vervollkommnung emportragen? Eine solche Empfindung sollte den Geist nicht verklären, den Sinn nicht veredeln, das Herz nicht heiligen und den Verstand nicht erhöhen und nicht läutern?

Wer nach seiner glücklichen oder unglücklichen Liebe ein Narr ist, der ist keiner geworden, der ist einer geblieben, mit erhöhtem Charakter.

An der Table d'Hote.

Von L. Kalisch.

Ich saß vor einiger Zeit an der Wirthstafel in Wiesbaden. Mein vis-a-vis bildeten drei Männer von sehr verschiedenem Aeußern. Einer von ihnen, ein Engländer, war so dürr wie der Schatten einer Mumie und hieb so weltbeherrschend in das Rindfleisch, als hätte er den irdischen Appetit erfunden. Er sprach nur sehr wenig; jedes Wort aber, das er sprach, war ein Befehl, ein Befehl für den unglücklichen Kellner, der nicht genug Beine für den Sohn Albions haben konnte. An der linken Seite des Engländers saß die unermüdliche Geschwätzigkeit in Gestalt eines dicken muntern Franzosen. Jeder Bissen, den er sich nahm, war von einer pikanten Bemerkung, von einem leichtsinnigen Witz, von einem frivolen bon mot begleitet. Er lieferte sich auf diese Weise seine eigene Würze zu den Speisen. Derjenige aber, der an der linken Seite des Franzosen saß, hatte ein breites, gutmüthiges Gesicht, in dessen Zügen geschrieben stand: „Hier ruht die Ergebung in den göttlichen Willen." Dieser Mann mit dem breiten Gesicht sprach kein einzig Wort und aß wenig, weil erst die Schüssel an ihn kam, nachdem England und Frankreich den unermüdlichen Appetit gestillt. Der gute Mensch betrachtete immer die Schüssel, wenn sie an ihn gelangte, wie ein gefühlvoller Mensch ein kaum geräumtes Schlachtfeld betrachtet, nämlich stumm und seufzend. Ich bewunderte das Kleeblatt im höchsten Grade. Ich bewunderte den Engländer wegen seiner ungeheueren Freß-Capazität und glaubte endlich, er sei gar kein Mensch, sondern ein personifizirter Magen. Noch mehr aber bewunderte ich den Franzosen, der trotz seiner sprudelnden Laune und seiner Heiterkeit nicht wenig in den Saucen und Ragouts roüthete. Aß er nur, um von seinen Witzen auszuruhen, oder wollte er nur durch seine Witze die Aufmerksamkeit von seiner Eßlust abziehen? Wer weiß! Am meisten aber bewunderte ich den Mann mit dem breiten Gesichte, das so glatt und brach da lag, wie ein ungeackertes

Weizenfeld. Er sprach nicht und äußerte durch nichts seine Unzufriedenheit über seine Nachbaren, die ihn gar nicht berücksichtigten und ihn mit leeren Verbeugungen und Tellern abspeisten. Nun kam der Pudding. Ein Gefühl süßen Heimwehs bemächtigte sich des Engländers, als er die überzuckerte Erfindung seines Vaterlandes auf der Schüssel rauchen sah. Der Pudding lag da, herrlich wie die Weltkugel. Mit mächtigem Löffel fuhr der Engländer hinein und — die ganze westliche Hemisphäre lag rauchend auf seinem Teller. Der Franzose war artig genug, nicht die ganze östliche Hemisphäre zu occupiren, sondern ließ eine kleine Pudding-Insel für seinen stillen, ergebungsvollen Nachbar. Ich empfand wirklich eine innige Freude, als ich sah, wie der stille Mann das kleine Besitzthum, das er nach langem Hoffen und Harren endlich durch französisches Mitleid erhielt auf seinen Teller legte. Er faßt die Gabel, bringt einen Bissen zum Mund und findet, daß der Puddig noch heißer als seine Sehnsucht nach demselben. Ruhig legt er die Gabel wieder hin und wartet, bis der Gegenstand seiner Sehnsucht ein wenig erkaltet. Er wartet, — er wartet — da kommt der Kellner und nimmt den Teller fort und der Arme sitzt da und blickt schweigend auf das bleiche Tischtuch. An diesem letzten Unglück erkannte ich meinen Pappenheimer. „Sagen Sie," flüsterte ich dem Kellner zu, „ist dieser stille Mann da drüben nicht ein Deutscher?" „Sie entschuldigen," erwiederte der Kellner, „ein Hannoveraner."

Jetzt wohin?

Von H. Heine.

Jetzt wohin? Der dumme Fuß
Will mich gern nach Deutschland tragen;
Doch es schüttelt klug das Haupt
Mein Verstand und scheint zu sagen:

Zwar beendigt ist der Krieg,
Doch die Kriegsgerichte blieben,
Und es heißt, du habest einst
Viel Erschießliches geschrieben.

Das ist wahr, unangenehm
Wär' mir das Erschossen-werden;
Bin kein Held, es fehlen mir
Die pathetischen Geberden.

Gern würd' ich nach England geh'n,
Wären dort nicht Kohlendämpfe
Und Engländer — schon ihr Duft
Gibt Erbrechen mir und Krämpfe.

Manchmal kommt mir in den Sinn
Nach Amerika zu segeln,
Nach dem großen Freiheitstall,
Der bewohnt von Gleichheits-Flegeln —

Doch es ängstet mich ein Land;
Wo die Menschen Tabak käuen,
Wo sie ohne König kegeln,
Wo sie ohne Spuknapf speien.

Rußland, dieses schöne Reich,
Würde mir vielleicht behagen,
Doch im Winter könnte ich
Dort die Knute nicht ertragen.

Traurig schau ich in die Höh',
Wo viel tausend Sterne nicken —
Aber meinen eignen Stern
Kann ich nirgends dort erblicken.

Hat im güldnen Labyrinth
Sich vielleicht verirrt am Himmel,
Wie ich selber mich verirrt
In dem irdischen Getümmel. —

Wenn du einen Recesenten etwas schenkst, so schenke ihm baares Geld denn sei versichert, da trifft du seinen Gusto gewiß!

Wenn du den Kopf zum Fenster hinaus steckst, so thu es nie, ohne die Obrigkeit zu preisen, denn sei versichert, wer über dir wohnt, würde dir, wenn keine Aufsicht wäre, gewiß gerne einen Topf Wasser über den Kopf gießen, auch wenn er gar nicht weiß, wer und was du bist.

Der

Chevalier von Maison-Rouge.

(Fortsetzung.)

X.

Der Schuhflicker Simon.

Man war zum Anfang des Monats Mai gelangt; ein reiner Tag erweiterte die Brust, welche müde war, die eisigen Nebel des Winters einzuathmen, und die Strahlen einer warmen, belebenden Sonne fielen auf die schwarze Mauer des Temple herab.

Doch trotz dieses schönen Tages und obgleich man den Gefangenen anbot, sie könnten im Garten spazieren gehen, weigerten sich die drei Frauen, ihr Gefängniß zu verlassen; seit der Hinrichtung ihres Gemahls blieb die Königin hartnäckig in ihrem Zimmer, um nicht vor der Thüre des Gemaches, das der König im zweiten Stocke bewohnt hatte, vorüber gehen zu müssen.

Wenn sie zufällig seit der unseligen Epoche des 21sten Januar Luft schöpfte, so geschah es oben auf dem Thurme, dessen Zinnen man mit Läden verschlossen hatte.

Die Nationalgarde vom Dienste, welche davon in Kenntniß gesetzt waren, daß die drei Frauen ihr Zimmer zu verlassen Erlaubniß erhalten hatten, warteten also vergebens den ganzen Tag, daß sie von dieser Erlaubniß Gebrauch machen würden.

Gegen fünf Uhr kam ein Mann herab und näherte sich dem den Posten commandirenden Sergenten.

„Ah! ah! Du bist es, Vater Tison," sprach der Letztere, der ein Nationalgarde von heiterer Laune zu sein schien.

„Ja, ich bin es, Bürger; ich bringe Dir vom Municipal Maurice Lindey, Deinem Freunde, der da oben ist, die vom Rathe des Temple meiner Tochter zugestandene Erlaubniß, diesen Abend ihrer Mutter einen Besuch zu machen."

„Und Du gehst in dem Augenblick aus, wo Deine Tochter kommen wird, entarteter Vater?" sagte der Sergent.

„Oh! ich gehe sehr ungern weg, Bürger Sergent. Ich hoffte auch, mein armes Kind zu sehen, das ich seit zwei Monaten nicht gesehen habe, und es, was man so sagt, tüchtig zu umarmen, wie ein Vater seine Tochter umarmt. Ja wohl, geh' spazieren! Der Dienst, der verdammte Dienst treibt mich fort; ich muß auf die Gemeinde gehen, um meinen Bericht abzustatten. Ein Fiacre erwartet mich vor der Thüre mit zwei Gendarmen, und dies gerade in dem Augenblick, wo meine arme Sophie kommen wird."

„Unglücklicher Vater!" rief der Sergent.

Aus Liebe für das Vaterland
Verstummt in Dir des Blutes Stimme,
Wenn jenes seufzt und diese fleht,
So opfere der Pflicht.

„Sage, Vater Tison, wenn Du zufällig einen Reim auf Stimme findest, so wirst Du mir es mittheilen. Er fehlt mir für den Augenblick."

„Und Du, Bürger Sergent, wenn meine Tochter kommt, um ihre arme Mutter zu besuchen, welche beinahe stirbt, daß sie ihr Kind nicht sehen kann, so läßt Du sie vorbei."

„Der Befehl ist in Ordnung," erwiederte der Sergent, in welchem der Leser ohne Zweifel bereits unsern Freund Lorin erkannt hat; „ich habe also nichts zu sagen, kommt Deine Tochter, so wird sie passiren."

„Ich danke, braver Thermopyle, ich danke," sprach Tison.

Und er entfernte sich, um der Gemeinde seinen Bericht zu machen, und murmelte: „Ah! wie wird meine arme Frau glücklich sein.“

„Weißt Du, Sergent, sprach ein Nationalgarde, als er Tison weggehen sah und die Worte hörte, die er sich entfernend sagte; „weißt Du, daß einen solche Dinge Herz schauern machen?“

„Was für Dinge, Bürger Devaux?“ fragte Lorin.

„Wie!“ versetzte der mitleidige Nationalgarde, „diesen Mann mit dem so harten Gesichte, diesen Mann mit dem ehernen Herzen, diesen unbarmherzigen Wächter der Königin weggehen sehen, eine Thräne im Auge, halb vor Freude, halb vor Schmerz bei dem Gedanken, seine Frau werde seine Tochter umarmen, und er werde es nicht können! Sergent, man darf hierüber nicht zu viel nachdenken, denn in der That, das macht traurig.“

„Allerdings, und darum denkt dieser Mensch, der eine Thräne im Auge weggeht, wie Du sagst, selbst nicht nach.“

„Und worüber sollte er nachdenken?“

„Daß seit drei Monaten die Frau, welche er mit unbarmherziger Rohheit behandelt, ihr Kind ebenfalls nicht gesehen hat. Er denkt nicht an ihr Unglück, er denkt nur an das seinige; das ist das Ganze. Diese Frau war allerdings Königin,“ fuhr der Sergent in einem spöttischen Tone fort, dessen Sinn nicht leicht zu verdolmetschen war, „und man braucht für eine Königin nicht dieselben Rücksichten zu nehmen, die man für die Frau eines Taglöhners nimmt.

„Gleichheit, Alles dies ist sehr traurig,“ versetzte Devaux.

„Traurig, aber nothwendig,“ sprach Lorin; „es ist also wie Du gesagt hast, das Beste, nicht darüber nachzudenken.

Und er fing an zu trällern:

„Unter grünem Gebüsche,
Wanderte gestern allein,
Sanft lauschend dem Vogelgezische
Nisette im düsteren Hain.“

Lorin war so weit in seinem bukolischen Liede, als sich plötzlich ein gewaltiges Geräusch auf der linken Seite des Postens hörbar machte: es war gemischt aus Schwüren, Drohungen und lautem Weinen.

„Was ist das?“ fragte Devaux.

„Man sollte glauben, es wäre die Stimme eines Kindes“ erwiederte Lorin erchend.

„In der That“ versetzte der Nationalgarde, „es ist ein armer Kleiner, den man schlägt; wahrlich, man sollte nur diejenigen, die keine Kinder haben, hieher chicken.“

„Willst Du singen?“ sagte eine rauhe, weingrüne Stimme.

Und die Stimme sang, gleichsam um ein Beispiel zu geben:

„Madame Veto that versprechen,
Ganz Paris den Hals zu brechen.“

„Nein,“ rief das Kind, „ich werde nicht singen.“

„Willst Du singen?“

Und die Stimme fing wieder an:

„Madame Veto that versprechen . . .“

„Nein,“ rief das Kind, „nein! nein! nein!“

„Ah! kleiner Schurke,“ rief die heisere Stimme.

Und das Geräusch eines pfeifenden Riemens durchschnitt die Luft. Das Kind heulte vor Schmerz.

„Ah! alle Gewitter,“ sagte Lorin, das ist der schändliche Simon, der den kleinen Capet schlägt.“

Einige Nationalgarden zuckten die Achseln, zwei oder drei suchten zu lächeln. Devaux stand auf und entfernte sich.

„Ich sagte es wohl,“ murmelte er, „die Väter sollten nie hieher kommen.

Plötzlich öffnete sich eine niedrige Thüre und das königliche Kind machte, gejagt von der Peitsche seines Wächters, fliehend mehrere Schritte im Hof; doch hinter ihm erscholl etwas Schweres auf dem Pflaster und traf es an das Bein.

„Ah!“ rief das Kind.

Und es wankte und fiel auf ein Knie.

„Bring mir meinen Leisten, kleines Ungeheuer, oder ich werde Dir . . .“

Das Kind stand auf, und schüttelte den Kopf, eine Weigerung bezeichnend

„Ah! steht es so . . .“ rief dieselbe Stimme, „warte, Du sollst sehen . .“

Und der Schuhflicker Simon stürzte aus seiner Stube hervor, wie ein wildes Thier aus seiner Höhle.

„Holla! holla!“ sprach Lorin die Stirne faltend; „wo hinaus, Meister Simon?“

„Ich will diesen kleinen Wolf bestrafen,“ erwiederte der Schuhflicker.

„Und warum ihn bestrafen?“

„Warum?“

„Ja.“

„Weil dieser kleine Schuft weder singen will, wie ein guter Patriot, noch arbeiten, wie ein guter Bürger.“

„Nun, was macht das Dir?“ entgegnete Lorin, „hat Dir die Nation Capet anvertraut, damit Du ihn singen lehrst?“

„Ei, ei!“ entgegnete Simon erstaunt, „in was mischst Du Dich, Bürger Sergent? Das frage ich Dich.“

„In was ich mich mische? ich mische mich in das, was jeden Mann von Herz angeht. Es ist aber eines Mannes von Herz, der ein Kind schlagen sieht, unwürdig, zu dulden, daß man es schlägt.“

„Bah! der Sohn des Tyrannen.“

„Ist ein Kind, ein Kind, das keinen Theil an den Verbrechen seines Vaters gehabt hat, ein Kind, das nicht schuldig ist, und das man folglich nicht strafen darf.“

„Und ich, ich sage, daß man mir den Kleinen gegeben hat, daß ich mit ihm mache, was ich will. Ich will, daß er das Lied von Madame Veto singt, und er wird es singen.“

„Elender!“ rief Lorin, „Madame Veto ist die Mutter dieses Kindes; möchtest Du gern, daß man Deinen Sohn zwänge, zu singen, Du seist eine Canaille?“

„Ich!“ brüllte Simon; „schlimmer, schlimmer Aristokrat von einem Sergenten.“

„Ah! keine Beleidigungen,“ sagte Lorin, „ich bin nicht Capet, und man läßt mich nicht mit Gewalt singen.“

„Ich werde Dich verhaften lassen, schlimmer Eidevant.“

„Du,“ versetzte Lorin, „Du wirst mich verhaften lassen; versuche es, einen Thermopylen verhaften zu lassen.“

„Gut, gut, wer zuletzt lacht, lacht am besten; mittlerweile hebe meinen Leisten auf, und mache Deinen Schuh, oder tausend Donner! . . .“

„Und ich,“ rief Lorin, welcher furchtbar erbleichte und die Fäuste geballt, die Zähne an einander gepreßt, einen Schritt vorwärts that, „ich sage Dir, daß er Deinen Leisten nicht aufheben wird, ich sage Dir, daß er keine Schuhe machen wird, hörst Du, schlimmer Geselle? Ah! ja, Du hast da Deinen großen Säbel, doch er macht mir ebenso wenig bange, als Du selbst. Wage es nur, ihn zu ziehen.“

„Ah! alle Teufel!“ brüllte Simon, vor Wuth erbleichend.

In diesem Augenblick traten zwei Frauen in den Hof; die eine von ihnen hielt ein Papier in der Hand, sie wandte sich an die Schildwache.

„Sergent,“ rief die Schildwache, „es ist die Tochter von Tison, welche ihre Mutter zu sehen verlangt.“

„Laß sie vorbei, da es der Rath dem Temple gestattet,“ sprach Lorin, der sich nicht einen Augenblick abwenden wollte, aus Furcht, Simon könnte seine Zerstreuung benützen, um das Kind zu schlagen.

Die Schildwache ließ die zwei Frauen vorüber; doch kaum waren sie vier Stufen der dunklen Treppe hinaufgestiegen, als sie Maurice Lindey begegneten, der für einen Augenblick in den Hof hinabging.

Es war beinahe Nacht geworden, so daß man die Züge ihrer Gesichter nicht unterscheiden konnte.

Maurice hielt sie an und fragte:

„Wer seid Ihr, Bürgerinnen, und was wollt Ihr?“

„Ich bin Sophie Tison," sagte die eine von den zwei Frauen. „Ich habe die Erlaubniß erhalten, meine Mutter zu besuchen, und komme deshalb hieher."

„Ja," versetzte Maurice; doch die Erlaubniß ist nur für Dich allein, Bürgerin!"

„Ich habe meine Freundin mitgebracht, damit wir wenigstens zwei Frauen mitten unter den Soldaten seien."

„Sehr gut; doch Deine Freundin wird nicht hinaufgehen."

„Wie es ihnen beliebt, Bürger," sagte Sophie Tison, indem sie ihrer Freundin, welche, sich an die Wand anlehnend, von Erstaunen und Schrecken ergriffen zu sein schien, die Hand drückte.

„Bürger Schildwachen," rief Maurice, indem er den Kopf erhob und sich an die Wachen wandte, welche in jedem Stocke aufgestellt waren, „laßt die Bürgerin Tison passiren; ihre Freundin darf aber nicht vorbei. Sie wird auf der Treppe warten, und ihr seid dafür besorgt, daß man sie anständig behandelt."

„Ja, Bürger," antworteten die Wachen.

„Geht also," sagte Maurice.

Die zwei Frauen gingen an ihm vorbei.

Maurice sprang die vier oder fünf Stufen vollends hinab und schritt rasch in den Hof.

„Was gibt es?" fragte er die Nationalgarden, „was veranlaßt diesen Lärmen? Man hört das Geschrei eines Kindes bis im Vorzimmer der Gefangenen."

„Höre," sagte Simon, der, an die Manieren der Municipale gewöhnt, als er Maurice erblickte, glaubte, es käme ihm Verstärkung zu, „höre, dieser Aristokrat, dieser Ci-devant verhindert mich, Capet durchzuprügeln."

Und er deutete mit der Faust auf Lorin.

„Ja, bei Gott! ich verhindere ihn," sagte Lorin vom Leder ziehend, „und wenn Du mich noch ein einziges Mal Ci-devant, Aristokrat oder Verräther nennst, so renne ich Dir meinen Säbel durch den Leib."

„Eine Drohung!" rief Simon; „Wache! Wache!"

„Ich bin die Wache," sprach Lorin, „rufe mich also nicht, denn wenn ich auf Dich losgehe, bist Du des Todes."

„Herbei, Bürger Municipal, Hilfe!" rief Simon, diesmal ernstlich von Lorin bedroht.

„Der Sergent hat Recht," sagte kalt der Municipal, den Simon zu Hilfe rief; „Du entehrst die Nation, Feiger, Du schlägst ein Kind!"

„Und warum schlägt er es, begreifst Du es, Maurice! weil das Kind nicht Madame Veto, weil das Kind nicht seine Mutter schmähen will."

„Elender!" rief Maurice.

„Und Du auch?" sagte Simon; ich bin also von Verräthern umgeben."

„Ah! Schurke," versetzte der Municipal, indem er Simon an der Gurgel packte und ihm seinen Riemen aus den Händen riß; „versuche es, ein wenig zu beweisen, daß Maurice Lindey ein Verräther ist."

Und er ließ mit aller Gewalt den Riemen auf die Schultern des Schuhflickers fallen.

„Ich danke, mein Herr," sagte das Kind, das dieser Scene stolsch zuschaute; „doch er wird sich an mir rächen."

„Komm, Capet," sprach Lorin, „komm, mein Kind, wenn er Dich noch einmal schlägt, rufe um Hilfe, und man wird diesen Henker bestrafen. Vorwärts, kleiner Capet, kehre in Deinen Thurm zurück."

Warum nennen Sie mich Capet, Sie, der Sie mich beschützen, Sie wissen wohl, daß Capet nicht mein Name ist."

„Wie, es ist nicht Dein Name," versetzte Lorin, wie heißt Du denn?

„Ich heiße Ludwig Carl von Bourbon. Capet ist der Name von einem meiner Ahnen. Ich kenne die Geschichte von Frankreich; mein Vater hat sie mich gelehrt."

Und Du willst ein Kind, das ein König die Geschichte von Frankreich gelehrt hat, Schuhe flicken lehren?" rief Lorin.

„Oh! sei unbesorgt," sprach Maurice zu dem Kind, „ich werde meinen Bericht machen."

„Und ich den meinigen," versetzte Simon. „Ich werde unter anderem sagen, daß Ihr statt einer Frau, welche in den Thurm einzutreten berechtigt war, zwei eingelassen habt."

In diesem Augenblick kamen in der That zwei Frauen aus dem Thurm heraus. Maurice lief auf sie zu.

„Nun, Bürgerin," sagte er, indem er sich an diejenige wandte, welche auf seiner Seite war, „hast Du Deine Mutter gesehen?"

Sophie Tison trat sogleich zwischen den Municipal und ihre Gefährtin.

„Ja, Bürger, ich danke," sagte sie.

Maurice hätte gern die Freundin des Mädchens gesehen, oder wenigstens ihre Stimme gehört; doch sie war in ihren Mantel gehüllt und schien entschlossen, kein Wort zu sprechen. Es kam ihm sogar vor, als zittere sie.

Diese Furcht erregte Verdacht bei Maurice.

Er stieg hastig hinauf und sah, als er in das erste Zimmer gelangte, durch das an der Thür angebrachte Fenster die Königin etwas verbergen, was er für ein Billet hielt.

„Oh! oh!„ sagte er, „sollte ich bethört worden sein?"

Er rief seinem Collegen und sprach zu ihm:

„Bürger Agricola, tritt bei Marie Antoinette ein und verliere sie nicht aus dem Blicke."

„Ho ho!" versetzte der Municipal, „ist etwa . . .?"

„Gehe hinein, sage ich Dir, und zwar ohne einen Augenblick, eine Minute, eine Secunde zu verlieren."

Der Municipal trat bei der Königin ein.

„Rufe die Frau Tison," sagte Maurice zu einem Nationalgarden.

Fünf Minuten nachher erschien die Frau Tison strahlend.

„Ich habe meine Tochter gesehen," sagte sie.

„Wo dies?" fragte Maurice.

„Hier, in diesem Vorzimmer."

„Gut. Und Deine Tochter hat die Oesterreicherin nicht zu sehen verlangt?"

„Nein."

„Sie ist nicht zu ihr hineingegangen?"

„Nein."

„Und während Du mit Deiner Tochter plauderteſt, ist Niemand aus dem Zimmer der Gefangenen herausgekommen?"

„Weiß ich es? Ich schaute meine Tochter an, die ich seit drei Monaten nicht mehr gesehen hatte.

„Erinnere Dich wohl . . ."

„Ah! ja, ich glaube mich zu erinnern."

„Was?"

„Das junge Mädchen ist herausgekommen.

„Marie Thereſe?"

„Ja."

„Und sie hat mit Deiner Tocheer gesprochen?"

„Nein."

„Deine Tochter hat Dir etwas übergeben?"

„Nein."

„Sie hat nichts vom Boden aufgehoben?"

„Meine Tochter?"

„Nein, die von Marie Antoinette?"

„Doch, sie hat ihr Sacktuch aufgehoben."

„Ah! Unglückliche!" rief Maurice.

Und er stürzte nach dem Strange der Glocke und zog heftig daran.

Es war die Lärmglocke.

(Fortsetzung folgt.)

Präludium.

Von H. Heine.

Dieses ist Amerika!
Dieses ist die neue Welt!
Nicht die heutige, die schon
Europäisirt abwelket. —

Dieses ist die neue Welt!
Wie sie Christoval Kolumbus
Aus dem Ocean hervorzog.
Glänzet noch in Fluthenfrische,

Träufelt noch von Wasserperlen,
Die zerstieben, farbensprühend,
Wenn sie küßt das Licht der Sonne.
Wie gesund ist diese Welt!

Ist kein Kirchhof der Romantik,
Ist kein alter Scherbenberg
Von verschimmelten Symbolen
Und versteinerten Perucken.

Aus gesundem Boden sprossen
Auch gesunde Bäume — keiner
Ist blasirt und keiner hat
In dem Rückgratmark die Schwindsucht.

Auf den Baumes-Aesten schaukeln
Große Vögel. Ihr Gefieder
Farbenschillernd. Mit den ernsthaft
Langen Schnäbeln und mit Augen,

Brillenartig schwarz umrändert,
Schaun sie auf dich nieder, schweigsam—
Bis sie plötzlich schrillend aufschrei'n
Und wie Kaffeeschwestern schnattern.

Doch ich weiß nicht, was sie sagen,
Ob ich gleich der Vögel Sprachen
Kundig bin wie Salomo,
Welcher tausend Weiber hatte,

Und die Vögelsprachen kannte,
Die modernen nicht allein,
Sondern auch die todten, alten,
Ausgestopften Dialecte.

Neuer Boden, neue Blumen!
Neue Blumen, neue Düfte!
Unerhörte, wilde Düfte,
Die mir in die Nase dringen,

Neckend, prickelnd, leidenschaftlich —
Und mein grübelnder Geruchssinn
Quält sich ab: Wo hab' ich denn
Je dergleichen schon gerochen?

War's vielleicht auf Regentstreet,
In den sonnig gelben Armen
Jener schlanken Javanesin,
Die beständig Blumen kaute?

Oder war's zu Rotterdam,
Neben des Erasmi Bildsäul',
In der weißen Waffelbude
Mit geheimnißvollem Vorhang?

Während ich die neue Welt
Solcher Art verdutzt betrachte,
Schein' ich selbst ihr einzuflößen
Noch viel größre Scheu — Ein Affe,

Der erschreckt in's Buschwerk forthuscht,
Schlägt ein Kreuz bei meinem Anblick,
Angstvoll rufend. „Ein Gespenst!
Ein Gespenst der alten Welt!"

Affe! fürcht' dich nicht, ich bin
Kein Gespenst, ich bin kein Spuk;
Leben kocht in meinen Adern,
Bin des Lebens treuster Sohn.

Doch durch jahrelangen Umgang
Mit den Todten, nahm ich an
Der Verstorbenen Manieren
Und geheime Seltsamkeiten.

Meine schönsten Lebensjahre,
Die verbracht' ich im Kiffhäuser,
Auch im Venusberg und andern
Katakomben der Romantik.

Fürcht' dich nicht vor mir, mein Affe
Bin dir hold, denn auf dem haarlos
Ledern abgeschabten Hintern
Trägst du Farben, die ich liebe.

Theure Farben! Schwarz-roth-goldgelb!
Diese Affensteißcouleuren,
Sie erinnern mich mit Wehmuth
An das Banner Barbarossa's.

Alles Schwindel. „Wie gesagt, auf nichts kann man sich heut' zu Tage verlassen. — So will ich neulich 'mal in's Theater gehen um mir zu amüsiren, weil ich so recht aufgelegt war; ich lese auf den Zedel „Fidelio", na denk ich, daß is ja gerade was vor mir, ich gehe rin und nu denkt euch 'mal, statt fidel zu sind, wie der Titel besagt, habe ich 3 Stunden hintereinander in einemmer weinen müssen."

Aus dem Berliner Kladderadatsch.

Schultze. Es wäre doch sehr eklich, wenn Sebastopol wirklich stärker befestigt wäre, als wie se jedacht haben.

Müller. Ja des hilft Allens nischt. man muß die Dinge nehmen wie se sind.

Schultze. Nein, Krieg ist doch zu schrecklich.

Müller. Jräßlich! Jräßlich! Wenn ick denke, wie mich meine Aeltern immer erzählten, wie die Russen nach Berlin kamen, und wie wir alles Jeld in die Erde verjraben mußten!

Schultze. Ja, es is schauderhaft!

Müller; Was denn? Daß es nu wieder so kommen kann.

Schultze. Nee! Daß wir jetzt nicht 'mal Jeld haben, was wir verjraben können.

Müller. Nu sage 'mal Schultze, is denn das derselbe Menzikoff?

Schultze. Welcher denn?

Müller. Na, der mit die schmutzigen Stiebeln und den staubigen Paletot eejentlich die janze orientalische Frage jemacht hat!

Schultze. Ja wohl der nämliche.

Müller. Na denn wird der Krieg bald aus sind.

Schultze. Worum denn?

Müller. Na, de Stiebeln sind ihn nu jewichst, und der Paletot wird nu ooch wol schonst jenug ausjeklopft sind — was soll denn nu noch weiter jeschehen?

Schultze. Ja, des werden se wol alleene noch nich wissen!

Müller. Also 101 Kanoniere mit brennende Lunten haben in Paris für diesen Fall bereit jestanden?

Schultze. Für welchen Fall?

M. Für den Fall von Sebastopol.

Sch. Ach so! Und 21 Schüsse haben se man bloß vor de Alma abgefeuert?

M. Ja wol.

Sch. Na, und die andern 80?

M. Sind vorläufig crepirt.

Sch. Wer denn? De Kanoniere?

M. Nee, de Lunten!

Beim Morgenkaffee.

Die Gattin. Sag' mal, lieber Kazl, liebst du mich denn noch?

Der Gatte (die eben angekommene Morgenzeitung verschlingend.) Aber, Kind, wie kannst du mich jetzt solche Dummheiten fragen? Dazu ist doch wahrhaftig nach dem Fall von Sebastopol noch Zeit!

Beim Mittagstisch.

Die Tochter. Nun ist es Oktober, Papachen, und du hast mir noch immer nicht den versprochenen Winterhut gekauft!

Der Vater. Geduld, Geduld! Wenn Odessa brennt, sollst du den schönsten Hut haben, der in Berlin aufzutreiben ist!

In der Werkstatt.

Nachbar. Sagen Sie 'mal, Meister, was hat denn Ihr Lehrjunge gethan, daß Sie ihn gestern so geprügelt haben?

Meister. Ach sehen Sie, der Bengel ist aus Hinterpommern, und will durchaus nach Rußland, wenn er Geselle wird. Nu habe ich mir so 'ne kleene Knute gemacht, womit ich ihm täglich ein Paar überziehe, damit er doch immer schon einige Begriffe von diesem Lande bekommt.

Nach der Kölnischen Zeitung bestätigt sich der jüngst erlassene Petersburger Ukas in Betreff der neuen Regulirung, nach welcher auch die Landstreicher und Tan-

genichtse, die sonst nach Sibirischen Ansiedelungen geschickt werden, ausgehoben werden sollen, wenn sie nämlich nicht unter **2 Arschin** und 4 Zoll haben. Ein halber Zoll weniger, und der Gauner geht nach Sibirien. Je **größer** jedoch der Verbrecher, um so besser seine Aussichten auf Straflosigkeit.

Wenn ein Friede mit Rußland zu Stande kommen sollte, beabsichtigen die Alliirten die eine Hälfte Sibiriens den Russen, und die andere Hälfte den Revolutionären und politischen Flüchtlingen aller Länder Europas einzuräumen. Indem sie nämlich von der Ansicht ausgehen, daß Rußland und die Revolution die einzigen Feinde der Weltruhe sind, will man diesen Friedensstörern gern einen Winkel in der Welt geben, in welchem sie sich durch gegenseitige Eroberungen und Vernichtungen die Zeit vertreiben können.

Neuester Jodler mit Brumm-Stimmen.

Wenn i allweil nach der Alma aufi geh'
Schlacht mir's Herz vor Schmerz ach gar so laut, ui je!
Und lauf i immerzua
Und kimmt mei herzliebster Bua
Mir entgeg'n, dann hoab i schon g'nua!
Dui de! Dui de! Duit de! St. Arnaud.

Splendid. „Heut' war i splendid, Herr Vetter, heut' hab' i meiner Familie a Gansl kauft."

„Nun, hat's Allen g'schmeckt?"

„Ja wissen's, g'essen ha'bs i allein.

Die Mädchen von 76. Bei einem Zweckessen in Jersey-City brachte neulich ein patriotischer Enthusiast einen Toast auf die Mädchen von 76 aus. „Zum Teufel," rief ein Anderer, „das ist ein wenig zu alt. Ich bin für die Mädchen von 17.

Vorsicht. „Du, Haf'lbauer, warum hängst denn Du Dein Hund seit ängerer Zeit auf's Dach 'nauf?"

„Du wirst wissen, Nachbar, daß alle Jahr' in mein Haus a Einbruch geschehen ist, und da habens ma jedesmal 'n Hund vergift; und daß ma doch wenigstens der Hund bleibt, hab ich ihn auf's Dach 'naufg'hängt!"

Die doppelte Rechnung. Gast. „Kellner, zahl'n! — Ein gebackenes Huhn—"

Kellner. „Ein Gulden zwanzig Kreuzer!"

Gast. „Was? ein Gulden zwanzig Kreuzer? Auf dem Tarif ist es verzeichnet zu vierzig Kreuzer!"

Kellner. „Ja, Euer Gnaden, hier im Hotel ist es feine Sitte, anstandshalber nur die Hälfte des Aufgetragenen zu verzehren, die andere Hälfte wird dann wieder abgetragen und kommt in die Küche zur neuen Verwendung. Sie aber haben gegen alle Etiquette das ganze Huhn verzehrt, dafür ist auch die doppelte Rechnung!"

Ein richtiger Soldat. Corporal. „Was muß ein richtiger Soldat thun, wenn er in's Feld zieht?"

Gemeiner. „Erstens muß er sehen, daß er ein gutes Quartier und zu Essen kriegt, zweitens, daß er Eroberungen macht und drittens, daß er bald wieder heim kimmt."

Eben d'rum. „Sie Verehrtester, hören's, entschuldigen's, können's mir nit g'schwind fünf Gulden pumpen?"

„Was glauben Sie denn, ich kenne Sie ja gar nicht!"

„Ja eben d'rum, wer mich kennt, der pumpt mir kein' Groschen!"

Der
Chevalier von Maison-Rouge.
(Fortsetzung.)

XL
Das Billet.

Die zwei andern Municipale von der Wache eilten schnell herauf. Ein Detachement vom Posten begleitete sie.

Die Thüren wurden geschlossen, zwei Schildwachen versperrten die Ausgänge jedes Zimmers.

„Was wollen Sie, mein Herr," sagte die Königin zu Maurice, da dieser eintrat: „ich war im Begriff, mich zu Bette zu legen, als der Bürger Municipal (die Königin deutete auf Agricola) plötzlich in dieses Zimmer stürzte, ohne mir zu sagen, was er wünschte."

„Madame," erwiederte Maurice sich verbeugend, „nicht mein College wünscht etwas, sondern ich."

„Sie, mein Herr, fragte Marie Antoinette, indem sie Maurice anschaute, dessen gutes Benehmen ihr einige Dankbarkeit eingeflößt hatte; „und was wünschen Sie?"

„Ich wünsche, daß Sie mir das Billet zustellen, das Sie soeben verbargen, als ich eintrat."

Die Prinzessin Marie Thereſe und Madame Elisabeth bebten. Die Königin wurde sehr bleich.

„Sie täuschen sich, mein Herr'" sagte sie, „ich verbarg nichts."

„Du lügst, Oestreicherin!" rief Agricola.

Maurice legte rasch seine Hand auf den Arm seines Collegen.

„Einen Augenblick, mein lieber College!" sagte er, „laß mich mit der Bürgerin sprechen. Ich bin ein wenig Anwalt."

„Gut also; doch alle Gewitter! schone sie nicht!"

„Sie verbargen ein Billet, Bürgerin," sprach Maurice mit strengem Tone. „Sie müssen mir dieses Billet übergeben."

„Was für ein Billet?"

„Dasjenige, welches Ihnen die Tochter Tison überbrachte, und das die Bürgerin Ihre Tochter (Maurice bezeichnete die junge Prinzessin) mit ihrem Sacktuch aufhob."

Die drei Frauen schauten sich erschrocken an.

„Aber, mein Herr, das ist mehr als Tyrannei," versetzte die Königin; „Frauen! Frauen!"

„Wir wollen nichts verwechseln," sprach Maurice mit festem Ausdruck. „Wir sind weder Richter noch Henker, sondern beaufsichtigende Personen, das heißt Ihre Mitbürger, beauftragt, Sie zu bewachen. Wir haben einen Befehl, ihn verletzen ist Verrath. Bürgerin, ich bitte Sie, geben Sie mir das Billet, das Sie verborgen haben."

„Meine Herren," sprach die Königin stolz, „da Sie Aufseher sind, so suchen Sie und berauben Sie uns des Schlafes diese Nacht wie immer."

„Gott behüte uns, daß wir die Hand an Frauen legen. Ich werde die Gemeinde benachrichtigen lassen und wir erwarten ihre Befehle. Nur werden Sie sich nicht zu Bette legen, Sie schlafen in Lehnstühlen, wenn es Ihnen beliebt, und wir bewachen Sie . . . Wenn es sein muß, werden die Durchsuchungen beginnen."

„Was gibt es denn?" fragte die Frau Tison, welche mit bestürzter Miene an der Thüre erschien.

„Was es gibt, Bürgerin? Dadurch, daß Du Deine Hand zu einem Verrathe hergegeben, hast Du Dich für immer des Vortheils beraubt, Deine Tochter zu sehen."

„Meine Tochter zu sehen! . . . was sagst Du da, Bürger?" fragte die Tison, welche noch nicht begriff, warum sie ihre Tochter nicht sehen sollte.

Ich sage Dir, daß Deine Tochter nicht hierher gekommen ist, um Dich zu sehen, sondern um der Bürgerin Capet einen Brief zu bringen, und daß sie nicht wiederkommen wird."

„Aber, wenn sie nicht wiederkommt, kann ich sie nicht mehr sehen, da es uns verboten ist, hinauszugehen?"

„Diesmal kannst Du Niemand einen Vorwurf darüber machen, denn es ist Deine Schuld," sagte Maurice.

„Oh! oh!" schrie die arme Mutter, „meine Schuld! was sagst Du da, meine Schuld? Es ist nichts geschehen, wehe Dir, Antoinette, Du müßtest es mir theuer bezahlen!"

Ganz außer sich wies diese Frau der Königin die Faust.

„Bedrohe Niemand," sagte Maurice, „erlange vielmehr durch Sanftmuth, daß das, was wir fordern, gethan wird; denn Du bist Frau, und die Bürgerin Antoinette, welche selbst Mutter, wird ohne Zweifel Mitleid mit einer Mutter haben. Morgen wird Deine Tochter verhaftet, morgen wird sie eingekerkert . . . . entdeckt man sodann etwas, und Du weißt, daß man immer etwas entdeckt, wenn man will, so ist sie verloren, sie und ihre Gefährtin."

Die Tison, welche Maurice mit wachsendem Schrecken angehört hatte, wandte ihren beinahe irrigen Blick nach der Königin und rief:

„Du hörst, Antoinette! . . . meine Tochter! . . . Du wirst meine Tochter in das Verderben gestürzt haben."

Die Königin schien ebenfalls erschrocken, nicht über die Drohung, welche in den Augen der Gefangenwärterin funkelte, sondern über die Verzweiflung, die man darin las.

„Kommen Sie, Madame Tison," sagte sie, „ich habe mit Ihnen zu sprechen."

„Holla! keine Schmeicheleien!" rief der Collège von Maurice; Mord und Tod, wir sind nicht zu viel! Vor der Municipalität, stets vor der Municipalität!"

„Laß sie gewähren, Bürger Agricola," sagte Maurice diesem in das Ohr; wenn wir nur die Freiheit erhalten, gleichviel auf welche Weise!"

„Du hast Recht, Bürger Maurice . . . aber . . . "

„Gehen wir hinter die Glasthüre, Bürger Agricola, und wenn Du mir glauben willst, wenden wir den Rücken; ich bin überzeugt, die Person, gegen welche wir diese Nachgiebigkeit haben, wird es uns nicht bereuen lassen."

Die Königin hörte diese Worte, welche, um von ihr gehört zu werden, gesprochen wurden, und warf dem jungen Manne einen dankbaren Blick zu. Maurice wandte den Kopf sorglos ab und ging auf die andere Seite der Glasthüre. Agricola folgte ihm.

„Du siehst wohl diese Frau," sagte er zu Agricola, „als Königin ist es eine große Verbrecherin, als Frau ist sie eine würdige, große Seele. Man thut wohl daran, daß man die Kronen bricht, das Unglück läutert."

„Alle Teufel, wie gut sprichst Du, Bürger Maurice!" erwiederte Agricola. „Ich höre Dich gern, Dich und Deinen Freund Lorin. Sind das auch Verse, was Du da gesagt hast?"

Maurice lächelte.

Mährend dieser Unterredung fiel die Scene, welche Maurice vorhergesagt, wirklich auf der andern Seite der Glasthüre vor.

Die Frau Tison hatte sich der Königin genähert.

„Madame," sprach diese zu ihr, „Ihre Verzweiflung bricht mir das Herz; ich will Sie nicht Ihres Kindes berauben, das schmerzt zu sehr; doch bedenken Sie, wenn ich thue, was diese Menschen verlangen, wird Ihre Tochter vielleicht ebenfalls verloren sein."

„Thun Sie, was sie sagen," rief Tison, „thun Sie, was sie sagen!"

Doch zuvor erfahren Sie wenigstens, um was es sich handelt."

„Um was handelt es sich?“ fragte die Gefangenwärterin mit ungestümer Neugierde.

„Ihre Tochter brachte eine Freundin mit.“

„Ja, eine Arbeiterin wie sie; sie wollte wegen der Soldaten nicht allein kommen.“

„Diese Freundin hat Ihrer Tochter ein Billet übergeben. Ihre Tochter ließ es fallen, Marie, welche vorüberging, hob es auf. Es ist allerdings ein sehr unbedeutendes Papier, aber boshafte Leute könnten einen Sinn darin finden. Hat ihnen der Municipal nicht gesagt, wenn man finden wolle, finde man immer?

„Hernach? Hernach?“

„Nun, das ist Alles: Sie wollen, daß ich dieses Papier aushändige; soll ich einen Freund opfern, ohne Ihnen vielleicht Ihre Tochter dafür zu geben?

„Thun Sie, was sie sagen!“ rief die Frau, „thun Sie, was sie sagen!“

„Aber begreifen Sie doch, wenn dieses Papier Ihre Tochter gefährdet!“ sprach die Königin.

„Meine Tochter ist wie ich eine gute Patriotin,“ rief die Megäre. „Gott sei Dank! die Tison sind bekannt: thun Sie, was sie sagen.“

„Mein Gott! wenn ich Sie nur überzeugen könte!“ versetzte die Königin.

„Meine Tochter! man soll meine Tochter zurückgeben!“ rief die Tison mit den Füßen stampfend. „Gib das Papier, Antoinette, gib es.“

„Hier ist es, Madame.“

Die Königin reichte der Unglücklichen ein Papier; diese hob es freudig über ihren Kopf empor und rief:

„Kommt! kommt, Bürger Municipale. Ich habe das Papier! nehmt es und gebt mir mein Kind zurück.“

„Sie opfern unsere Freunde, meine Schwester,„ sagte Madame Elisabeth.

„Nein, meine Schwester,“ entgegnete traurig die Königin, „ich opfere nur uns, das Papier kann Niemand gefährden.“

Auf das Geschrei der Frau Tison kamen Maurice und sein College dieser entgegen; sie reichte ihnen sogleich das Billet. Die Municipale öffneten es und lasen:

„Im Osten! es wacht noch ein Freund!“

Maurice hatte nicht sobald die Augen auf das Papier geworfen, als er zu zittern anfing.

Die Handschrift schien ihm nicht unbekannt.

„Oh! mein Gott,“ rief er, „sollte es die von Genevieve sein?“ Oh! nein, das ist unmöglich, ich bin ein Narr. Sie gleicht ihr allerdings, doch was könnte Genevieve mit der Königin gemein haben? Er wandte sich um und sah, daß Marie Antoinette ihn anschaute. Die Frau Tison aber verschlang Maurice, in Erwartung ihres Schicksals, mit den Blicken.

„Du hast ein gutes Werk gethan,“ sprach er zur Tison, „und Sie, Bürgerin,“ sagte er zur Königin, „Sie haben ein schönes Werk gethan.“

„Dann bestimme Sie mein Beispiel, mein Herr,“ erwiederte Marie Antoinette, „verbrennen Sie dieses Papier und Sie werden ein Werk der Barmherzigkeit thun.“

„Du scherzest, Oesterreicherin,“ rief Agricola, „wir sollen ein Papier verbrennen, das uns vielleicht eine ganze Brut von Aristokraten packen läßt; meiner Treue, nein, das wäre zu albern.“

„In der That, verbrennt es,“ sagte die Tison, „das könnte meine Tochter gefährden.“

„Ich glaube wohl, Deine Tochter und die Andere,“ sprach Agricola und nahm aus den Händen von Maurice das Papier, das dieser sicherlich verbrannt hätte, wenn er allein gewesen wäre.

Zehn Minuten nachher wurde das Papier auf dem Bureau der Mitglieder der Gemeinde niedergelegt; man öffnete es sogleich und deutete es auf alle mögliche Weisen.

„Im Orient! *) es wacht noch ein Freund,“ sagte eine Stimme, „was Teufels kann das bedeuten?“

*) A l'Orient im Osten.

„Bei Gott," entgegnete ein Geograph in Lorient, das ist klar, Lorient ist eine kleine Stadt der Bretagne und liegt zwischen Vannes und Quimper. Mord und Tod! man sollte diese Stadt verbrennen, wenn es wahr ist, daß sie Aristokraten enthält, welche noch über die Oestreicherin wachen.

„Das dünkt mir um so gefährlicher," sagte ein Anderer, „als Lorient ein Seehafen ist, weshalb man dort ein Einverständniß mit England gründen kann."

„Ich schlage vor," sagte ein Dritter, „daß man eine Commission nach Lorient schickt und dort eine Untersuchung anstellt."

Diese Motion machte die Minorität lachen, entflammte aber die Majorität; man beschloß, eine Commission zu Ueberwachung der Aristokraten nach Lorient zu schicken.

Von der Berathung unterrichtet, sagte Maurice zu sich selbst:

„Ich vermuthe wohl, wo der Orient sein kann, von dem die Rede ist, aber sicherlich ist er nicht in der Bretagne."

Am andern Tag verlangte die Königin, welche, wie gesagt, nicht mehr in den Garten hinabging, um nicht an dem Zimmer vorüber zu müssen, wo ihr Gatte eingeschlossen gewesen war, auf den Thurm zu steigen, um mit Ihrer Tochter und Madame Elisabeth Luft zu schöpfen.

Ihre Bitte wurde ihr sogleich bewilligt; doch nach ihr stieg Maurice hinauf; er blieb hinter einer Art von Schilderhäuschen, das der obere Theil der Treppe bedeckte, stehen und erwartete verborgen das Resultat des Billets vom vorhergehenden Tage.

Die Königin ging Anfangs gleichgültig mit Madame Elisabeth und ihrer Tochter auf und ab; dann hielt sie an, während die zwei Prinzessinen ihren Spaziergang fortsetzten, wandte sie sich gegen Osten und betrachtete aufmerksam ein Haus, an dessen Fenstern mehrere Personen erschienen. Die eine von ihnen hielt ein weißes Sacktuch.

Maurice zog ein Augenglas aus seiner Tasche, und während er es richtete, machte die Königin eine große Bewegung, als wollte sie die Neugierigen des Fensters auffordern, sich zurückzuziehen. Doch Maurice hatte bereits einen Männerkopf mit blonden Haaren und bleicher Gesichtsfarbe bemerkt, dessen Gruß beinahe bis zur Demuth achtungsvoll war.

Hinter diesem jungen Mann, denn der Neugierige schien höchstens fünf und zwanzig bis sechs und zwanzig Jahren alt zu sein, stand eine Frau, halb durch ihn verborgen.

Maurice richtete sein Fernglas nach ihr und machte, als er Genevieve zu erkennen glaubte, eine Bewegung, die ihn in den Blick brachte. Sogleich warf sich die Frau, welche ebenfalls ein Fernglas in der Hand hielt, rückwärts und zog den jungen Mann mit sich. War es wirklich Genevieve? Hatte sie ihrerseits Maurice auch erkannt? Hatte sich das neugierige Paar nur auf die Aufforderung der Königin zurückgezogen?

Maurice wartete einen Augenblick, um zu beobachten, ob der junge Mann und die junge Frau nicht wieder erscheinen würden. Als er aber bemerkte, daß das Fenster leer blieb, empfahl er seinem Collegen Agricola die größte Wachsamkeit, stieg hastig die Treppe hinab und legte sich an der Ecke der Rue Portefoin in Hinterhalt, um zu sehen, ob die Neugierigen des Hauses herausgingen. Vergebens, Niemand erschien.

Er konnte dem Verdachte nicht widerstehen, der ihm das Herz seit dem Augenblick zernagte, wo die Gefahrtin der Tochter Tison, so hartnäckig verborgen und stumm geblieben war, und nahm seinen Lauf nach der Rue Vielle-Saint-Jaques, wo er, den Geist ganz verstört von dem seltsamsten Argwohne, anlangte.

Als er eint at, saß Genevieve in einem weißen Morgengewande unter einer Jasminlaube, wo sie sich das Frühstück auftragen zu lassen pflegte. Sie bot Maurice wie gewöhnlich einen herzlichen guten Morgen und lud ihn ein, eine Tasse Chocolade mit ihr zu nehmen.

Dirmer, welcher mittlerweile auch herbeikam, drückte die größte Freude darüber aus, daß er Maurice zu dieser unerwarteten Stunde sehe. Doch ehe Maurce die Tasse Chocolade getrunken, die er angenommen, forderte Dirmer, stets voll Begei-

sterung für sein Gewerbe, seinen Freund den Secretär von der Section Lepelletier auf, mit ihm einen Gang in die Werkstätten zu machen. Maurice willigte ein.

„Erfahren Sie, mein lieber Maurice," sprach Dirmer, indem er den jungen Mann beim Arm nahm und fortzog, „erfahren Sie eine höchst wichtige Neuigkeit."

„Eine politische?" fragte Maurice, beständig von seiner Idee in Anspruch genommen.

„Ei, lieber Bürger," erwiederte Dirmer lächelnd, beschäftigen wir uns mit der Politik? Nein, nein, eine ganz industrielle, Gott sei Dank! Mein ehrenwerther Freund Morand, der, wie Sie wissen, einer der ausgezeichnetsten Chemiker ist, hat das Geheimniß eines rothen Maroquin gefunden, wie man ihn bis jetzt noch nicht gesehen, denn er ist unveränderlich. Diese Färbung will ich Ihnen zeigen. Uebrigens werden Sie Morand bei der Arbeit sehen, das ist ein wahrer Künstler."

Maurice begriff nicht ganz, wie man ein Künstler in rothem Maroquin sein konnte, aber er nahm nichtsdestoweniger den Vorschlag an, folgte Dirmer, durchschritt mit ihm die Werkstätten und sah in einer besonderen Abtheilung den Bürger Morand beim Werke: er hatte seine grüne Brille, trug sein Arbeitskleid und schien wirklich im höchsten Grade beschäftigt, das schmutzige Weiß einer Schafshaut in Purpur zu verwandeln; seine Hände und seine Arme, die man unter den zurückgeschlagenen Aermeln erblickte, waren roth bis an die Ellenbogen. Er gab sich in der That mit freudigem Herzen ganz und gar der Cochenille hin, wie Dirmer sagte.

Völlig in seine Arbeit vertieft, grüßte er Maurice nur mit dem Kopf.

„Nun, Bürger Morand," fragte Dirmer, „was sagen wir?"

„Wir werden hundert tausend Livres jährlich durch dieses Verfahren allein gewinnen. Doch seit acht Tagen schlafe ich nicht mehr und die Säuren haben mir das Gesicht versengt."

Maurice ließ Dirmer bei Morand und kehrte zu Genevieve zurück, während er leise murmelte:

„Man muß gestehen, daß das Gewerbe eines Municipals einen Helden dumm machen würde. Nach acht Tagen im Temple würde man sich für einen Aristokraten halten und sich selbst anzeigen. Guter Dirmer! Braver Morand! Süße Genevieve? Und ich hatte sie einen Augenblick im Verdacht!"

Genevieve erwartete Maurice mit ihrem sanften Lächeln, um ihn bis zum Schein den Verdacht vergessen zu lassen, den er in der That gefaßt hatte. Sie war, was sie immer war, sanft, freundschaftlich, reizend.

Die Stunden, in denen Maurice Genevieve sah, waren die, in welchen er wirklich lebte. Die ganze übrige Zeit hatte er jenes Fieber, das man das Fieber von 93 nennen könnte, welches Paris in zwei Lager theilte und aus dem Dasein einen Kampf zu jeder Stunde machte.

Gegen Mittag mußte er jedoch Genevieve verlassen und nach dem Temple zurückkehren.

Am Ende der Rue Saint-Avoye begegnete er Lorin, der von seiner Wache abkam; er marschirte in geschlossener Reihe, trat aber hervor und ging auf Maurice zu, dessen Gesicht immer noch das süße Glück ausdrückte, das der Anblick von Genevieve stets in sein Herz goß.

„Ah!" sagte Lorin, seinem Freunde herzlich die Hand schüttelnd:

„Vergebens birgst Du Dein heimliches Sehnen,
Nicht das Wort, Dein Seufzen thut's kund.
Das Schmachten im Busen, im Auge die Thränen,
Dein Herz überströmt von Liebe zur Stund."

Maurice legte die Hand an seine Tasche, um seinen Schlüssel zu suchen. Dies war das Mittel, das er gewählt hatte, um der poetischen Begeisterung seines Freundes einen Damm zu setzen. Doch dieser sah die Bewegung und entfloh lachend.

„Ah! höre doch," rief Lorin, der sich nach ein paar Schritten wieder umdrehte, „Du bist noch auf drei Tage im Temple, Maurice; ich empfehle Dir den kleinen Capet."

(Fortsetzung folgt.)

Wichtige Dienstsachen nach Mitternacht.

„Die Krenk! was thut mei' Kop so weh,
Der Schmerz läßt mich net schlofe!
Weeß Gott! mer springt nu's Härn entzwee,
Ich hep — meen' ich — z'viel g'soffe!
Ich lieg' steehart, wie uff em Brett,
Wann ich doch schlofe könnt!"
So klagend wälzte sich im Bett
Ein reicher Consulent.
„Hann-Jörg!" — so hieß sein Famulus
„Hann-Jörg!" Dich menn' ich, härscht?
Was ich doch alsfort kraische muß,
Bis Du 'mal wack'rig wärscht.
Zapp' Dich in's kleene Stübche nuff —
Laaf' g'schwind, was d'Been Dich trage —
Und weck' mer mein'n Schreiber uff,
Ich muß ihm ebbes sage!"

Und bald darauf kam athemlos
Das Schreiberlein gerannt,
Ein Bein bekleid't, das and're bloß,
Ein Stiefel in der Hand;
Stellt ängstlich hin sich vor das Bett
Des Prinzipals und fragt,
Was er ihm noch zu sagen hätt'
So spät nach Mitternacht.
„Die Krenk! beim Diensicht kenn' ich kee Zeit,
Ob's Tag isch oder Nacht,
Ind korz und gut, ich hätt' es heut'
Beim Tag scho' gern gesagt,
Daß Euer Schrift von jeher nie
Recht deutlich isch gewesst,
Weil Ihr alsfort beim kleene i
Die Diplicher vergeßt!"

Carl Hofmann.

Wochenkalender.

Montag, den 23. October.

Der Chef des Generalstabes der Russischen Flotte, Herr Kornileff, erklärt, sich eher selbst auffressen, als sich ergeben zu wollen.

Dienstag, den 24. October.

Herr von Kornileff beginnt aus Gründen der Oekonomie, seine Mahlzeiten in Portionen zu sich zu nehmen.

Mittwoch, den 25. October.

Herr von Kornileff hat sich aus Verlegenheit bereits die Nägel abgekaut.

Donnerstag, den 26. October.

Herr von Kornileff hat sich aus Wuth bereits die Lippen abgebissen.

Freitag, den 27. October.

Heer von Kornileff nimmt aus strategischen Rücksichten die Beine in die Hynd und lebt von der Hand in den Mund.

Sonnabend, den 28. October.

Herr von Kornileff hat sich vor Aerger gänzlich aufgezehrt. Gesegnete Mahlzeit!

Die vier Elemente

im Kampfe gegen die Westmächte vor Sebastopol.

Nachdem der Erdboden vor Sebastopol sich als entschieden ungünstig zum Aufwerfen der Belagerungswerke erwiesen und das Feuer der Russen den französischen Batterien großen Schaden zugefügt hat, sind alle Luftschlösser der Oberbefehlshaber zu Wasser geworden.

Stille Seufzer Louis Napoleons.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin,
Sebastopol ist nächstens floiten,
Und meine Armee ist hin!

Müller. Donnerwetter, die Russen haben Pech; nu is ihnen das janze Hospital abjebrannt...

Schultze. Da brauchen sie sich nicht allein zu beklagen; denn Ludewig Napoleon soll ebenfalls so abjebrannt sein, daß Palmerston eilens hat nach Paris reisen müssen, um Schritte zu verabreden, wodurch der Jeldbeutel des Herrn Bonaparte wieder etwas jespickt wird.

Müller. Wie weit is die orientalische Frage jetzt eejentlich jediehen?

Schultze. Soweit, daß es jar keene Frage mehr is, wer unterliegen wird.

Müller. Hast du es jelesen, daß die Engländer und Franzosen vor Sebastopol wejen die lange Belagerung nicht mehr wie Menschen, sondern schmutzig wie die Jrasteufel aussehen sollen?

Schultze. Des jlobe ick nich; denn die Russen waschen ihnen ja jeden Tag den Kopf und jeben ihnen die allerbeste Glanzwichse!

Müller. Keene schlechten Witze, Schultze.

Professor am Krankenbett. Professor. „Beobachten Sie, meine Herren, am Unterschenkel dieses Mannes die Dünnheit der Haut und das bläuliche Durchschimmern der zahlreichen Krampfadern. Wie lange ist das schon so schlimm, lieber Mann?"

Patient. Wissen Sie, Herr Professor, das is noch gar nich so lange, das is erscht seit a paar Tagen, seit ich die neuen blauen Strümpfe anhabe; das schlechte Zeug muß so abfärben!"

Professor. „Wie entsteht das Nordlicht?"

Kandidat (verwirrt, reibt sich die Hände). „Ich habe es einmal gewußt, aber ich habe es wieder vergessen."

Professor. „Ein ungeheurer Verlust für die Wissenschaft! Denn Sie sind wahrhaftig der einzige Mensch, der einmal gewußt hat, wie das Nordlicht entsteht; gerade Sie — mußten es vergessen!"

Aber liebe Mary, — sagte ein Farmer zu seiner theuren Ehehälfte, — wie ist es Dir möglich, daß Du eines anderen Weibes Haar auf Deinem Kopf tragen kannst.

Mein bester Joe, — erwiederte lächelnd die Frau, — wie mag es Dir nur möglich sein, eines andern Schafes Wolle auf dem Rücken zu tragen, als Deine eigene.

„Sakermenter! wo steckst, wo bist wo bleibst Du, wenn ich klingle?" hauchte unlängst ein deutscher Major seinen Burschen an. „Ew. Gnaden, Herr Major, ich habe gespeis't!" war die Antwort. „Wa—wa—was? Gespeis't? Gespeis't, Du Sakerr —! der König speis't, ich esse und Du frißt!"

Der Lichteraufschlag. Kaufmann. „Sagen Sie's nur der Frau Major'n, jedes Fund Lichter kost't enen Dreier mehr. Das macht der Krieg mit die Engländer und mit die Russen!"

Dienstmädchen. „O Sie Spaßvogel, Sie wollen mir wohl gar ufheften, daß sie sich bei Lichte schlagen thäten!"

Das Wichtigste zum Löschen Lehrer. „Was ist das Wichtigste zum Löschen?"

Schüler. „Das Wasser."

„Lehrer. „Nein. — Das Feuer, denn wenn's nicht brennt, braucht man kein Wasser."

Tugenden der Ehemänner. Die Ehemanner müssen gute Zähne haben, um Alles verbeißen zu können; gute Finger, weil sie oft durch diese schauen müssen; einen guten Rücken, um Alles zu ertragen; einen guten Magen, um die härtesten Brocken verschlucken zu können; gute Achseln, um sie recht oft zucken zu können; gute Füße, weil der Schuh oft drückt.

Reitbahnstyl. „Herr, Sie sitzen ja auf dem Pferde, wie ein Frosch unter der Luftpumpe! Zum Teufel! treiben Sie Ihre Mähre, geben Sie ihr ein Paar Sporen, daß die mordverbrannten Eisen im Leibe zusammenklappern und wenn Sie ein Bund Haar mit aus dem Ranzen herausbringen! Verstehen Sie mich?"

Stammbuchverse der Potentaten.

„Ich bin der Doctor Eisenbart vallerievallera!" Nikolaus.
„Ich und mein Fläschchen sind immer beisammen!" Friedrich Wilhelm.
„Liebe, Liebe is mich nöthig!" Victoria.
„Ich bin ein frisches, junges Blut!" (soll heißen, „Blutjunge." Franz Joseph.
„Ein Mann, ein Wort!" Louis Napoleon.
„Sie sind dahin die schönen Tage von Aranjuez!" Isabelle.
„Mir ist fürchterlich zu Muthe!" Abdul Medschid.
„Spät kommst Du, doch du kommst!" Heß, östreichischer Pacificator.
„Zwischen mich und mein Volk soll sich kein Papier drängen, sagt Friedrich Wilhelm. Friedrich VII., Dänenkönig.
„Unbefleckt ist sie." Pius.

Ein neues Mittel, seine Schulden zu bezahlen.

Schuster. „Herr bezahlen Sie mir endlich meine Rechnung oder ich werde grob!"

Herr. „Mein Bester, Geld habe ich nicht, aber ich will Ihnen eine Anweisung auf Hrn. H... geben, welcher mir schon seit undenklichen Zeiten eine bedeutende Summe schuldet! Hier nehmen Sie dieses versiegelte Schreiben an ihn, aber lassen Sie sich ja nichts merken, daß sie von der Geschichte wissen!"

Der Schuster begiebt sich freudig zu Hrn. H... und übergiebt ihm den Brief. Dieser liest:

„Lieber H...! Der Ueberbringer dieses, ein unglücklicher, aber redlicher Mann, hat in der letzten Woche seine Frau und Kinder verloren und steht außerdem auf dem Punkte ins Schuldgefängniß abgeführt zu werden! Ueberzeugt, daß Sie gerne jede Gelegenheit ergreifen, einem Unglücklichen zu helfen, empfehle ich denselben Ihrem Wohlwollen. Ihr ergebener C."

H... betrachtet tief gerührt den Schuster und drückt ihm endlich fünf Thaler in die Hand! Der Schuster entfernt sich fröhlich, nicht ahnend, daß man ihn für einen Bettler gehalten.

Prüfungs-Scene. Schulinspektor. „Nun gut, nicht mehr weiter lesen; wir wollen beim Ei stehen bleiben. Was ist denn das Ei für ein Wort, ein Haupt-, Neun- oder Redewort?"

Mädchen. „Das Ei ist ein Nennwort!"

Schulinspektor. „Gut, recht brav; jetzt sag' mir auch, welchen Geschlechtes ist es? männlichen, weiblichen oder sächlichen?"

Mädchen. „Das kann man jetzt noch nicht sagen, man muß warten, bis es ausgebrütet ist!"

Die Grenzsperre. In Oestreichisch-Gallizien, weit hinten im Tarnower Kreise, liegt ein Dorf, das seither die meisten seiner kleinen Bedürfnisse aus der Stadt Sandomirz in Russisch-Polen bezogen hat. Zu diesen Bedürfnissen gehört auch der Barbier; jeden Sonnabend ging er von Sandomirz in das ungefähr eine halbe Stunde entfernte östreichische Dorf und entledigte den Gutsherrn nebst seinen Bauern ihres üppigen Haarwuchses. Nun aber kam die orientalische Frage, mit derselben die östreichisch-russische Differenz und in Folge dieser die Grenzsperre längs Gallizien hin. Wollte der Barbier nicht Bekanntschaft mit Sibirien oder der östreichischen Trommel machen, so durfte er sich nimmer über die Grenze wagen; noch weniger aber hatten unter solchen Umständen die Bauern Lust, auf russischem Boden sich umzusehen. Nun war guter Rath theuer, denn ein Barbier war auf diesseitigem Boden weit und breit nicht zu finden. Doch ein Genie weiß sich zu helfen. Der Barbier bestellt nun am Rasirtag seine Kunden an die Grenze. Die Bauern stellen sich in Reih' und Glied auf östreichischem Boden auf, der Bartkünstler aber verrichtet auf jedem sein Geschäft vom russischem Grund und Boden aus. Auf diese Weise entledigen sich die Bauern ihrer Bärte, ohne daß das Völker- oder Kriegsrecht irgend verletzt wird.

Der
Chevalier von Maison-Rouge.

(Fortsetzung.)

XII.

Liebe.

Maurice lebte in der That nach einiger Zeit sehr glücklich und sehr unglücklich. Es ist immer so beim Anfang großer Leidenschaften.

Seine gewöhnliche Arbeit bei der Section Lepelletier, seine Besuche am Abend in der Rue Vieille-Saint-Jacques, einige Erscheinungen da und dort im Club der Thermopylen füllten alle seine Tage aus.

Er verleugnete sich nicht, daß Genevieve jeden Abend sehen, in langen Zügen eine hoffnungslose Liebe trinken hieß.

Genevieve war eine von den züchtigen, aber scheinbar leichten Frauen, welche treuherzig einem Freunde die Hand reichen, unschuldig ihre Stirne seinen Lippen mit dem Vertrauen einer Schwester oder der Unwissenheit einer Jungfrau nähern, vor denen aber Liebesworte Blasphemien und materielle Begierden Ruchlosigkeiten zu sein scheinen.

Gibt es in den reinsten Träumen, welche die erste Weise von Raphael auf die Leinwand befestigt hat, eine Madonna mit lächelnden Lippen, mit keuschen Augen, mit dem himmlischen Ausdrucke, so ist es, die man dem göttlichen Schüler von Peugnio entlehnen muß, um daraus das Portrait von Genevieve zu machen.

Inmitten dieser Blumen, deren Frische und Wohlgeruch sie besaß, abgesondert von den Arbeiten ihres Gatten und von ihrem Gatten selbst, erschien Genevieve Maurice, so oft er sie sah, wie ein lebendiges Räthsel, dessen Sinn er nicht errathen konnte, und dessen Schlüssel er nicht zu fordern wagte.

Eines Abends, als er wie gewöhnlich mit ihr allein geblieben war, als sie Beide an dem Fenster saßen, durch welches er einst so geräuschvoll und hastig eingedrungen, als die Wohlgerüche des blühenden Flieders mit dem sanften Abendwinde herbeischwammen, der auf den strahlenden Sonnenuntergang folgt, wagte es Maurice, nach einem langen Stillschweigen, und nachdem er während dieses Stillschweigens dem verständigen, andächtigen Auge von Genevieve gefolgt war, das einen auf dem Azur des Himmels hervortretenden silbernen Stern betrachtete, wagte er es, sie zu fragen, wie es käme, daß sie so jung wäre, während ihr Gatte bereits das mittlere Lebensalter überschritten hätte, so erhaben in ihrem Wesen, während Alles bei ihrem Gatten eine gewöhnliche Erziehung, eine niedrige Geburt bezeichnete; so poetisch endlich, indeß ihr Gatte seine Aufmerksamkeit ganz allein dem Geschäfte des Abwägens, des Ausbreitens und des Färbens der Häute seiner Fabrik widmete.

„Warum," fragte Maurice, „warum bei einem Gerbermeister diese Harfe, dieses Piano, diese Pastellemalereien, von denen Sie mir zugestanden haben, sie seien Ihr Werk? Warum endlich diese Aristokratie, die ich bei Andern verabscheue, während ich sie bei Ihnen anbete?"

Genevieve heftete auf Maurice einen Blick voll Unschuld und antwortete:

„Ich danke für diese Frage; sie beweist mir, daß Sie ein zartfühlender Mann sind, und daß Sie sich nie bei irgend Jemand nach mir erkundigt haben."

„Nie Madame: ich habe einen ergebenen Freund, der für mich sterben würde, ich habe hundert Kameraden, welche bereit sind, überall hin zu marschiren, wohin ich sie führen werde; doch wenn es sich um eine Frau handelt und besonders um eine Frau wie Genevieve, so kenne ich von allen diesen Herzen nur ein einziges, dem ich mich anvertraue, und das ist das meinige."

„Ich danke, Maurice'" sprach die junge Frau. „Ich werde Sie also selbst von Allem unterrichten, was Sie zu wissen wünschen."

„Zuerst Ihr Name als Mädchen?" fragte Maurice; ich kenne Sie nur unter Ihrem Frauennamen."

Genevieve begriff den verliebten Egoismus dieser Frage und lächelte.

„Genevieve du Treilly," sagte sie.

Maurice wiederholte:

„Genevieve du Treilly."

„Meine Familie," fuhr Genevieve fort, „war zu Grunde gerichtet, seit dem amerikanischen Kriege, an welchem mein Vater und mein älterer Bruder Theil genommen hatten."

„Beide Edelleute?" versetzte Maurice.

„Nein, nein," entgegnete Genevieve erröthend.

„Sie haben mir doch gesagt, Ihr Mädchenname sei Genevieve du Treilly gewesen."

„Ohne Partikel, Herr Maurice; meine Familie war reich, gehörte aber in keiner Hinsicht zum Adel."

„Sie mißtrauen mir," versetzte lächelnd der junge Mann.

„Oh! nein, nein," erwiederte Genevieve. „In Amerika war mein Vater mit dem Vater von Herrn Morand in Verbindung getreten; Herr Dirmer war der Geschäftsfreund von Herrn Morand. Dieser sah, daß wir zu Grunde gerichtet waren, er wußte, daß Herr Dirmer ein unabhängiges Vermögen besaß, und stellte ihn meinem Vater vor, der ihn wiederum mir vorstellte. Ich bemerkte, daß man zum Voraus eine Heirath beschlossen hatte, ich begriff, daß dies der Wunsch meiner Familie war, ich liebte nicht, hatte nie geliebt, und willigte ein. Seit drei Jahren bin ich die Frau von Dirmer und ich muß sagen, seit drei Jahren ist mein Gatte so gut, so vortrefflich gegen mich gewesen, daß ich trotz der von ihnen wahrgenommenen Verschiedenheit des Geschmacks und des Alters diese Verbindung nicht einen Augenblick bereut habe."

„Doch als Sie Herrn Dirmer heiratheten, stand er noch nicht an der Spitze dieser Fabrik?"

„Nein, wir wohnten in Blois. Nach dem 10. August kaufte Herr Dirmer dieses Haus und die dazu gehörigen Werkstätten; damit ich nicht mit den Arbeitern vermengt wäre, und um mir sogar den Anblick der Dinge zu ersparen, welche meine, wie Sie sagten, ein wenig aristokratischen Gewohnheiten hätten verletzen können, schenkte er mir diesen Pavillon, wo ich allein, zurückgezogen, nach meinem Geschmake, nach meinen Wünschen und glücklich lebe, wenn ein Freund, wie Sie, Maurice, kommt, um meine Träumereien zu zerstreuen oder zu theilen."

Nach diesen Worten reichte Genevieve Maurice eine Hand, die dieser inbrünstig küßte.

Genevieve erröthete leicht.

„Nun, mein Freund," sagte sie, indem sie ihre Hand zurückzog, „nun wissen Sie, wie es kommt, daß ich die Frau von Herrn Dirmer bin."

„Ja," versetzte Maurice, Genevieve fest anschauend; „doch Sie sagen mir nicht, wie Herr Morand der Associe von Herrn Dirmer geworden ist?"

„Oh! das ist ganz einfach. Herr Dirmer hatte, wie ich Ihnen sagte, einiges Vermögen, doch nicht genug, um für sich allein eine Fabrik von der Wichtigkeit dieser zu übernehmen. Der Sohn von Herrn Morand, seinem Beschützer, wie ich Ihnen sagte, von diesem Freunde meines Vaters, wie Sie sich erinnern, schoß die Hälfte des Fonds zu, und da er Kenntnisse in der Chemie besaß, gab er sich der Ausbeutung mit jener Thätigkeit hin, welche Sie selbst bemerken konnten, und durch die der Handel von Herrn Dirmer, der von ihm mit dem ganzen materiellen Theile beauftragt wurde, eine ungeheure Ausdehnung gewonnen hat."

„Und Herr Morand ist auch einer von Ihren guten Freunden, nicht wahr, Madame?"

„Herr Morand ist eine edle Natur, eines von den erhabensten Herzen, die sich unter dem Himmel finden," antwortete Genevieve mit ernstem Tone.

„Wenn er Ihnen keine andere Proben davon gegeben hat," sagte Maurice et-

was gereizt durch die Wichtigkeit, welche die junge Frau dem Associe ihres Mannes beilegte, „als die, daß er die Kosten des Etablissement mit Herrn Dirmer theilte und eine neue Farbe für den Maroquin erfand, so erlaubent Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß das Lob, das Sie ihm spenden, sehr pomphaft ist."

„Er hat mir noch andere Beweise gegeben, mein Herr", erwiederte Genevieve.

„Doch er ist noch jung, nicht wahr?" fragte Maurice, obgleich es bei seiner grünen Brille schwierig ist, zu sagen, welches Alter er hat."

„Er ist fünf und dreißig Jahre alt."

„Sie kennen sich seit langer Zeit?"

„Seit unserer Kindheit.

Maurice biß sich auf die Lipven. Er hätte Morand stets im Verdacht gehabt, er liebe Genevieve.

„Ah!" sagte Maurice, „das erklärt seine Vertraulichkeit mit Ihnen."

„In den Schranken gehalten, wie Sie stets gesehen haben, mein Herr," entgegnete Genevieve lächelnd, „mir scheint diese Vertraulichkeit, welche kaum die eines Freundes ist, bedürfte keiner Erklärung."

„Oh! verzeihen Sie, Madame, Sie wissen, daß jede lebhafte Zuneigung ihre Eifersucht hat, und meine Freundschaft war eifersüchtig auf die, welche Sie für Herrn Morand zu hegen schienen."

Er schwieg. Genevieve schwieg ebenfalls. Es war an diesem Tage nicht mehr die Rede von Morand, und Maurice verließ diesmal Genevieve verliebter als je, denn er war eifersüchtig.

So blind auch der junge Mann war, welche Binde ihm seine Leidenschaft um die Augen legte, welche Unruhe sie auch in sein Herz brachte, so fanden sich doch in der Erzählung von Genevieve viele Lücken, viele Stockungen, viele Verschweigungen, auf welche er im Augenblick nicht aufmerksam geworden war, die ihm aber später wieder in den Kopf kamen, ihn seltsam peinigten, ohne daß ihn dabei die große Freiheit, welche ihm Dirmer ließ, mit Genevieve so oft und so lange, als es ihm gefiel, zu plaudern, und die Einsamkeit, in der sich Beide jeden Abend befanden, zu beruhigen vermochten. Mehr noch, Maurice, der der tägliche Gast des Hauses geworden war, blieb nicht nur in völliger Sicherheit mit Genevieve, welche übrigens gegen die Wünsche des jungen Mannes durch ihre Engelreinheit beschützt zu sein schien, sondern er begleitete sie auch bei den Gängen, die sie von Zeit zu Zeit im Quartiere zu machen genöthigt war.

Inmitten dieses vertrauten Verhältnisses, das er im Hause gewonnen hatte, setzte ihn Eines in Erstaunen; dies war der Umstand, daß je mehr er allerdings vielleicht, um die Gefühle besser bewachen zu können, die er bei ihm für Genevieve voraussetzte, daß je mehr er, sagen wir, nähere Bekanntschaft mit Morand zu machen suchte, dessen Geist ihn, trotz seiner Vorurtheile, verführte, dessen erhabene Manieren ihn ungemein anzogen, dieser seltsame Mann sich absichtlich immer mehr von Maurice zu entfernen bemüht war. Er beklagte sich bitter bei Genevieve, denn er zweifelte nicht, daß Morand in ihm einen Nebenbuhler errathen hatte und daß es von seiner Seite die Eifersucht war, was ihn von ihm entfernte.

„Der Bürger Morand haßt mich," sagte er eines Tages zu Genevieve.

„Sie," entgegnete Genevieve, indem sie ihn mit ihrem schönen, erstaunten Auge anschaute; „Sie, mein Herr, Morand haßt Sie?"

„Ja, ich bin dessen sicher."

„Und warum sollte er Sie hassen?"

„Soll ich es Ihnen sagen?" rief Maurice.

„Gewiß," versetzte Genevieve.

„Nun wohl . . . weil ich . . ."

Maurice hielt inne. Er wollte sagen: „weil ich Sie liebe."

„Ich kann Ihnen nicht mittheilen, warum," sprach Maurice erröthend. Der wilde Republikaner war bei Genevieve schüchtern und verzagt wie ein Mädchen.

Genevieve lächelte.

„Sagen Sie," versetzte sie, „sagen Sie, es finde keine Sympathie zwischen Ihnen statt, und ich werde Ihnen vielleicht glauben. Sie sind eine glühende Natu

ein glänzender Geist, ein Mann von ausgezeichnetem Charakter. Morand ist ein auf einem Chemiker gepfropfter Kaufmann. Er ist schüchtern, er ist bescheiden. Und diese Schüchternheit, diese Bescheidenheit verhindern ihn, den ersten Schritt Ihnen entgegen zu thun."

„Und wer verlangt, daß er mir den ersten Schritt entgegen thun soll? Ich habe fünfzig ihm entgegen gethan. Er hat mir nie geantwortet. Nein" fuhr Maurice den Kopf schüttelnd fort, „nein, es ist sicherlich nicht dieses."

„Nun, was ist es denn?"

Maurice zog es vor, zu schweigen.

Am andern Tage, nachdem er diese Erklärung mit Genevieve gehabt hatte, kam er Nachmittags um zwei Uhr zu ihr; er fand sie in einer Ausgangstoilette.

„Ah! seien Sie willkommen," sagte Genevieve, „Sie werden mir als Ritter dienen."

„Und wohin gehen Sie?" fragte Maurice.

„Ich muß nach Auteuil. Das Wetter ist köstlich und ich wünschte ein wenig zu Fuße zu gehen; unser Wagen wird uns bis jenseits der Barriere führen, dann gehen wir zu Fuße nach Auteuil, und wenn ich beendigt habe, was mir in Auteuil zu besorgen obliegt, kehren wir zurück und nehmen wieder unsern Wagen, der bei der Barriere auf uns wartet."

„Oh!" rief Maurice entzückt, „welch einen herrlichen Tag bieten Sie mir!"

Die zwei jungen Leute entfernten sich. Jenseits Passy stiegen sie aus, sprangen leicht auf den Rand des Weges und setzten ihre Promenade zu Fuß fort.

Als sie nach Auteuil kamen, blieb Genevieve stehen.

„Erwarten Sie mich am Saume des Parkes," sagte sie, „wenn ich meine Angelegenheiten beendigt habe, hole ich Sie wieder ab."

„Zu wem gehen Sie?"

„Zu einer Freundin."

„Zu der ich Sie nicht begleiten kann?"

Genevieve schüttelte lächelnd den Kopf und erwiederte:

„Unmöglich."

Maurice biß sich auf die Lippen.

„Es ist gut" sagte er, „ich werde warten."

„Was denn?" fragte Genevieve.

„Nichts," antwortete Maurice. „Werden Sie lange ausbleiben?"

„Wenn ich Sie zu belästigen geglaubt hätte, wenn ich gewußt hätte, daß Ihr Tag in Anspruch genommen ist," versetzte Genevieve, „so hätte ich Sie nicht um den kleinen Dienst, mit mir zu kommen, gebeten; ich hätte mich von . . . ."

„Von Herrn Morand begleiten lassen," unterbrach sie Maurice lebhaft.

„Nein, Sie wissen, daß Herr Morand in der Fabrik von Rambouillet ist und erst diesen Abend zurückkommen soll.

„Ah! diesem Umstande habe ich den Vorzug zu verdanken?"

„Maurice," sprach Genevieve mit sanftem Tone, „ich kann die Person, mit der ich mich zusammenbeschieden, nicht warten lassen: wenn es Ihnen lästig wird, mich zu führen, so kehren Sie nach Paris zurück, nur schicken Sie mir meinen Wagen."

„Nein, nein Madame," versetzte Maurice lebhaft.

Und er grüßte Genevieve; diese stieß einen schwachen Seufzer aus und ging nach Auteuil hinein.

Maurice begab sich zu der verabredeten Stelle, spazierte auf und ab und schlug mit seinem Stocke, wie Tarquinius, alle Köpfe von Gräsern, Blumen oder Disteln ab, die er auf seinem Wege fand. Dieser Weg war indessen auf einen kleinen Raum beschränkt; wie alle sehr unruhige Menschen, drehte sich Maurice immer nach wenigen Schritten wieder um.

Was Maurice so sehr beunruhigte, war, daß er durchaus hätte wissen mögen, ob ihn Genevieve liebte oder nicht liebte: ihr ganzes Benehmen gegen den jungen Mann war das einer Schwester und einer Freundin; doch er fühlte, daß dies nicht mehr genügte. Er liebte sie mit seiner vollen Liebe. Sie war der einzige Gedanke seiner Tage, der unablässig erneuerte Traum seiner Nächte geworden. Früher ver-

langte er nichts Anderes, als Genevieve wiederzusehen, jetzt war dies nicht mehr genug: Genevieve mußte ihn lieben.

Genevieve blieb eine Stunde abwesend, die ihm ein Jahrhundert dünkte; dann sah er sie mit einem Lächeln auf den Lippen erscheinen. Maurice trat im Gegentheil mit gefalteter Stirne auf sie zu. Unser armes Herz ist so beschaffen, daß es den Schmerz gerade aus dem Schoße des Glückes zu schöpfen trachtet.

Genevieve nahm lächelnd den Arm von Maurice.

„Hier bin ich," sagte sie; „verzeihen Sie, mein Freund, daß ich Sie habe warten lassen."

Maurice antwortete durch eine Bewegung des Kopfes, und Beide wählten den Weg durch eine weiche, reizende, schattige, buschige Allee, welche sie auf einem Umwege nach der Landstraße zurückführen sollte.

Es war einer von den köstlichen Frühlingsabenden, wo jede Pflanze dem Himmel ihre Ausströmung zusendet, wo jeder Vogel, unbeweglich auf dem Zweige oder durch das Gesträuch hüpfend, Gott seine Liebeshymne zuwirft; einer von jenen Abenden endlich, welche in der Erinnerung zu leben bestimmt scheinen.

Maurice war stumm; Genevieve war nachdenkend; sie entblätterte mit einer Hand die Blumen eines Straußes, den sie mit ihrer andern Hand hielt, welche auf den Arm von Maurice gestützt war.

„Was haben Sie?" fragte plötzlich Maurice, „und was macht Sie heute so traurig?"

Genevieve hätte ihm antworten können: Mein Glück.

Sie schaute ihn mit ihrem sanften, poetischen Blicke an und sprach:

„Aber Sie selbst, sind Sie nicht trauriger als gewöhnlich?"

„Ich," versetzte Maurice, „ich habe ein Recht, traurig zu sein, ich bin unglücklich; doch Sie . . ."

„Sie, unglücklich?"

„Allerdings; bemerken Sie nicht zuweilen am Zittern meiner Stimme, daß ich leide? Begegnet es mir nicht, wenn ich mit Ihnen oder Ihrem Gatten spreche, daß ich plötzlich aufstehe und genöthigt bin, vom Himmel Luft zu verlangen, weil es mir vorkommt, als zerspränge meine Brust?"

„Welchem Umstande schreiben Sie dieses Leiden zu?" fragte Genevieve verlegen.

„Wenn ich ein geziertes Mädchen wäre," sagte Maurice mit einem schmerzlichen Gelächter, „so würde ich Ihnen antworten, ich leide an den Nerven."

„Und in diesem Augenblick leiden Sie?"

„Sehr."

„Dann lassen Sie uns nach Hause zurückkehren."

„Schon, Madame?"

„Allerdings."

„Ah! es ist wahr," murmelte der junge Mann," ich vergaß, daß Herr Morand mit Einbruch der Nacht von Rambouillet zurückkommen soll, und daß die Nacht eben einbricht."

Genevieve schaute ihn mit einem Ausdruck des Vorwurfes an.

„Ei! abermals," sagte sie.

„Warum haben Sie neulich Herrn Morand ein so pomphaftes Lob gespendet?" versetzte Maurice. „Es ist Ihr Fehler."

„Seit wann darf man in Gegenwart von Leuten, die man achtet, nicht sagen, was man von einem achtbaren Manne denkt?"

„Es ist eine sehr lebhafte Achtung, welche die Schritte so sehr beschleunigen macht, wie Sie es in diesem Augenblicke thun, aus Furcht, einige Minuten zu spät zu kommen."

„Sie sind heute unendlich ungerecht, Maurice; habe ich nicht einen Theil des Tages mit Ihnen zugebracht?"

„Sie haben Recht, und ich bin in der That zu anspruchsvoll," versetzte Maurice, der sich dem Ungestüm seines Charakters hingab. „Wir wollen Herrn Morand wiedersehen, vorwärts."

Genevieve fühlte den Aerger von ihrem Geiste in ihr Herz übergehen.

„Ja," sagte sie, „wir wollen Herrn Morand wiedersehen. Dieser ist wenigstens ein Freund, der mir nie eine Pein bereitet!"

„Solche Leute sind kostbare Freunde," sagte Maurice, vor Eifersucht erstickend, „und ich weiß, daß ich meines Theils ähnliche kennen zu lernen wünschte."

Sie waren in diesem Augenblick auf der Landstraße. Der Horizont röthete sich; die Sonne fing an zu verschwinden und ließ ihre letzten Strahlen auf dem vergoldeten Simswerk des Doms der Invaliden funkeln. Ein Stern, der erste, derjenige, welcher schon an einem andern Abend die Blicke von Genevieve auf sich gezogen hatte, glänzte im flüssigen Azur des Himmels.

Genevieve verließ den Arm von Maurice mit duldender Traurigkeit und sprach: „Was haben Sie mich denn leiden zu machen?"

„Ah!" versetzte Maurice, „das geschieht, weil ich minder geschickt bin, als gewisse Menschen, die ich kenne, weil ich nicht weiß, wie man sich Liebe erringt."

„Maurice! . . ." rief Genevieve.

„Oh! Madame, wenn er beständig gut, beständig gleich ist, so ist dies nur der Fall, weil er nicht leidet."

Genevieve stützte abermals ihre weiße Hand auf den mächtigen Arm von Maurice.

„Ich bitte Sie," sagte sie mit bebender Stimme, „sprechen Sie nicht mehr, sprechen Sie nicht mehr."

„Und warum?"

„Weil mir Ihre Stimme weh thut."

„Also mißfällt Ihnen Alles an mir, sogar meine Stimme?"

„Schweigen Sie, ich beschwöre Sie."

„Ich werde gehorchen, Madame."

Und der ungestüme junge Mann fuhr mit der Hand über seine von Schweiß befeuchtete Stirne.

Genevieve sah, daß er wirklich litt. Die Naturen von der Art von Maurice haben unbekannte Schmerzen.

„Sie sind mein Freund, Maurice," sagte Genevieve, indem sie ihn mit einem himmlischen Ausdruck anschaute; ein kostbarer Freund für mich: Maurice, machen Sie, daß ich meinen Freund nicht verliere."

„Oh! Sie würden seinen Verlust nicht lange bedauern."

„Sie täuschen sich, ich würde ihn lange bedauern, immer!"

„Genevieve! Genevieve!" rief Maurice, „haben Sie Mitleid mit mir!"

Genevieve schauerte.

Es war das erste Mal, daß Maurice ihren Namen mit so tiefem Ausdruck sprach.

„Nun wohl," fuhr Maurice fort, „da Sie mich errathen haben, so lassen Sie mich Alles sagen, Genevieve; und sollten Sie mich auch mit einem Blicke tödten . . . ich schweige zu lange; ich werde sprechen, Genevieve."

„Mein Herr," rief die junge Frau, „ich habe sie im Namen unserer Freundschaft angefleht, zu schweigen; mein Herr, ich flehe Sie abermals an, daß Sie meinetwegen schweigen, wenn Sie es nicht Ihretwegen thun wollen. Kein Wort mehr!"

„Die Freundschaft, die Freundschaft. Ah! wenn Sie eine Freundschaft der ähnlich, welche Sie für mich hegen, auch für Herrn Morand haben, so leiste ich Verzicht auf Ihre Freundschaft, Genevieve: ich brauche mehr als Andere."

„Genug," versetzte Madame Dirmer mit einer königlichen Geberde, „genug, Herr Lindey; hier ist unser Wagen, wollen Sie mich zu meinem Garten zurückführen."

Maurice zitterte vor Fieber und Aufregung; als Genevieve, um zum Wagen zurückzukehren, der nur ein paar Schritte entfernt stand, ihre Hand auf den Arm von Maurice legte, kam es dem jungen Manne vor, als wäre diese Hand von Flammen. Beide stiegen in den Wagen. Man fuhr durch ganz Paris, ohne daß Eines oder das Andere ein Wort gesprochen hätte. Nur hielt Genevieve auf der ganzen Fahrt ihr Sacktuch vor die Augen.

Als sie nach der Fabrik zurückkamen, war Dirmer in seinem Arbeitscabinet be-

schäftigt; Morand kehrte von Rambouillet nach Hause und wechselte eben die Kleider. Genevieve reichte Maurice in ihr Zimmer tretend die Hand und sagte zu ihm: „Leben Sie wohl, Maurice, Sie haben es gewollt."

Maurice antwortete nicht, er ging gerade auf den Kamin zu, wo ein Miniaturbild Genevieve vorstellend hing: er küßte es glühend, drückte es an sein Herz, brachte es wieder an seinen Platz und verließ das Zimmer.

Maurice kehrte in seine Wohnung zurück, ohne zu wissen wie; er durchschritt Paris, ohne etwas zu sehen, ohne etwas zu hören; die Dinge waren vor ihm vorgefallen wie in einem Traum, und er konnte sich weder von seinen Handlungen, noch von seinen Worten, noch von dem Gefühl, das ihm dieselben eingeflößt, Rechenschaft ablegen. Es gibt Augenblicke, wo die heiterste, die kräftigste Seele sich zu Heftigkeiten hinreißen läßt, welche ihr die untergeordneten Gewalten der Einbildungskraft befehlen.

Maurice ging nicht nach Hause, er lief: er entkleidete sich ohne die Hülfe seines Kammerdieners; er antwortete seiner Köchin nicht, die ihm ein bereitstehendes Abendbrod zeigte, nahm die Briefe des Tages vom Tische, las sie alle, einen nach dem andern, ohne ein einziges Wort zu verstehen. Der Nebel der Eifersucht, der Rausch der Vernunft waren noch nicht verschwunden.

Um zehn Uhr legte sich Maurice maschinenmäßig nieder, wie er alle Dinge gethan hatte, seitdem er Genevieve verlassen.

Wenn man Maurice bei kaltem Blute wie von einem Andern sein seltsames Benehmen erzählt hätte, so würde er es nicht begriffen haben; er würde denjenigen für einen Narren gehalten haben, der diese verzweifelte Handlung begangen hätte, wozu ihn weder eine zu große Zurückhaltung, noch eine zu große Hingebung von Genevieve berechtigten; er fühlte nur einen furchtbaren Schlag, der seinen Hoffnungen versetzt worden war, seinen Hoffnungen, über die er sich nie Rechenschaft gegeben und auf denen, so schwankend sie auch waren, alle seine Glückträume beruhten, welche, ungreifbarem Dunste ähnlich, gestaltlos am Horizont schwammen.

Es geschah Maurice auch, was beinahe immer in solchen Fällen geschieht; betäubt von dem Schlage, den er erhalten, entschlummerte er, sobald er sich im Bette fühlte, oder er blieb vielmehr bis am andern Morgen des Gefühls beraubt.

Ein Geräusch erweckte ihn indessen: es war das, welches sein Willfähriger die Thüre öffnend machte; er kam, seiner Gewohnheit gemäß, um die Fenster des Schlafzimmers von Maurice, welche nach einem großen Garten gingen, zu öffnen und um Blumen zu bringen.

Man cultivirte die Blumen ungemein im Jahr 93 und Maurice betete sie an; aber er warf nicht einmal einen Blick auf die seinigen. Halb erhoben stützte er seinen Kopf auf seine Hand und suchte sich dessen, was am Tage vorher vorgefallen war, zu erinnern.

Maurice fragte sich selbst, ohne sich Antwort geben zu können, was die Ursachen seiner Verdrießlichkeit gewesen seien; die einzige war seine Eifersucht gegen Morand; aber der Augenblick, sich mit der Eifersucht gegen einen Mann zu unterhalten, war schlecht gewählt, wenn sich dieser Mann in Rambouillet befand und wenn man unter vier Augen mit der Frau, die man liebt, dieses Alleinsein mit der Süßigkeit genießt, mit der es die Natur umgibt, welche an einem der schönen Frühlingstage erwacht.

Es war nicht das Mißtrauen in Beziehung auf das, was in dem Hause in Auteuil, wohin er Genevieve geführt und wo sie mehr als eine Stunde geblieben war, vorgefallen sein könnte; nein, die beständige Marter seines Lebens bildete der Gedanke, Morand wäre verliebt in Genevieve und — sonderbare Phantasie des Gehirns, seltsame Combination der Laune — nie hatte eine Geberde, nie hatte ein Blick, nie hatte ein Wort des Assocíe von Dirmer einer solchen Voraussetzung einen Anschein von Wirklichkeit gegeben!

Die Stimme des Kammerdieners entzog ihn seiner Träumerei.

„Bürger," sagte dieser zu ihm, indem er auf die auf dem Tische liegenden offenen Briefe deutete, „haben Sie diejenigen ausgewählt, welche Sie behalten wollen, oder kann ich Alles verbrennen?"

„Was verbrennen?" versetzte Maurice.

„Die Briefe, die der Bürger gestern vor Schlafengehen gelesen hat.“

Maurice erinnerte sich nicht, einen einzigen gelesen zu haben.

„Verbrenne Alles,“ sagte er.

„Hier sind die von heute, Bürger,“ sprach der Willfährige.

Er reichte Maurice ein Paquet Briefe und warf die andern in das Feuer.

Maurice nahm das Paquet, das man ihm reichte, fühlte Siegellack unter seinen Fingern und glaubte unbestimmt einen befreundeten Wohlgeruch zu erkennen.

Er suchte unter den Briefen und sah ein Siegel und eine Handschrift, die ihn beben machten.

Dieser Mann, so stark jeder Gefahr gegenüber, erbleichte schon bei dem Geruche eines Briefes.

Der Willfährige näherte sich ihm, um ihn zu fragen, was er hätte; doch Maurice hieß ihn mit einem Zeichen seiner Hand hinausgehen.

Maurice drehte den Brief um und um; er hatte die Ahnung, daß er ein Unglück für ihn enthielt, und zitterte, wie man vor dem Unbekannten zittert.

Er raffte indessen seinen ganzen Muth zusammen, öffnete den Brief und las wie folgt:

„Bürger Maurice,

„Wir müssen Bande brechen, welche die Gesetze der Freundschaft zu überschreiten trachten. Sie sind ein Mann von Ehre, Bürger, und nun, nachdem eine Nacht auf das, was gestern Abend zwischen uns vorgefallen, hingegangen, müssen sie begreifen, daß Ihre Gegenwart in meinem Hause eine Unmöglichkeit geworden ist. Ich zähle darauf, daß Sie eine Entschuldigung nach Ihrem Belieben bei meinem Gatten finden werden. Dadurch, daß ich noch heute einen Brief von Ihnen für Herrn Dirmer ankommen sehe, werde ich mich überzeugen, daß ich den Verlust eines leider verirrten Freundes zu beklagen habe, welchen wiederzusehen mich jedoch der gesellschaftliche Wohlstand durchaus verhindert.

Leben Sie wohl für immer. Genevieve.“

N. N.

„Der Ueberbringer erwartet die Antwort.“

Maurice rief; der Kammerdiener erschien.

„Wer hat diesen Brief gebracht?“

„Ein Bürger Commissionär.“

„Und er ist noch da?“

„Ja.“

Maurice seufzte nicht, zögerte nicht. Er sprang aus dem Bette, zog eine Hose an, setzte sich vor sein Pult, nahm das erste, das beste Papier (zufällig war es ein Papier mit einem auf den Namen der Section gedruckten Briefkopf), und schrieb:

„Bürger Dirmer,

„Ich liebte Sie, ich liebe Sie noch, doch ich kann Sie nicht mehr sehen.“

Maurice suchte die Ursache, aus der er den Bürger Dirmer nicht mehr sehen konnte, und eine einzige bot sich seinem Geist; es war diejenige, welche sich zu jener Zeit dem Geiste von Jedermann geboten hätte. Er fuhr also fort:

„Es sind gewisse Gerüchte über Ihre Lauheit für die öffentliche Sache im Umlauf. Ich will Sie nicht anklagen, und habe von Ihnen nicht den Auftrag Sie zu vertheidigen. Empfangen Sie mein Bedauern und seien Sie überzeugt, daß Ihre Geheimnisse in meinem Herzen begraben bleiben werden.

Maurice überlas nicht einmal mehr diesen Brief, den er, wie gesagt, unter dem Eindruck der ersten Idee, die sich ihm geboten, geschrieben hatte. Die Wirkung, welche er hervorbringen mußte, unterlag keinem Zweifel. Dirmer, ein vortrefflicher Patriot, wenigstens wie Maurice aus seinen Reden hatte entnehmen können, Dirmer würde sich bei Empfang desselben ärgern; seine Frau und der Bürger Morand würden ihn ohne Zweifel auffordern, beharrrlich zu sein, er würde nicht einmal antworten und das Vergehen müßte sich wie ein schwarzer Schleier über der lachenden Vergangenheit ausbreiten, um sie in eine düstere Zukunft zu verwandeln. Maurice unterzeichnete, versiegelte den Brief, gab ihn seinem Willfährigen und der Commissionär ging ab.

(Fortsetzung folgt.)

Der
Chevalier von Maison-Rouge.

(Fortsetzung.)

Liebe.

Da entschlüpfte ein schwacher Seufzer dem Herzen des Republikaners, er nahm seine Handschuhe, seinen Hut, und begab sich auf die Section.

Der arme Brutus hoffte seinen Stoicismus bei den öffentlichen Angelegenheiten wiederzufinden.

Die öffentlichen Angelegenheiten waren furchtbar. Der 31. Mai bereitete sich vor. Der Schrecken der sich, einem Strome ähnlich, vor der Montagne herabstürzte, suchte den Damm fortzureißen, den ihm die Girondisten entgegensetzen wollten, die Girondisten, diese kühnen Gemäßigten, die es gewagt hatten, Rache für die Septembermetzeleien zu fordern und einen Augenblick zu kämpfen, um dem König das Leben zu retten.

Während Maurice mit so viel Eifer arbeitete, daß ihm das Fieber, welches er vertreiben wollte, seinen Kopf verzehrte, statt seines Herzens, kehrte der Bote in die Rue Vieille Saint-Jacques zurück und füllte das Haus mit Erstaunen und Schrecken.

Der Brief, nachdem er unter den Augen von Genevieve vorübergegangen war, wurde Dirmer überbracht.

Dirmer öffnete und las ihn, ohne ihn Anfangs zu begreifen; dann theilte er denselben dem Bürger Morand mit, der seine elfenbeinweiße Stirne auf seine Hand fallen ließ.

In der Lage, in der sich Dirmer, Morand und seine Gefährten befanden, — welche jedoch unsere Leser durchdrungen haben, — war dieser Brief in der That ein Donnerschlag!

„Ist er ein ehrlicher Mann?" fragte Dirmer voll Angst.

„Ja," antwortete Morand ohne Zögern.

„Gleichviel!" versetzte derjenige, welcher für die äußersten Mittel gewesen war, „wir hatten, wo Tiesehen, Unrecht, daß wir ihn nicht tödteten."

„Mein Freund," sprach Morand, „wir kämpfen gegen die Gewalt; wir brandmarken sie mit dem Namen Verbrechen. Wir haben wohl daran gethan, was daraus erfolgen mag, daß wir keinen Menschen getödtet; denn, ich wiederhole es, ich halte Maurice für ein edles, redliches Herz."

„Ja; doch wenn dieses edle, redliche Herz, das eines überspannten Republikaners ist, so wird er es, wenn er etwas erlauscht hat, vielleicht selbst für ein Verbrechen halten, nicht seine eigene Ehre, wie Sie sagen, auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern."

„Aber glauben Sie, daß er etwas weiß?" versetzte Morand."

„Ei! hören Sie nicht? er spricht von Geheimnissen, die in seinem Herzen begraben bleiben sollen."

„Diese Geheimnisse sind offenbar diejenigen, welche ihm von mir in Beziehung auf unsere Schmuggelei anvertraut wurden; er kennt keine andere. Doch," fuhr Morand fort, „hat er keinen Verdacht wegen der Zusammenkunft in Auteuil geschöpft? Sie wissen, daß er Ihre Frau begleitete."

„Ich selbst hieß Genevieve Maurice als Schutzwache mitnehmen."

„Hören Sie," versetzte Morand, „wir werden bald sehen, ob Ihr Argwohn gegründet ist. Die Reihe der Wache im Temple kommt an unser Bataillon am 2. Juni, das ist in acht Tagen; Sie sind Kapitän, Dirmer, und ich bin Lieutenant: wenn unser Bataillon, oder sogar unsere Compagnie Gegenbefehl erhält, wie ihn eines Tags das Bataillon der Butte-des-Moulins erhalten hat, welches Santerre

durch das der Gravilliers ersetzen ließ, so ist Alles entdeckt und wir haben nur noch Paris zu fliehen oder kämpfend zu sterben. Doch wenn Alles den gewöhnlichen Lauf der Dinge verfolgt . . .“

„So sind wir auf gleiche Weise verloren,“ entgegnete Dirmer.

„Warum dies?“

„Bei Gott! lief denn nicht Alles auf die Mitwirkung dieses Municipal hinaus? War er es nicht, der uns, ohne es zu wissen, den Weg bis zur Königin öffnen sollte?“

„Das ist wahr,“ sprach Morand niedergeschlagen.

„Sie sehen also,“ versetzte Dirmer, die Stirne faltend, „wir müssen um jeden Preis mit diesem jungen Mann wieder anknüpfen.“

Doch wenn er sich weigert, wenn er sich zu gefährden befürchtet?“

„Hören Sie, ich will Genevieve befragen, sie hat er zu zuletzt verlassen und sie weiß vielleicht etwas.“

„Dirmer, ich sehe sehr ungern, daß Sie mit allen diesen Complotten Genevieve vermischen; nicht als ob ich eine Indiscretion von ihrer Seite befürchtete oh! großer Gott, nein, doch das Spiel, das wir spielen, ist furchtbar, und ich schäme mich und fühle zugleich Mitleid, daß wir bei unserem Einsatze den Kopf einer Frau gefährden.“

„Der Kopf einer Frau hat ganz dasselbe Gewicht, wie der eines Mannes, da wo die List, die Unschuld oder die Schönheit eben so viel und zuweilen sogar mehr vermögen, als die Kraft, die Macht und der Muth; Genevieve theilt unsere Ueberzeugungen und unsere Sympathieen, Genevieve wird unser Schicksal theilen.“

„Thun Sie es, lieber Freund,“ erwiederte Morand, „ich habe gesagt, was ich sagen mußte. Thun Sie es, Genevieve ist in jeder Beziehung würdig der Sendung, die Sie ihr übertragen oder die sie sich vielmehr selbst übertragen hat. Aus den Heiligen macht man die Märtyrer.“

Und er reichte seine weiße, frauenartige Hand Dirmer, der sie zwischen seinen kräftigen Händen drückte.

Dirmer empfahl Morand und seinen Gefährten mehr Wachsamkeit als je und ging zu Genevieve.

Sie saß vor einem Tische, das Auge auf eine Stickerei geheftet und die Stirne gesenkt.

Sie wandte sich bei dem Geräusch der Thüre um und erkannte Dirmer.

„Ah! Sie sind es, mein Freund,“ sagte sie.

„Ja,“ antwortete Dirmer mit einem heiteren, lächelnden Gesichte: „ich empfange von unserem Freunde Maurice einen Brief, den ich nicht verstehe. Nehmen Sie, lesen Sie, und sagen Sie mir, was Sie davon denken.“

Genevieve nahm den Brief mit einer Hand, deren Zittern sie, trotz ihrer Selbstbeherrschung, nicht verbergen konnte, und las.

Dirmer folgte ihr mit dem Blicke; ihre Augen durchliefen jede Zeile.

„Nun?“ fragte er, als sie geendigt hatte.

„Nun! ich denke, daß Herr Maurice Lindey ein ehrlicher Mann ist, und daß man nichts von seiner Seite zu befürchten hat,“ antwortete Genevieve.

„Sie glauben, er wisse nicht, wer die Personen sind, die Sie in Auteuil besucht haben?“

„Ich bin es fest überzeugt.“

„Warum dann der ungestüme Entschluß? Kam er Ihnen gestern kälter oder bewegter vor, als gewöhnlich?“

„Nein,“ sprach Genevieve, „ich glaube, daß er derselbe war.“

„Bedenken Sie wohl, was Sie sprechen, Genevieve, denn ihre Antwort wird, wie Sie begreifen müssen, einen gewichtigen Einfluß auf unsere Pläne haben.“

„Warten Sie doch,“ sagte Genevieve mit einer Aufregung, welche, so sehr sie sich auch anstrengte, ihre Kälte zu bewahren, sichtbar wurde; „warten Sie doch . .“

„Gut!“ versetzte Dirmer mit einem leichten Zusammenziehen seiner Gesichtsmuskeln; „gut, sammeln Sie alle Ihre Erinnerungen.“

„Ja,“ sprach die junge Frau, „ja, ich erinnere mich, er war gestern verdrieß-

lich; Herr Maurice," fuhr sie mit einem leichten Zögern fort, „Herr Maurice ist ein wenig Tyrann bei seinen Freundschaften und wir haben zuweilen ganze Wochen geschmollt."

„Es wäre also ein einfaches Schmollen?" fragte Dirmer.

„Das ist wahrscheinlich."

„Genevieve, Sie begreifen wohl, daß wir in unserer Lage keine Wahrscheinlichkeit brauchen, sondern eine Gewißheit."

„Nun wohl, mein Freund, ich bin dessen gewiß."

„Dieser Brief wäre also nur ein Vorwand, um nicht mehr in das Haus zu kommen."

„Mein Freund, wie soll ich Ihnen solche Dinge sagen?"

„Sprechen Sie, Genevieve, sprechen Sie, denn jede andere Frau als Sie würde ich nicht darüber fragen."

„Es ist ein Vorwand," sprach Genevieve, die Augen niederschlagend.

„Ah!" machte Dirmer.

Dann nach einem Augenblick des Stillschweigens zog er eine Hand, mit der er die Schläge seines Herzens zurückgedrängt hatte, aus seiner Westentasche, legte sie auf die Lehne des Stuhles seiner Frau und sprach:

„Thun Sie mir einen Gefallen, liebe Freundin."

„Und welchen?" fragte Genevieve, indem sie sich erstaunt umwandte.

„Kommen Sie einer Gefahr bis zum Schatten zuvor; Maurice ist vielleicht in unsere Geheimnisse tiefer eingedrungen, als wir argwöhnen. Was Sie für einen Vorwand halten, ist vielleicht eine Wirklichkeit. Schreiben Sie ihm ein Wort."

„Ich?" versetzte Genevieve bebend.

„Ja, Sie; sagen Sie ihm, Sie haben den Brief geöffnet, und Sie wünschen eine Erklärung darüber zu haben; er wird kommen, Sie befragen ihn und werden dann leicht errathen, um was es sich handelt."

„Oh! nein, nein," rief Genevieve, „ich kann nicht thun, was Sie fordern, ich werde es nicht thun."

„Liebe Genevieve, wie können Sie, wenn so mächtige Interessen wie die, welche auf uns beruhen, im Spiele sind, vor elenden Rücksichten der Eitelkeit zurückweichen?"

„Ich habe Ihnen meine Meinung über Maurice gesagt, mein Herr," antwortete Genevieve; „er ist redlich, er ist ritterlich, doch er ist auch launenhaft, und ich will mich keiner andern Knechtschaft unterziehen, als der von meinem Gatten."

Diese Antwort wurde mit so viel Ruhe und so viel Festigkeit gegeben, daß Dirmer begriff, es wäre wenigstens für diesen Augenblick fruchtlos, wenn er auf seinem Verlangen bestehen würde; er fügte kein Wort mehr bei, schaute Genevieve an, ohne daß es den Anschein hatte, als betrachtete er sie, fuhr mit seiner Hand über seine von Schweiß befeuchtete Stirne und ging hinaus.

Morand erwartete ihn voll Unruhe. Dirmer erzählte ihm Wort für Wort, was vorgefallen war.

„Gut," sprach Morand, bleiben wir hiebei und denken wir nicht mehr daran. Ehe ich Ihrer Frau einen Schatten von Kummer verursachen, ehe ich die Eitelkeit von Genevieve verletzen würde, leistete ich darauf Verzicht . .."

Dirmer legte ihm die Hand auf die Schulter, schaute ihn fest an und erwiederte:

„Sie sind ein Narr, mein Herr, oder Sie denken nicht ein Wort von dem, was Sie sagen."

„Wie, Dirmer, Sie glauben?"

„Ich glaube, Chevalier, daß es Ihnen eben so wenig als mir freigestellt ist, Ihre Gefühle dem Impulse Ihres Herzens zu überlassen. Weder Sie, noch ich, noch Genevieve gehören uns, Morand. Wir sind Dinge, berufen, ein Prinzip zu vertheidigen, und die Prinzipien stützen sich auf die Dinge, welche sie zermalmen."

Morand bebte und schwieg — ein träumerisches, schmerzliches Stillschweigen.

So machten sie einige Gänge durch den Garten ohne ein einziges Wort auszutauschen.

Dann verließ Dirmer Morand.

„Ich habe einige Befehle zu geben," sagte er mit vollkommen ruhigem Tone. „Ich verlasse Sie, Herr Morand."

Morand reichte Dirmer die Hand, schaute ihm nach, als er sich entfernte, und sprach:

„Armer Dirmer, ich befürchte sehr, daß bei Allen er es ist, der am meisten wagt."

Dirmer kehrte wirklich in seine Werkstätte zurück, ertheilte einige Befehle, las die Zeitungen, ordnete eine Austheilung von Brod und Lohkuchen an die Armen der Section an, begab sich sodann in seine Wohnung und vertauschte seine Arbeitstracht gegen seine Ausgangskleider.

Eine Stunde nachher wurde Maurice, als er ganz und gar in seine Lesungen und Anreden vertieft war, durch die Stimme seines Willfährigen unterbrochen, der sich an sein Ohr neigte und ganz leise zu ihm sagte:

„Bürger Lindey, einer der Ihnen, wenigstens wie er behauptet, sehr wichtige Dinge mitzutheilen hat, erwartet Sie in Ihrem Hause."

Maurice kehrte nach Hause zurück und war sehr erstaunt, als er in seiner Wohnung Dirmer in den Zeitungen blätternd fand. Auf dem ganzen Rückwege hatte er seinen Bedienten befragt, dieser aber war, da er den Meister Rothgerber nicht kannte, nicht im Stande gewesen, ihm eine Auskunft zu geben

Da er Dirmer erblickte, blieb Maurice auf der Thürschwelle stehen und erröthete unwillkührlich.

Dirmer stand auf und reichte ihm lächelnd die Hand.

„Welche Fliege sticht Sie und was haben Sie mir geschrieben?" fragte er den jungen Mann. „In der That, das heißt mich fühlbar schlagen, mein lieber Maurice. Ich, ein lauer und falscher Patriot, schreiben Sie! Gehen Sie doch, Sie können mir solche Dinge nicht in das Gesicht wiederholen; gestehen Sie vielmehr, daß Sie einen schlimmen Streit mit mir suchen."

„Ich werde Alles gestehen, was Sie wollen, mein lieber Dirmer, denn Ihr Benehmen gegen mich ist stets das eines artigen, zuvorkommenden Mannes gewesen, aber ich habe nichtsdestoweniger einen Entschluß gefaßt, und dieser Entschluß ist unwiderruflich."

„Wie so?" fragte Dirmer; „Sie gestehen selbst zu, daß Sie uns nichts vorzuwerfen haben, und Sie verlassen uns dennoch?"

„Lieber Dirmer, glauben Sie mir, daß ich, um zu handeln, wie ich handle, um mich eines Freundes zu berauben, wie Sie sind, sehr triftige Gründe haben muß."

„Ja," versetzte Dirmer, indem er zu lächeln suchte, „ja, aber in jedem Fall sind diese Gründe nicht diejenigen, welche Sie mir geschrieben haben. Die, welche Sie mir geschrieben, sind nur ein Vorwand."

Maurice dachte einen Augenblick nach und erwiederte sodann:

„Hören Sie, Dirmer, wir leben in einer Zeit, wo der Zweifel in einem Briefe ausgesprochen, Sie beunruhigen muß, das begreife ich wohl; es wäre also nicht die Sache eines Mannes von Ehre, Sie unter dem Gewichte einer solchen Unruhe zu lassen. Ja, Dirmer, die Gründe, die ich Ihnen angegeben habe, waren nur ein Vorwand."

Dieses Geständniß, das die Stirne des Handelsmannes hätte aufhellen sollen, schien sie im Gegentheil zu verdüstern.

„Nun aber den wahren Beweggrund?" versetzte Dirmer.

„Ich kann Ihnen denselben nicht sagen," erwiederte Maurice, „und dennoch, wenn Sie ihn kennen würden, würden Sie ihn auch billigen, dessen bin ich sicher."

Dirmer drang in ihn.

„Sie wollen also durchaus?" sagte Maurice.

„Ja," antwortete Dirmer.

„Nun wohl," sprach Maurice, der eine gewisse Erleichterung darin fühlte, daß er sich der Wahrheit nähern sollte; „hören Sie, wie sich die Sache verhält: Sie haben eine junge und hübsche Frau, und die, obgleich wohlbekannte, Keuschheit dieser jungen und hübschen Frau konnte es nicht verhindern, daß meine Besuche bei Ihnen schlecht gedeutet wurden."

Dirmer erbleichte leicht.

„Wirklich!“ sagte er; dann mein lieber Maurice, muß Ihnen der Gatte für das Schlimme danken, das Sie dem Freunde zufügen.“

„Sie begreifen,“ sprach Maurice, ich bin nicht so eitel zu wähnen, meine Gegenwart könnte gefährlich für ihre Ruhe oder für die Ihrer Frau sein, aber sie kann eine Quelle von Verleumdungen werden, und Sie wissen, je alberner die Verleumdungen sind, desto leichter finden sie Glauben.“

„Kind!“ versetzte Dirmer die Achseln zuckend.

„Kind, so lange Sie wollen,“ entgegnete Maurice, „doch in der Ferne werden wir darum nicht minder Freunde sein, denn wir werden uns Nichts vorzuwerfen haben, während in der Nähe im Gegentheil . . .“

„Nun in der Nähe?“

„Die Dinge am Ende eine schlimme Wendung hätten nehmen können.“

„Denken Sie, Maurice, ich hätte glauben können . . .“

„Ei! mein Gott . . .“ versetzte der junge Mann.

„Aber warum haben Sie mir das nicht eher geschrieben, als gesagt, Maurice?“

„Sehen Sie, gerade um das, was in diesem Augenblick unter uns vorfällt, zu vermeiden.“

„Sind Sie ärgerlich, Maurice, da ich Sie hinreichend liebe, um hieher gekommen zu sein und Sie um eine Erklärung gebeten zu haben?“

„Oh! ganz im Gegentheil,“ rief Maurice, „ich schwöre Ihnen, ich bin glücklich, Sie noch einmal gesehen zu haben, ehe ich Sie nicht mehr sehe.“

„Uns nicht mehr sehen, Bürger! wir liebten Sie doch so sehr,“ versetzte Dirmer, indem er die Hand des jungen Mannes nahm und zwischen den seinigen drückte. Maurice bebte.

„Morand,“ fuhr Dirmer fort, dem dieses Beben nicht entgangen war, der sich aber den Anschein gab, als hätte er es nicht bemerkt, „Morand wiederholte mir noch diesen Morgen: Thun Sie Alles, was Sie können, um den lieben Herrn Maurice zurückzubringen.“

„Ah! mein Herr,“ sprach der junge Mann die Stirne faltend und seine Hand zurückziehend, „ich hätte nicht geglaubt, daß ich so weit in der Freundschaft des Bürger Morand vorgerückt wäre.

„Zweifeln Sie daran?“ versetzte Dirmer.

„Ich glaube es weder, noch zweifle ich daran; ich habe keinen Beweggrund, mich über diesen Gegenstand zu befragen: wenn ich zu Ihnen ging, Dirmer, ging ich Ihretwegen und Ihrer Frau wegen, und nicht dem Bürger Morand zu Liebe.“

„Sie kennen ihn nicht, Maurice,“ entgegnete Dirmer; Morand ist eine schöne Seele.“

„Ich will es Ihnen zugestehen,“ sprach Maurice bitter lächelnd.

„Kommen wir nnu auf den Gegenstand meines Besuches zurück,“ fuhr Dirmer wieder fort.

Maurice verbeugte sich wie ein Mensch, der nichts mehr zu sagen hat und wartet.

„Sie behaupten also, es sei ein Gerede entstanden?“

„Ja, Bürger.“

„Sprechen wir offenherzig. Warum schenken Sie einem leeren Gewäsche müssiger Nachbarn irgend eine Aufmerksamkeit? Haben Sie nicht Ihr Gewissen, Maurice, und hat Genevieve nicht ihre Redlichkeit?“

„Ich bin junger als Sie, sprach Maurice, der über diese Beharrlichkeit zu staunen anfing, „und ich sehe die Dinge vielleicht mit einem empfindlicheren Auge. Deßhalb erkläre ich Ihnen, daß über den Ruf einer Frau wie Genevieve nicht einmal das leere Gewäsche müssiger Nachbarn stattfinden darf. Erlauben Sie mir also, lieber Dirmer, daß ich bei meinem ersten Entschlusse beharre.“

„Wohl,“ versetzte Dirmer, „und da wir eben im Zuge des Gestehens sind, so gestehen wir noch etwas Anderes.“

„Was?“ fragte Maurice erröthend. „Was soll ich gestehen?“

„Daß es weder die Politik, noch das Gerede über ihre häufigen Besuche bei mir ist, was Sie bewegt, uns zu verlassen.“

„Was ist es denn?"

„Das Geheimniß, das Sie erforscht haben."

„Was für ein Geheimniß?" fragte Maurice mit einem Ausdruck naiver Neugierde, der den Rothgerber beruhigte.

„Die Angelegenheit der Schmuggelei, die Sie an dem Abend ergründeten, an welchem wir auf eine so seltsame Weise Bekanntschaft machten. Sie haben mir diesen Betrug nie vergeben, und Sie beschuldigen mich, ich sei ein schlechter Republikaner, weil ich mich englischer Erzeugnisse in meiner Gerberei bediene."

„Mein lieber Dirmer," erwiederte Maurice, „ich schwöre Ihnen, wenn ich zu Ihnen kam, hatte ich völlig vergessen, daß ich bei einem Schmuggler war."

„In Wahrheit?"

„In Wahrheit."

„Sie hatten also keinen andern Beweggrund, von meinem Hause wegzubleiben, als den, welchen Sie mir nannten?"

„Bei meiner Ehre."

„Nun wohl, Maurice," sprach Dirmer, indem er aufstand und dem jungen Mann die Hand drückte, „ich hoffe, Sie werden überlegen und von dem Entschluß zurückkommen, der uns Allen so viel Schmerz bereitet."

Maurice verbeugte sich und antwortete nicht, was einer letzten Weigerung gleichkam.

Dirmer entfernte sich, in Verzweiflung darüber, daß er sich die Verbindung mit diesem Manne hatte nicht erhalten können, den ihm gewisse Umstände nicht allein sehr nützlich, sondern auch beinahe unentbehrlich machten.

Es war Zeit. Maurice wurde von tausend entgegengesetzten Wünschen bewegt. Dirmer bat ihn, wiederzukommen; Genevieve könnte ihm verzeihen. Warum sollte er also verzweifeln? Lorin hätte an seiner Stelle sicherlich eine Menge von Aphorismen aus seinen Lieblingsschriftstellern gezogen. Doch da war der Brief von Genevieve; dieser förmliche Abschied, den er mit sich in die Section genommen, und den er auf seinem Herzen trug, mit dem kleinen Worte, das er am Morgen nach dem Tage erhalten, wo er sie aus den Händen der Menschen gerissen, die sie beleidigten; dann sprach noch mehr als Alles dies die halsstarrige Eifersucht des jungen Mannes gegen den verhaßten Morand, die erste Ursache seines Bruches mit Genevieve.

Maurice blieb also unbeugsam in seinem Entschlusse.

Aber es ist nicht zu leugnen, es trat eine Leere für ihn ein, durch die Entbehrung des Besuches, den er jeden Tag in der Rue Vieille Saint-Jaques gemacht hatte; und wenn die Stunde kam, wo er nach dem Quartier Saint-Victor zu wandern gewohnt gewesen war, versank er in eine tiefe Schwermuth, und von diesem Augenblick durchlief er alle Phasen der Erwartung und des Beklagens.

Jeden Morgen erwartete er, wenn er erwachte, einen Brief von Dirmer zu finden, und diesmal sagte er sich, er, der dem mündlichen Andringling widerstanden hatte, er würde einem Briefe nachgeben; jeden Tag ging er mit der Hoffnung aus, Genevieve zu begegnen, und zum Voraus hatte er tausend Gründe gefunden, wenn er ihr begegnen würde, um auf sie zuzugehen und mit ihr zu sprechen. Jeden Abend kehrte er nach Hause zurück mit der Hoffnung, den Boten zu finden, der ihm eines Morgens, ohne daß er es vermuthete, den Schmerz gebracht hatte, welcher seitdem sein beständiger Gefährte geworden war.

Oft auch in seinen Stunden der Verzweiflung brüllte dieser Mann mit der mächtigen Natur bei dem Gedanken, eine solche Qual zu fühlen, ohne sie demjenigen, welcher sie ihn hatte erdulden lassen, zurückzugeben. Die erste Ursache aber von allen seinen Leiden war Morand. Dann entwarf er einen Plan, Morand aufzusuchen und Streit mit ihm anzufangen. Doch der Associe von Dirmer war so schwächlich, so harmlos, daß ihn beleidigen oder herausfordern eine Feigheit von Seiten eines Kolossen wie Maurice gewesen wäre.

Lorin hatte wohl einige Zerstreuung in den Kummer zu bringen gesucht, den ihm sein Freund hartnäckig verschwieg, ohne ihm das Vorhandensein desselben abzuleugnen. Er hatte Alles gethan, was er in der Praxis und in der Theorie vermochte, um dem Vaterland ein Herz zurückzugeben, das völlig von den Schmerzen einer an-

dern Liebe eingenommen war. Aber, obgleich die Verhältnisse ernster Natur wären, obgleich er bei jeder andern Beschaffenheit des Geistes Maurice ganz und gar in den politischen Strudel fortgerissen hatte, war er doch nicht im Stande gewesen, dem jungen Republikaner die frühere Thätigkeit wieder zu verleihen, die aus ihm seinen Helden des 14. Juli und 10. August gemacht hatte. Die zwei Systeme, welche sich seit beinahe zehn Monaten einander gegenüberstanden, aber bis jetzt gewissermaßen nur leichte Angriffe auf einander ausgeführt, nur durch Scharmützel präludirt hatten, schickten sich in der That nunmehr an, sich Leib an Leib zu fassen, und es war offenbar, daß der Kampf, wenn er einmal begonnen, für das eine oder das andere tödtlich werden mußte. Die beiden Systeme waren, im Schooße der Revolution selbst geboren, das der Mäßigung vertreten durch die Girondisten, das heißt, durch Brissot, Petion, Vergniaud, Valaze, Languinais, Barbaroux u. s. w., und das des Schreckens oder der Montagne, vertreten durch Danton, Ropespierre, Cheuier, Fabre, Marat, Callot d'Herbois, Hebert u. s. w.

Nach dem 10. August schien der Einfluß wie nach jedem Treffen auf die gemäßigte Partei überzugehen. Ein Ministerium war aus den Trümmern des alten Ministeriums mit einer neuen Beifügung gebildet worden. Roland, Cervien und Clavieres, ehemalige Minister, waren abermals berufen worden; Danton, Monge und Lebrun wurden neu ernannt. Mit Ausnahme von einem einzigen, der mitten unter seinen Collegen das energische Element vertrat, gehörten alle andere Minister der gemäßigten Partei an.

Wenn wir sagen gemäßigt, so begreift man wohl, daß wir beziehungsweise sprechen.

Doch der 10. August hatte sein Echo im Auslande gefunden und die Coalition hatte sich beeilt, nicht Ludwig XVI. persönlich, sondern dem in seinen Grundfesten erschütterten royalistischen Prinzip zu Hülfe zu marschiren. Es erschollen die bedrohlichen Worte von Braunschweig, und wie eine furchtbare Verwirklichung fielen Longwy und Verdun in die Gewalt des Feindes. Dann fand die terroristische Reaction statt. Danton träumte von den Septembertagen und verwirklichte diesen blutigen Traum, der dem Feinde Frankreich als in der Gesammtheit mitschuldig an einem ungeheuren Morde und bereit für sein gefährdetes Dasein mit der ganzen Energie der Verzweiflung zu kämpfen gezeigt hatte. Der September hatte Frankreich gerettet, aber während er es gerettet, zugleich außer das Gesetz gestellt.

Sobald Frankreich gerettet und die Energie unnöthig geworden war, gewann die gemäßigte Partei wieder Kräfte. Da wollte sie eine Anklage gegen die Schreckenstage erheben. Das Wort Mörder wurde ausgesprochen. Ein neues Wort wurde sogar dem Vocabularium der Nation beigefügt, das Wort: Septembriseur*).

Danton hatte es muthig angenommen. Wie Chlodwig hatte er einen Augenblick das Haupt unter der Bluttaufe gebeugt, doch nur um es höher und drohender wieder zu erheben. Es bot sich eine andere Gelegenheit, den vorübergehenden Schrecken wieder aufzunehmen, dies war der Prozeß des Königs. Die Gewaltthat und die Mäßigung traten noch nicht ganz in einen Kampf der Personen, sondern in einen Kampf der Principien. Den Versuch der beziehungsweisen Kräfte machte man an dem königlichen Gefangenen. Die Mäßigung wurde besiegt und der Kopf von Ludwig XVI. fiel auf dem Schaffot.

Wie der zehnte August, so verlieh der 21. Januar der Coalition wieder ihre ganze Thatkraft. Es war abermals derselbe Mann, den man ihr entgegensetzte, aber nicht mehr dasselbe Glück. In seinen Fortschritten gehemmt, durch die Unordnung in allen Verwaltungszweigen, welche die Unterstützung an Mannschaft und Geld bis zu ihm zu gelangen verhinderte, erklärt sich Dumouriez gegen die Jacobiner, die er dieser Desorganisation beschuldigt, schlägt sich auf die Partei der Girondisten und richtet sie dadurch zu Grunde, daß er sich für ihren Freund erklärt.

*) Man unterschied zwischen Septembriseur und Septembrist; Septembriseur war einer, der an den im September 1792 verübten Mordthaten Theil genommen; Septembrist einer, der an denselben keinen unmittelbaren Antheil genommen, wohl aber sie gebilligt hatte. Der Uebers.

Da erhebt sich die Vendee; die Departements drohen; die Unfälle führen Verräthereien herbei und die Verräthereien haben Unfälle zur Folge. Die Jacobiner klagen die Gemäßigten an und wollen sie am 20. März, nämlich an dem Abend, an welchem unsere Erzählung beginnt, schlagen. Doch zu viel Eile von Seite ihrer Gegner rettet sie, und vielleicht auch jener Regen, der Petion, diesen tiefen Anatomiker des Pariser Geistes, zu den Worten veranlaßt: „Es regnet, es wird in dieser Nacht nichts geschehen."

Doch seit dem 11. März war Alles für die Girondisten eine Weissagung ihres Untergangs: Marat in Anklagestand versetzt und freigesprochen; Robespierre und Danton versöhnt, für den Augenblick wenigstens, wie sich ein Tiger und ein Löwe versöhnen, um den Stier niederzuwerfen, den sie verzehren sollen: Henriot, der Septembriseur, zum Generalcommandanten der Nationalgarde ernannt: Alles prophezeit den furchtbaren Tag, der in einem Sturme den letzten Damm fortreißen sollte, den die Revolution dem Schrecken entgegensetzte.

Dies waren die großen Ereignisse, an denen, unter allen andern Umständen, Maurice den thätigen Antheil genommen hätte, den ihm seine mächtige Natur, seine begeisterte Vaterlandsliebe zuwiesen. Doch zum Glück oder zum Unglück für Maurice hatten weder die Ermahnungen von Lorin, noch der schreckliche Aufruhr in den Straßen aus seinem Geiste den einzigen Gedanken, der ihn gefesselt hielt, vertreiben können, und als der 31. Mai kam, lag der furchtbare Stürmer der Bastille und der Tuilerien auf seinem Bett, verzehrt von jenem Fieber, das die Stärksten tödtet, während es nur eines Blickes bedarf, um es zu zerstreuen, eines Wortes, um es zu heilen.

(Fortsetzung folgt.)

Lumperei. „Herr, Sie sind ein Lump!" sagte ein in der erſten Klasse Fahrender zu einem in der dritten Klasse.

„Schön! erwiederte der Geschimpfte. „Es ist zwischen uns nur der Unterschied: daß ich ein Lump dritter, Sie dagegen erſter Klasse sind.

Der Schrecken. „Denken's Ihnen, Frau Bas', was ich gestern Nachts für einen Schrecken gehabt hab!"

„Nun; ist doch nichts passirt?"

„Kommt mein Mann nüchtern nach Haus!

Naivität. Dienſtmagd. Madame, 's ischt Jemand drauße und will zu Ihne!

Frau. Wer ist es denn?

Magd. D'Frau Hofräthin Wurschtler.

Frau. Sage ihr, ich sei nicht zu Hause.

Magd. Ach, höret Se, Madame, dees trau' i mi nit z'sage; ganget Se doch 'naus und saget Se's selber!

Unerlaubte Selbſthülfe. Bube. Herr Distriktsarzt, mein Vater is g'storben, ich möchte den Todtenschein!

Distriktsarzt. Wer hat ihn behandelt?

Bube. D'Muter!

Arzt. (ungeduldig.) Ich will wissen, welchen Arzt ihr zu Hülfe gerufen habt?

Bube. Es hat ihm kein Doktor geholfen, er is selber gestorben!

Der zerſtreute Gelehrte. Profeſſor. „Da ich meine Schüler noch nicht recht dem Namen nach kenne, so werde ich Sie einzeln nach ihren Namen fragen. Müller, wie heißen Sie?"

Der
Chevalier von Maison-Rouge.

(Fortsetzung.)

XIII.

Der 31. Mai.

Am Morgen des bekannten 31. Mai, wo die Sturmglocke und der Generalmarsch von Tagesanbruch an erschollen, rückte das Bataillon des Faubourg Saint-Victor im Temple ein.

Bis alle die üblichen Förmlichkeiten vollzogen und die Posten vertheilt waren, sah man die Municipale vom Dienst ankommen und vier Kanonen wurden zur Verstärkung denjenigen beigefügt, welche man bereits am Thore des Temple aufgepflanzt hatte.

Zu gleicher Zeit mit den Kanonen kam Santerre mit seinen gelben, wollenen Epauletten und seinem Rocke, auf dem sich seine Vaterlandsliebe in großen Fettflecken sehen ließ.

Er ließ das Bataillon die Revue passiren, fand es in geeignetem Zustand und zählte sodann die Municipale, welche nur ihrer drei waren.

„Warum drei Municipale?“ fragte er, „und wer ist der schlechte Bürger, welcher fehlt.“

„Der Fehlende, Bürger General, ist kein Lauer,“ antwortete unser alter Bekannter Agricola; „denn es ist der Secretaire der Section Lepelletier, der Anführer der braven Thermopylen, der Bürger Maurice Lindey.“

„Gut, gut,“ versetzte Santerre, „ich muß wie Du den Patriotismus des Bürger Maurice Lindey anerkennen; dessen ungeachtet wird man ihn, wenn er in zehn Minuten nicht gekommen ist, auf die Liste der Abwesenden setzen.“

Und Santerre ging zu andern Dingen über.

Einige Schritte von dem General waren in dem Augenblick, wo er diese Worte sprach, ein Kapitän der Chasseurs und ein Soldat: der eine auf seine Flinte gestützt, der andere auf einer Kanone sitzend.

„Haben Sie gehört?“ sagte mit halber Stimme der Kapitän zu dem Soldaten, „Maurice ist noch nicht gekommen.“

„Ja, doch seien Sie unbesorgt, er wird kommen, wenn er nicht in einem Aufruhr begriffen ist.

„Wenn er nicht kommen könnte,“ versetzte der Kapitän, „würde ich Sie als Schildwache auf die Treppe stellen, und da sie ohne Zweifel auf den Thurm steigt, so können Sie ihr ein Wort sagen.“

In diesem Augenblick trat ein Mann ein, in welchem man an seiner dreifarbigen Schärpe einen Municipal erkannte: nur war dieser Mann dem Kapitän und dem Chasseur unbekannt; ihre Augen richteten sich auch sehr aufmerksam auf ihn.

„Bürger General,“ sprach der Eintretende, indem er sich an Santerre wandte, „ich bitte Dich, mich an der Stelle des Bürgers Maurice Lindey anzunehmen, der krank ist; hier ist das Zeugniß des Arztes; die Reihe der Wache käme in acht Tagen an mich; ich tausche mit ihm, in acht Tagen wird er den Dienst für mich thun, wie ich ihn heute für ihn thue.“

„Wenn der Capet und die Capettes in acht Tagen noch leben,“ versetzte einer von den Municipalen.

Santerre erwiederte den Scherz des Eifers mit einem kleinen Lächeln, dann wandte er sich gegen den Mandatar von Maurice um und sprach:

„Es ist gut, unterzeichne im Register am Platze von Maurice Lindey und trage bei der Colonne der Bemerkungen die Ursache dieser Vertauschung ein.“

Der Capitän und der Chasseur hatten sich mit freudigem Erstaunen angeschaut.

„In acht Tagen," sagten sie zu einander.

„Kapitän Dirmer," rief Santerre, „stellen Sie sich mit Ihrer Compagnie in den Garten."

„Kommen Sie, Morand," sprach der Kapitän zu seinem Gefährten.

Die Trommel erscholl und die Compagnie entfernte sich, geführt von dem Meister Rothgerber in der vorgeschriebenen Richtung.

Man stellte die Waffen in Pyramiden auf und die Compagnie trennte sich in Gruppen, welche nach ihrer Laune hin und her zu gehen anfingen.

Der Ort ihres Spazierganges war derselbe Garten, wo zur Zeit von Ludwig XVI. die königliche Familie zuweilen Luft geschöpft hatte. Dieser Garten war kahl, unfruchtbar, öde, und entbehrt völlig der Blumen, der Bäume und des Grüns.

Ungefähr fünf und zwanzig Schritte von demjenigen Theil der Mauer, der nach der Rue Porte-Foin ging, erhob sich eine Art von Hütte, welche die Vorsicht der Municipalität zur größeren Bequemlichkeit der im Temple aufgestellten Nationalgarden zu errichten gestattet hatte; diese Nationalgarden fanden hier an den Tagen des Aufruhrs, wo es hinauszugehen verboten war, zu essen und zu trinken. Die Direction dieser kleinen innern Schenke war ein Gegenstand sehr vielseitigen Strebens gewesen. Endlich hatte man die Concession einer vortrefflichen Patriotin, der Wittwe eines am 10. August getödteten Vorstädters gegeben, welche auf den Namen Frau Plumeau antwortete.

Diese kleine, aus Brettern und Kleberlehm gebaute Hütte lag mitten auf einer Rabatte, deren Grenze man noch an einer Hecke von Zwerchbuchs erkannte. Sie bestand aus einer einzigen Stube von etwa zwölf Fuß im Gevierte, unter welcher sich ein Keller ausdehnte, in den man auf Stufen hinabstieg, die nur plump aus der Erde ausgehauen waren. Hier verschloß die Wittwe Plumeau ihre Flüssigkeit und ihre Eßwaaren, über welchen sie und ihre Tochter, ein Kind von zwölf bis fünfzehn Jahren, abwechselnd wachten.

Kaum hatten die Nationalgarden ihren Bivouac bezogen, als sie, wie gesagt, die einen im Garten auf- und abzugehen, die andern mit den Aufsehern zu sprechen anfingen, während diese die Zeichnungen an der Mauer betrachteten, welche alle irgend einen patriotischen Gegenstand darstellten, zum Beispiel den gehenkten König mit der Inschrift: „Herr Veto nimmt ein Luftbad," oder den guillotinirten König mit der Inschrift: „Herr Veto spuckt in den Sack," und während jene wiederum Madame Plumeau Eröffnungen über ihre gastronomischen Absichten machten, wie sie ihnen ihr mehr oder minder starker Appetit eingab.

Unter der Zahl der Letzteren war der Kapitän und der Chasseur, wie wir schon bemerkt haben.

„Ah! Kapitän Dirmer, sagte die Wirthin, „ich habe herrlichen Wein von Saumur."

„Gut, Bürgerin Plumeau, doch der Wein von Saumur taugt, wenigstens meiner Ansicht nach, nichts ohne den Käse von Brie," erwiederte der Kapitän, der, ehe er dieses System aussprach, vorsichtig umhergeschaut und unter den verschiedenen Eßwaaren, welche stolz auf den Fächern der Schenke ausgebreitet lagen, die Abwesenheit der von ihm geschätzten Speise wahrgenommen hatte.

„Ah! mein Kapitän, das ist eine unleugbare Thatsache, doch das letzte Stück ist genommen worden."

„Dann: keinen Käse von Brie, keinen Wein von Saumur," versetzte der Kapitän, „und bemerke wohl, Bürgerin, der Verbrauch lohnte sich schon der Mühe, da ich die ganze Compagnie bewirthen wollte."

„Mein Kapitän, ich verlange fünf Minuten von Dir und hole bei dem Bürger Aufseher, der mit mir concurrirt und immer Vorrath hat; ich werde ihn ein wenig theurer bezahlen, doch Du bist ein zu guter Patriot, um mich nicht zu entschädigen."

„Ja, ja, gehe," antwortete Dirmer, „und wir werden mittlerweile in Deinen Keller hinabsteigen und uns selbst unsern Wein wählen."

„Thue, als ob Du zu Hause wärst, Kapitän."

Und die Wittwe lief aus Leibeskräften nach der Loge des Aufsehers, während

der Kapitän und der Chasseur mit einem Lichte versehen die Fallthüre aufhoben und in den Keller hinabstiegen.

„Gut!“ sagte Morand nach einer kurzen Untersuchung, „der Keller läuft in der Richtung der Rue Porte-Foin; er ist neun bis zehn Fuß tief und hat kein Mauerwerk.“

„Wie ist der Boden beschaffen?“ fragte Dirmer.

„Kreidenartiger Tuff. Es ist aufgearbeitete Erde: alle diese Gärten sind wiederholt umgewühlt worden und es giebt nirgends einen Felsen.“

„Geschwinde!“ rief Dirmer, „ich höre die Holzschuhe unserer Marketenterin; nehmen Sie zwei Flaschen Wein und lassen Sie uns wieder hinaufgehen.“

Es erschienen Beide an der Oeffnung der Fallthüre, als die Plumeau mit dem so dringend verlangten Briekäse zurückkehrte.

Hinter ihr kamen mehrere durch das gute Aussehen des berühmten Käses angelockte Chasseurs.

Dirmer machte die Honneurs: er bewirthete seine Compagnie mit ungefähr zwanzig Flaschen Wein, während der Bürger Morand von der Aufopferung von Curtius, von der Uneigennützigkeit von Fabricius und von der Vaterlandsliebe von Brutus und Cassius erzählte, lauter Geschichten, welche beinahe ebenso hoch geschätzt wurden, als der Käse von Brie und der Wein von Anjou, womit Dirmer die Chasseurs bewirthete, was nicht wenig besagen will.

Es schlug eilf Uhr. Um halb zwölf Uhr löste man die Wachen ab.

„Geht nicht gewöhnlich von zwölf Uhr bis ein Uhr die Oesterreicherin spazieren?“ fragte Dirmer Tison, der an der Hütte vorüberkam.

„Von zwölf bis ein Uhr, ganz richtig.“

Und er fing an zu singen:

„Madam' monte a sa tour,
Mironton, tonton, mirontaine.“*)

Dieser neue Spaß wurde mit einem allgemeinen Gelächter von den Nationalgarden aufgenommen.

Sogleich rief Dirmer die Leute von seiner Compagnie auf, welche von halb zwölf Uhr bis halb ein Uhr die Wache beziehen sollten, hieß das Frühstück beschleunigen und ließ Morand das Gewehr nehmen, um ihn, wie es verabredet war, in den letzten Stock des Thurmes, gerade in das Schilderhäuschen zu stellen, hinter dem Maurice sich am Tage verborgen hatte, wo er die Zeichen wahrgenommen, welche man der Königin von einem Fenster der Rue Porte Foin machte.

Wer Morand in dem Augenblick, wo er diesen sehr einfachen und sehr erwarteten Befehl erhielt, beobachtet haben würde, hätte ihn unter den langen Locken seiner schwarzen Haare erbleichen sehen können.

Plötzlich erschütterte ein dumpfer Lärmen die Höfe des Temple und man hörte es in der Ferne wie einen Orkan von Geschrei und Gebrülle.

„Was ist das?“ fragte Dirmer Tison.

„Oh! oh! das ist nichts; eine kleine Meuterei, die uns gern diese Schurken von Brissotins machen möchten, ehe sie nach der Guillotine gehen.“

Der Lärm wurde immer bedrohlicher, man hörte die Artillerie rasseln, und eine Truppe von tobenden Menschen kam am Temple vorüber und schrie:

„Es leben die Sectionen! Es lebe Henriot! Nieder mit den Brissotins! Nieder mit den Rolandisten! Nieder mit Madame Veto!“

„Gut, gut!“ sprach Tison, sich die Hände reibend, „ich will Madame Veto öffnen, damit sie sich ohne Hinderniß der Liebe erfreut, welche ihr Volk für sie hegt.“

„Oh! oh! Tison!“ rief eine furchtbare Stimme.

„Mein General?“ antwortete dieser, indem er rasch wieder stehen blieb.

„Heute kein Ausgang,“ sagte Santerre, „die Gefangenen werden ihr Zimmer nicht verlassen.“

Der Befehl ließ keine Einrede zu.

„Gut,“ sagte Tison, „das ist eine Mühe weniger.

*) Madame steigt auf den Thurm u. s. w.

Dirmer und Morand wechselten einen düsteren Blick; dann spazierten sie wartend, bis die Stunde der Wache, welche nun unnütz war, schlagen würde, beide scheinbar gleichgültig zwischen der Hütte und der nach der Rue Porte-Foin gehenden Mauer hin und her. Hier fing Morand an, die Entfernung zu messen, indem er geometrische Schritte, nämlich Schritte von drei Fuß, machte.

„Wie groß ist die Entfernung?" fragte Dirmer.

„Sechzig bis ein und sechzig Fuß," antwortete Morand.

„Wie viel Tage wird man brauchen?"

Morand dachte nach und zog auf dem Sande ein paar geometrische Linien, die er sogleich wieder verwischte.

„Man wird wenigstens sieben Tage brauchen," sagte er.

„Maurice ist in acht Tagen auf der Wache," flüsterte Dirmer. „Von heute bis in acht Tagen müssen wir nothwendig mit Maurice ausgesöhnt sein."

Es schlug zwölf Uhr. Morand nahm seufzend wieder sein Gewehr und löste, geführt von seinem Corporal, die Wache ab, welche auf der Plattform des Thurmes hin und her ging. (Fortsetzung folgt.)

Neueste Gedichte

von Heinrich Heine

(Aus Heine's „Neuesten Vermischten Schriften." Hamburg bei Hoffmann und Campe 1854.)

Wir haben dieses, Ende October in Deutschland erschienene, neueste Werk des genialen Dichters erhalten und beeilen uns, unsern Lesern einige Proben daraus vorzulegen, die sie gewiß nach dem Genusse des Ganzen lüstern machen werden. Die Vorrede dieses Buches „Geständnisse" betitelt, erschien einige Monate früher in französischer Sprache in der Pariser „Revue des deux mondes" und diese Vorrede, in der Heine mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht der Ironie und der Satyre die Frage der positiven Religionen, des Deismus und des Atheismus behandelt, hat handwerksschlauen Pfaffen und bornirten Litteraten-Stockfischen Anlaß gegeben, Heines angebliche Bekehrung vom Atheismus zum Glauben in alle Weltgegenden auszuposaunen. Können diese Leute nicht lesen? — oder wollen sie nicht verstehen? Die Pfaffen können lesen — aber sie wollen nicht verstehen, — und die Stockfische können nicht ein Mal lesen was auf den Zeilen steht, — geschweige, was zwischen ihnen verborgen ist. — Im Interesse der Ersteren haben die Augsburger „Sion" und die N. Y. Katholische Kirchenzeitung, aus diesen „Geständnissen" Heines, verstümmelte und gefälschte Bruchstücke veröffentlicht, Heines Bekehrung mit Jericho-Trompetenstößen verkündigt und ein Te Deum über diesen neuesten Sieg der Kirche über den Erbfeind angestimmt. Als Vertreter der Stockfische aber hat der Londoner Correspondent der N. Y. Staats-Zeitung, der Ex-Professor Savoye unsern Heine „eine alte Betschwester" genannt, die jetzt vor der unbefleckten Jungfrau auf den Knieen liege und flenne und bete. Es fällt uns nicht ein, Heine gegen solche Angriffe vertheidigen zu wollen, — wenn das eine Bekehrung ist, so wollen wir uns auch bekehren, — wir legen unsern Lesern einige der in dem ersten Bande, unmittelbar hinter den „Geständnissen" folgenden, reizend-schönen Gedichte vor und lassen sie selbst urtheilen. D. R.

Leib und Seele.

Die arme Seele spricht zum Leibe:
Ich laß nicht ab von dir, ich bleibe;
Bei dir — Ich will mit dir versinken
In Tod und Nacht, Vernichtung trinken!
Du warst ja stets mein zweites Ich,
Das liebevoll umschlungen mich,
Als wie ein Festkleid von Satin,
Gefüttert weich mit Hermelin —
Weh mir! jetzt soll ich gleichsam nackt,
Ganz ohne Körper, ganz abstract,
Hinlungern als ein sel'ges Nichts
Dort oben in dem Reich des Lichts,
In jenen kalten Himmelshallen,
Wo schweigend die Ewigkeiten wallen
Und mich angähnen — sie klappern dabei
Langweilig mit ihren Pantoffeln von Blei.

O das ist grauenhaft; o bleib',
Bleib' bei mir, du geliebter Leib!
Der Leib zur armen Seele spricht:
O tröste dich und gräm' dich nicht!
Ertragen müssen wir in Frieden
Was uns vom Schicksal ward beschieden.
Ich war der Lampe Docht, ich muß
Verbrennen; du, der Spiritus,
Wirst droben auserlesen sein
Zu leuchten als ein Sternelein
Vom reinsten Glanz—Ich bin nur Plunder,
Materie nur, wie morscher Zunder
Zusammensinkend, und ich werde,
Was ich gewesen, eitel Erde.
Nun lebe wohl und tröste dich!
Vielleicht auch amüsirt man sich
Im Himmel besser als du meinst.
Siehst du den großen Bären einst
Nicht (Meyer-Bär) im Sternensaal,
Grüß ihn von mir viel tausendmal!

Himmelfahrt.

Der Leib lag auf der Todtenbahr,
Jedoch die arme Seele war,
Entrissen irdischem Getümmel,
Schon auf dem Wege nach dem Himmel.
Dort klopft' sie an die hohe Pforte,
Und seufzte tief und sprach die Worte:
Sanct Peter, komm' und schließe auf!
Ich bin so müde vom Lebenslauf —
Ausruhen möcht' ich auf seidnen Pfühlen
Im Himmelreich, ich möchte spielen
Mit lieben Englein Blindekuh
Und endlich genießen Glück und Ruh!
Man hört Pantoffelgeklappe jetzund,
Auch klirrt es wie Schlüsselbund,
Und aus einem Gitterfenster am Thor
Sanct Peters Antlitz schaut hervor.
Er spricht: „Es kommen die Vagabunde,
Zigeuner, Polacken und Lumpenhunde,
Die Tagediebe, die Hottentotten —
Sie kommen einzeln und in Rotten,
Und wollen in den Himmel hinein
Und Engel werden und selig sein.
Holla! Holla! Für Galgengesichter
Von eurer Art, für solches Gelichter
Sind nicht erbaut die himmlischen Hallen
Ihr seid dem leidigen Satan verfallen.
Fort, fort von hier! und trollt euch schnelle
Zum schwarzen Pfuhle der ewigen Hölle"
So brummt der Alte, doch kann er nicht
Im Polterton verharren, er spricht
Gutmüthig am Ende die tröstenden Worte:
„Du arme Seele, zu jener Sorte
Halunken scheinst du nicht zu gehören —
Nu! Nu! Ich will deinen Wunsch gewähren,
Weil heute mein Geburtstag just
Und mich erweicht barmherzige Lust —
Nenn' mir daher die Stadt und das Reich,
Woher du bist; sag' mir zugleich,
Ob du vermählt warst? Eh'liches Dulden
Sühnt oft des Menschen ärgste Schulden;
Ein Eh'mann braucht nicht in der Hölle schmoren,
Ihn läßt man nicht warten vor Himmelsthoren."
Die Seele antwortet: Ich bin aus Preußen,
Die Vaterstadt ist Berlin geheißen.
Dort rieselt die Spree, und ihr Bette
Pflegen zu wässern die jungen Kadette;
Sie fließt gemüthlich über, wenn's regnet
Berlin ist auch eine schöne Gegend,
Dort bin ich Privatdocent gewesen,
Und hab' über Philosophie gelesen —
Mit einem Stiftsfräulein war ich vermählt,
Doch hat sie oft entsetzlich krakehlt,
Besonders wenn im Haus kein Brodt —
Drauf bin ich gestorben und bin jetzt todt.
Sanct Peter rief: „O weh! o weh!
Die Philosophie ist ein schlechtes Metier.
Wahrhaftig, ich begreife nie,
Warum man treibt Philosophie.
Sie ist langweilig und bringt nichts ein,
Und gottlos ist sie obendrein;
Da lebt man nur in Hunger und Zweifel,
Und endlich wird man geholt vom Teufel.
Gejammert hat wohl deine Kanturre
Oft über die magre Wassersuppe,
Woraus niemals ein Auge von Fett
Sie tröstend angelächelt hält —
Nun sei getrost, du arme Seele!
Ich habe zwar die strengsten Befehle,
Jedweden, der sich je im Leben
Mit Philosophie hat abgegeben,
Zumalen mit der gottlos deutschen,
Ich soll ihn schimpflich von hinten peitschen
Doch mein Geburtstag, wie gesagt,
Ist eben heut, und fortgejagt
Sollst du nicht werden, ich schließe dir auf
Das Himmelsthor, und jetzo lauf'
Geschwind herein —
„Jetzt bist du geborgen!
Den ganzen Tag vom frühen Morgen
Bis Abends spät, kannst du spazieren
Im Himmel herum, und träumend flaniren,
Auf edelsteingepflasterten Gassen.
Doch wisse, hier darfst du dich nie befassen
Mit Philosophie; du würdest mich
Compromittiren fürchterlich —

Hörst du die Engel singen, so schneide
Ein schiefes Gesicht verklärter Freude, —
Hat aber gar ein Erzengel gesungen,
Sei gänzlich von Begeistrung durchdrungen,
Und sag ihm, daß die Malibran
Niemals besessen solchen Sopran —
Auch applaudire immer die Stimm'
Der Cherubim und der Seraphim,
Vergleiche sie mit Signor Rubini,
Mit Mario und Tamburini —
Gieb ihnen den Titel von Excellenzen
Und knickre nicht mit Reverenzen.
Die Sänger, im Himmel wie auf Erden,
Sie wollen allo geschmeichelt werden —
Der Welteapellenmeister hier oben,
Er selbst sogar, hört gerne loben
Gleichfalls seine Werke, er hört es gern
Wenn man lobsinget Gott dem Herrn,
Und seinem Preis und Ruhm ein Psalm
Erklingt im dicksten Weihrauchqualm.

„Vergiß mich nicht. Wenn dir die Pracht
Des Himmels einmal Langweile macht,
So komm zu mir; dann spielen wir Karten.
Ich kenne Spiele von allen Arten,
Vom Lanzknecht bis zum König Pharao.
Wir trinken auch — Doch Apropos!
Begegnet dir von Ungefähr
Der liebe Gott, und fragt dich; woher
Du seiest? so sage nicht aus Berlin,
Sag' lieber aus München oder aus Wien."

Das Sclavenschiff.

1.

Der Supercargo Mynher van Koek
Sitzt rechnend in seiner Kajüte;
Er calculirt der Ladung Betrag
Und die probabeln Profite.

„Der Gummi ist gut, der Pfeffer ist gut,
Dreihundert Säcke und Fässer;
Ich habe Goldstaub und Elfenbein —
Die schwarze Waare ist besser.

„Sechshundert Neger tauschte ich ein
Spottwohlfeil am Senegalflusse.
Das Fleisch ist hart, die Sehnen sind stramm,
Wie Eisen vom besten Gusse.

„Ich hab' zum Tausche Branntewein,
Glasperlen und Stahlzeug gegeben;
Gewinne daran achthundert Procent,
Bleibt mir die Hälfte am Leben.

„Bleiben mir Neger dreihundert nur
Im Hafen von Rio-Janeiro,
Zahlt dort mir hundert Ducaten per Stück
Das Haus Gonzales Perreiro."

Da plötzlich wird Mynher van Koek
Aus seinen Gedanken gerissen;
Der Schiffschirurgius tritt herein,
Der Doctor van der Smissen.

Das ist eine klapperdürre Figur,
Die Nase voll rother Warzen —
Nun, Wasserfeldscherer, ruft van Koek,
Wie geht's meinen lieben Schwarzen?

Der Doctor dankt der Nachfrage und spricht:
„Ich bin zu melden gekommen,
Daß heute Nacht die Sterblichkeit
Bedeutend zugenommen.

„Im Durchschnitt starben täglich zwei,
Doch heute starben sieben,
Vier Männer, drei Frauen — Ich hab' den Verlust
Sogleich in die Kladde geschrieben.

„Ich inspicirte die Leichen genau;
Denn diese Schelme stellen
Sich manchmal todt, damit man sie
Hinabwirft in die Wellen.

„Ich nahm den Todten die Eisen ab;
Und wie ich gewöhnlich thue,
Ich ließ die Leichen werfen in's Meer
Des Morgens in der Fruhe.

„Es schossen alsbald hervor aus der Fluth
Haifische, ganze Heere,
Sie lieben so sehr das Negerfleisch;
Das sind meine Pensionaire.

„Sie folgten unseres Schiffes Spur,
Seit wir verlassen die Küste;
Die Bestien wittern den Leichengeruch,
Mit schnupperndem Fraßgelüste."

„Es ist possirlich anzusehn,
Wie sie nach den Todten schnappen!
Die faßt den Kopf, die faßt das Bein,
Die andern schlucken die Lappen.

„Ist alles verschlungen, dann tummeln sie sich
Vergnügt um des Schiffes Planken
Und glotzen mich an, als wollten sie
Sich für das Frühstück bedanken."

Doch seufzend fällt ihm in die Red'
Van Koek: Wie kann ich lindern
Das Uebel? wie kann ich die Progression
Der Sterblichkeit verhindern?

Der Doctor erwiedert: „Durch eigne Schuld
Sind viele Schwarze gestorben;
Ihr schlechter Odem hat die Luft
Im Schiffsraum so sehr verdorben.

„Auch starben viele durch Melancholie,
Dieweil sie sich tödtlich langweilen;
Durch etwas Luft, Musik und Tanz
Läßt sich die Krankheit heilen."

Da ruft van Koek. „Ein guter Rath!
Mein theurer Wasserfeldscherer
Ist klug wie Aristoteles,
Des Alexander's Lehrer.

„Der Präsident der Societät
Der Tulpenveredlung im Delfte
Ist sehr gescheit, doch hat er nicht
Von Eurem Verstande die Hälfte.

„Musik! Musik! Die Schwarzen soll'n
Hier auf dem Verdecke tanzen.
Und wer sich beim Hopsen nicht amüsirt,
Den soll die Peitsche kuranzen."

2.

Hoch aus dem blauen Himmelszelt
Viel tausend Sterne schauen,
Sehnsüchtig glänzend, groß und klug,
Wie Augen von schönen Frauen.

Sie blicken hinunter in das Meer,
Das weithin überzogen
Mit phosphorstrahlendem Purpurduft;
Wollüstig girren die Wogen.

Kein Segel flattert am Sclavenschiff,
Es liegt wie abgetakelt;
Doch schimmern Laternen auf dem Verdeck,
Wo Tanzmusik spektakelt.

Die Fiedel streicht der Steuermann,
Der Koch, der spielt die Flöte,
Ein Schiffsjung schlägt die Trommel dazu,
Der Doctor bläst die Trompete.

Wohl hundert Neger, Männer und Frau'n,
Sie jauchzen und hopsen und kreisen
Wie toll herum; bei jedem Sprung
Tactmäßig klirren die Eisen.

Sie stampfen den Boden mit tobender Lust,
Und manche schwarze Schöne
Umschlingt wollüstig den nackten Genoß —
Dazwischen ächzende Töne.

Der Büttel ist maitre des plaisirs,
Und hat mit Peitschenhieben
Die lässigen Tänzer stimulirt,
Zum Frohsinn angetrieben.

Und Dideldumdei und Schnedderedeng,
Der Lärm lockt aus den Tiefen
Die Ungethüme der Wasserwelt,
Die dort blödsinnig schliefen.

Schlaftrunken kommen geschwommen heran
Haifische, viele hundert;
Sie glotzen nach dem Schiffe hinauf,
Sie sind verdutzt, verwundert.

Sie merken, daß die Frühstückstund'
Noch nicht gekommen, und gähnen,
Aufsperrend den Rachen; die Kiefer sind
Bepflanzt mit Sägezähnen.

Und Dideldumdei und Schnedderedeng!
Es nehmen kein Ende die Tänze.
Die Haifische beißen vor Ungeduld
Sich selber in die Schwänze.

Ich glaube, sie lieben nicht die Musik,
Wie viele von ihrem Gelichter.
Traun keiner Bestie, die nicht liebt
Musik! sagt Albions großer Dichter.

Und Schnedderedeng und Dideldumdei!
Die Tänze nehmen kein Ende.
Am Fockmast steht Mynher van Koek
Und faltet betend die Hände:

„Um Christi willen verschone, o Herr,
Das Leben der schwarzen Sünder!
Erzürnten sie dich, so weißt du ja,
Sie sind so dumm wie die Kinder.

„Verschone ihr Leben um Christi will'n,
Der für uns alle gestorben!
Denn bleiben mir nicht dreihundert Stück,
So ist mein Geschäft verdorben."

Zum Lazarus.

1.

Laß die heil'gen Parabolen,
Laß die frommen Hypotheſen —
Suche die verdammten Fragen
Ohne Umſchweif uns zu löſen.

Warum ſchleppt ſich blutend, elend,
Unter Kreuzlaſt der Gerechte,
Während glücklich als ein Sieger
Trabt auf hohem Roß der Schlechte?

Woran liegt die Schuld? Iſt etwa
Unſer Herr nicht ganz allmächtig?
Oder treibt er ſelbſt den Unfug?
Ach, das wäre niederträchtig.

Alſo fragen wir beſtändig,
Bis man uns mit einer Handvoll
Erde endlich ſtopft die Mäuler —
Aber iſt das eine Antwort?

2.

Es hatte mein Haupt die ſchwarze Frau
Zärtlich an's Herz geſchloſſen;
Ach! meine Haare wurden grau,
Wo ihre Thränen gefloſſen.

Sie küßte mich lahm, ſie küßte mich krank
Sie küßte mir blind die Augen;
Das Mark aus meinem Rückgrat trank
Ihr Mund mit wildem Saugen.

Mein Leib iſt jetzt ein Leichnam, worin
Der Geiſt iſt eingekerkert —
Manchmal wird ihm unwirſch zu Sinn,
Er tobt und raſt und berſerkert.

Ohnmächtige Flüche! Dein ſchlimmſter Fluch
Wird keine Fliege tödten.
Ertrage die Schickung, und verſuch'
Gelinde zu flennen, zu beten.

3.

Wie langſam kriechet ſie dahin,
Die Zeit, die ſchauderhafte Schnecke!
Ich aber, ganz bewegungslos
Blieb ich hier auf demſelben Flecke.

In meine dunkle Zelle dringt
Kein Sonnenſtrahl, kein Hoffnungsſchimmer;
Ich weiß, nur mit der Kirchhofsgruft
Vertauſch' ich dies fatale Zimmer.

Vielleicht bin ich geſtorben längſt;
Es ſind vielleicht nur Spukgeſtalten
Die Phantaſieen, die des Nachts
Im Hirn den bunten Umzug halten.

Es mögen wohl Geſpenſter ſein,
Altheidniſch göttlichen Gelichters;
Sie wählen gern zum Tummelplatz
Den Schädel eines todten Dichters.

Die ſchaurig ſüßen Orgia,
Das nächtlich tolle Geiſtertreiben,
Sucht des Poeten Leichenhand
Manchmal am Morgen aufzuſchreiben.

4.

Einſt ſah ich viele Blumen blühen
An meinem Weg; jedoch zu faul,
Mich pflückend nieder zu bemühen,
Ritt ich vorbei auf ſtolzem Gaul.

Jetzt, wo ich todesſiech und elend,
Jetzt, wo geſchaufelt ſchon die Gruft,
Oft im Gedächtniß höhnend, quälend,
Spuckt der verſchmähten Blumen Duft.

Beſonders eine feuergelbe
Viole brennt mir ſtets im Hirn.
Wie reut es mich, daß ich dieſelbe
Nicht einſt genoß die tolle Dirn.

Mein Troſt iſt: Lethe's Waſſer haben
Noch jetzt verloren nicht die Macht,
Dag dumme Menſchenherz zu laben
Mit des Vergeſſens ſüßer Nacht.

(Fortſetzung folgt.)

Der

Chevalier von Maison-Rouge.

(Fortsetzung.)

XIV.

Aufopferung.

Am andern Tage, nachdem die von uns erzählten Scenen vorgefallen waren, nämlich am ersten Juni zehn Uhr Morgens saß Genevieve an ihrem gewöhnlichen Platze beim Fenster; sie fragte sich, warum die Tage so traurig für sie anfingen, warum diese Tage so langsam vergingen, warum sie den Abend, statt ihn mit Sehnsucht zu erwarten, nunmehr mit Angst erwartete.

Ihre Nächte besonders waren traurig; ihre Nächte waren früher so schön gewesen, diese Nächte, welche in Träumen vom vorhergehenden Tage und vom kommenden verliefen.

In diesem Momente fielen ihre Augen auf einen prachtvollen Kasten mit getigerten Nelken und mit rothen Nelken, welche sie seit dem Winter in dem kleinen Treibhause zog, wo Maurice gefangen gewesen war, um sie in ihrem Zimmer blühen zu lassen.

Maurice hatte sie dieselben in diesem Kasten von Mahagoniholz, in welchem sie eingeschlossen waren, pflegen gelehrt; sie hatte sie begossen, gesäubert, selbst mit Stäben versehen, während Maurice da gewesen war; denn wenn er am Abend kam, gefiel sie sich darin, ihm die Fortschritte zu zeigen, welche in Folge ihrer schwesterlichen Sorge die reizenden Blumen in der Nacht gemacht hatten. Doch seitdem Maurice zu kommen aufgehört, waren die armen Nelken vernachlässigt worden, und in Ermangelung von Fürsorge und Erinnerung blieben die verschmachteten Knospen leer und neigten sich vergebend über ihre Ballustrade hinaus, auf welche sie halb verwelkt herabfielen.

Genevieve begriff bei diesem Anblick den Grund ihrer eigenen Traurigkeit. Sie sagte sich, es sei mit den Blumen wie mit gewissen Freundschaften, die man hegt, die man leidenschaftlich pflegt und anbaut und die dann das Herz erblühen machen. Dann schneidet eines Morgens eine Laune oder ein Unglück die Freundschaft an ihrer Wurzel ab und das Herz, das diese Freundschaft belebte, zieht sich verschmachtend und verwelkt zusammen.

Die junge Frau empfand die furchtbare Bangigkeit ihres Herzens; das Gefühl, das sie hatte bekämpfen wollen, das sie zu besiegen gehofft, sträubte sich in ihrem Innersten und schrie mehr als je, es würde nur mit diesem Herzen sterben; dann hatte sie einen Augenblick der Verzweiflung, denn sie fühlte, daß ihr der Kampf immer unmöglicher wurde: sie neigte sachte das Haupt, küßte eine von den verwelkten Knospen und weinte.

Ihr Gatte trat in dem Augenblick bei ihr ein, wo sie ihre Thränen trocknete.

Doch Dirmer war seinerseits so sehr von seinen eigenen Gedanken in Anspruch genommen, daß er die schmerzliche Krise nicht errieth, welche seine Frau durchgemacht hatte, und er schenkte der verrathenden Röthe ihrer Augenlieder keine Aufmerksamkeit.

Allerdings erhob sich Genevieve rasch, als sie ihren Gatten erblickte, und lief ihm entgegen, so daß sie dem Fenster den Rücken in der Halbtinte zuwandte.

„Nun?“ sagte sie.

„Nichts Neues; es ist unmöglich, sich ihr zu nähern, unmöglich sogar, ihr etwas zukommen zu lassen, unmöglich sogar, sie zu sehen.“

„Wie!“ rief Genevieve, „bei all dem Lärmen, der in Paris stattgefunden hat.“

„Ei? gerade dieser Lärmen hat das Mißtrauen der Wächter verdoppelt; sie be-

fürchteten, man würde die allgemeine Aufregung benützen, um einen Versuch auf den Temple zu machen, und in dem Augenblick, wo Ihre Majestät auf die Plattform steigen sollte, wurde von Santerre der Befehl gegeben, weder die Königin, noch Madame Elisabeth, noch die junge Prinzessin aus ihrem Zimmer zu lassen."

„Armer Chevalier! er muß sehr betrübt gewesen sein."

„Er war in Verzweiflung, als er sah, daß diese Chance uns entging, und erbleichte dergestalt, daß ich ihn fortzog, aus Furcht, er könnte sich verrathen."

„Aber," fragte schüchtern Genevieve, „aber war denn im Temple kein Ihnen bekannter Municipal?"

„Es sollte einer dort sein, doch er ist nicht gekommen."

„Wer?"

„Der Bürger Maurice Lindey," erwiederte Dirmer mit einem Ton, den er gleichgültig zu machen bemüht war.

„Und warum ist er nicht gekommen?" fragte ihrerseits Genevieve, welche sich auf dieselbe Weise gegen sich anstrengte.

„Er war krank."

„Krank?"

„Ja, und zwar ziemlich schwer, da er, der Ihnen bekannte Patriot, sich genöthigt sah, seine Reihe einem Andern abzutreten."

„Das ist ärgerlich."

„Oh! mein Gott! wäre er auch da gewesen, Genevieve," versetzte Dirmer, „das hätte uns eben so wenig genützt. Nun, da wir entzweit sind, würde er es vielleicht vermieden haben, mit ihr zu sprechen."

„Ich glaube, mein Freund, Sie übertreiben die ernste Lage der Dinge. Es kann eine Laune von Maurice sein, nicht mehr hieherzukommen, er kann wichtige Gründe haben, Sie nicht mehr zu sehen; doch er ist darum nicht unser Feind. Die Kälte schließt die Höflichkeit nicht aus, und wenn er Sie hätte auf sich zukommen sehen; so würde er, davon bin ich fest überzeugt, die Hälfte des Weges gemacht haben."

„Genevieve," sprach Dirmer, für das, was wir von Maurice erwarteten, würde es mehr als der Höflichkeit bedürfen, und es war nicht zu viel an einer wahren und tiefen Freundschaft. Diese Freundschaft ist gebrochen und wir haben von dieser Seite keine Hoffnung mehr."

Und er stieß einen tiefen Seufzer aus, während seine gewöhnlich so ruhige Stirne sich traurig faltete.

„Doch wenn Sie glauben, daß Maurice für Ihre Pläne so nöthig ist . . ." versetzte schüchtern Genevieve.

„Ja, ich verzweifle daran, sie ohne ihn gelingen zu sehen."

„Warum versuchen Sie denn nicht einen neuen Schritt bei dem Bürger Lindey?"

Es kam ihr vor, als dürfte der Ton ihrer Stimme, wenn sie den jungen Mann bei seinem Familiennamen nennen würde, minder zärtlich sein, als wenn sie seinen Taufnamen ausspräche.

„Nein," erwiederte Dirmer den Kopf schüttelnd, „nein, ich habe Alles gethan, was ich thun konnte; ein neuer Schritt würde seltsam erscheinen und müßte nothwendig bei ihm Verdacht erregen; nein; und dann hören Sie, Genevieve, ich sehe weiter als Sie in dieser ganzen Angelegenheit: es ist eine Wunde tief im Herzen von Maurice."

„Eine Wunde?" fragte Genevieve sehr erschüttert. „Ei, mein Gott! was wollen Sie damit sagen? Sprechen Sie, mein Freund!"

„Ich will damit sagen, und Sie sind davon überzeugt, wie ich, Genevieve, daß unser Bruch mit dem Bürger Lindey auf etwas mehr, als auf einer Laune beruht."

„Und was schreiben Sie denn diesen Bruch zu?"

„Dem Stolze vielleicht," sprach Dirmer rasch.

„Dem Stolze? . . ."

„Ja, er that uns, wenigstens seiner Meinung nach, Ehre an, dieser gute Bürger von Paris, dieser Halbaristokrat des Beamtenstandes, der seine Empfindlichkeiten unter seinem Patriotismus beibehalten hat, er that uns Ehre an, dieser in seinem

Club, in seiner Section, in seiner Municipalität allmächtige Republikaner, indem er seine Freundschaft Lederfabrikanten schenkte. Vielleicht sind wir zu wenig zuvorkommend gegen ihn gewesen? vielleicht haben wir uns vergessen?"

„Doch wenn wir zu wenig zuvorkommend gewesen sind, wenn wir uns vergessen haben, so gleicht, wie mir scheint, der Schritt, den Sie gemacht, Alles aus."

„Ja, vorausgesetzt, daß das Unrecht von meiner Seite gekommen wäre, wenn es aber im Gegentheil von Ihnen kam . . ."

„Von mir? Wie soll ich ein Unrecht gegen Herrn Maurice begangen haben?" sprach Genevieve erstaunt.

„Ei! wer weiß? bei einem solchen Charakter: haben Sie ihn nicht selbst, und zwar zuerst, der Laune beschuldigt? Hören Sie, Genevieve, ich komme auf meinen ersten Gedanken zurück, Sie hatten Unrecht, Maurice nicht zu schreiben."

„Ich!" rief Genevieve, „können Sie dergleichen denken?"

„Ich denke es nicht nur," antwortete Dirmer, „sondern seit den drei Wochen, die der Bruch dauert, habe ich sogar sehr viel daran gedacht."

„Und?" fragte Genevieve schüchtern.

„Und ich betrachte diesen Schritt als unerläßlich."

„Oh!" rief Genevieve, „nein, nein, Dirmer, fordern Sie das nicht von mir."

„Sie wissen, Genevieve, daß ich nie etwas von Ihnen fordere, ich bitte Sie nur; verstehen Sie mich wohl, ich bitte Sie, an den Bürger Maurice zu schreiben."

„Aber . . ." versetzte Genevieve.

„Hören Sie, sprach Dirmer, sie unterbrechend: „entweder sind ernste Ursachen zum Streite zwischen Ihnen und Maurice vorhanden, denn über mein Benehmen hat er sich nie beklagt, oder Ihre Zwistigkeit mit ihm rührt von einer Kinderei her.

Genevieve antwortete nicht.

„Rührt diese Zwistigkeit von einer Kinderei her, so wäre es thöricht von Ihnen sie in Ewigkeit auszudehnen, hat sie einen ernsten Beweggrund, so dürfen wir, auf dem Punkte wo wir stehen, begreifen Sie das wohl, weder mehr mit unserer Würde, noch mit unserer Eitelkeit rechnen. Glauben Sie mir, wir wollen einen Streit von jungen Leuten nicht mit unermeßlichen Interessen in die Wagschale legen. Ueberwinden Sie sich, schreiben Sie ein Wort an den Bürger Lindey, und er wird wiederkommen."

Genevieve dachte einen Augenblick nach und erwiederte dann:

„Aber könnte man denn nicht ein minder compromittirendes Mittel finden, um das gute Einverständniß zwischen Ihnen und Herrn Maurice wiederherzustellen?"

„Compromittirend, sagen Sie? Mir scheint, das ist im Gegentheil ein ganz natürliches Mittel."

„Nicht für mich, mein Freund."

„Sie sind sehr hartnäckig, Genevieve."

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie dies wenigstens zum ersten Male an mir bemerken."

Dirmer, der seit einigen Augenblicken sein Sacktuch in seinen Händen zerknitterte, wischte seine schweißbedeckte Stirne ab und sprach:

„Ja, und gerade deßhalb vermehrt sich mein Erstaunen."

„Mein Gott!" versetzte Genevieve, „ist es möglich, Dirmer, daß Sie die Ursachen meines Widerstandes nicht begreifen und mich zum Sprechen zwingen wollen!"

Und sie ließ schwach und wie zum Aeußersten zu getrieben, ihren Kopf auf ihre Brust sinken, ihre Arme an den Seiten herabfallen.

Dirmer schien sich gewaltig gegen sich selbst anzustrengen, nahm Genevieve bei der Hand, nöthigte sie, den Kopf emporzuheben, schaute ihr in die Augen und brach in ein Gelächter aus, das Genevieve sehr gezwungen vorgekommen sein müßte, wenn sie in diesem Augenblick minder erschüttert gewesen wäre.

„Ich sehe, „was es ist," sagte er; „in der That, Sie haben Recht. Ich war blind. Mit all Ihrem Geiste, Genevieve, mit all Ihrer Erhabenheit sind Sie einer Alltäglichkeit unterlegen. Sie haben befürchtet, Maurice könnte in Sie verliebt werden."

Genevieve fühlte, wie eine tödtliche Kälte in ihr Herz drang. Diese Ironie ihres

Gatten in Beziehung auf die Liebe, welche Maurice für sie hegte, auf eine Liebe, deren Heftigkeit sie, so wie den Charakter des jungen Mannes kannte, zu schätzen wußte, auf eine Liebe endlich, welche sie, ohne es sich anders als durch dumpfe Gewissensbisse gestanden zu haben, selbst in der Tiefe ihres Herzens theilte, diese Ironie versteinerte sie. Sie hatte nicht die Kraft, zu schauen. Sie fühlte, daß es ihr unmöglich wäre, zu antworten.

„Nicht wahr, ich habe errathen?" versetzte Dirmer, „Nun wohl, beruhigen sich, Genevieve, ich kenne Maurice; es ist ein wilder Republikaner, der keine andere Liebe in seinem Herzen hegt, als die für das Vaterland."

„Mein Herr, sind Sie dessen, was Sie sagen, gewiß!" sprach Genevieve.

„Allerdings," erwiederte Dirmer; „wenn Maurice Sie liebte, so hätte er, statt sich mit mir zu entzweien, die Zuvorkommenheit gegen denjenigen verdoppelt, welchen zu hintergehen in seinem Interesse lag. Liebte Sie Maurice, so würde er nicht so leicht auf den Titel eines Hausfreundes, mit dessen Hülfe man gewöhnlich solche Verrätherein bedeckt, verzichtet haben."

„Ich bitte Sie," rief Genevieve, „scherzen Sie nicht über dergleichen Dinge."

„Ich scherze nicht, Madame, ich sage Ihnen nur, daß Maurice Sie nicht liebt."

„Und ich," rief Genevieve erröthend, „ich sage Ihnen, daß Sie sich täuschen."

„Dann ist Maurice, der die Kraft gehabt hat, sich eher zu entfernen, als das Vertrauen seines Wirthes zu hintergehen, ein ehrlicher Mann; die ehrlichen Leute aber sind selten, Genevieve, und man kann nicht zu viel thun, um sie zu sich zurückzuführen, wenn sie sich entfernt haben. Genevieve, nicht wahr, Sie werden an Maurice schreiben?"

„Oh, mein Gott!" sprach die junge Frau.

Und sie ließ ihr Haupt in ihre Hände fallen; denn derjenige, auf welchen sie sich im Augenblick der Gefahr zu stützen gehofft hatte, entging ihr gänzlich und stürzte sie niederwärts, statt sie zurückzuhalten.

Dirmer schaute sie ein paar Secunden lang an, suchte dann zu lächeln und sprach:

„Auf, meine liebe Freundin, keine Frauenteufeleien; will Maurice wieder anfangen, Ihnen eine gute Erklärung zu machen, so lachen Sie über die zweite, wie Sie über die erste gelacht haben. Ich kenne Sie, Genevieve, Sie sind ein würdiges, edles Herz. Ich bin Ihrer sicher."

„Oh!" rief Genevieve, indem sie sich so niedergleiten ließ, daß eines ihrer Kniee die Erde berührte; „o mein Gott! wer kann der Andern sicher sein, da Niemand seiner selbst sicher ist."

Dirmer wurde bleich, als ob all sein Blut zum Herzen zurückfloße.

„Genevieve," sprach er, „ich habe Unrecht gehabt, Sie alle Qualen durchmachen zu lassen, die Sie so eben ausgestanden. Ich hätte Ihnen sogleich sagen müssen: Genevieve, wir leben in der Zeit großer Opfer; Genevieve, ich habe der Königin, unserer Wohlthäterin, nicht nur meinen Arm, nicht nur meinen Kopf, sondern auch meine Glückseligkeit geweiht. Andere werden ihr ihr Leben geben; ich werde mehr thun, ich werde meine Ehre auf das Spiel setzen; und geht meine Ehre unter, so ist es nur eine Thräne mehr in den Ocean der Schmerzen, der Frankreich zu verschlingen sich anschickt. Doch meine Ehre wagt nichts, wenn sie unter der Obhut einer Frau wie meine Genevieve steht."

Zum ersten Male hatte sich Dirmer ganz geoffenbart.

Genevieve erhob das Haupt, heftete auf ihn ihre Augen voll Verwunderung, stand langsam auf, gab ihm ihre Stirne zu küssen und sprach:

„Sie wollen es?"

Dirmer machte ein bejahendes Zeichen.

„So dictiren Sie," sagte sie und nahm eine Feder.

„Nein, nein," entgegnete Dirmer „es ist genug damit, daß man diesen würdigen jungen Mann braucht, vielleicht mißbraucht, und da er sich mit uns in Folge eines Briefes, den er von Genevieve empfängt, aussöhnen wird, so soll dieser Brief auch wirklich von Genevieve und nicht von Herrn Dirmer sein."

Dirner küßte seine Frau zum zweiten Male auf die Stirne, dankte ihr und entfernte sich.

Dann schrieb Genevieve zitternd:

„Bürger Maurice,

„Sie wissen, wie sehr Sie meine Gatte liebte. Haben drei Wochen der Trennung, die uns wie ein Jahrhundert vorgekommen sind, gemacht, daß Sie ihn vergessen? Kommen Sie, wir erwarten Sie; Ihre Rückkehr wird für uns ein wahres Fest sein.

Genevieve.

(Fortsetzung folgt.)

Neueste Gedichte
von Heinrich Heine.

Zum Lazarus.
(Fortsetzung.)

5.

Ich sah sie lachen, sah sie lächeln,
Ich sah sie ganz zu Grunde gehn;
Ich hört' ihr Weinen und ihr Röcheln,
Und habe ruhig zugesehn.

Leidtragend folgt' ich ihren Särgen,
Und bis zum Kirchhof ging ich mit;
Hernach, ich will es nicht verbergen,
Speist' ich zu Mittag mit Appetit.

Doch jetzt auf einmal mit Betrübniß
Denk' ich der längstverstorb'nen Schaar;
Wie lodernd plötzliche Verliebniß,
Stürmt's auf im Herzen wunderbar!

Besonders sind es Julchens Thränen,
Die im Gedächtniß rinnen mir;
Die Wehmuth wird zu wildem Sehnen,
Und Tag und Nacht ruf' ich nach ihr! —

Oft kommt zu mir die todte Blume
Im Fiebertraum; alsdann zu Muth
Ist mir, als böte sie posthume
Gewährung meiner Liebesgluth.

O zärtliches Phantom, umschließe
Mich fest und fester, deinen Mund
Drück ihn auf meinen Mund — versüße
Die Bitterniß der letzten Stund!

6.

Du war'st ein blondes Jungfräulein, so artig,
So niedlich und so kühl — vergebens harrt' ich
Der Stunde, wo dein Herze sich erschlösse,
Und sich daraus Begeisterung ergösse —

Begeisterung für jene hohen Dinge,
Die zwar Verstand und Prosa achten g'ringe,
Für die jedoch die Edlen, Schönen, Guten
Auf dieser Erde schwärmen, leiden, bluten.

Am Strand des Rheins, wo Rebenhügel ragen,
Ergingen wir uns einst in Sommertagen.
Die Sonne lachte; aus den liebevollen
Kelchen der Blumen Wohlgerüche quollen.

Die Purpurnelken u. die Rosen sandten
Uns rothe Küsse, die wie Flammen brannten.
Im kümmerlichsten Gänseblümchen schien
Ein ideales Leben aufzublühn.

Du aber gingest ruhig neben mir,
Im weißen Atlaskleid, voll Zucht u. Zier,
Als wie ein Mädchenbild gemalt von Netscher;
Ein Herzchen im Corset wie'n kleiner Gletscher.

7.

Vom Schöppenstuhle der Vernunft
Bist du vollständig freigesprochen;
Das Urtheil sagt: die Kleine hat
Durch Thun und Reden nichts verbrochen.

Ja, stumm und thatlos standest du,
Als mich verzehrten tolle Flammen —
Du schürtest nicht, du sprachst kein Wort,
Und doch muß dich mein Herz verdammen.

In meinen Träumen jede Nacht
Klagt eine Stimme, die bezichtet
Des bösen Willens dich, und sagt,
Du habest mich zu Grund gerichtet.

Sie bringt Beweis und Zeugniß bei,
Sie schleppt ein Bündel von Urkunden;
Jedoch am Morgen, mit dem Traum,
Ist auch die Klägerin verschwunden.

Sie hat in meines Herzens Grund
Mit ihren Acten sich geflüchtet —
Nur eins bleibt im Gedächtniß mir,
Das ist: ich bin zu Grund gerichtet.

8.

Ein Wetterstrahl, beleuchtend plötzlich
Des Abgrunds Nacht, war mir dein Brief;
Er zeigte blendend hell, wie tief
Mein Unglück ist, wie tief entsetzlich.

Selbst dich ergreift ein Mitgefühl!
Dich, die in meines Lebens Bildniß
So schweigsam standest, wie ein Bildniß,
Das marmorschön und marmorkühl.

O Gott, wie muß ich elend sein!
Denn sie sogar beginnt zu sprechen,
Aus ihrem Auge Thränen brechen,
Der Stein sogar erbarmt sich mein!

Erschüttert hat mich, was ich sah!
Auch du erbarm dich mein und spende
Die Ruhe mir, o Gott, und ende
Die schreckliche Tragödia.

9.

Die Gestalt der wahren Sphynx
Weicht nicht ab von der des Weibes;
Faselei ist jener Zusatz
Des betatzten Löwenleibes.

Todesdunkel ist das Räthsel
Dieser wahren Sphynx. Es hatte
Kein so schweres zu errathen
Frau Jokastens Sohn und Gatte.

Doch zum Glücke kennt sein eignes
Räthsel nicht das Frauenzimmer;
Spräch' es aus das Lösungswort,
Fiele diese Welt in Trümmer.

10.

Es sitzen am Kreuzweg drei Frauen,
Sie grinsen und spinnen,
Sie seufzen und sinnen;
Sie sind gar häßlich anzuschauen.

Die erste trägt den Rocken,
Sie dreht die Fäden,
Befeuchtet jeden:
Deshalb ist die Hängelippe so trocken.

Die zweite läßt tanzen die Spindel.
Das wirbelt im Kreise,
In drolliger Weise;
Die Augen der Alten sind roth [illegible]

Es hält die dritte Parze
In Händen die Scheere,
Sie summt Miserere;
Die Nase ist spitz, drauf sitzt eine Warze.

O spute dich und zerschneide
Den Faden, den bösen,
Und laß mich genesen
Von diesem schrecklichen Lebensleide!

11.

Mich locken nicht die Himmelsauen
Im Paradies, im sel'gen Land;
Dort sind' ich keine schönre Frauen
Als ich bereits auf Erden fand.

Kein Engel mit den feinsten Schwingen
Könnt' mir ersetzen dort mein Weib;
Auf Wolken sitzend Psalmen singen,
Wär' auch nicht just mein Zeitvertreib.

O Herr! ich glaub', es wär das Beste,
Du ließest mich in dieser Welt;
Heil' nur zuvor mein Leibgebreste,
Und sorge auch für etwas Geld.

Ich weiß, es ist voll Sünd' und Laster
Die Welt; jedoch ich bin einmal
Gewöhnt, auf diesem Erdpechpflaster
Zu schlendern durch das Jammerthal.

Geniren wird das Weltgetreibe
Mich nie, denn selten geh' ich aus;
In Schlafrock und Pantoffeln bleibe
Ich gern bei meiner Frau zu Haus.

Laß mich bei ihr! Hör' ich sie schwatzen.
Trinkt meine Seele die Musik
Der holden Stimme mit Ergötzen
So treu und ehrlich ist ihr Blick!

Gesundheit nur und Geldzulage
Verlang' ich, Herr! O laß mich froh
Hinleben noch viel schöne Tage
Bei meiner Frau im statu quo!

Guter Rath.

Laß dein Grämen und Dein Schämen!
Werbe keck und fordre laut,
Und man wird sich dir bequemen,
Und du führest heim die Braut.

Wirf dein Gold den Musikanten,
Denn die Fiedel macht das Fest;
Küsse deine Schwiegertanten,
Denkst du gleich: Hol' euch die Pest!

Rede gut von einem Fürsten
Und nicht schlecht von einer Frau;
Knickre nicht mit deinen Würsten,
Wenn du schlachtest eine Sau.

Ist die Kirche dir verhaßt, Thor,
Desto öfter geh' hinein;
Zieh' den Hut ab vor dem Pastor,
Schick' ihm auch ein Fläschchen Wein.

Fühlst du irgendwo ein Jücken,
[illegible]ätze dich als Ehrenmann;
[illegible] dich deine Schuhe drücken,
[illegible] so zieh' Pantoffeln an.

Hat versalzen dir die Suppe
Deine Frau, bezähm' die Wuth,
Sag' ihr lächelnd: Süße Puppe,
Alles was du kochst, ist gut.

Trägt nach einem Shawl Verlangen
Deine Frau, so kauf' ihr zwei;
Kauf' ihr Spitzen, goldne Spangen
Und Juwelen noch dabei.

Wirst du diesen Rath erproben,
Dann, mein Freund! genießest du
Einst das Himmelreich dort oben,
Und du hast auf Erden Ruh'.

Schnappbahn und Schnappbenne.

Derweilen auf dem Lotterbette
Mich Laura's Arm umschlang — der Fuchs,
Ihr Herr Gemahl, aus meiner Buchs
Stibitzt er mir die Bankbillete.

Da steh' ich nun mit leeren Taschen!
War Laura's Kuß gleichfalls nur Lug?
Ach! Was ist Wahrheit? Also frug
Pilat und thät die Händ' sich waschen.

Die böse Welt, die so verdorben,
Verlaß ich bald, die böse Welt.
Ich merke, hat der Mensch kein Geld,
So ist der Mensch schon halb gestorben.

Nach Euch, Ihr ehrlich reinen Seelen,
Die Ihr bewohnt das Reich des Lichts,
Sehnt sich mein Herz. Dort braucht Ihr nichts,
Und braucht deshalb auch nicht zu stehlen.

Hans ohne Land.

Leb wohl, mein Weib, sprach Hans ohne Land,
Mich rufen hohe Zwecke;
Ein andres Waidwerk harret mein,
Ich schieße jetzt andre Böcke.

Ich laß dir mein Jagdhorn zurück, du kannst
Mit Tuten, wenn ich entfernet,
Die Zeit vertreiben; du hast ja zu Haus
Das Posthorn blasen gelernet.

Ich laß dir auch meinen Hund zurück,
Daß er die Burg behüte;
Mich selbst bewache mein deutsches Volk
Mit pudeltreuem Gemüthe.

Sie bieten mir an die Kaiserkron',
Die Liebe ist kaum zu begreifen;
Sie tragen mein Bild in ihrer Brust
Und auf den Tabackspfeifen.

Ihr Deutschen seid ein großes Volk,
So simpel und doch so begabet!
Man sieht Euch wahrhaftig nicht an, daß Ihr
Das Pulver erfunden habet.

Nicht Kaiser, Vater will ich Euch sein,
Ich werde Euch glücklich machen —
O schöner Gedanke! er macht mich so stolz,
Als wär' ich die Mutter der Gracchen.

Nicht mit dem Verstand, nein, mit dem Gemüth
Will ich mein Volk regieren;
Ich bin kein Diplomaticus
Und kann nicht politisiren.

Ich bin ein Jäger, ein Mensch der Natur
Im Walde aufgewachsen
Mit Gemsen und Schnepfen, mit Rehbock und Sau,
Ich mache nicht Worte, nicht Faren.

Ich ködre durch keine Proclamation,
Durch keinen gedruckten Lockwisch;
Ich sage: Mein Volk, es fehlt der Lachs,
Begnüge dich heut mit dem Stockfisch.

Gefall' ich dir nicht als Kaiser, so nimm
Den ersten besten Lausangel.
Ich habe zu essen auch ohne dich,
Ich litt in Tyrol nicht Mangel.

So red' ich; doch jetzt, mein Weib, leb' wohl!
Ich kann nicht länger weilen;
Des Schwiegervaters Postillon
Erwartet mich schon mit den Gäulen.

Reich mir geschwind die Reisemütz'
Mit dem schwarz-roth-goldnen Bande —
Bald siehst du mich mit dem Diadem
Im alten Kaiser-Gewande.

Bald schaust du mich in dem Pluvial,
Dem Purpurtalar, dem schönen,
Den weiland dem Kaiser Otto geschenkt
Der Sultan der Sarazenen.

Darunter trag ich die Dalmatica,
Worin gestickt mit Juwelen
Ein Zug von fabelhaftem Gethier,
Von Löwen und Kameelen.

Ich trage die Stola auf der Brust,
Die ist gezieret bedeutsam
Mit schwarzen Adlern im gelben Grund;
Die Tracht ist äußerst kleidsam.

Leb wohl! Die Nachwelt wird sagen, daß ich
Verdiente, die Krone zu tragen —
Wer weiß? Die Nachwelt wird vielleicht
Halt gar nichts von mir sagen.

Die Audienz.

(Eine alte Fabel.)

Ich laß nicht die Kindlein, wie Pharao,
Ersäufen im Nilstrommasser;
Ich bin auch kein Herodestyrann,
Kein Kinderabschlachtenlasser.

Ich will, wie einst mein Heiland that,
Am Anblick der Kinder mich laben;
Laß zu mir kommen die Kindlein, zumal
Das große Kind aus Schwaben.

So sprach der König; der Kämmerer lief,
Und kam zurück und brachte
Herein das große Schwabenkind,
Das seinen Diener machte.

Der König sprach: Du bist wohl ein Schwab?
Das ist just keine Schande.
Gerathen! erwiedert der Schwab', ich bin
Geboren im Schwabenlande.

Stammst du von den sieben Schwaben ab?
Frug jener. Ich thu abstammen
Nur von einem einz'gen, erwiedert der Schwab',
Doch nicht von allen zusammen.

Der König frug ferner: Sind dieses Jahr
Die Knödel in Schwaben gerathen?
Ich danke der Nachfrag', antwortet der Schwab',
Sie sind sehr gut gerathen.

Habt ihr noch große Männer? frug
Der König. Im Augenblicke
Fehlt es an großen, erwiedert der Schwab',
Wir haben jetzt nur dicke.

Hat Menzel, frug weiter der König, seitdem
Noch viel Maulschellen erhalten?
Ich danke der Nachfrag', erwiedert der Schwab',
Er hat noch genug an den alten.

Der König sprach: Du bist nicht so dumm,
Als wie du aussiehst, mein Holder
Das kommt, erwiedert der Schwab', weil mich
In der Wiege vertauscht die Kobolder.

Der König sprach: Es pflegt der Schwab'
Sein Vaterland zu lieben —
Nun sage mir, was hat dich fort
Aus deiner Heimath getrieben?

Der Schwabe antwortet: Tagtäglich gab's
Nur Sauerkraut und Rüben;
Hätt' meine Mutter Fleisch gekocht,
So wär' ich dort geblieben.

Erbitte dir eine Gnade, sprach
Der König. Da kniete nieder
Der Schwabe und rief: O geben Sie, Sire,
Dem Volke die Freiheit wieder!

Der Mensch ist frei, es hat die Natur
Ihn nicht geboren zum Knechte —
O geben Sie, Sire, dem deutschen Volk
Zurück seine Menschenrechte!

Der König stand erschüttert tief —
Es war eine schöne Scene; —
Mit seinem Rockärmel wischte sich
Der Schwab' aus dem Auge die Thräne.

Der König sprach endlich: Ein schöner Traum! —
Leb wohl, und werde gescheiter;
Und da du ein Somnambülericht,
So geb' ich dir zwei Begleiter,

Zwei fuchre Gendarmen, die sollen dich
Bis an die Grenze führen —
Leb wohl! ich muß zur Parade gehn,
Schon hör' ich die Trommel rühren.

So hat die rührende Audienz
Ein rührendes Ende genommen.
Doch ließ der König seitdem nicht mehr
Die Kindlein zu sich kommen.

Der
Chevalier von Maison-Rouge.
(Fortsetzung.)

XV.

Die Göttin Vernunft.

Maurice war, wie er es dem General Santerre hatte sagen lassen, ernstlich krank.

Seitdem er das Zimmer hütete, besuchte ihn Lorin regelmäßig und that Alles, was er vermochte, um ihn zu irgend einer Zerstreuung zu bestimmen. Aber Maurice blieb unerschütterlich. Es gibt Krankheiten, die man nicht heilen will.

Am 1. Juni kam er gegen 1 Uhr.

„Was geht denn heute Besonderes vor?“ fragte Maurice; Du bist herrlich.“

Das Costume von Lorin war wirklich streng der Vorschrift gemäß: eine rothe Mütze, die Carmagnole und der dreifarbige Gürtel geschmückt mit den zwei Instrumenten, die man damals die Schenkkännchen des Abbe Maury nannte, während sie früher und seitdem ganz einfach den Namen Pistolen hatten.

„Zuerst,“, antwortete Lorin, „gibt es im Allgemeinen den Eisbruch der Girondе, welche sich hinzurichten im Begriffe ist, jedoch beim Rasseln der Trommeln. In diesem Augenblick zum Beispiel macht man die rothen Kugeln auf der Place du Carousel glühend; insbesondere aber findet eine Feierlichkeit statt, zu der ich Dich auf übermorgen einlade.“

„Aber was gibt es denn heute? Du kommst, um mich zu holen, sagst Du?“

„Ja, heute haben wir Probe.“

„Welche Probe?“

„Die Probe von der großen Feierlichkeit.“

„Mein Lieber, Du weißt, daß ich seit acht Tagen nicht ausgehe; folglich bin ich mit nichts auf dem Laufenden und ich bedarf sehr der Belehrung.“

„Wie, ich habe es also nicht gesagt?“

„Du hast mir nichts gesagt.“

„Du weißt vor Allem, daß wir Gott auf einige Zeit unterdrückt und daß wir ihn durch das höchste Wesen ersetzt haben.“

„Ja, ich weiß das.“

„Nun, es scheint, man hat wahrgenommen, daß das höchste Wesen ein Gemäßigter, ein Rolandist, ein Girondist war.“

Lorin, keinen Scherz über heilige Dinge; Du weißt, ich liebe das nicht.“

„Was willst Du, mein Lieber, man muß seinem Jahrhundert angehören. Ich liebte auch meinen alten Gott vor Allem, weil ich an ihn gewöhnt war. Was das höchste Wesen betrifft, so scheint es, daß dasselbe wirklich Unrecht hat, und daß, seitdem es da oben ist, Alles schief geht; unsere Gesetzgeber haben endlich seine Absetzung beschlossen.“

Maurice zuckte die Achseln.

„Zucke die Achseln, so lange Du willst,“ versetzte Lorin.

„Auf der Weisen ernstes Geheiß
Soll auch der Thorheit ein Cult sich weihen,
Schwarz bleibt Schwarz und Weiß bleibt Weiß,
Doch mögen den Schein sie sich leihen,
Wir Stützen des Mumus, wir Narren,
Opfern der Thorheit den Farren,
Obgleich nur in partibus.

„So, daß wir nun ein wenig die Göttin Vernunft anbeten werden," fügte Lorin bei.

„Und Du machst alle diese Mummereien mit?" sprach Maurice.

„Ah! mein Freund, wenn Du die Göttin Vernunft kennen würdest, wie ich sie kenne, so wärest Du einer ihrer wärmsten Parteigänger. Höre, ich will sie mit Dir bekannt machen, ich will sie Dir vorstellen."

„Laß mich mit all' diesen Narrheiten in Ruhe; ich bin traurig, Du weißt es wohl."

„Ein Grund mehr; sie wird Dich erheitern, denn es ist ein gutes Mädchen. Ei! Du kennst sie, die strenge Göttin, welche die Pariser mit dem Lorbeer bekränzen und auf einem Karren von Goldpapier umherführen werden! Es ist ... errathe ..."

„Wie soll ich errathen?"

„Es ist Arthemise."

„Arthemise?" versetzte Maurice, in seinem Gedächtniß suchend, ohne daß sich bei diesem Namen irgend eine Erinnerung an ihm regte.

„Ja, eine große Brünette, deren Bekanntschaft ich im vorigen Jahre auf einem Ball der Oper gemacht habe; kannst Du Dich nicht mehr entsinnen, Du speistest mit uns zu Nacht und machtest sie berauscht."

„Ah! ja, es ist wahr," erwiederte Maurice, „ich erinnere mich nun; und sie ist es ..."

„Sie ist es, welche am meisten Hoffnung hat ... Ich habe sie bei dem Concurse vorgeschlagen: alle Thermopylen haben mir ihre Stimmen zugesagt. In drei Tagen die allgemeine Wahl. Heute vorbereitendes Mahl; heute vergießen wir Champagnerwein; übermorgen werden wir vielleicht Blut vergießen! Doch man mag antworten, was man will, Arthemise wird Göttin, oder der Teufel soll mich holen. Auf, komm', wir wollen sie ihre Tunica anlegen lassen."

„Ich danke. Ich hatte immer einen Widerwillen gegen dergleichen Dinge."

Gegen das Ankleiden der Göttinnen? Pest! mein Lieber, Du bist schwierig. Nun, so höre, wenn es Dich zerstreuen kann, werde ich ihr die Tunica anlegen, und Du magst sie ihr ausziehen."

„Lorin, ich bin krank, und habe nicht nur keine Heiterkeit mehr, sondern auch die Heiterkeit der Andern thut mir weh."

Ah! Du erschreckst mich! Maurice. Du schlägst Dich nicht mehr, Du lachst nicht mehr, solltest Du zufällig conspiriren?"

„Ich? Gefiele es Gott!"

„Du willst sagen: gefiele es der Göttin Vernunft!"

„Laß mich, Lorin, ich kann nicht, ich will nicht abgehen, ich bin im Bette und bleibe hier."

Lorin kratzte sich hinter dem Ohr und erwiederte:

„Gut! ich sehe, was es ist."

„Und was siehst Du?"

„Ich sehe, daß Du die Göttin Vernunft erwarteſt."

„Beim Teufel!" rief Maurice, „die witzigen Freunde sind sehr lästig; gehe, oder ich belade Dich mit Verwünschungen, Dich und die Göttin."

Maurice hob die Hand auf, um zu fluchen, als er durch seinen Willfährigen unterbrochen wurde, der in diesem Augenblick einen Brief für den Bürger, seinen Bruder, in der Hand haltend, eintrat.

„Bürger Agesilaus," sprach Lorin, „Du tritst in einem schlimmen Augenblick ein; Dein Herr war im Begriff, erhaben zu werden."

Maurice ließ seine Hand fallen und streckte sie gleichgültig nach dem Briefe aus; doch kaum hatte er ihn berührt, als er bebte, denselben gierig seinen Augen näherte, die Schrift und das Siegel mit dem Blicke verschlang, und erbleichend, als ob er einer Ohnmacht nahe war, dieses Siegel erbrach.

„Oh! oh!" murmelte Lorin, „es scheint, unser Interesse erwacht."

Maurice hörte nicht mehr, er las mit seiner ganzen Seele die vier Zeilen von Genevieve. Nachdem er sie gelesen, las er sie noch einmal, dreimal, viermal, dann

wischte er sich die Stirne ab, ließ seine Hände zurückfallen und schaute Lorin wie ein völlig verdutzter Mensch an.

„Teufel!„ sagte Lorin, „dieser Brief muß wohl wichtige Nachrichten enthalten."

Maurice las den Brief zum fünften Male und eine neue Röthe färbte sein Antlitz. Seine vertrockneten Augen befeuchteten sich, ein tiefer Seufzer erweiterte seine Brust; dann vergaß er plötzlich seine Krankheit und die Schwäche, welche eine Folge daran war, und sprang aus seinem Bette.

„Meine Kleider!" rief er seinem erstaunten Willfährigen zu, „meine Kleider, Agesilaus. Ah! mein armer Lorin, mein guter Lorin, ich erwartete es jeden Tag, doch ich hoffte nicht darauf. Dort, eine weiße Hose, ein Jabothemd; man frisire und rasire mich auf der Stelle."

Der Willfährige beeilte sich, die Befehle von Maurice zu vollziehen, frisirte und rasirte ihn in einem Nu.

Oh! sie wiedersehen, sie wiedersehen!" rief der junge Mann. „Lorin, in der That, ich habe bis jetzt nicht gewußt, was das Glück ist."

„Mein armer Maurice," sagte Lorin, „ich glaube, Du bedarfst des Besuches, den ich Dir gerathen habe."

„Oh! lieber Freund" rief Maurice, „verzeihe mir, doch in Wahrheit, ich habe meine Vernunft nicht mehr."

„Dann biete ich Dir die meinige an," versetzte Lorin, über diesen abscheulichen Calembour lachend.

Am Wunderbarsten dabei war, daß Maurice auch lachte.

Das Glück hatte ihn leicht zugänglich für den Witz gemacht.

Das war noch nicht Alles.

„Halt," sagte er, indem er ein mit Blüthen bedecktes Orangenbäumchen abschnitt, „biete diesen Strauß in meinem Namen der würdigen Wittwe von Mausolos an."

„Das lasse ich mir gefallen!" rief Lorin, „das ist eine hübsche Artigkeit! ich verzeihe Dir auch. Und dann kommt es mir vor, als wärest Du im höchsten Maße verliebt, und ich habe stets die tiefste Achtung vor großem Unglück gehabt."

„Nun wohl, ja, ich bin verliebt," rief Maurice, dem das Herz beinahe vor Freude überströmte; „ich bin verliebt, und kann es nun gestehen, da sie mich liebt, denn da sie mich zurückruft, liebt sie mich, nicht wahr, Lorin?"

„Ganz gewiß," antwortete gefälliger Weise der Anbeter der Göttin Vernunft; „doch nimm Dich in Acht, Maurice, die Art, wie Du die Sache auffassest, macht mir bange . . .

„Was ist's, wenn Dein Herz Egeria liebt,
Ein Verrath, den Eros der Zwingherr verübt,
Lieb' die Vernunft wie ich, und auf immer
Schwindet für Dich der Thorheit Schimmer!"

Bravo! bravo!" rief Maurice in die Hände klatschend.

Und er sprang unaufhaltsam und zu vier und vier die Treppe hinab, erreichte den Quai und eilte in der so wohlbekannten Richtung der Rue Vieille-Saint-Jacques weiter fort.

„Ich glaube, er hat Beifall geklatscht, Agesilaus?" fragte Lorin.

„Ja, gewiß, Bürger, und darüber dürfen Sie sich nicht wundern, denn was Sie sagten, war sehr hübsch."

„Dann ist er kranker, als ich glaubte," sagte Lorin.

Und er stieg ebenfalls die Treppe hinab, doch mit einem ruhigeren Schritt. Denn Arthemise war nicht Genevieve.

Kaum befand sich Lorin mit seinem blühenden Orangenbäumchen in der Rue Saint Honore, als eine Menge von jungen Bürgern, denen er je nach der Stimmung seines Geistes Decimen oder Fußtritte unter die Carmagnolen zu ertheilen die Gewohnheit angenommen hatte, ihm ehrfurchtsvoll folgte, ohne Zweifel im Glauben, er sei einer von den tugendhaften Männern, denen nach einem Antrage von Saint Just ein weißes Kleid und ein Strauß von Orangenblüthen geboten werden sollten.

Da das Gefolge sich immer mehr vergrößerte, so selten war selbst in jener Zeit

ein tugendhafter Mann zu ſehen, ſo hatten ſich mehrere tauſend junge Bürger verſammelt, als der Strauß Arthemiſe angeboten wurde, eine Huldigung, worüber mehrere andere Vernünfte, welche ſich um denſelben Rang bewarben, bis zur Migräne erkrankten.

An dieſem Abend verbreitete ſich in Paris die berühmte Cantate

Vive la deesse Raison!
Flamme pure, douce lumiere.*)

Und da ſie ohne den Namen des Verfaſſers, was den Scharfſinn der revolutionären Archäologen ſehr in Anſpruch genommen hat, auf uns gelangt iſt, ſo hätten wir beinahe die Kühnheit, zu behaupten, ſie ſei für die ſchöne Arthemiſe von unſerem Freund Hyacinth Lorin gemacht worden. (Fortſetzung folgt.)

Erinnerung aus Krähwinkels Schreckenstagen.

(Von H. Heine.)

Wir Bürgermeiſter und Senat,
Wir haben folgendes Mandat
Stadtväterlichſt an alle Claſſen
Der treuen Bürgerſchaft erlaſſen.

Ausländer, Fremde, ſind es meiſt,
Die unter uns geſät den Geiſt
Der Rebellion. Dergleichen Sünder,
Gottlob! ſind ſelten Landeskinder.

Auch Gotteslängner ſind es meiſt;
Wer ſich von ſeinem Gotte reißt,
Wird endlich auch abtrünnig werden
Von ſeinen irdiſchen Behörden.

Der Obrigkeit gehorchen, iſt
Die erſte Pflicht für Jud' und Chriſt.
Es ſchließe jeder ſeiner Bude
Sobald es dunkelt, Chriſt und Jude.

Wo ihrer drei beiſammen ſtehn,
Da ſoll man auseinander gehn.
Des Nachts ſoll niemand auf den Gaſſen
Sich ohne Leuchte ſehen laſſen.

Es lief're ſeine Waffen aus
Ein jeder in dem Gildenhaus;
Auch Munition von jeder Sorte
Wird deponirt am ſelben Orte.

Wer auf der Straße raiſonnirt,
Wird unverzüglich füſilirt;
Das Raiſonniren durch Geberden.
Soll gleichfalls hart beſtrafet werden.

Vertrauet Eurem Magiſtrat,
Der fromm und liebend ſchützt den Staat
Durch huldreich hochweiſes Walten;
Euch ziemt es, ſtets das Maul zu halten.

Ritter Toggenburg,

oder:

Liebe, Haß, Rache, Reue, Romantik, Selbſtmord und moraliſches Bewußtſein.

Unglaublich tragiſches Faſtnachtsſpiel

mit Hintanſetzung der drei Einheiten und in fünf thränenreichen Akten, welche durch die folgenden höchſt miſerablen Sterblichen ihr jämmerliches Daſein friſten.

Von L. Kaliſch.

Ritter Toggenburg. Jüngling mit verroſteter Außenſeite, geräth täglich in den Harniſch und liebt die Hetzjagd und die Bürgerstöchter.

Bertha, eine deutſche Jungfräulichkeit, liebt eine ſchmale Taille und den Mondſchein und beſitzt viel Geiſt und Elektricität.

Die Mutter. Exiſtirende Gattin eines nicht mehr exiſtirenden Gemahls. Lieſt alte Hiſtorien, trinkt Caffee mit Cichorien, ſchnupft groben Maring mit Nießwurz und hat die Eigenſchaft, daß ihr nichts ſo gut ſchmeckt, als was ſie ſelbſt genießt.

Ein Lampenputzer. Liebt nichts ſo ſehr als ſeinen eignen Kopf und putzt ſich am Ende mit einer Lichtſcheere ſein Lebenslicht aus.

*) Es lebe die Göttin Vernunft! eine reine Flamme, ein ſanftes Licht,

Sonstige Vorkommnisse.

Knappen, Ochsen, Kühe, Saracenen, Schwerter, Käse, Lanzen, Milch, Leichen, Honig, Janitscharen, Staatsaktionen, Kriegsgeschrei, Trommeln, Tollkühnheit, Böcke, Klöster, Coulissen und Knalleffekte.

Ort der Handlung: Theils in der freien deutschen Schweiz, theils in Konstantinopel, theils im Lande Kanaan.

Zeit: Nach der Zerstörung Jerusalems.

* Dieses von mir verfaßte und von dem Autor selbst gekrönte Trauerspiel ist als Bühnenmanuscript zu betrachten und darf ohne besondere Erlaubniß des Dichters nicht zur Aufführung gelangen.

Erster Akt.

Erste Scene.

Die Schweiz. Im Hintergrunde hohe Berge, die eine Maus und die Schweizer Freiheit gebären. Auf dem Gipfel derselben bemerkt man Gefrornes. Einige Schweizer Kühe sind in tiefe Betrachtungen versenkt und mehrere Ochsen beißen in's Gras. Rechts ein wässeriger See, links eine romantische Landschaft, in welcher mehrere Romantiker und Jesuiten spazieren gehen. Die Sonne ist schon über alle Berge und der Mond erscheint in einem Zustande der Halbheit. In der Mitte erhebt sich eine feste Burg aus harten Steinen. Ihr gegenüber sieht man ein verassekurirtes Häuschen aus einer weichen Thonart. Die ganze Gegend leidet an Alpdrücken. Nachdem die Scene eine halbe Stunde leer geblieben, kommen zwei Knappen.

Erster Knappe.

Brich endlich dieses Zweigespräches Schweigen,
Und laß', ich bitt' dich, dein nichtssagend Wort
In meines Ohres dunkle Pforten dringen!

Zweiter Knappe.

So horch! — den Wald, den man nicht sieht vor lauter Bäumen,
Und der mit seinen kleinen Früchtchen nährt
Das grunzende blondborstige Gethier,
Durchschritt ich heute ganz alleinig —

Erster Knappe.

Furchtbar!

Zweiter Knappe.

Doch kaum war ich fünf Stunden so gegangen,
Als ich an einer Stelle mich befand,
Wo weiches Moos auf hartem Felsen wächst —

Erster Knappe.

Entsetzlich!

Zweiter Knappe.

Klares Wasser spie der Fels,
Das meine durst'ge Kehle gierig trank.

Erster Knappe.

Unglaublich!

Zweiter Knappe.

Als das feuchte Naß ich schlürfe
Und mein Gesäß dem Felsen anvertraue:
Da schleußt der träge Gott der langen Weile
Die plumpen Deckel meiner Augenlieder;
Es sinkt mein schweres Haupt auf meine Brust
Und trotzig Schnarchen kündet meinen Schlummer —

Erster Knappe.

Unmöglich!

Zweiter Knappe.

Kaum daß ich der Stunden vier
Geschlummert und geschnarcht und wiederum,
Geschnarchet und geschlummert, als urplötzlich
Auf meiner Wange struppiges Gefilde

Die schwere Hand des Herrn furchtbar fliegt
Und mich ein Patsch aus süßen Träumen weckt.

Erster Knappe.

Wer war der Patschende, o sprich!

Zweiter Knappe.

Er war's

Erster Knappe.

Er?

Zweiter Knappe.

Er war's! Er allein war's und kein And'rer!
Ja, er, der Ritter Toggenburg. Er sprach:
„Was triebst du da in dieses Waldes Zwolicht!
Du, eines groben Flegels Ebenbild?
Entsage gleich dem Schatten dieses Waldes,
Und laß mich mit dem ungeheuern Jammer,
Der sich in meinem Herzen etablirt,
Jetzt ganz allein; wo nicht, so schwör' ich dir
Bei meiner Ahnen lumpigem Geschlecht,
Daß ich den Schädel dir zerspalten thu."

Erster Knappe.

Höchst schmeichelhaft!

Zweiter Knappe.

Und wie er dies gesagt —
Doch stellt er naht sich uns auf seinen Füßen.

(Sie ziehen sich in's Privatleben zurück.)

Ritter Toggenburg kommt in träger Hast. Er ist im Harnisch. Auf seinem Haupte bemerkt man das, was schwache Sterbliche Helm nennen. Glacehandschuhe trägt er nicht, sondern gar keine Handschuhe. Seine Stiefel sind zwar von Leder; doch nehmen die Absätze daran eine schiefe Richtung ein. Bemitleidenswerthe Gemüthsstimmung spricht sich in seinem Bart aus, der an Verworrenheit leidet. Er sieht nach den Bergen hin, schenkt dem kleinen Häuschen seine Beachtung und sieht sich endlich veranlaßt, folgenden Monolog zu sprechen.

Der Monde zwo sind vierzehn Tage schon verflossen;
Noch hat mein Haar des Kammes Wohlthat nicht genossen.
Nicht ward mir während dieser langen Zeit beschecret
Das süße Glück, das uns ein reines Hemd gewähret.
Auch hab' ich während jener gramerfüllten Stunden
Die hohe Seligkeit des Waschens nicht empfunden.
Kurzum, den Krieg hab' ich erklärt der Reinlichkeit
Und daß ich je mich wasch', liegt nicht in der Wahrscheinlichkeit.

Erste furchtbare Pause. Es kämpfen Gedanken in ihm, die sich gegenseitig tödten, so daß er gänzlich gedankenlos dasteht. Daher setzt er den Monolog fort.

Wohlan! Die Nägel will ich mir nicht fürder schneiden;
Will mir die Zähne nicht mehr putzen und nicht leiden,
Daß eines frischen Schnupftuchs grausames Gewebe
Sich frech zu meiner stolzen Adlernas' erhebe.
Ich bin verliebt, und Liebe ist's, die mich in Schmutz hüllt
Und mein verwogen Herz mit wildem Gram und Trutz füllt.

Zweite furchtbare Pause. Er betrachtet das Rindvieh auf den Alpen und spricht:

Ihr Ochsen, ihr, die ihr am Berge steht —

Die zwei Knappen (hervortretend.)

Was willst du, edler Ritter, von uns beiden?

Toggenburg.

Ihr wagt's, in Jamben hier mit mir zu reden!
In schlichter Prosa, sprecht, ihr Lumpenhunde.
Wie sich's für's Volk geziemt, das nicht von Adel!

Die zwei Knappen.

Hast du noch andere Wünsche auszudrücken?

Toggenburg.

Ja! kommt, daß ich die Köpfe euch zerspalte.

Die zwei Knappen.

Dein Wunsch ist uns Befehl, o edler Ritter.

Die Knappen treten zu dem grimmigen Ritter, der ihnen mit anerkennenswerther Fassung die Köpfe zerspaltet. Er wirft die blutigen Leichen unter das Parterre Publikum, welches in Enthusiasmus ausbricht.

Toggenburg.

Sie ist vollbracht die ritterliche That;
Doch merk' ich jetzt, es ist schon etwas spat.
Drum will zu ihr, der goldgelockten Maid, ich
Und fragen, ob sie jetzo mehr geschmeidig.
Und kann ich nicht ihr stolzes Herz bezwingen,
So weiß ich, welche Folgen d'raus entspringen.

Er geht mit beiden Füßen ab. Der Vorhang benutzt die passende Gelegenheit und fällt nieder.

Zweiter Akt.

Erste Scene.

Der Mond scheint noch immer am Himmel. Bertha, eine Jungfrau in den besten Jahren, öffne das Fenster des kleinen Häuschens. Ihr Busen blüht und ihr Auge pocht. Eine heftige Revolution geht in ihrem Innern vor, was sie jedoch zu bemänteln sich nicht ganz vergebens bemüht. Auf ihrem Kopfe bemerkt man eine Haube des Schlafes. Ihr in's Herz zu sehen, ist aber eine absolute Unmöglichkeit. Sie schaut zum Monde hinauf und spricht mit ihrem Munde:

Bertha.

Der Abend ist ein wenig kuhl;
Doch mir im Innern ist es schwuhl
Es klopfet meines Herzens Hammer
Und gönnt nicht Ruh' mir in der Kammer.

O allzutragische Geschicht',
Ich lieb ihn und ich lieb ihn nicht!
Ich lieb ihn nicht, wenn er bei mir ist;
Ich lieb ihn nur, wenn er nicht hier ist.

Pause. Sie vergießt zwei Thränen, die sie nicht trocknet, weil ihr in diesem verhängnißvollen Moment ein Schnupftuch abgeht. Nach dieser Pause setzt sie das Geschäft des Redens wieder fort.

Er zwar, daß Liebe mich erkor,
Er ist ein Ritter, das ist wohr.
Sein Aeuß're ist auch stets geharnischt;
Allein im Innern steckt ihm jar nischt.

O eitler Wahn, der mich betheert,
Sobald er mir den Rücken kehrt!
O Aerger, den mein Herz empfindet,
Sobald er sich bei mir befindet.

Nach einer halben Stunde düstern Stillschweigens, entschlossen und gefaßt.

Ich trotze dir, charadenhaft Geschick,
Und ihn belohne süßeste Verachtung! —
Hör' ich nicht Tritte eines Fußes? — Nein!
Es ist die Katz', die auf dem Dache klettert.
Doch nein, ich täusch' mich nicht. Er ist es. Wer da?

Toggenburg.

Es ist dein Toggenburg, o süße Berda.

Bertha.

Entfleuch, Verwogener!

Toggenburg.

O nimmermehr!
Was ich begehre, ist ja Kleinigkeit.
Ich ford're Liebe nur von dir, sonst nichts.

Bertha.

Wie kommen Sie mir vor?

Toggenburg.

O hör' mich, Bertha!

Bertha.

Gedutzt will ich nicht sein, das merken Sie!
Und was die Liebe anbelangen thut,
So schenk' ich Ihnen treue Nächstenliebe
Und sonst'ge Dinge, die von keinem Werth.
Doch and're Liebe lassen Sie bei Seite,
Sonst sind wir auf der Stell' geschiedne Leute.

Toggenburg.

mit dem ganzen, ihm zu Gebote stehenden Adel seiner Seele.

Ich bin ein Cavalier.

Bertha.

Ich hör's mit Schrecken.

Toggenburg.

Ich zähle achtundvierzig Ahnen, Bertha.

Bertha.

Doch zählen Sie, Herr Ritter, nicht auf mich! —
Und Spaß apart! Wenn sich Ihr adlig Herz nicht
Mit der bereits erwähnten Lieb befriedigt,
So thut mir's leid. Und damit Punktum, Ritter!
Jetzt gehen Sie, ich muß das Fenster schließen.

Toggenburg.

Wird mir kein Kuß von deiner süßen Lippe?

Bertha.

Die Nacht ist kalt und stark grassirt die Grippe.

Toggenburg.

Hast du mir sonst nichts mehr zu sagen Bertha?

Bertha.

Mit dem Waschbecken sollen Sie sich wieder
Versöhnen, Freundschaft mit der Seife schließen
Und Ihr Gesicht dem Handtuch anvertrauen.
Auch wär' mir's lieb, wenn ein humaner Bader
In Connexion mit Ihrem Bart sich setzte,
Daß Ihre Lieb' hinfüro etwas reiner.

Toggenburg.

Bleibt sonst dir nichts zu wünschen übrig?

Bertha.

Ne!

Toggenburg.

Wohlan! Ich habe den Entschluß gefaßt,
Dem Schweizer Erdreich Lebewohl zu sagen.
Ich laß mir morgen meinen Paß visiren
Und geh' ins Morgenland, um dort zu fechten.
Mit Schmerzen nur scheid' ich von dieser Stell
Und seufz': Adjes, hartherzige Mamsell!
Ich ruf den Mond jetzt an zu meinem Zeugen,
Einst wirst du deinen Eigensinn bereuen!

Bei diesen verhängnißvollen Worten schlägt Bertha heftigschst das Fenster zu; Toggenburg aber findet es schicklich, sich auf's eiligste zu entfernen. Der Vorhang bemerkt es und fällt in Ohnmacht.

(Schluß folgt.)

Der
Chevalier von Maison-Rouge.

(Fortsetzung.)

XVI.

Der verlorene Sohn.

Maurice wäre nicht schneller gewesen, hätte er Flügel besessen.

Die Straßen waren voll von Menschen, doch Maurice bemerkte diese Menge nur, weil sie seinen Lauf verzögerte; man sagte in allen Gruppen, der Convent sei belagert, die Majestät des Volks sei in seinen Vertretern, die man auszugehen verhindere, beleidigt, und dies hatte wohl einige Wahrscheinlichkeit, denn man hörte die Sturmglocke ertönen und die Lärmkanonen donnern.

Doch was kümmerte sich Maurice in diesem Augenblick um die Sturmglocke und um die Lärmkanonen? Was machte es ihm, ob die Abgeordneten heraus konnten oder nicht heraus konnten, da sich das Verbot nicht auf ihn erstreckte? Er lief nur. Während er lief, bildete er sich ein, Geneviève erwarte ihn an dem kleinen Fenster, das nach dem Garten ging, um ihm aus der Ferne, sobald sie ihn nur immer erblickte, ihr reizendstes Lächeln zuzusenden.

Dirmer wäre ohne Zweifel auch von dieser glücklichen Rückkehr unterrichtet und würde Maurice seine gute, dicke, in ihrem Drucke so treuherzige, redliche Hand reichen.

Er liebte Dirmer, an diesem Tage liebte er sogar Morand und seine schwarzen Haare und seine grüne Brille, unter der er bis daher ein duckmäuserisches Auge glänzen zu sehen geglaubt hatte.

Er liebte die ganze Schöpfung, denn er war glücklich; er hätte gern Blumen auf den Kopf von allen Menschen geworfen, damit alle Menschen so glücklich gewesen wären wie er.

Er täuschte sich jedoch in seinen Hoffnungen, der arme Maurice; er täuschte sich, wie es zehnmal unter zwanzigmal dem Menschen geschieht, der mit seinem Herzen und nach seinem Herzen rechnet.

Statt des sanften Lächelns, das Maurice, wie er erwartete, aus der Ferne, sobald er erblickt würde, empfangen sollte, hatte sich Geneviève gelobt, Maurice nur eine kalte Höflichkeit zu zeigen — ein schwacher Damm, den sie dem Strom entgegensetzte, der ihr Herz zu überfluthen drohte.

Sie hatte sich in ihr Zimmer im ersten Stock zurückgezogen und wollte erst in das Erdgeschoß hinabgehen, wenn sie gerufen würde.

Ach! sie täuschte sich auch.

Nur Dirmer täuschte sich nicht; er belauerte Maurice durch ein Gitter und lächelte ironisch.

Der Bürger Morand färbte phlegmatisch kleine Schwänze, welche man auf weiße Katzenfelle setzen sollte, um Hermelin daraus zu machen

Maurice stieß die kleine Gangthüre auf, um vertraulich durch den Garten einzutreten; wie früher ließ die Thüre ihr Glöckchen auf die besondere Weise ertönen, welche andeutete, daß es Maurice war, der die Thüre öffnete.

Geneviève, welche an ihrem geschlossenen Fenster stand, bebte.

Sie ließ den Vorhang wieder fallen, den sie leicht geöffnet hatte.

Das erste Gefühl von Maurice, da er bei seinem Wirthe eintrat, war also eine Enttäuschung. Geneviève erwartete ihn nicht nur nicht an ihrem Fenster im Erdgeschoße, sondern als er in den kleinen Salon kam, wo er von ihr Abschied genom-

men hatte, sah er sie nicht und war genöthigt, sich melden zu lassen, als ob er während der drei Wochen seiner Abwesenheit ein Fremder geworden wäre.

Sein Herz schnürte sich zusammen.

Es war Dirmer, den Maurice zuerst sah; Dirmer lief herbei und schloß Maurice mit einem Freudengeschrei in seine Arme.

Da kam Genevieve herab; sie hatte sich mit ihrem Perlmuttermesser auf die Wangen geschlagen, um das Blut zurückzurufen, aber sie war noch nicht zwanzig Stufen hinabgestiegen, als der gezwungene Carmin, gegen das Herz zurückfließend, wieder verschwand.

Maurice sah Genevieve im Halbschatten der Thüre erscheinen; er ging lächelnd auf sie zu, um ihr die Hand zu küssen, und gewahrte nun erst, wie sehr sie sich verändert hatte.

Sie bemerkte ihrerseits mit Schrecken die Magerkeit von Maurice, sowie das glänzende, fieberhafte Licht seines Blickes.

„Sie sind also hier, mein Herr?" sagte sie zu ihm mit einer Stimme, deren Bewegtheit sie nicht zu bewältigen vermochte.

Sie hatte sich gelobt, mit gleichgültigem Tone zu ihm zu sagen:

„Guten Abend Bürger Maurice, warum machen Sie sich denn so selten?"

Die Variante kam Maurice noch kalt vor, und dennoch welche Nuance!

Dirmer schnitt die langen Prüfungen und gegenseitigen Anschuldigungen kurz ab. Er ließ das Mittagsbrod auftragen, denn es war beinahe zwei Uhr.

Als man in den Speisesaal kam, bemerkte Maurice, daß sein Gedeck gelegt war.

Dann erschien der Bürger Morand mit demselben kastanienbraunen Rocke und derselben Weste. Er hatte immer noch seine grüne Brille, seine großen schwarzen Locken und seinen weißen Jabot. Maurice war so freundlich, als er nur immer konnte, gegen diese Gesammtheit, die ihm, wenn er sie unter den Augen hatte, unendlich weniger Furcht einflößte, als wenn er davon entfernt war.

In der That, welche Wahrscheinlichkeit, daß Genevieve diesen kleinen Chemiker liebte? Man mußte sehr verliebt und folglich sehr närrisch sein, um sich solche Possen in den Kopf zu setzen.

Ueberdies wäre der Augenblick zur Eifersucht schlecht gewählt gewesen. Maurice hatte in seiner Westentasche den Brief von Genevieve und sein Herz schlug freudig darunter.

Genevieve hatte ihre Heiterkeit wieder gewonnen. Es ist eine Eigenthümlichkeit in der Organisation der Frauen, daß die Gegenwart beinahe immer die Spuren der Vergangenheit und die Drohungen der Zukunft bei ihnen zu verwischen vermag.

Genevieve, welche sich glücklich fühlte, wurde wieder Herrin ihrer selbst, das heißt, ruhig und kalt, obgleich freundlich . . . eine andere Nuance, welche Maurice zu begreifen nicht stark genug war. Lorin hätte die Erklärung davon in Parny, in Bertin oder in Gentil-Bernard gefunden.

Das Gespräch fiel auf die Göttin Vernunft; der Fall der Girondisten und der neue Cultus, der die Erbschaft des Himmels zu einem Kunstlehen machte, waren die zwei Ereignisse des Tages. Dirmer behauptete, es wäre ihm nicht angenehm gewesen, wenn er diese unschätzbare Ehre Genevieve angeboten gesehen hätte. Maurice wollte darüber lachen. Doch Genevieve trat der Meinung ihres Gatten bei und Maurice schaute Beide erstaunt darüber an, daß der Patriotismus einen so vernünftigen Geist wie den von Dirmer und eine so poetische Natur wie die von Genevieve in diesem Grade irreleiten konnte.

Morand entwickelte eine Theorie der politischen Frau, indem er von Theroigne von Mericourt, der Heldin des 10. August, zu Madame Roland, dieser Seele der Girondisten, aufstieg. Dann schleuderte er beiläufig ein paar Worte gegen die Strickerinnen. Diese Worte machten Maurice lächeln; es waren jedoch grausame Spöttereien gegen die Patriotinnen, denen man später den Namen Guillotine-Lekkerinnen gab.

„Ah! Bürger Morand," sprach Dirmer, „ehren wir den Patriotismus, selbst wenn er sich verirrt."

„Ich meines Theils“ versetzte Maurice, „ich finde die Frauen stets patriotisch genug, wenn sie nur nicht zu aristokratisch sind.“

„Sie haben Recht,“ sagte Morand, „ich gestehe offenherzig, ich finde eine Frau eben so verächtlich, wenn sie das Wesen eines Mannes affectirt, als ich einen Mann feige finde, der eine Frau beschimpft, selbst wenn es seine grausamste Feindin wäre.“

Morand hatte Maurice auf einem ganz natürlichen Wege auf ein zartes Gebiet geführt. Maurice antwortete durch ein bestätigendes Zeichen. Die Schranken waren geöffnet. Dirmer fügte, wie ein Herold, der die Stimme erhebt, bei

„Einen Augenblick Geduld, Morand; Sie nehmen hoffentlich die Frauen aus, welche feindselig gegen die Nation gesinnt sind.“

Ein Stillschweigen von einigen Secunden erfolgte auf diesen Gegenstoß gegen die Antwort von Morand und das Zeichen von Maurice.

Maurice unterbrach dieses Stillschweigen und sagte mit traurigem Tone:

„Wir wollen Niemand ausnehmen; ach! die Frauen, welche die Feindinnen der Nation gewesen, sind heute hart gestraft, wie mir dünkt.“

„Sie meinen die Gefangenen des Temple, die Oesterreicherin, die Schwester und die Tochter von Capet,“ rief Dirmer mit einer Zungenfertigkeit, welche seinen Worten jeden Ausdruck benahm.

Morand erbleichte in Erwartung der Antwort des jungen Municipal, und wenn man sie gesehen, hätte man glauben können, seine Nägel wollten eine Furche auf seiner Brust ziehen, so tief drückten sie sich ein

„Ganz richtig, sie meine ich,“ sprach Maurice.

„Wie?“ versetzte Morand mit gepreßter Stimme, „ist es wahr, was man sagt, Bürger Maurice?“

„Und was sagt man? fragte der junge Mann.

„Daß die Gefangenen zuweilen grausam gerade von denjenigen behandelt werden, deren Pflicht es wäre, sie zu beschützen.“

„Es gibt Menschen“ erwiederte Maurice, „die den Namen eines Menschen nicht verdienen. Es gibt Feige, welche nicht gekämpft haben und die Besiegten nothwendig morden müssen, um sich selbst zu überreden, daß sie Sieger seien.“

„Oh! Sie gehören nicht zu diesen Menschen, Maurice, dessen bin ich gewiß,“ rief Genevieve.

„Madame,“ antwortete Maurice, „ich habe die Wache bei dem Schaffot bezogen, auf welchem der König gestorben ist. Ich hatte den Säbel in der Hand und war da, um Jeden zu tödten, der ihn hätte retten wollen. Als er aber in meine Nähe kam, nahm ich unwillkührlich den Hut ab, wandte mich gegen meine Leute um und sprach zu ihnen: „„Bürger, ich sage Euch, daß ich dem Ersten, der den ehemaligen König schmäht, den Säbel durch den Leib renne.““ Oh! ich fordere Männiglich auf, zu sagen, ob ein einziger Schrei sich aus meiner Compagnie hörbar gemacht hat. Ich war es auch, der zuerst einen von den zehn tausend Zetteln schrieb, welche in Paris angeheftet wurden, als der König von Varennes zurückkam:

„„Wer den König grüßt, wird geschlagen, wer ihn schmäht, wird gehenkt.““

„Nun wohl,“ fuhr Maurice fort, ohne die furchtbare Wirkung zu bemerken, welche diese Worte in der Versammlung hervorbrachten, „ich habe also bewiesen, daß ich ein guter und offenherziger Vaterlandsfreund bin, daß ich die Könige und ihre Parteigänger verabscheue. Aber trotz meinen Ansichten, welche durchaus auf tiefer Ueberzeugung beruhen, trotz der Gewißheit, der ich lebe, daß die Oesterreicherin einen großen Antheil an dem Unglück hat, das Frankreich verheert, nie, nie wird ein Mensch, wer es auch sein mag, und wäre es Santerre selbst, die Erkönigin in meiner Gegenwart beleidigen.“

„Bürger,“ unterbrach ihn Dirmer, wie ein Mann, der eine solche Keckheit nicht billigt, „wissen Sie, daß Sie unserer sehr sicher sein müssen, um solche Dinge in unserer Gegenwart zu sagen?“

„Vor Ihnen, vor Allen, Dirmer, und ich füge bei: Sie wird vielleicht an dem Schaffote ihres Gemahls sterben, doch ich gehöre nicht zu denjenigen, welchen eine Frau bange macht, und ich werde stets mit schonender Achtung behandeln was schwächer ist als ich.“

„Und die Königin," fragte schüchtern Genevieve, „hat sie Ihnen zuweilen bewiesen, Herr Maurice, daß sie empfänglich für ihre Zartheit war, an die sie entfernt nicht gewöhnt ist?"

„Die Gefangene hat mir wiederholt für meine Rücksichten gedankt, Madame."

„Dann muß sie es mit Vergnügen sehen, wenn die Reihe der Wache an Sie kommt?"

„Ich glaube es," antwortete Maurice.

„Sagen Sie" sprach Morand zitternd wie ein Weib, „da Sie eingestanden haben, was Niemand jetzt mehr zugesteht, nämlich ein edles Herz: Sie verfolgen die Kinder ebensowenig?"

„Ich!" versetzte Maurice, fragen Sie den schändlichen Simon, was der Arm des Municipal wiegt, in dessen Gegenwart er den kleinen Capet zu schlagen die Frechheit gehabt hat."

Diese Antwort brachte eine unwillkührliche Bewegung an dem Tische von Dirmer hervor: alle Gäste erhoben sich ehrfurchtsvoll.

Maurice allein blieb sitzen und vermuthete nicht, daß er diesen Aufschwung der Bewunderung veranlaßte.

„Nun, was gibt es denn?" fragte er erstaunt.

„Ich glaubte, man habe aus der Werkstätte gerufen," antwortete Dirmer.

„Nein, nein," sagte Genevieve. „Ich glaubte es Anfangs auch, doch wir haben uns getäuscht."

Und Alle setzten sich wieder nieder.

„Ah! Bürger," sagte Morand mit zitternder Stimme, „Sie sind also der Municipal, von dem man so viel gesprochen, und der ein Kind so edelmüthig vertheidigte?"

„Man hat davon gesprochen?" versetzte Maurice mit einer fast erhabenen Naivetät.

„Ah! das ist ein edles Herz," rief Morand, stand vom Tische auf, um seine Gefühle nicht zum Ausbruch kommen zu lassen, und begab sich in die Werkstätte, als ob ihn eine dringende Arbeit dahin riefe.

„Ja, Bürger," antwortete Dirmer, „ja man hat davon gesprochen, und man muß sagen, daß alle Menschen von Herz und Muth Sie gelobt haben, ohne Sie zu kennen."

„Und lassen wir ihn unbekannt," versetzte Genevieve, „der Ruhm, den wir ihm geben würden, wäre ein zu gefährlicher Ruhm."

So hatte Jedes, bei diesem seltsamen Gespräche, ohne es zu wissen, ein Wort über Heldenmuth, Aufopferung und Gefühl vorgebracht.

Selbst die Liebe hatte ihre lauten Klänge gefunden. (Forts. folgt.)

Ritter Toggenburg,

oder:

Liebe, Haß, Rache, Reue, Romantik, Selbstmord und moralisches Bewußtsein. (Schluß.)

Dritter Akt.

Erste Scene.

Oeffentlicher Platz zu Konstantinopel. Man sieht viele Kümmeltürken und Janitscharen die Straßen durchwandern, die theil mit Steinen, theils gar nicht gepflastert sind. Der Himmel ist blau und auf den Moscheen glänzt der Halbmond. Während dies aber geschieht, kommt Toggenburg mit seinen Knappen.

Toggenburg.

Das ist die schöne Stadt Kunschtantinopel.

Knappe.

Man sieht's doch gleich: 's ist alles hier ganz terkisch.

Toggenburg.

Dort die Gebäulichkeit, das ist der Harem,
Ein Magazin für weibliche Artikel.

Knappe.

Mich wundert's, daß man keinen Helm hier sieht.

Toggenburg.

Hier herrschet allgemein der türk'sche Bund,
Der hält dem Volke stets den Kopf recht warm.
Und auch viel' Hunde sieht man hier, dieweil
Die türk'sche Polizei hündisch gesinnt ist.

Knappe.

Doch daherdorch kann Unglück ja passiren.

Toggenburg.

Das Volk hat sich an Hunde schon gewöhnt. —
Doch komm' zu Schiffe. Halt' dein breites Maul
Und quäl mich nicht mit oriental'schen Fragen! —
Schon wieder denk' ich an die liebe Schweiz,
An den Kuhreigen und an die Geliebte,
An Schweizer Kühe und an Schweizer Freiheit;
Und dumpfes Heimweh saust mir um die Ohren.

Knappe.

Wie ist die Liebe doch so sehr kurjos!

Beide gehen vierfüßig ab. Eine Verwandlung geht vor sich und man sieht dieselbe Schweizer Gegend, die man schon einmal gesehen hat. Vor dem verasselurirten Häuschen sitzt erstens Bertha, die man schluchzen sieht und weinen hört, und dann ihre Mutter, die eine Filzhaube auf dem Kopf und baumwollene Schuhe an den Füßen trägt. Es herrscht ein mehrstündiges Stillschweigen, das nur dann und wann durch eine lange Pause unterbrochen wird. Endlich beginnt:

Die Mutter

O trockne deine feuchten Thränen Kind,
Und wirf in's schwarze Meer der Fassungskraft
Die traurige Vergangenheit. Willst du?

Bertha.

Warum hat er mir nicht geschrieben, Mutter.

Die Mutter.

Er ist ein Ritter, Kind; er kann nicht schreiben.

Bertha.

Des Wunsches Saat ist zum Entschluß gereift,
Erschrick nicht, wenn du's hörst — ich werde — Nonne.

Die Mutter.

Willst du die Gattin deines Vaters kränken?
Warum willst du im Kloster dich begraben?
Warum willst du nicht selbst einst Gattin werden? —
Vernimm, o Enkel meines sel'gen Vaters!
Wenn dich die Liebeswuth so weit gebracht,
Daß du in's Kloster gehst, dann — gute Nacht,
Ich reiße meine Mutterlieb' in Fetzen
Und sprenge alle Bande der Natur.

Bertha.

Das ist mir ganz egal. Ich geh' in's Kloster.

Die Mutter.

So geh! Geh mit dem schrecklichen Gefühl,
Daß du der Mutterfreuden stets verlustig.
Ich aber tröste mich und fall' in Ohnmacht.

Sie fällt in Ohnmacht und giebt der Schwester ihres Sohnes Veranlassung, gleich in ein Kloster zu gehn, deren es in der Schweiz etwelche giebt. Der Vorhang, der während dieses merkwürdigen Aktes aufgezogen war, sinkt erschüttert zur Erde.

Vierter Akt.

Erste Scene.

Das gelobte Land. Rechts fließt Milch, links Honig. Im Hintergrunde sieht man, wie sich orientalische Morgenländer gegenseitig die Köpfe abschneiden. Kriegsgetümmel und Janitscharenmusik. Die Scene verliert nach und nach ihre Wildheit und verwandelt sich in ein liebliches Schlachtfeld. Blutdürstige Saracenen erscheinen und tragen die Köpfe der Besiegten auf den Lanzen. Tumult, Lärm, Geschrei, Geheul, Trommelwirbel, Posaunenstöße und Hufgetrampel bestürmen das Fell des Ohres. Mehrere Kreuzritter und Saracenen essen sich einander auf. Der Knappe Toggenburgs kommt.

Der Knappe.

Was hilft mich, armen Schlucker, Milch und Honig?
In Deutschland nur allein mit Freuden wohn' ich.
Mein Magen ist gar sehr solid gebaut;
Er liebt nur Knödel, Speck und Sauerkraut
Und sonst'ge Dinge, die nicht allzuluftig;
Doch hier zu Lande ist das Fressen schuftig.
Bei Trauben, Feigen, Datteln und so weiter
Wird doch ein wahrhaft deutsch Gemüth nicht heiter.
Auch macht es mir nicht eben viel Plaisir,
Daß ich so viel Kurrasch hier konsumir'.
In groß Gefahr that ich mich frei begeben;
Ein Terk fragt nichts nach keinem Menschenleben;
Ich hab' nur einen Kopf, den lieb' ich sehr,
Verlier ich ihn, schmeckt mir kein Essen mehr.
Drum mach ich mich bei Zeit vom Ritter los,
Daß ich nicht kommen thu in Abrams' Schooß.

Er will ausreißen; aber Toggenburg stürzt in wilder Kriegswuth auf die Scene. In der Eile schlägt er noch einige Saracenen todt, die sich diese geistreiche Schmeichelei gern gefallen lassen. Dann faßt er seinen Knappen an der Pikelhaube und schreit mit Anmuth und Würde:

Gemeiner Schuft!

Der Knappe.

O, Ihr seid allzugütig!

Toggenburg.

Zu fliehn, du edler Wicht, ist's noch nicht Zeit;
Erst saufe Blut, dann friß Unsterblichkeit!
Drei Tausend Feinde hab' ich schon erworgen,
Und noch zweihundert müssen dran bis morgen;
Daß künftig jeder Saracenenschurg
Mit Zittern denken soll an Toggenburg.
Und nie erbleich' mein lichter Heldenruhm.
Was agst du, Ochs!

Der Knappe.

Ich bin vor Staunen stuhm.

Toggenburg.

Jetzt zeuch den Säbel aus der Scheide blank,
Und fort zum Kampf mit sanftem Schlachtgesank!

Sie schwimmen durch Blut und stolpern über Leichen. Der Vorhang kann diesen Anblick nicht länger ertragen und stürzt sich verzweifelnd auf den Boden.

Fünfter Akt.

Erste Scene.

Ein liebliches Nonnenkloster in der Schweiz; mit der romantischen Aussicht auf den ewigen Schnee und Jungfernstand. Unzähliges Rindvieh beschäftigt sich mit der Verdauung und einige leichtsinnige Gemsen machen tolle Sprünge. Ziegen und Böcke erfreuen sich der Natur und versichern sich inniger Freundschaft. Endlich öffnet sich ein Klosterfenster und aus demselben blickt:

Bertha.

Dort auf der Alp wird's froher stets und lauter;
Doch mich erfaßt ein nie geahnter Schauer.
Mein Inn'res will vor herbem Gram verstummen,
Daß er vom Kreuzzug nicht zurückgekommen.

Vielleicht, daß ihn im Morgenland ein Mädchen
Für meine Liebschaft doppelt thut entschäd'gen.
Vielleicht, daß ihn und seine sieben Sachen
Ein Krokodil verschluckt mit dunklem Rachen.
Heirathen will ich nicht; denn ich bin Nonnin
Un will beenden, was ich einst begonnin.
Doch sehen möcht' ich ihn mit seinen Narben,
Und sollt' ich auf der Stell vor Schmerzen sterben.

Sie hüllt ihren Burnus enger um sich, steckt ihre Hände in einen Muff von Zobel und zieht sich zurück. In denselbigen Moment kommt Toggenburg in einem härenen Gewand. Seine Füße sind nackendig, und auf seinem Haupte zeigt sich desektes Haar in Gestalt einer Tonsur. Sein Bart steußt ihm bis über die Kniescheibe und auf seinem Gesicht ruht rasende Ergebung. Ihm folgt der Knappe, der die Forderung seines Magens einstweilen abschläglich mit einem Schweizerkäse beschwichtigt.

Toggenburg,

sich an's Klosterfenster stellend mit kaum vernehmbarem Geheul.

Weh' mir, daß ich mich so verspätete!
O Bertha, komm! Komm, Angebetete!
Komm schnell und zeig mir deine sanfte Miene;
Ich bin zurück, zurück aus Palestine.

Bertha kommt an's Fenster.

Was muß ich sehen! Toggenburg, bist du's?

Toggenburg.

Gute Zeit, Mamsell! Kommang wus portez wus?

Bertha.

Es freut mich, daß du kommst; doch ist's zu spat,
Da ich den Nonnenschleier nehmen that.

Toggenburg.

O süße Klosterbeere! mein Malhör
Zwang mich zu werden ein Kapuzinör.

Bertha.

An's Heirathen ist drum nicht mehr zu denken,
Was mich bis in das Innerste thut kränken.
Doch wollen wir in's Angesicht uns sehen,
Bis beide wir vor langer Weil vergehen.

Toggenburg.

Doch eh' wir dieses große Werk vollenden,
Will diesen Schelm ich erst zur Hölle senden!

Er stößt den Knappen zur Erde, reißt ihm die Zähne und die Augen aus und giebt ihm Gelegenheit, den Geist aufzugeben. Nach diesem Faktum setzt er sich der Geliebten gegenüber und sieht ihr in's Antlitz. Sie aber sieht ihm ebenfalls in's Antlitz und so verwunden sich beide mit Augenblicken, bis sie jämmerlich und lautlos sterben. Nachdem sie auf diese Weise sich entfernt, stürzt

die Mutter auf die Bühne.

O Jammerbild! O tausend schwere Noth!
Die Nichte meiner Schwester seh' ich todt!
Auch ihn verzehrte die Verzweiflung,
Weil sie so schnell in's Nonnenkloster gung.
Jetzt scheid auch ich vom dunkeln Erdenball,
Und bring mich selbsten um in Angst und Quall.

Sie nimmt einen Strickstrumpf, stopft denselben in den Mund und erstrickt sich. In demselben Moment kommt

Der Lampenputzer.

Was seh' ich da? Maustod die ganze Sippschaft?
Das sind die Folgen einer heißen Lippschaft!
Da alles hin, bin ich auch nicht vonnöthen,
Drum will ich selber jetzt mich selber tödten.
Doch eh' ich sterbe, ruf' ich: Ach und Weh
Und ende schrecklich die Tragödije.

Er ersticht sich mit der Spitze einer Scheere des Lichtes. Der Vorhang stürzt über Hals und Kopf.

Hausfuchung.

Von F. B. Gruby.

De par le Roi! Man öffne mir
Die Thür! Zurück den Riegel!
Vollmacht bekundet dies Papier
Mit Unterschrift und Siegel.
Bei ihrem Namen steht bereits
Im schwarzen Buch ein Doppel-Kreuz,
Und zwar mit rother Tinte —
Drum fort mit jeder Finte.

„Fürwahr, ich staune" — Nicht gemuckt!
Wir wissen, was wir wissen.
Was für ein Zettel, eng bedruckt,
Wird hier so schnell zerrissen?
Verlegen scheint der Inkulpat,
Gleich wie ertappt auf böser That.
Ich les' auf dem Papiere,
Schweiz — Frankreich — ha! ich spüre.

Zwölf Röhre dort auf dem Gestell —
Sie gleichen Flintenläufen —
Zu welchem Zweck? Man beichte schnell.
„Diesmal sind's Tabackspfeifen."
Das wäre, Herr? Nein das Gestell
Ist sonder Zweifel das Modell
Für neue Höll'n-Maschinen,
Sie Fieschi! Wehe Ihnen!

Der Stock, der dort im Winkel ruht,
Dient? — Zum Spazierengehen."
So? Meinen Sie? Das klingt ganz gut;
Kann jedes Kind doch sehen,
Dies sei ein Stock wie Alibaud's
Am Ende geht das Unding los —
Behutsam, ihr Kollegen,
Ich wittre Flint' und Degen.

Dies Buch, hier steht es deutlich, seht!
Es handelt von zwei Polen.
Verdächtig! Nennt sie! Herr, gesteht
Es frei und unverholen.
„Südpol und Nordpol." — Fürchterlich!
Um diese Zeit dreht Alles sich.
Hier steht's. Sieht doch der Blind' es.
Zwei Haupt-Rebeller sind es.

Und hier! Geschrieben steht ja groß
Und breit: ein Bundes-Hemde?
„Ein buntes, meint die Waschfrau blos;
Rechtschreibung blieb ihr fremde." —
Elende Ausflucht! Hochverrath!
Ein Bund mit Hemden! In der That,
Jetzt kommen wir dem Dinge
Doch endlich auf die Sprünge.

Was schreibt man jetzt? — „Neu Brief." — An wen? —
„Neu Freund." — Den muß man lesen:
Ich muß dir leider nur gesteh'n,
Daß ich mordfaul gewesen — —
Mordfaul! gerechter Gott! Zum Mord
Nennt er sich faul! Gensdarmen, fort!
Fort mit dem Bösewichte
Zum heimlichen Gerichte!

Klagelied eines Barbiers.

Von C. v. Hülsen.

Ich bin ein ganz geschlag'ner
Und ruinirter Mann.
Was fang' ich armer Schlucker
Mit meinen Messern an?

Denn leider läßt rasiren
Sich Niemand mehr von mir,
Und ohne alle Kundschaft
Ist jeglicher Barbier.

Ein jeder ist bewachsen,
Bewachsen voll und dicht
Mit Schnurr- und Backenbarte
Auf seinem Angesicht'.

Der zahme Ladendiener,
Der zahme Secretär,
Der zahme Waizenhändler
Sind zottig wie ein Bär.

Die Herren von der Börse,
Die Herren vom Bazar,
Die sind jetzt anzuschauen
Wie eine Kriegerschaar.

Es sehen diese Männer
So martialisch aus
Und sind oft wen'ger muthig,
Als eine Kirchenmaus.

Erbarmt, Ihr Potentaten,
Euch huldvoll uns'rer Noth,
Damit wir nimmer sterben
Den grausen Hungerstod.

Besteuert alle Bärte, —
Wir bitten inniglich,
Und schenket uns Barbieren
Die Steuer gnädiglich!

Der
Chevalier von Maison-Rouge.
(Fortsetzung.)

XVII.
Die Minirer.

Im Augenblick, wo man den Tisch verließ, wurde Dirmer benachrichtigt, sein Notar erwarte ihn in seinem Cabinet; er entschuldigte sich bei Maurice, den er übrigens auf diese Art zu verlassen die Gewohnheit hatte, und begab sich an den Ort, wo ihn der Notar erwartete.

Es handelte sich um den Ankauf eines kleinen Hauses in der Rue de la Corderie, dem Garten des Temple gegenüber. Es war mehr ein Platz als ein Haus, was Dirmer kaufte, denn das gegenwärtige Gebäude zerfiel beinahe in Trümmer, doch er hatte die Absicht, es wieder aufbauen zu lassen.

Der Handel hatte auch durchaus keinen Anstand bei dem Eigenthümer gefunden; der Notar hatte ihn an demselben Morgen besucht und war mit ihm für die Summe von neunzehn tausend fünfhundert Livres übereingekommen. Er erschien bei Dirmer, um den Vertrag unterzeichnen zu lassen und das Geld für das Gebäude in Empfang zu nehmen; der Eigenthümer sollte im Verlaufe des Tages das Haus völlig räumen, damit die Arbeiter schon am nächsten Morgen zum Werke schreiten könnten.

Sobald der Vertrag unterzeichnet war, begaben sich Dirmer und Morand mit dem Notar nach der Rue de la Corderie, um sogleich die neue Erwerbung in Augenschein zu nehmen, denn man hatte den Kauf mit Vorbehalt der Besichtigung abgeschlossen.

Dieses Haus lag ungefähr da, wo jetzt die Nummer 20 ist, hatte drei Stockwerke und darüber eine Mansarde. Der untere Theil war früher an einen Weinhändler vermiethet gewesen und enthielt vortreffliche Keller.

Der Eigenthümer rühmte hauptsächlich die Keller; das war der bemerkenswertheste Theil des Hauses; Dirmer und Morand schienen einen geringen Werth auf diese Keller zu legen, und dennoch stiegen Beide, wie aus Gefälligkeit, in das hinab, was der Eigenthümer seine Souterrains nannte.

Gegen die Gewohnheit der Hauseigenthümer hatte dieser nicht gelogen; die Keller waren herrlich, einer derselben erstreckte sich bis unter die Rue de la Corderie und man hörte von diesem Keller aus die Wagen über dem Kopfe hinrollen.

Dirmer und Morand schienen diesen Vortheil durchaus nicht hoch anzuschlagen und sprachen sogar davon, die Gewölbe ausfüllen zu lassen, welche, obgleich vortrefflich für einen Weinhändler, für gute Bürger, die das ganze Haus einzunehmen gedächten, durchaus unnütz wären.

Nach dem Keller besuchte man den ersten, dann den zweiten, dann den dritten Stock: aus dem dritten schaute man völlig in die Gärten des Temple; sie waren wie gewöhnlich von der Nationalgarde besetzt, der der Genuß davon überlassen blieb, seitdem die Königin nicht mehr spazieren ging.

Dirmer und Morand erkannten ihre Freundin, die Wittwe Plumeau, welche mit ihrer gewöhnlichen Thätigkeit die Honneurs ihrer Scheuke machte; doch ohne Zweifel war ihr Verlangen, ebenfalls von derselben erkannt zu werden, nicht groß, denn sie hielten sich hinter dem Hauseigenthümer verborgen, der sie auf die Vortheile dieser eben so wechselreichen, als angenehmen Aussicht aufmerksam machte.

Der Käufer verlangte sodann die Mansarden zu sehen.

Der Eigenthümer hatte diese Forderung ohne Zweifel nicht erwartet, denn er trug den Schlüssel nicht bei sich; doch, gerührt durch das Bündel von Assignaten, das man ihm gezeigt, ging er rasch hinab, um ihn zu holen.

„Ich hatte mich nicht getäuscht," sagte Morand, „dieses Haus taugt vortrefflich für unsere Zwecke."

„Und was sagen Sie zum Keller?"

„Daß dies eine Unterstützung der Vorsehung ist, die uns zwei Tage Arbeit ersparen wird."

„Glauben Sie, daß er in der Richtung des Kellers der Schenke geht?"

„Er neigt sich ein wenig nach links, doch gleichviel."

„Aber wie können Sie Ihre unterirdische Linie mit der Gewißheit verfolgen, daß Sie ausmünden, wo Sie wollen?" versetzte Dirmer.

„Seien Sie unbesorgt, das ist meine Sache."

„Wenn wir von hier aus das Zeichen geben würden, daß wir wachen?"

„Die Königin würde es von der Plattform aus nicht sehen, denn ich glaube, nur die Mansarden allein sind in der Höhe der Plattform, und daran zweifle ich noch."

„Gleichviel," sagte Dirmer, „Toulan oder Mauny können es von irgend einer Oeffnung aus sehen und werden Ihre Majestät benachrichtigen."

Hienach machte Dirmer Knoten unten an einem Vorhang von weißem Calicot und ließ den Vorhang durch das offene Fenster gehen, als ob ihn der Wind hinausgetrieben hätte.

Dann, als wären Beide ungeduldig, die Mansarden in Augenschein zu nehmen, gingen sie hinaus, um den Eigenthümer zu erwarten, nachdem sie zuvor die Thüre des dritten Stockwerkes zugemacht hatten, damit dem würdigen Manne nicht der Gedanke käme, seinen flatternden Vorhang zurückzuziehen.

Die Mansarden erreichten, wie es Morand vorhergesehen, noch nicht einmal die Höhe der Zinnen des Thurmes. Dies war zugleich eine Schwierigkeit und ein Vortheil; eine Schwierigkeit, weil man sich nicht durch Zeichen der Königin mittheilen konnte; ein Vortheil, weil diese Unmöglichkeit jeden Verdacht beseitigte. Die hohen Häuser waren natürlich diejenigen, welche man am Schärfsten bewachte.

„Man müßte durch Mauny, Toulan oder die Tochter Tison ein Mittel finden, ihr sagen zu lassen, sie möge Obdacht geben," sprach Dirmer.

„Ich werde darauf bedacht sein," antwortete Morand.

Man ging hinab. Der Notar wartete im Wohnzimmer mit dem Vertrage.

„Es ist gut," sprach Dirmer, „das Haus sagt mir zu; bezahlen Sie dem Bürger die neunzehn tausend fünf hundert Livres und lassen Sie ihn unterzeichnen."

Der Hauseigenthümer zählte ängstlich die Summe und unterzeichnete.

„Du weißt, Bürger," sprach Dirmer, „die Hauptbedingung ist, daß mir das Haus noch diesen Abend übergeben wird, damit schon morgen die Arbeiten anfangen können."

„Ich werde mich darnach richten, Bürger, Du kannst die Schlüssel mitnehmen, diesen Abend um acht Uhr ist es völlig geräumt."

„Ah! Bürger Notar," sagte Dirmer, „hast Du mir nicht gesagt, das Haus habe einen Ausgang nach der Rue Porte-Foin?"

„Ja, Bürger," antwortete der Hauseigenthümer, „doch ich ließ ihn verschließen, denn ich habe nur einen Willfährigen und dieser arme Teufel hatte, genöthigt zwei Thüren zu bewachen, zu viel Mühe. Der Ausgang ist indessen auf eine Weise vermauert, daß man ihn abermals mit einer Arbeit von kaum zwei Stunden anbringen kann. Wollt Ihr Euch davon überzeugen, Bürger?"

„Ich denke, es ist unnöthig," erwiederte Dirmer, „ich lege keinen Werth au diesen Ausgang."

Und Beide entfernten sich, nachdem sie zum dritten Male den Hauseigenthümer sein Versprechen, die Wohnung bis acht Uhr Abends zu räumen, hatten wiederholen lassen.

Um neun Uhr kamen Beide zurück, in einer gewissen Entfernung gefolgt von

fünf bis sechs Männern, auf welche bei der in Paris herrschenden Verwirrung Niemand aufmerksam war.

Sie traten zuerst Beide ein; der Verkäufer hatte Wort gehalten, das Haus war völlig leer.

Man schloß die Läden mit der größten Sorgfalt, schlug dann Feuer und zündete Kerzen an, welche Morand in seiner Tasche mitgebracht hatte.

Hienach traten die fünf oder sechs Männer hinter einander ein.

Es waren die gewöhnlichen Gäste des Meister Rothgerbers, dieselben Schmuggler, welche eines Abends Maurice hatten tödten wollen und seitdem seine Freunde geworden waren.

Man schloß die Thüren und stieg in den Keller hinab.

Dieser am Tage so sehr verachtete Keller war am Abend der wichtigste Theil des Hauses geworden.

Man hörte, wie es der Eigenthümer bemerkt hatte, die Wagen über dem Kopfe rollen, was bewies, daß man sich wirklich unter der Straße befand.

Man verstopfte zuerst alle Oeffnungen, durch welche ein neugieriger Blick dringen konnte.

Dann richtete Morand ein leeres Faß auf und zeichnete auf ein Papier mit Bleistift geometrische Linien.

Während er diese Linien zeichnete, traten seine Gefährten, von Dirmer geführt, aus dem Hause, folgten der Rue de la Corderie und blieben an der Ecke der Rue du Beauce vor einem bedeckten Wagen stehen. In diesem Wagen saß ein Mann, der Jedem ein Pionnier-Werkzeug gab, dem Einen ein Grabscheit, dem Andern eine Haue, Diesem eine Hebestange, Jenem einen Karst. Jeder verbarg das Werkzeug, das man ihm gegeben hatte, entweder unter seinem Oberrock oder unter seinem Mantel. Die Gräber schlugen wieder den Weg nach dem kleinen Hause ein und der Wagen verschwand.

Morand hatte seine Arbeit beendigt.

Er ging gerade auf eine Ecke des Kellers zu und sprach:

„Hier grabt."

Die Befreiungsarbeiter schritten sogleich zum Werke.

Die Lage der Gefangenen im Temple war immer ernster und besonders immer schmerzlicher geworden. Einen Augenblick hatten die Königin, Madame Elisabeth und Madame Royale wieder einige Hoffnung gefaßt. Von Mitleid für die erhabenen Gefangenen ergriffen, hatten ihnen die Municipale Toulan und Lepitre Theilnahme kundgegeben. Wenig an diese Zeichen von Mitgefühl gewöhnt, waren die armen Frauen Anfangs mißtrauisch gewesen. Doch man mißtraut nicht lange, wenn man hofft. Was konnte übrigens der Königin geschehen, welche von ihrem Sohne durch das Gefängniß, von ihrem Gatten durch den Tod getrennt war? Daß sie wie dieser das Blutgerüste besteigen mußte. Das war ein Schicksal, welches sie seit langer Zeit vor sich erblickte, ein Schicksal, an das sie sich endlich gewöhnt hatte.

Als zum ersten Male die Reihe wieder an Toulan und Lepitre kam, bat sie die Königin, sie möchten ihr, wenn sie wirklich an ihrem Schicksale Theil nähmen, die einzelnen Umstände bei dem Tode des Königs erzählen. Dies war eine traurige Prüfung, der man ihr Mitgefühl unterwarf. Lepitre hatte der Hinrichtung beigewohnt, er gehorchte dem Befehl der Königin.

Die Königin verlangte die Zeitungen, welche einen Bericht über die Hinrichtung enthielten. Lepitre versprach sie bei der nächsten Wache zu bringen; die Reihe der Wache kehrte von drei zu drei Wochen wieder.

Zur Zeit des Königs waren vier Municipale im Temple, nach seinem Tod nur noch drei; einer wachte bei Tag und zwei wachten in der Nacht. Toulan und Lepitre ersannen eine List, um stets bei Nacht mit einander auf der Wache zu sein.

Ueber die Wachestunden wurden Loose gezogen; man schrieb auf einen Zettel **Tag** und auf die zwei andern **Nacht**. Jeder zog einen Zettel aus einem Hut, der Zufall brachte die Wächter der Nacht zusammen.

Lepitre und Toulan waren jedes Mal mit einander auf der Wache; sie schrieben Tag auf die drei Zettel und boten den Hut dem Municipal, den sie beseitigen

wollten. Dieser streckte die Hand in die improvisirte Urne und zog nothwendig einen Zettel heraus, auf dem das Wort Tag stand. Toulan und Lepitre vernichteten die zwei andern und murrten dabei gegen den Zufall, der ihnen beständig die unangenehmere Wache gab, nämlich die der Nacht.

Als die Königin ihrer zwei Wächter sicher war, brachte sie dieselben in Verbindung mit dem Chevalier von Maison-Rouge. Dann wurde ein Entweichungsplan festgestellt. Die Königin und Madame Elisabeth sollten verkleidet als Municipalbeamte mit Karten fliehen, die man ihnen verschaffen würde. Was die zwei Kinder, nämlich Madame Royale und den jungen Dauphin betrifft, so hatte man bemerkt, daß der Mann, der die Laternen im Temple anzündete, stets zwei Kinder von demselben Alter wie die Prinzessin und der Prinz mitbrachte. Es wurde verabredet, daß Turgy, von dem wir noch nicht gesprochen, sich in der Tracht des Anzünders kleiden und Madame Royale und den Dauphin entführen sollte.

Wir wollen nun mit zwei Worten sagen, wer Turgy war.

Turgy war ein ehemaliger Diener der Mundküche des Königs, der mit einem Theile des Haushaltes der Tuilerien in den Temple kam, denn der König hatte Anfangs eine ziemlich gut organisirte Tafelbedienung. Im ersten Monat kostete die Bedienung der Nation dreißig bis vierzig tausend Franken.

Eine solche Verschwendung konnte begreiflicher Weise nicht lange dauern. Die Gemeinde traf eine andere Anordnung. Man entließ Küchenmeister, Köche und Küchenjungen. Ein einziger Küchendiener wurde beibehalten, dieser Küchendiener war Turgy.

Turgy war daher ein ganz natürlicher Vermittler zwischen den Gefangenen und ihren Parteigängern, denn Turgy konnte hinausgehen und folglich Billets wegtragen und Antworten zurückbringen.

Gewöhnlich waren diese Billets als Pfröpfe zusammengerollt auf den Mandelmilchflaschen, die man der Königin und Madame Elisabeth zukommen ließ. Sie waren mit Citronensaft geschrieben und die Buchstaben blieben unsichtbar, bis man sie dem Feuer näherte.

Alles war zur Flucht bereit, als eines Tages Tison seine Pfeife mit einem Pfropfe von einer dieser Flaschen anzündete. Während das Papier brannte, sah er Charaktere erscheinen. Er löschte das halbverbrannte Papier aus und überbrachte das Bruchstück dem Rath des Temple. Hier näherte man es dem Feuer, doch man konnte nur einige Worte ohne Folge lesen, da die andere Hälfte des Papiers in Asche verwandelt war.

Nur erkannte man die Handschrift der Königin. Als man Tison befragte, erzählte er, er habe einige Gefälligkeiten von Seiten von Lepitre und Toulan gegen die Gefangenen zu bemerken geglaubt. Die zwei Commissäre wurden der Municipalität angezeigt und konnten nicht mehr in den Temple zurückkehren.

Es blieb noch Turgy. Doch das Mißtrauen war im höchsten Grade rege gemacht; nie ließ man ihn allein bei den Prinzessinen, jede Verbindung mit Außen war also unmöglich geworden.

Eines Tages gab jedoch Madame Elisabeth Turgy zum Reinigen ein kleines Messer mit einem goldenen Hefte, dessen sie sich bediente, um ihr Obst zu schneiden. Turgy vermuthete etwas und zog, während er es abwischte, das Heft zurück: es enthielt ein Billet.

Dieses Billet war ein ganzes Alphabet von Zeichen.

Turgy gab das Messer Madame Elisabeth zurück, doch ein anwesender Municipal entriß es ihren Händen und untersuchte das Messer, an dem er ebenfalls die Klinge vom Hefte trennte; glücklicher Weise war das Billet nicht mehr darin. Der Municipal confiscirte nichtsdestoweniger das Messer.

Da ersann der unermüdliche Chevalier von Maison-Rouge den zweiten Versuch, den man mittelst des Hauses, das Dirmer gekauft, ausführen sollte.

Die Gefangenen hatten indessen allmälig alle Hoffnung verloren. Die Königin, welche ungemein über das Geschrei erschrack, das von der Straße bis zu ihr drang, und durch eben dieses Geschrei erfuhr, daß man die Girondisten, die letzte Stütze des Moderantismus, in Anklagestand zu versetzen beabsichtigte, war an diesem Tage von

einer schmerzlichen Traurigkeit. Denn waren die Girondisten todt, so hatte die königliche Familie keinen Vertheidiger mehr im Convent.

Um sieben Uhr trug man das Abendbrod auf. Die Municipale untersuchten jede Platte wie gewöhnlich, entfalteten eine nach der andern die Servietten, sondirten das Brod, der Eine mit einer Gabel, der Andere mit seinen Fingern, und ließen die Macronen und die Nüsse zerbrechen, Alles aus Furcht, es könnte ein Billet bis zu den Gefangenen gelangen; als diese Vorsichtsmaßregeln genommen waren, luden sie die Königin und die Prinzessin ein, sich zu Tische zu setzen, dies mit den einfachen Worten:

„Wittwe Capet, Du kannst speisen."

Die Königin schüttelte den Kopf, zum Zeichen, daß sie keinen Hunger habe.

Doch in diesem Augenblick kam Madame Royale auf sie zu, als ob sie ihre Mutter umarmen wollte, und sagte leise zu ihr:

„Setzen Sie sich zu Tische, Madame, ich glaube, Turgy macht uns ein Zeichen."

Die Königin bebte und schaute empor. Turgy stand ihr gegenüber, die Serviette auf dem linken Arme und mit der rechten Hand sein Auge berührend.

Sie erhob sich sogleich, ohne eine Schwierigkeit zu machen, und nahm ihren gewöhnlichen Platz am Tische.

Die zwei Municipale wohnten dem Mahle bei; es war ihnen verboten, die Prinzessinen einen Augenblick mit Turgy allein zu lassen.

Die Füße der Königin und die von Madame Elisabeth begegneten sich unter dem Tische und drückten sich.

Da die Königin Turgy gegenüber saß, so entging ihr nicht eine Geberde des Dieners. Uebrigens waren seine Geberden so natürlich, daß sie den Municipalen kein Mißtrauen einflößen konnten und auch wirklich keines einflößten.

Nach dem Abendbrode trug man mit denselben Vorsichtsmaßregeln ab, die man beim Auftragen genommen hatte: die geringsten Brodbrocken wurden aufgehoben und untersucht; dann ging Turgy zuerst hinaus, ihm folgten die Municipale, doch die Tison blieb.

Diese Frau war ganz wild geworden, seitdem man sie von ihrer Tochter getrennt hatte, von deren Schicksal sie durchaus nichts wußte. So oft die Königin Madame Royale umarmte, bekam sie Anfälle von Wuth, welche dem Wahnsinn glichen; die Königin, deren mütterliches Herz den Schmerz der Mutter begriff, hielt oft in dem Augenblick inne, wo sie sich diesen Trost, den einzigen, der ihr blieb, den Trost, ihre Tochter an ihr Herz zu drücken, geben wollte.

Tison kam, um seine Frau zu holen, doch diese erklärte, sie würde sich nicht eher entfernen, als bis die Wittwe Capet sich niedergelegt hätte.

Madame Elisabeth nahm nun Abschied von der Königin und ging in ihr Zimmer.

Die Königin entkleidete sich und ging zu Bette, ebenso Madame Royale; dann nahm die Frau Tison die Kerze und entfernte sich.

Die Municipale lagen bereits auf ihren Gurtbetten im Corridor.

Der Mond, dieser bleiche Gast der Gefangenen, ließ durch die Oeffnung des Ladens einen schrägen Strahl fallen, der vom Fenster zum Fuße des Bettes der Königin glitt.

Einen Augenblick blieb Alles ruhig und schweigsam im Zimmer.

Dann drehte sich sachte eine Thüre auf ihren Angeln: ein Schatten trat in den Lichtstrahl und näherte sich den Häupten des Bettes. Es war Madame Elisabeth.

„Haben Sie gesehen?" sagte sie mit leiser Stimme.

„Ja," antwortete die Königin.

„Haben Sie verstanden?"

„So gut, daß ich nicht daran glauben kann."

„Wir wollen die Zeichen wiederholen."

„Zuerst berührte er sein Auge, um uns zu bezeichnen, daß etwas Neues vorgehe."

„Dann legte er seine Serviette von seinem linken Arm auf seinen rechten, was besagen will, daß man sich mit unserer Befreiung beschäftige."

„Hierauf drückte er die Hand an seine Stirne, worauf er bedeutete, die Hülfe, die er uns ankündige, komme aus dem Innern und nicht vom Ausland.“

„Als Sie ihn sodann baten, morgen Ihre Milch nicht zu vergessen, machte er zwei Knoten an sein Taschentuch.“

„Es ist also abermals der Chevalier von Maisan-Rouge. Edles Herz!“

„Er ist es,“ sprach Madame Elisabeth.

„Schläfst Du, meine Tochter?“ fragte die Königin.

„Nein, meine Mutter,“ antwortete Madame Royale.

„So bete, Du weißt, für wen.“

Madame Elisabeth kehrte geräuschlos in ihr Zimmer zurück, und fünf Minuten lang hörte man die Stimme der jungen Prinzessin, welche in der Stille der Nacht mit Gott sprach.

Es war dies gerade in dem Augenblicke, wo auf die Angabe von Morand die ersten Schläge mit der Haue in dem kleinen Hause der Rue de la Corderie geschahen.

(Fortsetzung folgt.)

Tolle Geschichten.

Von L. Kalisch.

Die Welt ist jetzt ein Irrenhaus;
D'ran ist wohl gar kein Zweifel.
Den lieben Gott wirft man zum Tempel hinaus;
Auf den Kanzeln predigt der Teufel.

Die Menschen steckt man in's Hundeloch;
Die Hunde leben im Freien.
Die Völker werden gespannt in's Joch,
Damit die Ochsen gedeihen.

Die Frühlingssonne wärmt nicht mehr;
Im Winter will es nicht frieren.
Zweibeinig gehen die Esel einher;
Doktoren gehen auf Vieren.

Tollhäusler reden von Geist und Vernunft
Und Ehrlichkeit predigen Diebe.
Von Treue spricht die Schelmenzunft,
Der Wuch'rer von christlicher Liebe.

Die Lüge richtet die Wahrheit zu Grund;
Die Tapferkeit fliehet die Feigen.
Taubstumme lehrt man reden jetzund
Und Redner bringt man zum Schweigen.

Seiltänzer werden jetzt Künstler genannt,
Die Orden und Kränze verdienen.
Maschinen haben jetzt Menschenverstand
Und Menschen sind jetzt Maschinen.

So sind die Sachen auf Erden bestellt;
D'ran ist wohl gar kein Zweifel.
Der Teufel holet niemals die Welt;
Die Welt, die holet den Teufel!

Aus dem Schlaraffenlande.

Von L. Kalisch.

I.

In dem Lande der Schlaraffen
Ist das Leben ganz süperbe;
In dem Lande der Schlaraffen
Ist der Müssiggang Gewerbe.

Süß ist hier der Lebenswandel,
Köstlich über alle Maßen;
Denn von purem Zuckerkandel
Sind gepflastert ja die Straßen.

In den Gossen, in den weiten,
Fließet Wein von allen Sorten;
Und die Trottoirs, die breiten,
Sind von glatten Mandeltorten.

Doch vom Himmel stürzt Champagner,
Daß ein Jeder froh sich saufe,
Und sein Glück ist's, kommt hier Mancher
Von dem Regen in die Traufe.

Ist das Wetter noch so latschig,
Was verschlägt's, sich zu besprützen?
Bischof, Kardinal, wie quatschig!
Sieht man dann in allen Pfützen.

Wär' der deutsche Dreck so köstlich,
Ei, das gebe ein Geschlecke!
Doch der Adel wär' untröstlich,
Säß' das Volk in solchem Drecke.

II.

In dem Lande der Schlaraffen
Ist das Leben unvergleichlich;
Die gebrat'nen Tauben fliegen
In die Mäuler überreichlich.

Und damit man überhoben
Sei der Gabeln und der Messer,
Fliegen Schnepfen und Kapaunen
Schon tranchirt in's Maul der Fresser.

Und noch viel bequemer ist es,
Daß man niemals braucht zu kauen,
Daß die Beefsteaks und die Cotelets
Sich von selber schon verdauen.

Und das prächtigste von allem
Ist es doch, bei meiner Seele!
Daß bei solchen Leckerbissen
Der Appetit Niemanden fehle.

Gern säh' ich dich, Vetter Michel,
In Schlaraffia verkehren,
Müßtest du nicht hier das Schönste,
Nicht das Beste hier entbehren.

Denn so glücklich die Schlaraffen,
Dennoch fehlt zu ihrer Größe,
Was, o Michel, dich begeistert —
Sauerkraut und Leberklöße!

III.

In dem Lande der Schlaraffen
Ist das Leben sonder Tadel.
Hier gibt's keinen dummen Pöbel;
Jeder ist vom höchsten Adel.

Aber zu dem niedern zählt man
Thiere, die mit Schwänzen wedeln;
Leichter glaubt man hier die Bestien
Durch den Adel zu veredeln.

Und so sind hier Reichsbarone
Selbst die Pinscher und die Möpse;
Esel sind hier Herrn von Esel
Und die Hämmel Herrn von Schöpse.

D'rum bei groß und kleinen Bestien
Merkt man hier gar keine Roheit;
Wenn sie bellen, wenn sie schreien,
Schrei'n und bellen sie von Hoheit.

Eins nur fehlt in Schlaraffia,
Diesem schönsten Land der Länder,
Was in Deutschland niemals fehlet:
Orden nur und Ordensbänder.

IV.

In dem Lande der Schlaraffen
Gibt's auch Leutnants, und nicht minder
Gibt es hier sehr viel Kadetten,
Lauter feine, saub're Kinder.

Ihre Röcklein sind von Seide;
Ihre Helme, noch viel netter,
Sind von wasserdichtem Taffent,
Trefflich gegen feuchtes Wetter.

Ihre Handschuh' sind von Sammet;
Ihre Waffen, noch viel schmucker,
Sind, statt Schwerter und statt Lanzen,
Lorgnons nur und Operngucker.

Und sie geh'n zwar in Conzerte,
Aber nie in die Bataille;
Und damit sie Zeit ersparen,
Schnürt von selbst sich ihre Taille.

Und sie ziehn nicht zur Bataille.
Sondern nur zur Promenade;
Statt nach Feindesblut zu riechen,
Duften sie stets nach Pommade.

Denn sie wollen keine Schlachten,
Sondern Herzen nur gewinnen;
Drum statt Bomben, werfen Blicke
Sie nur auf Putzmacherinnen.

Und sie wollen nur auf Bälle,
Aber nicht in die Walhalla;
Drum sieht man sie nie im Harnisch,
Sondern nur in vollster Gala.

Und so ist ihr Leben herrlich.
Aber schade, jammerschade!
Eins doch fehlt zu ihrer Wonne
Und das ist — die Wachtparade!

V.

In dem Lande der Schlaraffen
Ist es lieblich zu regieren,
Weil sich in Regierungssachen
Die Schlaraffen nicht meliren.

Auch gibt's hier gar keine Blätter
Voll der schnödesten Regierung;
Wenn man Gott lobt in Schlaraffia,
Lobt zugleich man die Regierung.

Dreimal schwingt man hier tagtäglich
Weihrauchfässer der Regierung;
Deßhalb kennt man in Schlaraffia
Nicht Censur und Confiscirung.

Polizeiagenten hasset
Die schlaraffische Regierung;
Drum auch wissen die Schlaraffen
Nichts von grober Maltraitirung.

Und die Literaten trinken
Smollis hier mit der Regierung;
Und man kennt nicht in Schlaraffia
Manuskriptenvisitirung.

Und so gehen die Schlaraffen
Arm in Arm mit der Regierung;
Denn nur Güte weht in ihrer
Allerkleinsten Publizirung.

Doch nur eins hat die Regierung
Noch bis dato arg verschuldet,
Daß sie — schwer fällt mir's zu sagen —
Leider keine Spielbank duldet!

VI.

In dem Lande der Schlaraffen
Sind die anmuthsvollsten Frauen;
Selbst die Houris und die Peris
Sind nicht lieblicher zu schauen.

Rund von Gliedern, schlank von Wuchse,
Wiegen sie sich auf den Hüften
So manierlich und so zierlich
Wie die Elfen in den Lüften.

Ihren Händchen ist an Weiße
Frischster Schnee nicht zu vergleichen;
Und die Lilje muß an Klarheit
Ihren vollen Armen weichen.

Ihre Füßchen, nett und niedlich
In der Hast der feinsten Seide,
Reizten ohne allen Zweifel
Göttin Fanny selbst zum Neide.

Stürmisch von den Achseln flattert
Ihrer Locken wilde Welle;
Und ihr Auge strahlt viel sanfter
Als das Auge der Gazelle.

Und die Grübchen in den Wangen
Und das Grübchen in dem Kinne
Brächten selbst das Herz der Heil'gen
In die Gluthen heißer Minne.

Sieht man solch ein Weib, so wähnt man,
Daß es just vom Paradies kommt;
Denn Natur hat es gekleidet,
Nicht die Kunst, die von Paris kommt.

Doch laßt mich die kleinen Mäulchen
Dieser Schönsten nicht vergessen!
Solch ein Mäulchen ist gebildet
Nur zu küssen, nicht zu essen.

Und was sonst noch an den Holden
Künstlerisch ist aufzufassen,
Will ich schüchtern und bescheiden
Andern Pinseln überlassen. —

Deßhalb werdet ihr nicht staunen,
Daß bei solchen Zauberreizen,
Nicht mit Huld'gung und Anbetung
Die Schlaraffensöhne geizen.

Lassen sich Schlaraffendamen
Nur von weit'ster Ferne sehen,
Sieht man die Schlaraffenmänner
Vor Entzücken gleich vergehen.

Und sie singen Complimente
Nach den Noten höchst melodisch;
Sprechen sie dann auch vom Wetter,
So geschieht's nur episodisch.

Reden Männer hier von Frauen,
Sieht man gleich ihr Aug' erblitzen;
(Deßhalb bleibt auch auf den Bällen
Keine eing'ge Dame sitzen.)

Darum ist auch höchst zufrieden
Das Schlaraffenweib wie keines;
Doch zu ihrem vollsten Glücke
Mangelt leider nur noch eines.

Ach, es bricht mir fast das Herze;
Doch ich darf es nicht verhehlen,
Daß den armen Schlaraffinen —
Die ästhet'schen Kränzchen fehlen.

VII.

In dem Lande der Schlaraffen
Sind voll Bildung alle Frauen;
Selbst bei deutschen Professoren
Kann man keine gröss're schauen.

Was in der Natur verborgen,
Spüren ihre feinen Näschen;
Und mit ihren Liljenohren
Wachsen hören sie das Gräschen.

Im Homer und Cicero sind
Wohlbewandert diese Wesen;
Ja, sie schreiben sich auch selber
Die Romane, die sie lesen.

Orthograph'sche Schnitzer trüben
Niemals ihren Herzensfrieden;
Und in ihrem Manuskript sind
Krumme Linien stets vermieden.

Und um eine Kunst noch könnten
Deutsche Frauen sie beneiden,
Daß die Federn, die sie brauchen,
Sie sich selber auch noch schneiden.

Wenn sie am Claviere sitzen,
Wird ein Liszt sogar begeistert;
Und wenn sie die Harfe spielen
Fühlt sich Bochsa übermeistert.

Und in Wasserfarben malen
Sie das allerschönste Viehstück;
Und in einem Nu verfert'gen
Sie in Oel das feinste Kniestück.

Alles können diese Frauen;
Doch — ich sag's mit feuchten Blicken —
Alles können sie, doch leider,
Leider — keine Strümpfe stricken!

(Schluß folgt.)

Der
Chevalier von Maison-Rouge.
(Fortsetzung.)

XVIII.
Wolken.

Abgesehen von der Berauschung der ersten Blicke, hatte sich Maurice unter seiner Erwartung bei der Aufnahme gefunden, die ihm Genevieve bereitet, und er rechnete auf die Einsamkeit, um den Weg wieder zu gewinnen, den er auf der Bahn seiner Zuneigung verloren hatte, oder wenigstens verloren zu haben schien.

Doch Genevieve hatte ihren festen Plan; sie gedachte ihm keine Gelegenheit mehr zu einem Zusammensein unter vier Augen zu geben, um so mehr, als sie sich gerade durch ihre Süßigkeit erinnerte, wie gefährlich solche Zusammenkünfte waren.

Maurice zählte auf den andern Tag; eine Verwandtin, ohne Zweifel zum Voraus benachrichtigt, war zum Besuch gekommen und Genevieve hatte sie zurückgehalten. Diesmal ließ sich nichts sagen, denn es konnte kein Fehler auf Seiten von Genevieve sein.

Als Maurice wegging, wurde er beauftragt, die Verwandtin, welche in der Rue des Fosses-Saint-Victor wohnte, zurückzuführen.

Maurice entfernte sich mit einem verdrießlichen Gesichte, doch Genevieve lächelte ihm zu und Maurice nahm dieses Lächeln für ein Versprechen.

Leider täuschte sich Maurice. Am andern Tag, am 2. Juni, einem furchtbaren Tage, der den Fall der Girondisten sah, gab Maurice seinem Freunde Lorin, welcher ihn durchaus in den Convent mitnehmen wollte, den Abschied und setzte Alles bei Seite, um seine Freundin zu sehen. Die Göttin der Freiheit hatte eine furchtbare Nebenbuhlerin an Genevieve. Maurice traf Genevieve in ihrem kleinen Salon, Genevieve voll Anmuth und Zuvorkommenheit; doch bei ihr war eine junge Kammerfrau mit der dreifarbigen Cocarde, welche in einer Fensterecke Sacktücher zeichnete und ihren Platz nicht verließ.

Maurice faltete die Stirne: Genevieve bemerkte, daß der Olympier schlechter Laune war; doch da sie ihre Liebenswürdigkeit nicht so weit trieb, daß sie die junge Willfährige entließ, so wurde Maurice ungeduldig und entfernte sich eine Stunde früher als gewöhnlich.

Alles dies konnte Zufall sein. Maurice faßte Geduld, diesen Abend war überdies die Lage der Dinge so furchtbar, daß, obgleich Maurice seit einiger Zeit außerhalb der Politik lebte, der Lärmen bis zu ihm drang. Es bedurfte nicht weniger als den Fall einer Partei, welche zehn Monate in Frankreich regiert hatte, um ihn einen Augenblick seiner Liebe zu entziehen.

Am andern Tage dasselbe Verfahren von der Seite von Genevieve: Maurice hatte in der Voraussicht dieses Systems seinen Plan festgestellt: als Maurice zehn Minuten nach seiner Ankunft sah, daß die Kammerfrau, nachdem sie ein Dutzend Sacktücher gezeichnet, sechs Dutzend Servietten angriff, zog er seine Uhr, stand auf, grüßte Genevieve und entfernte sich ohne ein Wort zu sagen.

Mehr noch: als er wegging, drehte er sich nicht ein einziges Mal um.

Genevieve, welche sich erhoben hatte, um ihm mit den Augen durch den Garten zu folgen, blieb einige Secunden ohne Gedanken, bleich, die Nerven angegriffen, und fiel dann ganz bestürzt über die Wirkung ihrer Diplomatie auf ihren Stuhl zurück.

In diesem Augenblick trat Dirmer ein.

„Maurice ist weggegangen?“ rief er erstaunt.

„Ja,“ stammelte Genevieve.

„Aber er ist kaum erst gekommen?“

„Ungefähr vor einer Viertelstunde.“

„Dann wird er wohl wieder kommen.“

„Ich bezweifle es.“

„Lassen Sie uns, Muguet“ *), sagte Dirmer.

Die Kammerfrau hatte diesen Blumennamen aus Haß gegen den Namen Marie angenommen, den sie unglücklicher Weise wie die Oesterreicherin führte.

Auf diese Aufforderung ihres Herrn stand sie auf und ging hinaus.

„Nun, liebe Genevieve,“ fragte Dirmer, „ist der Friede mit Maurice geschlossen?“

„Im Gegentheil, mein Freund, ich glaube, wir sind zu dieser Stunde kälter als je.“

„Und wer hat diesmal Unrecht?“

„Maurice ohne allen Zweifel.“

„Lassen Sie hören, machen Sie mich zum Richter.“

„Wie!“ versetzte Genevieve erröthend, „Sie errathen nicht?“

„Warum er sich geärgert hat? Nein.“

„Er ist Muguet gehässig geworden, wie es scheint.“

„Bah! wahrhaftig? Dann muß man dieses Mädchen wegschicken. Ich werde mich wegen einer Kammerjungfer nicht eines Freundes wie Maurice berauben.“

„Oh!“ sagte Genevieve, „ich glaube nicht, daß er verlangen würde, man sollte sie aus dem Hause verbannen, und er dürfte sich wohl damit begnügen . . .“

„Womit?“

„Daß man sie aus meinem Zimmer verbannte.“

„Und Maurice hat Recht!“ sprach Dirmer. „Ihnen und nicht Muguet macht Maurice Besuch, es ist also unnöthig, daß Muguet im Zimmer bleibt, wenn Maurice kommt.“

Genevieve schaute ihren Gatten erstaunt an.

„Aber, mein Freund . . .“ sagte sie.

„Genevieve,“ erwiederte Dirmer, „ich glaubte in Ihnen eine Verbündete zu haben, die mir die Aufgaben, welche ich mir gestellt, leichter machen würde, und Ihre Befürchtungen verdoppeln unsere Schwierigkeiten. Vor vier Tagen glaubte ich Alles unter uns abgethan und festgestellt, nun ist Alles wieder auszugleichen. Genevieve, habe ich Ihnen nicht gesagt, ich vertraue auf Sie, auf Ihre Ehre; habe ich Ihnen nicht gesagt, Maurice müsse ein innigerer, ein minder mißtrauischer Freund von uns werden, als je? O mein Gott! die Frauen sind doch ein ewiges Hinderniß bei unsern Plänen.

„Haben Sie denn nicht ein anderes Mittel? Für uns Alle, wie ich bereits gesagt, wäre es besser, wenn Maurice entfernt würde.“

„Ja, für uns Alle vielleicht, doch für diejenige, welche über uns ist, der wir unser Vermögen, unser Leben, unser Glück sogar zu opfern geschworen haben, muß dieser junge Mann zurückkommen. Wissen Sie, daß man gegen Turgy Verdacht hat, und daß man davon spricht, den Prinzessinen einen andern Diener zu geben?“

„Es ist gut, ich werde Muguet wegschicken.“

„Ei, mein Gott, Genevieve,“ sprach Dirmer, mit einer von jenen Bewegungen der Ungeduld, welche so selten bei ihm vorkamen, „warum sprechen Sie mir hievon? Warum blasen Sie das Feuer meines Geistes mit dem Ihrigen an, warum schaffen Sie mir Schwierigkeiten in der Schwierigkeit selbst? Genevieve, thun Sie als ehrliche, ergebene Frau, was Sie thun zu müssen glauben, mehr sage ich Ihnen nicht; morgen werde ich ausgegangen sein; morgen ersetze ich Morand bei seinen Ingenieurarbeiten. Ich speise nicht mit Ihnen zu Mittag, doch er wird mit Ihnen speisen; wir haben etwas von Maurice zu erbitten, er wird Ihnen erklären, was das ist. Bedenken Sie wohl, was von ihm zu erbitten ist, denn es handelt sich um eine wichtige Sache; es ist nicht das Ziel, auf das wir losgehen, sondern das Mit-

*) Maiblümchen.

tel; es ist die letzte Hoffnung dieses so guten, so edlen, so ergebenen Mannes, dieses Beschützers von Ihnen und von mir, für den wir unser Leben hingeben müssen."

„Und für den ich das meinige auch hingeben würde," rief Genevieve voll Begeisterung.

„Ich weiß nicht, wie es gekommen ist, Genevieve, doch Sie haben diesen Mann nicht bei Maurice beliebt zu machen gewußt, und es war doch vor Allem von Belang, daß er ihn liebte. In der schlimmen Stimmung des Geistes, in die Sie ihn versetzt haben, wird somit Maurice vielleicht Morand verweigern, was sich dieser von ihm erbittet und was wir um jeden Preis erhalten müssen. Soll ich Ihnen nun sagen, Genevieve, wohin Morand alle ihre Zartheiten und Empfindsamkeiten führen werden?"

„Oh! mein Herr," rief Genevieve die Hände faltend und erbleichend, „oh! mein Herr, sprechen wir nie hievon."

„Nun wohl," versetzte Dirmer, indem er seine Lippen auf die Stirne seiner Frau drückte, „seien Sie stark und überlegen Sie."

Und er verließ das Zimmer.

„Oh, mein Gott! mein Gott!" murmelte Genevieve voll Bangigkeit, „wie viel Gewalt thun sie mir an, damit ich diese Liebe annehme, der meine ganze Seele entgegenfliegt."

Der andere Tag war wie gesagt eine Decadi. *)

Es gab ein Herkommen in der Familie Dirmer wie bei allen bürgerlichen Familien jener Zeit; dies war ein längeres und feierlicheres Mittagsmahl am Sonntag, als an den andern Tagen. Seit seinem vertraulichen Verkehr mit dem Hause hatte **Maurice, einmal für allemal zum Mittagessen eingeladen, nie hiebei gefehlt. An diesem Tag kam Maurice, obgleich man sich erst um zwei Uhr zu Tische zu setzen pflegte, zur Mittagsstunde.**

Nach der Art und Weise, wie er weggegangen war, verzweifelte Genevieve beinahe, ihn zu sehen.

Es schlug in der That zwölf Uhr, ohne daß man Maurice erblickte, dann halb ein Uhr, dann ein Uhr.

Es läßt sich nicht beschreiben, was während dieses Wartens in dem Herzen von Genevieve vorging.

Sie hatte sich Anfangs so einfach als möglich gekleidet, als sie aber sah, daß er zögerte, steckte sie, in jenem Gefühle der dem Herzen der Frauen natürlichen Coquetterie, eine Blume an ihre Seite, eine Blume in ihre Haare und wartete abermals, indeß sie ihr Herz immer mehr sich zusammenschnüren fühlte. So erreichte man beinahe den Augenblick, wo man sich zu Tische setzen sollte, und Maurice erschien nicht.

Um zwei Uhr weniger zehn Minuten hörte Genevieve den Tritt des Pferdes von Maurice, den ihr so wohlbekannten Tritt.

„Oh! da ist er," rief sie; „sein Stolz konnte nicht gegen seine Liebe Stand halten. Er liebt mich! er liebt mich!"

Maurice sprang von seinem Pferde und übergab es dem Gärtner, befahl ihm aber, ihn zu erwarten, wo er war. Genevieve sah ihn absteigen und bemerkte voll Unruhe, daß der Gärtner das Pferd nicht in den Stall führte.

Maurice trat ein; er war an diesem Tag von einer glänzenden Schönheit. Der weite schwarze Rock mit großen Umschlägen, die weiße Weste, die gemsledrne Hose, welche Beine geformt nach denen von Apollo hervorhob, sein Kragen von weißem Batist und seine schönen, eine breite, glatte Stirne enthüllenden Haare machten aus ihm einen Typus von Zierlichkeit und kräftiger Natur.

Er trat ein; das Herz von Genevieve erweiterte sich und sie empfing ihn strahlend.

„Ah! Sie sind hier," sprach sie, indem sie ihm die Hand reichte, „nicht wahr, Sie speisen mit uns zu Mittag?"

---

*) Decadi, der zehnte Tag einer Decade im republikanischen Kalender, wie der Sonntag gefeiert.

„Im Gegentheil, Bürgerin," erwiederte Maurice mit kaltem Tone, „ich wollte Sie um Erlaubniß bitten, wegbleiben zu dürfen.

„Wegbleiben? . . ."

„Ja, die Geschäfte der Section nehmen mich in Anspruch. Ich befürchtete, Sie könnten auf mich warten und mich der Unhöflichkeit beschuldigen; deßhalb bin ich gekommen."

Genevieve fühlte, wie ihr Herz, das einen Augenblick von einem Wohlbehagen ergriffen gewesen war, sich abermals zusammenpreßte."

„O mein Gott!" sprach sie, „und Dirmer, der nicht hier speist, Dirmer zählte darauf, Sie bei seiner Rückkehr zu finden, und beauftragte mich, Sie zurückzuhalten."

„Ah! dann begreife ich, warum Sie auf mein Bleiben dringen, Madame. Es ist die Folge eines Befehles Ihres Gatten. Und ich errieth das nicht sogleich! In der That, ich werde nie von meinen Albernheiten zurückkommen."

„Maurice!"

„Doch ich habe mich mehr an Ihre Handlungen, als an Ihre Worte zu halten. Es geziemt sich für mich, einzusehen, daß, wenn Dirmer nicht hier speist, für mich ein Grund mehr vorhanden ist, nicht zu bleiben. Seine Abwesenheit wäre ein Zuwachs von Beengung für Sie."

„Warum dies?" fragte schüchtern Genevieve.

„Weil Sie es sich seit meiner Rückkehr zur Aufgabe gemacht zu haben scheinen, mich zu vermeiden; weil ich Ihretwegen, nur Ihretwegen allein zurückgekommen bin, mein Gott! das wissen Sie wohl, und weil ich seit meiner Rückkehr beständig Andere als Sie getroffen habe."

„Stille!" versetzte Genevieve, „Sie sind abermals ungehalten, mein Freund, und ich thue doch mein Bestes."

„Nein, Genevieve, Sie können noch etwas Besseres thun, Sie können mich empfangen wie früher oder mich ganz und gar fortjagen."

„Hören Sie, Maurice," erwiederte Genevieve mit zärtlichem Tone, „begreifen Sie meine Lage, errathen Sie meine Bangigkeit und spielen Sie nicht mehr den Tyrannen gegen mich."

Und die junge Frau näherte sich ihm und schaute ihn voll Traurigkeit an.

Maurice schwieg.

„Aber was wollen Sie denn von mir?" fuhr sie fort.

„Ich will Sie lieben, Genevieve, da ich fühle, daß ich nun nicht mehr ohne diese Liebe leben kann."

„Maurice, haben Sie Mitleid!"

„Madame, dann hätten Sie mich sollen sterben lassen!" rief Maurice.

„Sterben!"

„Ja, sterben oder vergessen."

„Sie könnten also vergessen," rief Genevieve, der die Thränen aus dem Herzen in die Augen sprangen.

„Oh! nein, nein," sprach Maurice, während er auf die Kniee fiel, „nein, Genevieve, sterben vielleicht, vergessen, nie! nie!"

„Und dennoch," versetzte Genevieve mit Festigkeit, „dennoch wäre es das Beste, Maurice, denn diese Liebe ist ein Verbrechen."

„Haben Sie das Herrn Morand gesagt? versetzte Maurice, der durch diese plötzliche Kälte wieder Fassung erlangte.

„Herr Morand ist kein Wahnsinniger wie Sie, Maurice, ich habe nie nöthig gehabt, ihm anzudeuten, wie er sich in dem Hause eines Freundes benehmen sollte."

„Wetten wir," erwiederte Maurice ironisch lächelnd, „wetten wir, daß, wenn Dirmer auswärts speist, Morand sich nicht von hier wegbegeben wird. Ah! das müssen Sie mir entgegenstellen, Genevieve, wenn Sie mich verhindern wollen, Sie zu lieben; denn so lange Morand hier ist, hier an Ihrer Seite, ohne Sie eine Secunde zu verlassen," fuhr er mit Verachtung fort, „oh! nein, nein, so lange dies der Fall ist, werde ich Sie nicht lieben, oder mir wenigstens nicht gestehen, daß ich Sie liebe."

„Und ich," rief Genevieve, durch diesen ewigen Verdacht bis zum Aeußersten

getrieben, indem sie den Arm des jungen Mannes mit einer Art von Wuth drückte, „ich schwöre Ihnen, hören Sie wohl, Maurice, es sei dies ein für allemal gesagt, es sei gesagt, um nie wiederzukehren ich schwöre Ihnen, daß Morand nie ein Wort von Liebe an mich gerichtet, daß mich Morand nie geliebt hat, daß mich Morand nie lieben wird: ich schwöre es Ihnen bei meiner Ehre, ich schwöre es Ihnen bei der Seele meiner Mutter!"

„Ach! ach!" rief Maurice, „wie gern möchte ich Ihnen glauben."

„Oh! glauben Sie mir, armer Narr," sagte sie mit einem Lächeln, das für jeden Andern als einen Eifersüchtigen ein reizendes Geständniß gewesen wäre, „glauben Sie mir; wollen Sie übrigens mehr hierüber wissen? Nun wohl, Morand liebt eine Frau, vor der alle Frauen der Erde verschwinden, wie die Blumen des Feldes vor den Gestirnen des Himmels verschwinden:"

„Und welche Frau kann so die andern Frauen verdunkeln, während sich Geneviève unter ihrer Zahl findet?"

„Ist diejenige, welche man liebt, nicht immer das Meisterwerk der Schöpfung?" versetzte Geneviève lächelnd.

„Nun," sprach Maurice, „wenn Sie mich nicht lieben, Geneviève . . ."

Die junge Frau erwartete voll Bangen das Ende des Satzes.

„Wenn Sie mich nicht lieben," fuhr Maurice fort, „so können Sie mir doch wenigstens schwören, nie einen Andern zu lieben."

„Oh! was das betrifft, Maurice, ich schwöre es Ihnen und zwar von ganzem Herzen," rief Geneviève entzückt, daß ihr Maurice selbst diesen Vergleich mit ihrem Gewissen bot.

Maurice ergriff die beiden Hände, welche Geneviève zum Himmel erhob, und bedeckte sie mit glühenden Küssen.

„Nun werde ich gut, leicht zugänglich, vertrauensvoll, edelmüthig sein," sprach er. „Ich will Ihnen zulächeln, ich will glücklich sein."

„Und Sie werden nicht mehr verlangen?"

„Ich werde mich bemühen?"

„Ich denke, es ist nun unnöthig, daß man Ihnen dieses Pferd an der Hand hält," sagte Geneviève.

„O Geneviève! ich wollte, die ganze Welt würde warten, und ich könnte sie Ihretwegen warten lassen."

Man hörte Tritte im Hofe.

„Man kommt, um uns zu melden, daß aufgetragen ist," sprach Geneviève.

Sie drückten sich verstohlen die Hand.

Morand kam und verkündigte, daß man nur Maurice und Geneviève erwarte, um sich zu Tische zu setzen.

Er hatte sich für dieses Mittagsmahl auch schön gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Schlaraffenlande.

Von L. Kalisch. (Schluß.)

In dem Lande der Schlaraffen
Gibt's der Schauspielhäuser viele,
Sehr geschmackvoll und höchst kostbar
Aufgeführt in griech'schem Style.

In den äußersten Säulenhallen
Herrscht schon Ordnung, dor'sche nämlich;
Aber in dem Innern selber
Sind die Sitze höchst bequemlich.

Kein Jucheh gibt's hier hartsitzig,
Sondern nur die weichsten Logen;
Drinnen lächeln die Schlaraffen
Wie die siegestrunk'nen Dogen.

Und an ihrer Seite sitzen
Holde Frau'n mit bloßen Nacken;
Und sie lächeln und sie essen
Maccaronis, frisch gebacken.

Holde Frau'n mit bloßen Nacken,
In den Ohren Diamanten,
Um den Hals die schönsten Perlen,
An dem Busen Brüss'ler Kanten.

Sehr beliebt sind hier die Opern
Donizetti's und Bellini's;
Im Orchester aber geigen
Lauter Prüme's und Paganini's.

Und die Sängerinnen, herrlich,
Ueppig wie die grich'schen Musen,
Tragen lauter ächte Steine,
Aber keinen falschen Busen.

Ganze Nachtigallennester
Zwitschern ihnen aus der Kehle;
Jeder ihrer Triller ist nur
Eine taktgeborne Seele.

Ihre Rolle kennt vollkommen
Selbst die Jüngste noch von Allen;
Und sie werden um so schöner
Desto öfter sie gefallen. — —

Auch die Sänger, stets bei Stimme,
Meiden jegliches Gekreische
Und was anlangt ihre Waden —
Sie sind Fleisch von ihrem Fleische.

Auch wenn sie nicht memoriren,
Kommen sie doch aus dem Takt nicht;
Und so brav ist Jeder ihrer,
Daß er niemals den Contrakt bricht.

Doch das Lob der Tänzerinnen
Kann man nicht genug erheben;
Ach, sie scheinen, wenn sie hüpfen,
In den Lüften nur zu schweben.

Sie verhüllen, wenn sie tanzen,
Ihre Glieder ganz vestalisch;
Sie bewegen ihre Beine
Sittlich nur, ja, fast moralisch.

Nicht wie tanzende Skelete
In des Trikots schäbger Hülle;
Nein, man sieht sie im Balette
Nur in Hülle und in Fülle.

Ihre Brust sogar verbergen
Undurchsichtige Modesten,
Und fast eis'ge Sittenstrenge
Blickt aus jeder ihrer Gesten.

Doch nur Opern und Balette
Gibt man hier und nur Komödien;
Weil das Leben hier so lustig,
Kennt man hier nicht die Tragödien.

Und die Mimen, wahre Meister
Selbst im allerkleinsten Drama,
Dünken dennoch sich nicht größer,
Als der große Dalai-Lama.

Dessentwegen trägt auch Alles
Hier den ächten Kunststempel;
Deßhalb sind auch die Theater
Hier wahrhaftige Kunsttempel.

Doch ein Mangel ist noch spürbar!
Trotz solch schönen Elementen,
Fehlen nämlich den Schlaraffen
Doch noch — deutsche Rezensenten.

IX.

In dem Lande der Schlaraffen
Ist der Handel sehr im Flore;
Riesenwagen, schwer befrachtet
Drängen sich stets durch die Thore.

Aber in dem weiten Hafen
Welch ein Toben, welch ein Tosen!
Hohe Masten, bunte Flaggen,
Kühngemuthete Matrosen!

Hohe Masten, bunte Flaggen,
Kühngemuthete Matrosen,
Rothe Wämser, runde Hüte,
Weite, weiße Linnenhosen!

Und die schweren Krahnen knarren,
Und die sehn'gen Packer keuchen;
Lächelnd sieh'n die Handelsherren
Mit den runden dicken Bäuchen.

Lächelnd, schweigend. Denn sie sind nicht
Uebermüthige Spektakler;
Hochgebildet und kunstsinnig
Ist sogar hier jeder Makler.

Selbst die Krämer in Schlaraffia
Sind an Großmuth wahre Engel,
Und bescheiden wie das Veilchen
Ist hier jeder Ladenschwengel.

Und nach Schmierseif und nach Käse
Und nach Thran und Pfefferdüten
Stinkt die hies'ge Handelswelt nicht;
Nein, sie riecht nach Rosenblüthen!

Und der Geist der Poesie nur
Durch die Handelsbücher schwebet.
Hoch elegisch klingt ihr Credit;
Süß idyllisch tönt ihr Debet.

Ja, die ries'ge Handelswelt hält
Nicht die Poesie für Häcksel.
Drum im Hochschwung zarter Lyrik
Ist verfaßt hier jeder Wechsel.

Von Bankrott und Fallimenten
Hört man nichts bei den Schlaraffen;
Denn so viel wie möglich ist hier
Jeder Handelsmann rechtschaffen.

Keine Zölle, keinen Schlagbaum
Sieht man im Schlaraffenlande;
Keine Controleure gibt's hier,
Drum auch keine Contrebande.

Und von Tag zu Tage steiget
Hier der Handel kühnen Strebens;
Etwas aber sucht man hier, ach!
In der Handelswelt vergebens.

Etwas, das dem hies'gen Handel,
Wie ich glaube, Noth noch thäte.
Er hat alles; doch ihm fehlen
Leider die — Commerzienräthe.

X.

In dem Lande der Schlaraffen
Sind die Lüfte süß und labend.
Herrlich ist hier jeder Morgen,
Doppelt herrlich jeder Abend.

Kaum noch, daß in Flammenwolken
Sich die müde Sonn gehüllt hat
Und durch ihre letzten Strahlen
Jedes Herz mit Lust erfüllt hat:

Naht der Mond, der bleiche Schwärmer,
In dem Antlitz süßen Kummer;
Aber tausend goldne Sternlein
Werden wach aus ihrem Schlummer.

Steigen aus den Wolkenbettchen,
Reiben sich die Augenlieder;
Blicken schweigend, blicken lächelnd
Auf die dunkle Erde nieder.

Aber auf der dunkeln Erde
Schwebt's mit unsichtbaren Flügeln;
Leise flüstern schlanke Tannen
Auf den Bergen, auf den Hügeln.

Doch im Thale welch ein Lispeln!
Welch vertrauliches Gekose!
Auf der Nachtigall Geständniß
Horcht die liebetrunkne Rose.

Und im Laub der duft'gen Linde
Horcht der lose West, der schlaue,
Was der lock're Zeisig zwitschernd
Wohl der Lilje jetzt vertraue.

Und aus sammetweichem Moose
Summend flattern rings die Käfer,
Wecken aus den schönsten Blüthen
Noch die allerletzten Schläfer. — —

Weiht sich so die ganze Schöpfung
Ihres Schäferstündchens Feier,
Nun dann lüftet in Schlaraffia
Süße Sehnsucht ihren Schleier.

Dann bemerkt man küssend, schnäbelnd,
Wie in morgenländ'schen Mährchen,
An den Schaltern, vor den Fenstern
Nur verliebte, junge Pärchen.

Rosenlippen, Lilienhändchen,
Weiche Arme, seidne Wimpern,
Zartes Kosen, süßes Plaudern
Und melodisch Saitenklimpern.

Und ein Kichern und ein Seufzen
Und ein Schleichen auf den Sohlen
Und ein Rauschen der Gewänder
Und ein tiefes Athemholen!

Und so geht es alle Abend,
Und so geht es bis zum Morgen,
Der zu neuer Lust stets ladet,
Aber nie zu neuen Sorgen.

Glaubt ihr nun, daß solche Nächte
Nicht im höchsten Grad poetisch?
Daß nicht selbst für kalte Herzen
Solches Treiben sehr magnetisch?

Doch fehlt eins noch diesen Nächten,
So durchweht von Liebesgluthen;
Nämlich die Nachtwächter dürfen
Schon seit Jahren nicht mehr tuten.

XI.

In dem Lande der Schlaraffen
Sind die Leute fein erzogen;
Dessentwegen wird man ihnen
Wider Willen fast gewogen.

Welche Bildung im Gespräche!
Im Benehmen welche Feinheit!
Selbst beim niedrigsten von ihnen
Auch die Spur nicht von Gemeinheit!

Alle sind gar wohl bewandert
In Natur- und Weltgeschichte,
In Chemie und Sprachenkunde;
(Ein'ge machen auch Gedichte!)

Selbst die allerkleinsten Knaben
Commentiren schon den Nepos;
Und gar viele Burschen schreiben
Schon im zehnten Jahr ein Epos.

Das ist freilich nicht so häufig;
Doch gilt das als feste Regel:
Wenn ein Bub ist zwölf Jahr geworden,
Liest er Schelling gleich und Hegel.

Ja, hier sind die Gassenjungen
Theils nur hefi'ge Hegelianer,
Theils (es grenzt an's Fabelhafte!)
Schwärmerische Schellingianer.

Doch es wissen die Parteien
Die Begeist'rung so zu zügeln,
Daß sie niemals auf der Straße
Sich beschimpfen oder prügeln. —

Wenn sie aber fünfzehn Jahr sind,
Haben sie auch noch bis dato
Aus dem Kopf stets herzitiret
Aristoteles und Plato.

Manche huld'gen auch Spinozen;
Manche aber denken kantisch;
Doch trotz solcher tiefen Kenntniß,
Ist kein einziger pedantisch.

Aber diese Bildung ist nicht
Nur beschränkt auf eine Klasse;
Nein! sie ist das Gut und Erbe
Hier des Volks, der ganzen Masse.

Brauch' ich Euch noch jetzt zu sagen,
Daß ein solches Volk volksthümlich?
Daß sein Lob auch wirklich löblich
Und sein Ruhm auch wirklich rühmlich? —

Dennoch fehlet diesem Volke,
Was durchaus nicht fehlen sollte,
Was — wär' mir Talent beschieden —
Ich ihm gerne geben wollte.

Ja, es fehlet diesem Volke
(Wollt' das Schicksal, ich könnt's ändern!)
Ja, es fehlt ihm leider Gottes!
Immer noch an — Volkskalendern.

XII.

In dem Lande der Schlaraffen
Gibt's gar viele, viele Dichter,
Aber nur originelle
Kein nachäffendes Gelichter.

Keine jämmerlichen Skribler,
Die für niedern Pöbel schreiben,
Keine geistigen Kastraten,
Die mit Reimen Unzucht treiben.

Die wie Hunde nach den Brocken
Schäb'gen Beifalls gierig schnappen
Und die Kinder ihrer Laune
Kleiden in genaußte Lappen.

Keine Wichte, deren Verse
Wie besoff'ne Bauern holpern,
Deren lahme Strophen über
Ihre eignen Füße stolpern.

Deren Muse herscharwenzelt
Mit geschminkter Wang' und Stirne,
Wackelnd mit wattirtem Hintern
Wie die frechste Freudendirne.

Keine Lumpen, keine Lümpchen,
Keine ehrvergeß'nen Gecken,
Die mit Hunden und mit Hündchen
Hoher Fürsten Teller lecken.

Die um hoch empor zu ragen,
Sich bedienen langer Stelzen,
Und beim Lesen ihrer Werke
Selbst vor sanfter Rührung schmelzen:

Nein, im Lande der Schlaraffen
Sind die Dichter gluthentflammte,
Kühne, hochschwungreiche Dichter,
Wahre Musengottentstammte.

Oden singen sie und Hymnen
Und nicht minder Dithyramben
In den herrlichsten Trochäen,
In den allerreinsten Jamben.

Und es fließen ihre Verse
Süß gleich frischem Honigseime;
(Selbst auf das verfluchte Menſch noch
Finden sie die schönsten Reime?)

Und sie dichten zarte Mährchen
Und nicht minder kluge Fabeln;
Geistreich über alle Maßen
Sind sie aber in Parabeln.

Und Romane und Novellen
Dichten sie und Novelletchen,
Und in ihren Mußestunden
Wunderliebliche Sonettchen.

Doch wenn sie an Kopfschmerz leiden
Und ihr hoher Geist auf Ferien,
Schreiben sie ein Dutzend Bände
Voll schlaraffischer Mysterien.

Ja, sie schütteln ihre Werke
(In Schlaraffia will's der Brauch so —)
Mir nichts, dir nichts aus dem Aermel!
(Wollte Gott, ich könnt' es auch so!)

Glaubt nicht, daß dies Lob der Dichter
Nur in etwas übertrieben;
Nein, sie sind bei weitem größer,
Als ich eben sie beschrieben.

Dennoch — wer sollt' es wohl glauben?
Eins will ihnen nicht gelingen;
Nur ein putzig, lumpig Dingchen
Können sie nicht fertig bringen!

Diese großen, kühnen Dichter,
(Wahrlich, es ist eine Schande!)
Bringen dennoch sammt und sonders
Kein politisch Lied zu Stande.

In dem Lande der Schlaraffen
Ist das Leben ganz süperbe;
In dem Lande der Schlaraffen
Will ich leben, bis ich sterbe.

Ich, ein lang Herumgehetzter,
Ein an Leib und Herzen wunder,
Werd' hier täglich untersetzter;
Stündlich wird mein Kinn hier runder.

Morgens früh und Abends späte
Stets beim Schmaus, bei Freudenfesten:
Platzen jetzt mir schon die Nähte
Meiner Röcke, meiner Weste.

Kaum bin ich ein halbes Jahr hier,
Nahm ich schon so zu an Dicke,
Daß am Ende ich wohl gar hier
Noch im eig'nen Fett erstücke.

Doch um dies Malhör zu hindern,
Denk' an Deutschland ich zu Zeiten;
So hoff' ich mein Fett zu mindern
Und mir Kummer zu bereiten.

Der
Chevalier von Maison-Rouge.

(Fortsetzung.)

XIX.

Die Bitte.

Auf eine ausgesuchte Weise gekleidet, war Morand ein Gegenstand nicht geringer Neugierde von Maurice.

Der verfeinerte Muscadin hatte nichts an dem Knoten seiner Halsbinde, an den Falten seiner Stiefeln, an der Zartheit seiner Wäsche zu tadeln gefunden.

Doch ist es nicht zu leugnen, es waren immer dieselben Haare und dieselbe Brille.

Es kam dann Maurice vor, so sehr hatte ihn der Schwur von Genevieve beruhigt, als erblickte er zum ersten Male diese Haare und diese Brille unter ihrem wahren Lichte.

„Der Teufel soll mich holen!“ sagte Maurice zu sich selbst, indem er ihm entgegen ging, „der Teufel soll mich holen, wenn ich je mehr gegen Dich eifersüchtig bin, vortrefflicher Bürger Morand! Ziehe, wenn Du willst, alle Tage Dein taubenhalsfarbiges Kleid von den Decadis an, und laß Dir für diese Decadis einen Rock von Goldstoff machen. Von heute an versspreche ich Dir nur noch Deine Haare und Deine Brille zu sehen und Dich nicht mehr zu beschuldigen, Du liebest Genevieve.“

Man begreift, wie viel offenherziger und inniger der Händedruck, den er dem Bürger Morand in Folge dieses Selbstgespräches gab, sein mußte, als der, welchen er ihm gewöhnlich gab.

Gegen die Gewohnheit fand das Mittagsmahl in kleinem Ausschuß statt. Nur drei Couverte lagen auf einem schmalen Tische. Maurice begriff, daß er unter diesem Tisch dem Fuße von Genevieve begegnen könnte; der Fuß würde dann die von der Hand begonnene stumme, verliebte Phrase fortsetzen.

Man nahm Platz. Maurice sah Genevieve in schräger Richtung, sie saß zwischen dem Lichte und ihm; ihre schwarzen Haare hatten einen blauen Reflex wie der Flügel des Adlers; ihre Gesichtshaut funkelte, ihr Auge war feucht vor Liebe.

Maurice suchte und traf den Fuß von Genevieve. Bei der ersten Berührung, deren Wiederschein er auf ihrem Gesichte wahrzunehmen trachtete, sah er sie zugleich erröthen und erbleichen, doch der linke Fuß blieb friedlich unter dem Tische, entschlummert zwischen seinen zwei Füßen.

Mit seinem taubenhalsfarbigen Rocke schien Morand seinen Decadi-Geist wieder angenommen zu haben, diesen glänzenden Geist, den Maurice zuweilen von den Lippen dieses seltsamen Mannes hatte springen sehen, diesen Geist, der ohne Zweifel so gut die Flamme seiner Augen begleitet haben würde, hätte nicht eine grüne Brille diese Flamme erstickt.

Er sprach tausend Tollheiten, ohne je zu lachen: was die Kraft der Scherzhaftigkeit bildete, was seinen Einfällen einen seltsamen Zauber verlieh, war sein unstörbarer Ernst. Dieser Kaufmann, welcher so viele Reisen für den Handel mit Fellen aller Art gemacht hatte, von den Pantherfellen bis zu den Kaninchenbälgen, dieser Chemiker mit den rothen Armen, kannte Aegypten wie Herodot, Afrika wie Levaillant und die Oper und die Boudoirs wie ein Muscadin.

„Aber der Teufel soll mich holen, Bürger Morand,“ sprach Maurice, „Sie sind nicht allein ein Gelehrter, sondern auch ein Weiser.“

„Oh! ich habe viel gesehen, und besonders viel gelesen," erwiederte Morand; „und dann muß ich mich nicht auch ein wenig auf das Leben der Vergnügungen vorbereiten, das ich zu umfassen gedenke, sobald ich mein Glück gemacht habe? Es ist Zeit, Bürger Maurice, „Sie sprechen wie ein Greis; wie alt sind Sie denn?"

Morand wandte sich bebend bei dieser Frage um, so natürlich sie auch war.

„Ich bin acht und dreißig Jahre alt," sagte er. „Ah! so ist es, wenn man ein Gelehrter ist, wie Sie sagen, man hat kein Alter mehr."

Genevieve fing an zu lachen, Maurice bildete den Chor; Morand begnügte sich zu lächeln.

„Sie sind also viel gereist?" fragte Maurice, indem er den Fuß von Genevieve, der sich unmerklich frei zu machen suchte, fest zwischen seine Füße preßte.

„Einen Theil meiner Jugend habe ich im Auslande hingebracht," antwortete Morand.

„Viel gesehen, verzeihen Sie, viel beobachtet, hätte ich sagen sollen, denn ein Mann wie Sie kann nicht sehen, ohne zu beobachten."

„Meiner Treue, ja, viel gesehen," erwiederte Morand, „ich möchte beinahe sagen, daß ich Alles gesehen."

„Alles, Bürger! das ist viel," entgegnete Maurice lachend; „ei! wenn Sie suchten."

„Oh! ja, Sie haben Recht. Es gibt zwei Dinge, die ich nie gesehen habe. Freilich werden diese zwei Dinge immer seltener."

„Was ist das?" fragte Maurice.

„Das erste," antwortete Morand mit ernstem Tone, „ist ein Gott."

„Ah! Bürger Morand," rief Maurice, „in Ermangelung eines Gottes könnte ich Ihnen eine Göttin zeigen."

„Wie dies?" unterbrach ihn Genevieve.

„Ja, eine Göttin von ganz neuer Schöpfung, die Göttin Vernunft. Ich habe einen Freund, von dem Sie mich zuweilen sprechen hörten, meinen lieben, braven Lorin, ein goldenes Herz, einen trefflichen Mann, der nur den einzigen Fehler hat, daß er Reime und Wortspiele macht."

„Nun? . . ."

„Er hat die Stadt Paris mit einer vollkommen beschaffenen Göttin Vernunft beschenkt, gegen die man nichts einzuwenden gefunden. Es ist die Bürgerin Arthemise, Ertänzerin der Oper und gegenwärtig Parfumeriehändlerin in der Rue Martin. Sobald sie definitiv als Göttin angenommen ist, kann ich sie Ihnen zeigen."

Morand dankte Maurice ernst mit dem Kopfe und fuhr fort:

„Das andere ist ein König."

„Oh! das ist noch schwieriger," sprach Genevieve, indem sie sich zu lächeln zwang; „es gibt keinen mehr."

Sie hätten den letzten sehen sollen," versetzte Maurice, „das wäre klug gewesen."

„Die Folge davon ist," sprach Morand, „daß ich mir keinen Begriff von einer gekrönten Stirne machen kann; das muß sehr traurig sein."

„In der That sehr traurig," sagte Maurice; „ich stehe Ihnen dafür, ich, der ich ungefähr alle Monate eine solche sehe."

„Eine gekrönte Stirne?" fragte Genevieve.

„Oder wenigstens eine, welche die schwere, schmerzliche Last einer Krone getragen hat," antwortete Maurice.

„Ah! ja die Königin," sprach Morand, „Sie haben Recht, das muß ein trübseliges Schauspiel sein."

„Ist sie so schön und so stolz, als man sagt?" fragte Genevieve.

„Haben Sie diese Frau nie gesehen, Madame?" fragte nun Maurice erstaunt.

„Ich? Nie," erwiederte Genevieve.

„In der That, das ist seltsam!" rief Maurice.

„Und warum seltsam?" versetzte Genevieve; „wir wohnten bis zum Jahre 91 in der Provinz; seit 91 wohne ich in der Rue Vielle-Saint-Jacques, welche ungemein der Provinz gleicht, abgesehen davon, daß man nie Sonne und ebenso wenig Luft und Blumen hat; Sie kennen mein Leben, Bürger Maurice . . . . es ist stets

dasselbe gewesen; wie soll ich die Königin gesehen haben? Nie hat sich eine Gelegenheit dazu geboten."

„Und ich glaube nicht, daß Sie diejenige benützen werden, welche sich leider bieten dürfte," sprach Maurice.

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte Genevieve.

„Der Bürger Maurice spielt auf eine Sache an, welche kein Geheimniß mehr ist," erwiederte Morand.

„Auf was?" fragte Genevieve.

„Auf die wahrscheinliche Verurtheilung von Marie Antoinette und auf ihren Tod auf demselben Schaffot, auf dem ihr Gemahl gestorben ist. Der Bürger sagt endlich, Sie werden, um sie zu sehen, nicht den Tag benützen, wo sie den Temple verläßt, um nach dem Richtplatze zu gehen."

„Oh! gewiß nicht," rief Genevieve bei diesen von Morand mit einer eisigen Kaltblütigkeit ausgesprochenen Worten.

„Dann machen Sie sich zur Trauer bereit," fuhr der unempfindliche Ehemuker fort, „denn die Oesterreicherin ist gut bewacht, und die Republik ist eine Fee, welche unsichtbar macht, wenn es ihr gutdünkt."

„Ich gestehe, sagte Genevieve, „ich wäre doch sehr neugierig gewesen, diese arme Frau zu sehen."

„Sprechen Sie," rief Maurice, eifrig bemüht, allen Wünschen von Genevieve entgegenzukommen, „haben Sie wirklich große Lust hiezu? Dann sagen Sie ein Wort: die Republik, ich pflichte hierin dem Bürger Morand bei, die Republik ist eine Fee; doch ich in meiner Eigenschaft als Municipal bin ein wenig Zauberer."

„Könnten Sie mich die Königin sehen lassen?" rief Genevieve.

„Gewiß kann ich es."

„Und wie dies?" fragte Morand mit Genevieve einen raschen Blick wechselnd, welcher unbemerkt von dem jungen Manne vorüberging.

„Nichts ist einfacher," antwortete Maurice. „Es gibt allerdings Municipale, denen man mißtraut, aber ich habe hinreichend Beweise von meiner Anhänglichkeit an die Sache der Freiheit geliefert, um nicht zu diesen zu gehören. Ueberdies hängt die Erlaubniß des Eintritts in den Temple gemeinschaftlich von den Municipalen und den Anführern des Postens ab. Der Anführer des Postens ist aber gerade an diesem Tage mein Freund Lorin, der mir berufen zu sein scheint, den General Santerre zu ersetzen, indem er in drei Monaten vom Grade eines Corporals zu dem eines Adjutant-Majors gestiegen ist. Nun wohl, suchen Sie mich im Temple an dem Tage auf, wo ich die Wache habe, nämlich nächsten Donnerstag."

„Ah! ich hoffe, Sie sind nach Wünschen bedient," sagte Morand; „sehen Sie, wie sich das gut trifft!"

„Oh! nein, nein," sagte Genevieve, „ich will nicht."

„Und warum nicht?" rief Maurice, der in diesem Besuche im Temple nichts Anderes erblickte, als ein Mittel, Genevieve an einem Tag zu sehen, wo er dieses Glückes beraubt zu sein glaubte.

„Weil dies," antwortete Genevieve, weil dies vielleicht Sie, lieber Maurice einer Gefahr, einem unangenehmen Streite aussetzen hieße, und weil ich es mir in meinem ganzen Leben nicht verzeihen könnte, wenn Ihnen, unserem Freunde, durch die Befriedigung einer Laune von mir eine Sorge bereitet würde."

„Das ist sehr weise gesprochen, Genevieve," sagte Morand. „Glauben Sie mir, das Mißtrauen ist groß, die besten Patrioten werden gegenwärtig beargwohnt; leisten Sie auf diesen Plan Verzicht, der bei Ihnen, wie Sie sagen, eine einfache Laune der Neugierde ist."

„Man sollte glauben, Sie sprächen aus Eifersucht, Morand, und da Sie weder eine Königin noch einen König gesehen, so wollen Sie auch nicht, daß Andere solche sehen. Streiten Sie nicht mehr, seien Sie von der Partie."

„Ich! meiner Treue, nein."

„Es ist nicht mehr die Bürgerin Dirmer, welche in den Temple zu kommen wünscht, ich bin es, der Sie bittet, sowie auch Sie, Herr Morand, einem armen Gefangenen eine Zerstreuung zu bereiten," sprach Maurice, „denn sobald das große

Thor hinter mir geschlossen wird, bin ich, glücklicher Weise nur vier und zwanzig Stunden, eben so sehr Gefangener, als ein König, ein Prinz von Geblüt wäre."

Und mit seinen beiden Füßen den Fuß von Genevieve drückend, fügte er bei:

„Kommen Sie doch, ich bitte Sie darum."

„Hören Sie, Morand," sagte Genevieve, „begleiten Sie mich."

„Es ist ein verlorener Tag, der um eben so viel den verzögern wird, wo ich mich aus dem Geschäfte zurückziehe . . ." versetzte Morand.

„Dann gehe ich nicht," sprach Genevieve.

„Und warum nicht?" fragte Morand.

„Ei mein Gott! das ist ganz einfach: weil ich nicht darauf zählen kann, daß mich Dirmer begleitet, und weil ich, wenn Sie mich nicht begleiten, Sie, ein vernünftiger Mann, ein Mann von acht und dreißig Jahren, nicht die Keckheit haben werde, allein den Posten der Kanoniere, der Grenadiere und der Chasseurs zu trotzen, um nach einem Municipal zu fragen, der nicht mehr als drei bis vier Jahre älter ist als ich."

„Wenn Sie meine Gegenwart für unerläßlich halten, Bürgerin . . ." versetzte Morand.

„Vorwärts, vorwärts, gelehrter Bürger, seien Sie galant, als ob Sie ein ganz einfacher Mensch wären," sprach Maurice, „opfern Sie die Hälfte Ihres Tages der Frau Ihres Freundes."

„Es sei!" sagte Morand.

„Nun bitte ich Sie nur um Eines," fuhr Maurice fort, „um Verschwiegenheit. Ein Besuch im Temple ist ein verdächtiger Schritt und irgend ein Unfall, der sich in Folge dieses Besuches ereignete, würde uns Alle unter die Guillotine bringen. Pest! die Jacobiner scherzen nicht! Sie haben gesehen, wie die Girondisten von ihnen behandelt worden sind."

„Teufel!" rief Morand, „was der Bürger Maurice da sagt, ist wohl zu erwägen: das wäre eine Art, mich aus dem Geschäfte zurückzuziehen, die mir durchaus nicht behagen würde."

„Haben Sie nicht gehört, daß der Bürger Maurice Alle sagte?"

„Nun wohl, Alle?"

„Alle mit einander."

„Ja gewiß," erwiederte Morand, „die Gesellschaft ist angenehm, doch meine schöne Empfindsame, ich will lieber in Ihrer Gesellschaft leben, als darin sterben."

„Ah! Teufel, wo hatte ich denn meinen Kopf, als ich glaubte, dieser Mensch wäre in Genevieve verliebt?" fragte sich Maurice.

„Es ist also abgemacht," versetzte Genevieve; Morand, mit Ihnen spreche ich, mit Ihnen, dem Zerstreuten, mit Ihnen, dem Träumer; nächsten Donnerstag: fangen Sie nicht Mittwoch Abend einen chemischen Versuch an, der Sie vier und zwanzig Stunden in Anspruch nimmt, wie dies zuweilen der Fall ist."

„Seien Sie unbesorgt," antwortete Morand; „überdies werden Sie mich bis dahin daran erinnern."

„Genevieve stand vom Tische auf; Maurice ahmte ihr Beispiel nach; Morand wollte dasselbe thun und ihnen vielleicht folgen, als einer von den Arbeitern dem Chemiker eine kleine Flasche mit einer Flüssigkeit brachte, welche seine ganze Aufmerksamkeit erregte.

„Beeilen wir uns," sagte Maurice, Genevieve fortziehend.

„Oh! seien Sie unbesorgt," erwiederte diese, „er ist wenigstens für eine gute Stunde beschäftigt."

Und die junge Frau überließ ihm ihre Hand, die er zärtlich in seinen Händen drückte. Sie hatte Gewissensbisse für ihren Verrath und bezahlte ihm dieselben mit Glück.

„Sehen Sie," sagte sie durch den Garten schreitend, indem sie Maurice Nelken zeigte, die man in einer Kiste von Mahagoniholz in den Garten gebracht hatte, um sie, wenn es möglich wäre, wiederzuerwecken: „sehen Sie, meine Blumen sind todt."

„Wer hat sie getödtet?" versetzte Maurice, „Ihre Nachlässigkeit: arme Nelken!"

„Nicht meiner Nachlässigkeit, sondern Ihr Abfall, mein Freund."

„Sie verlangten doch nur wenig, Genevieve: ein wenig Wasser und sonst nichts, und mein Abgang mußte Ihnen viel Zeit lassen."

„Ah!" sprach Genevieve, „wenn die Blumen sich mit Thränen begießen würden, so wären diese armen Nelken, wie sie dieselben nennen, nicht todt."

Maurice umfing sie mit seinen Armen, zog sie rasch an sich und drückte, ehe sie Zeit hatte, sich zu vertheidigen, seine Lippen auf das halb lächelnde, halb schmachtende Auge, das die Kiste mit den verwelkten Pflanzen betrachtete.

Genevieve hatte sich so viel vorzuwerfen, daß sie nachsichtig war.

Dirmer kam spät zurück, und als er kam, fand er Morand, Genevieve und Maurice, welche im Garten über Botanik plauderten. (Fortsetzung folgt.)

Tischrede.

(Nach L. Schneider.)

Meine Herren!

Bei Tische ist Jedermann liebenswürdig, denn er braucht nur den Mund aufzuthun, so hat er zwischen Nase und Kinn etwas, was sehr für ihn einnimmt. Ich sollte demnach essen und schweigen, aber — zu ernsten Betrachtungen fühlt sich der Mensch hingezogen, wenn er an das jüngste Gericht denkt — nämlich an dasjenige, welches wir so eben genossen haben! — Einen geschmackvolleren Gegenstand zu einem Tafelaufsatze als das jüngste Gericht könnte ich nicht gut wählen; ich denke dabei nicht an solche Gerichte, denen jeder gern aus dem Wege geht, z. B. das Kammergericht, das Stadtgericht u. s. w., obgleich auch dieses Gerichte sind, die man leicht in den Magen bekommt. Indessen unterscheiden sie sich doch wesentlich von den vor uns stehenden Gerichten, die ich nährende nennen möchte, während alle anderen Gerichte füglich zu den zehrenden gehören. Bei allen Gerichten spielt jedoch Kosten eine Hauptrolle.

Als ich die Idee faßte, heute bei Tafel über Etwas zu sprechen, brütete ich lange, und als ich endlich genug gebrütet hatte, rief ich sehr natürlich: Ei! Ei! — und diese beiden Eier erweckten den Wunsch in mir, mich eines guten Stils zu befleißigen. Dazu gehört aber vor allen Dingen, daß ich mich mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit in diesen kitzlichen Gegenstand hineinarbeite. Es kommt auf einen Versuch an.

Die heutigen Gerichte, meine Herren, haben das Glück, keiner schriftlichen, sondern einer mündlichen Kritik unterworfen zu sein; diese aber schluckt vieles stillschweigend hinunter, und redet dem Autor offenbar nach dem Munde, wenn ihr hin und wieder einzelne Fehler aufstoßen. — Diese Gerichte bedienen sich schon seit unendlichen Zeiten der Eisenbahnen, nämlich: der Messer und Gabeln, um an den Ort ihrer Bestimmung zu gelangen. Alles, was auf dieser Eisenbahn befördert wird, hat den Vortheil, durch das Hauptthor alles menschlichen Handels sich auf den verschiedenen Wegen im Innern zu verbreiten, und endlich sicher abgelagert zu werden. Diese endliche Ablagerung ist es vorzüglich, welche den Preis der darauf bezüglichen Papiere steigert, weil bei dieser Gelegenheit mancher einen Wischer bekommt.

Man sollte zwar bei freundschaftlichen Zusammenkünften nicht von Politik reden; aber ich hoffe, es wird mich Niemand für einen Demagogen halten, wenn ich das Frikasse mit einem Landtage oder einer Stände-Versammlung vergleiche, zu der ein ganzes Volk von Hühnern seine besten Glieder geschickt. Hier sehen wir diese Glieder in schönster Eintracht beisammen. Wer möchte leugnen, daß man eine solche Versammlung zum Fressen lieb gewinnen kann?

In dem herrlichen Zusammenleben unserer einzelnen Frikasseen-Glieder heißt es nicht: soviele Köpfe, soviele Sinne! soviele Sinne! Nein, sie sind sich alle hinsichtlich der geringen Menge des Gehirns gleich und auch stumm, obgleich sie reden sollten, da ihnen doch der Schnabel dazu gewachsen ist.

Ein anderes Gericht! das hinsichtlich des Stummseins mit den Bestandtheilen des vorigen wetteifert, sind die Fische. Die vortrefflichen Eigenschaften der Fische

Laßen sich nicht allein am Kopf und Schwanz, sondern am besten an den Mittelstücken, namentlich bei Backfischen, begreifen! — Gewöhnlich sind sie von Kartoffeln begleitet und was könnte edler sein als eine Kartoffel? Hat sie doch mit dem Adel überhaupt denselben Vorzug, daß nämlich ihr bester Theil unter der Erde ruht. Ueber der Erde erblicken wir am jungen Gewächs viel Grünes, bei dem ältern aber auch viel Knolliges. Der Fisch erfreut jedesmal, wenn er kein magerer Hecht, sondern ein fetter Bissen ist. Gewöhnlich sperrt er das Maul auf, weil er sich wundert, aus dem Netzdistrikt in anständige Gesellschaft gekommen zu sein; er wird deswegen oft bei literarischen Soupes servirt, weil er sich bei dem Vortrage der Gedichte und meisten Reden, wie in seinem Element, Wasser, befindet. Bei keinem andern Gerichte sehnt man sich so nach dem System der richtigen Mitte, des juste milieu, als bei Fischen; freilich hat die richtige Mitte den Uebelstand, daß sie kopflos verdaut werden kann, so wie das Schwanzstück eine offenbare Tendenz zum Englisiren hat. — Die Vorzüge eines Mittelstücks treten auch in so fern hervor, als man selten Gräten in ihnen findet, während man sonst im gewöhnlichen Leben bei allen Greten ein Mittelstück findet. Ein Fisch zu sein, wäre eigentlich etwas sehr Wünschenswerthes, wenn er nicht das Unglück hätte, beschuppt zu werden, obgleich er auch wieder den Vortheil hat, daß es ihm wie Schuppen von den Augen fällt, wenn er seine irdische Laufbahn vollendet. In neuerer Zeit haben sich sogar Fische im cölnischen Wasser gefunden, aber man will behaupten, daß es faule Fische gewesen sind.

So interessant nun aber auch der Fisch als Zwischengericht ist; eigentliche Befriedigung gewährt er nicht. Der Braten ist es, der diese Verpflichtung gegen den gebildeten Theil der menschlichen Gesellschaft erfüllen soll, und in der That hat er etwas Ehrenwerthes, Gediegenes, obgleich er im Allgemeinen den Aufschneidereien nicht abhold ist. Will uns indeß Jemand etwas davon aufschneiden, so hat man jedenfalls den Vortheil, daß man den Braten schon von weitem riecht, wenn er nämlich in gutem Geruche steht.

Nach dem Braten lächelt uns gewöhnlich Butter und Käse.

Man hat den Letzteren schon oft eine Pensionsanstalt für kleine Mädchen genannt, d. h. nicht für das Diminutivum von Magd, sondern von den ersten Silben einer Mademoiselle. Aber ich glaube, man thut Unrecht daran, denn je jünger die Mädchen je lieber haben wir sie, je älter aber die Mademoisellen, je unangenehmer werden sie.

Was aber wären alle diese Genüsse, wenn sie nicht Hand in Hand mit den Weinen gingen? Eine Flasche Wein! — Wie oft haben wir nicht an ihrem Halse gehangen, süße Tropfen geweint. — Wie oft ist er uns in den Kopf gestiegen und hat uns so vergnügt gemacht, daß wir hätten Andern auf den Kopf steigen mögen! — Ich rede hier nicht von jenen Weinen, die eigentlich nur in unanständiger Gesellschaft genossen werden, nämlich: Bocksbeutel, Pisporter, Hinterhäuser und Liebfrauenmilch, sondern Rothen ohne Säure und Champagner:

Das sind die wahren Sorgenbrecher!
D'rum füllet eifrig Eure Becher.
Wo Männer froh zusammen trinken,
Da wird auch Freud' und Frohsinn winken.

Russischer Ministerrath.

Nikolaus. Nesselrode!

Nesselrode. Majestät!

Nik. Weißt Du, daß die Engländer ihren Soldaten in der Krimm, „Plum-Puddings" geschickt haben?

Ness. Ja wohl, Majestät, und die Franzosen Taback und Cigarren.

Nik. Wohlan, Nesselrode, meinst Du nicht, daß es passend sein würde, wenn wir unsern Russen auch eine Freude machten?

Ness. Ja wohl, Majestät, doch was sollen wir ihnen schicken?

Nik. Das wollte ich Dich eben fragen. Gib mir Deinen Rath.

Ness. Vielleicht Tabak, wie die Franzosen?

Nik. Nein, das würde nicht originell sein. Man würde das für eine Nachahmung halten. Ich will etwas nationales.

Ness. Vielleicht Caviar?

Nik. Wo denkst Du hin, Nesselrode! Dem russischen Soldaten Caviar! Das ist ein Gericht für Diplomaten, aber nicht für Soldaten!

Ness. Majestät, ich bin wirklich in Verlegenheit.

Nik. Weißt Du kein Gericht, das bei den Russen den englischen Pudding ersetzen könnte? Halt, da fällt mir eben etwas ein!

Ness. Majestät!

„Nik. Talglichter, Nesselrode, Talglichter! Das russische Nationalgericht!

Ness. Die Idee ist wirklich erhaben!

Nik. Begieb Dich sogleich zum Polizeiminister und sage ihm, daß er augenblicklich eine freiwillige Subscription eröffnen läßt, um den Soldaten in der Krimm eine Freude zu machen und sie zu neuen Thaten für den orthodoxen Glauben zu begeistern.

Ness. Ich fliege, Majestät!

Nik. Die Liste der Unterschreiber laß in dem „russischen Invaliden" abdrucken und wer nicht unterschreibt, wird nach Sibirien geschickt. „Talglicht und Orthodoxie!" muß die Devise meiner Russen sein.

Entsetzlich.

Eine Ballade in zwei Theilen von Mir.

Erster Theil.

Es sitzt die Gräfin auf der Zinne ihrer Burgen
Das Angesicht umflort von Kummer und Sorgen

Halb welk ist schon die jugendliche Holde;
So schaut sie tief hinab auf das Gefolde.

Da blühet Alles in des Frühlings Prangen;
Und Jubel tönet von der Vögelein Zangen.

Die Rosen duften und die Nelken sprossen;
Und Philomele flötet aus Cypressen.

Die Lerchen schmettern und die Käfer summen;
Da klagt die Gräfin: „Wann wird er wohl kummen?"

Ob mich ein Dämon seiner wohl beraubet?
Wo säumt der Mann, der meine Seele laubet?

Ist er mir jetzt schon gram? Will er mir trotzen?
Daß er mich läßt auf dieser Zinne sotzen?

Bricht er die Treue, die er mir geschworen,
Bricht er die Treue schon nach dritthalb Johren?

Hab' ich's verschuldet, daß er meiner spottet?
War mein Geschick mit seinem nicht verkottet?

So klagt die Gräfin und ihr Aug', ihr schwarzes,
Es rinnt im Uebermaß des tiefsten Schmarzes.

Ihr Wort erstickt im bittersten Geschluchze;
Und in Verzweiflung faßt sie eine Buchse.
Sie spannt den Hahn — von Satanas verlocket —
Drückt los und — ach! — schon liegt sie hingestrocket

Sie liegt entseelt, durchschossen auf dem Boden,
Und neben ihr die Waffe, die sie selbst geloden.

Zweiter Theil.

Kaum aber hat ihr Leben sie verloren,
Sieht man auf's Schloß den Reiter galloppiren.

Schon ist er da; schon springt er von dem Rappen
Und eilt hinauf die langen Wendeltrappen.

Schon ist er auf der Zinne, ach! und sieht mit Schrecken
Die blasse Leiche vor den starren Blecken.

Da stampft er wild den Boden mit den Stiefeln
Und ruft: warum, o Gräfin, mußtest Du verzweifeln?

Warum konnt'st Du, o Holdeste der Holden,
Dich nicht noch einen Augenblick gedolden?

Und muß ich Dich als blut'ge Leiche schauen,
Was soll ich jetzt in dieser Welt noch thauen? —

Er spricht's, es funkeln seine wilden Augen,
Und aus der Scheide zieht er seinen Daugen.

Und schwingt ihn keck und mit dem grimmsten Trotze
Stößt er sich in die Brust die scharfe Spotze.

Er sinket um mit einem Schmerzenslaute,
Und schon liegt er entseelt in seinem Blaute.

Mit Schrecken sieht man bald vom Zinnengatter
Den Leichnam von der Gräfin und vom Ratter.

Was i Alles gern seyn möcht.

Gedicht in östreichischer Mundart. (Von A. v. Klesheim.)

I wollt i kund a Mauthner seyn,
Da dörfest nöt beyn Schlagbam h'nein,
Ausginumma Du that'st nach mein Gefall'n,
Das Mauthgeld mir mit Bußerln zahl'n.

I wollt i kund a Gartner seyn,
I sezet di in's Glashaus ein,
Auf die wurd gwiß am meist'n g'schaut,
Du warst mei Tausendguldn Kraut.

I wollt i kund a Bleamerl seyn,
Das blüah'n that am Herzerl dein,
Und das, wan's nimmer blüah'n thuat,
Für Ewi an Dein Herz'n ruaht.

I wollt i kunt a Katzerl seyn,
Da schmeichlet i mi bey Dir ein,
Und krazet Dir das Goderl recht,
Bis daß i Bußerl kriag'n möcht.

Ich wollt wohl a a Rauba seyn,
I brechet in dei Kammerl ein;
Von all dem Geld thät gar nix fehl'n,
I that du nur Dei Herzerl stehl'n.

I wollt i war da Mond so schön,
Wollt Aner zu Dir Fensterln gehn,
So schiabet i a Wolkn für,
Daß er nöt findn kunt zu Dir.

I möcht so gern da Teufel seyn,
Und schleich'n in dei Schlafkammerl h'nein,
Da wurd Di amahl ganz vastohl'n,
Bei finstra Nacht da Teufl hol'n.

I wollt das i a Engel wär,
Da fliaget i mit Flügerln her;
Und thät Di in dö Wolkn führ'n,
Wo d'liab'n Engerln ob'n loschir'n.

I wollt i kunt a Vögerl wern,
Do wudr'tst mi Liader singa hör'n;
Und hamli wurdt i wia a Taub'n,
Du dearfast es ja nur erlaub'n.

I wollt i kunt a Bachl seiu,
A Bachl spiaglhell und rein;
Was neb'n dein Haus vabey grad fliaßt,
Daß d' Allwal eini schau'n muaßt.

Was nuzt das Wünsch'n her und hin,
I wünsch das i dei Liabster bin;
Und du gibst mir dei Handerl drauf,
Hernach hört all mei Wünsch'n auf!

Der
Chevalier von Maison-Rouge.

(Fortsetzung.)

XX.

Das Sträußermädchen.

Endlich erschien der große Tag, der Tag der Wache von Maurice.

Man trat eben in den Monat Juni ein. Der Himmel war dunkelblau und von diesem Indigogewölbe hob sich das matte Weiß der neuen Häuser ab. Man bekam allmälig ein Vorgefühl von der Ankunft des furchtbaren Hundes, den die Alten als von einem unauslöschlichen Durst verzehrt darstellten, und der nach dem Sprüchworte des Pariser Pöbels die Pflastersteine so gut leckt. Paris war sauber wie ein Teppich, und aus der Luft fallend, von den Bäumen aufsteigend, aus den Blumen hervorströmend, kreisten und berauschten Wohlgerüche, als wollten sie die Bewohner der Hauptstadt ein wenig den Blutdunst vergessen machen, der unablässig auf dem Pflaster seiner Plätze dampfte.

Maurice sollte um neun Uhr in den Temple eintreten; seine zwei Collegen waren Mercevault und Agricola. Um acht Uhr war er in der Rue Vieille Saint-Jacques, im großen Costume eines Bürger-Municipal, nämlich mit einer dreifarbigen Schärpe, welche seine geschmeidige, nervige Gestalt umschloß; er war wie gewöhnlich zu Pferd zu Genevieve gekommen und hatte unter Wegs die durchaus nicht verhehlten Lobeserhebungen und Beifallsbezeugungen der guten Patrioten, die ihn vorüberkommen sahen, einernten können.

Genevieve war schon bereit: sie trug ein einfaches Kleid von Mousseline, eine Art von Mantel von leichtem Taffet und eine kleine Haube mit der dreifarbigen Cocarde verziert.

Morand, der sich, wie wir gesehen, viel hatte bitten lassen, trug ohne Zweifel aus Furcht, der Aristokratie verdächtig zu sein, sein Alltagskleid, ein halb bürgerliches, halb handwerkmännisches Kleid. Er war kaum nach Hause zurückgekehrt, und sein Gesicht trug die Spuren großer Müdigkeit an sich.

Er behauptete, die ganze Nacht gearbeitet zu haben, um ein wichtiges Geschäft zu vollenden.

Dirmer war sogleich nach der Rückkehr seines Freundes Morand ausgegangen.

„Nun!“ fragte Genevieve, „was haben Sie beschlossen, Maurice, und wie werden wir die Königin sehen?“

„Hören Sie,“ antwortete Maurice, „mein Plan ist gemacht. Ich komme mit Ihnen in den Temple; ich empfehle Sie Lorin, meinem Freunde, der die Wache commandirt. Ich übernehme meinen Posten und hole Sie im günstigen Augenblick.“

„Aber wo werden wir die Gefangene sehen, und wie werden wir sie sehen?“ fragte Morand.

„Während ihres Frühstücks, oder während ihres Mittagsmahles, wenn es Ihnen genehm ist, durch die Glasthüre der Municipale.“

„Vortrefflich!“ sprach Morand.

Maurice sah nun, wie Morand sich dem Schranke im Hintergrunde des Speisesaales näherte und hastig ein Glas lauteren Wein trank. Das fiel ihm auf. Morand war ein sehr nüchterner Mann und trank gewöhnlich nur geröthetes Wasser.

Genevieve bemerkte, daß Maurice den Trinker erstaunt anschaute, und sagte: „Stellen Sie sich vor, daß dieser unglückliche Morand sich mit der Arbeit umbringt, so daß er wohl im Stande ist, seit gestern Morgen nichts zu sich genommen zu haben."

„Er hat also nicht hier zu Mittag gespeist? fragte Maurice.

„Nein, er machte Versuche in der Stadt."

Genevieve ging mit einer unnöthigen Vorsicht zu Werke. Als wahrhaft Verliebter, das heißt, als Egoist hatte Maurice diese Handlung von Morand nur mit der oberflächlichen Aufmerksamkeit bemerkt, die der Verliebte Allem zugesteht, was nicht die Frau ist, die er liebt.

Diesem Glas Wein fügte Morand eine Schnitte Brod bei, die er rasch verschluckte.

„Und nun," sagte der Esser, „nun bin ich bereit, Bürger Maurice; gehen wir, wenn es Ihnen beliebt."

Maurice, der die verwelkten Stempel von einer der todten Nelken, die er im Vorübergehen gepflückt hatte, entblätterte, bot Genevieve seinen Arm und sprach: „Gehen wir."

Sie gingen wirklich. Maurice war so glücklich, daß seine Brust sein Glück nicht fassen konnte. Hätte er nicht an sich gehalten, er würde vor Freude geschrieen haben. In der That, was konnte er mehr verlangen: nicht nur liebte man Morand nicht, dessen war er gewiß, sondern man liebte sogar ihn, das hoffte er. Gott sandte eine schöne Sonne auf die Erde, der Arm von Genevieve zitterte unter dem seinigen, und aus vollem Halse den Triumph der Jacobiner und den Sturz von Brissot und seinen Genossen brüllend, verkündigten die öffentlichen Ausrufer, das Vaterland sei gerettet.

Es gibt wirklich im Leben Augenblicke, wo das Herz des Menschen zu klein ist, um die Freude oder den Schmerz zu fassen, der sich darin zusammendrängt.

Oh! welch ein schöner Tag!" rief Morand.

Maurice wandte sich erstaunt um, es war dies der erste Erguß, der in seiner Gegenwart aus diesem beständig zerstreuten oder gedrückten Geiste hervorkam.

„Oh! ja, ja, sehr schön," sprach Genevieve, indem sie sich an den Arm von Maurice hing. „Möchte er bis zum Abend rein und wolkenlos bleiben, wie er es in diesem Augenblick ist!"

Maurice wandte dieses Wort auf sich an, und sein Glück verdoppelte sich.

Morand betrachtete Genevieve durch seine grüne Brille mit einem besondern Ausdruck von Dankbarkeit; vielleicht wandte er dieses Wort auf sich an.

So schritt man über dem Petit Pont, durch die Rue Juiverie und über den Pont Notre-Dame; dann schlug man den Weg nach der Rue Barre-du-Bec und die Rue Saint-Avoye ein. Je weiter man kam, desto leichter wurde der Schritt von Maurice, während im Gegentheil der von seiner Gefährtin und seinem Gefährten, immer langsamer wurde.

Man gelangte zu der Ecke der Rue des Vieilles-Haudriettes, als plötzlich ein Sträußermädchen unsern Wanderern den Weg versperrte, und ihnen ihren blumenbeladenen Korb anbot.

„Oh! die herrlichen Nelken!" rief Maurice.

„Oh! ja, sie sind sehr schön," sprach Genevieve. „Es scheint diejenigen, welche dieselben pflegten, wurden durch nichts Anderes beunruhigt, denn diese sind nicht todt."

Dieses Wort erklang sehr sanft in dem Herzen des jungen Mannes.

„Ah! mein schöner Municipal," sagte das Sträußermädchen, „kaufe der hübschen Bürgerin einen Strauß. Sie ist weiß gekleidet, hier sind herrliche rothe Nelken; Weiß und Purpur gehen sehr gut zusammen; sie steckt den Strauß an ihr Herz, und da ihr Herz ganz nahe bei Deinem blauen Rocke ist, so habt Ihr die Nationalfarbe."

Das Sträußermädchen war jung und hübsch; es sprach sein kleines Compliment mit einer ganz eigenthümlichen Anmuth; dabei war sein Complimedt bewunderungswürdig gewählt, und hätte sie es ausdrücklich gethan, es würde nicht besser

auf die Umstände gepaßt haben. Ueberdies waren die Blumen beinahe symbolisch. Es waren Nelken, denen ähnlich, welche in der Mahagenikiste gestorben.

„Ja," sprach Maurice, „ich kaufe Dir ab, weil es Nelken sind, hörst Du wohl? Alle andern Blumen hasse ich."

„Oh! Maurice" sagte Genevieve, „das ist ganz unnöthig, wir haben so viele im Garten."

Doch trotz dieser Weigerung der Lippen sagten die Augen von Genevieve, daß sie vor Verlangen, einen Strauß zu besitzen, starb.

Maurice nahm den schönsten von allen Sträußen; es war übrigens derjenige, welchen ihm die hübsche Blumenhändlerin darreichte; er bestand aus ungefähr zwanzig hochrothen Nelken von zugleich scharfen und lieblichem Geruch.

„Nimm," sagte Maurice zu der Händlerin, indem er ein Assignat von fünf Livres auf ihren Korb warf, nimm, das ist für Dich."

„Ich danke, mein schöner Municipal," erwiederte das Sträußermädchen, „fünfmal Dank."

Und das Mädchen ging auf ein anderes Bürgerpaar zu, in der Hoffnung, ein Tag, der so herrlich angefangen, würde ein guter Tag sein. Während dieser scheinbar einfachen Scene, welche nur einige Minuten gedauert hatte, wischte sich Morand, der auf seinen Beinen wankte, die Stirne ab, war Genevieve bleich und zitternd. Sie nahm, ihre reizende Hand krampfhaft zusammenpressend, den Strauß, den ihr Maurice bot, und hielt ihn vor ihr Gesicht, weniger um den Geruch einzuathmen, als um ihre Aufregung zu verbergen.

Der übrige Weg wurde lustig zurückgelegt, wenigstens was Maurice betrifft. Die Heiterkeit von Genevieve war erzwungen. Die von Morand offenbarte sich auf eine bizarre Weise, nämlich durch unterdrückte Seufzer, durch schallendes Gelächter und durch furchtbare Scherze, welche wie ein Rottenfeuer auf die Vorübergehenden fielen.

Um neun Uhr kam man in den Temple.

Santerre verlas die Municipale.

„Hier," rief Maurice, indem er Genevieve unter der Obhut von Morand zurückließ.

„Ah! sei willkommen," sprach Santerre und reichte Maurice die Hand.

Maurice hütete sich wohl, die Hand zurückzuweisen, die ihm angeboten wurde. Die Freundschaft von Santerre war sicherlich eine der kostbarsten in jener Zeit.

Als sie den Menschen sahen, der das bekannte Rasseln der Trommeln befehligt hatte, schauerte Genevieve, erbleichte Morand.

„Wer ist denn diese hübsche Bürgerin?" fragte Santerre Maurice, „und was will sie hier?"

„Es ist die Frau des braven Bürgers Dirmer; Du hast gewiß von diesem braven Patrioten sprechen hören, Bürger General?"

„Ja, ja," versetzte Santerre, „er ist Eigenthümer einer Rothgerberei und Kapitän bei den Chasseurs der Legion Victor."

„So ist es."

„Gut! gut! Sie ist, meiner Treue, hübsch. Und dieser Affe, der ihr den Arm gibt!"

„Ist der Bürger Morand, der Associe ihres Gatten, Chasseur in der Compagnie von Dirmer."

Santerre näherte sich Genevieve und sagte:

„Guten Morgen, Bürgerin."

Genevieve raffte ihren ganzen Muth zusammen und erwiederte lächelnd:

„Guten Morgen, Bürger General."

Santerre fühlte sich zugleich durch das Lächeln und den Titel geschmeichelt.

„Und was willst Du hier. schöne Patrietin?" fuhr Santerre fort.

„Die Bürgerin hat nie die Wittwe Capet gesehen und möchte sie nun gern einmal anschauen," erwiederte Maurice.

„Ja," sprach Santerre, „ehe . . ."

Und er machte eine abscheuliche Geberde.

„Ganz richtig“ antwortete Maurice mit kaltem Tone.

„Gut,“ versetzte Santerre; „mache nur, daß man sie nicht in den Thurm gehen sieht; das wäre ein schlechtes Beispiel; übrigens verlasse ich mich auf Dich.“

Santerre drückte Maurice abermals die Hand, machte Geneviève eine Protektorsgeberde mit dem Kopf und ging zu Erledigung seiner andern Functionen über.

Nach vielen Evolutionen von Grenadieren und Chasseurs, nach einigen Manoeuvres der Kanonen, von denen man glaubte, ihr dumpfes Schallen würde eine heilsame Einschüchterung in der Umgegend verbreiten, nahm Maurice wieder den Arm von Geneviève und ging auf den Posten am Thore zu, bei welchem sich Lorin, sein Bataillon befehligend, heiser schrie.

„Gut!“ rief er, „hier kommt Maurice mit einer Frau, die mir ein wenig angenehm zu sein scheint. Sollte der Duckmäuser Mitbewerber bei meiner Göttin Vernunft sein? Arme Arthemise, wenn dem so wäre?“

„Nun, Bürger Adjutant,“ sagte der Kapitän.

„Ah! richtig; aufgepaßt!“ rief Lorin, „in Rotten, links, links ... guten Morgen, Maurice; ... Geschwindschritt, Marsch!“

Die Trommeln rasselten, die Compagnien bezogen ihre Posten, und als jede auf dem ihrigen war, lief Lorin herbei.

Die ersten Complimente wurden ausgetauscht.

Maurice stellte Lorin Geneviève und Morand vor.

Dann begannen die Erklärungen.

„Ja, ja, ich begreife,“ sagte Lorin; „Du wünschest, daß der Bürger und die Bürgerin Einlaß in den Thurm erhalten, das ist leicht; ich werde die Schildwachen stellen und ihnen sagen, sie können Dich mit Deiner Gesellschaft durchlassen.“

Zehn Minuten nachher traten Geneviève und Morand im Gefolge von drei Municipalen ein und stellten sich hinter die Glasthüre. (Forts. folgt.)

Theologische Disputation.

(Von H. Heine.)

In der Aula zu Toledo
Klingen schmetternd die Fanfaren;
Zu dem geistlichen Turnei
Wallt das Volk in bunten Schaaren.

Durch die Macht der Argumente,
Durch der Logik Kettenschlüsse
Und Citate von Autoren,
Die man anerkennen müsse,

Das ist nicht ein weltlich Stechen,
Keine Eisenwaffe blitzet —
Eine Lanze ist das Wort,
Das scholastisch scharf gespitzet.

Will ein jeder Kämpe seinen
Gegner ad absurdum führen.
Und die wahre Göttlichkeit
Seines Gottes demonstriren.

Nicht galante Paladins
Fechten hier, nicht Damendiener —
Dieses Kampfes Ritter sind
Kapuziner und Rabbiner.

Festgestellt ist: daß derjen'ge,
Der im Streit ward überwunden,
Seines Gegners Religion
Anzunehmen sei verbunden,

Statt des Helmes tragen sie
Schabbesdeckel und Kapuzen;
Scapulier und Arbekanfeß
Sind der Harnisch, drob sie trutzen.

Daß der Jude sich der Taufe
Heil'gem Sacramente füge,
Und im Gegentheil der Christ
Der Beschneidung unterliege.

Welches ist der wahre Gott?
Ist es der Hebräer starrer
Großer Eingott, dessen Kämpe
Rabbi Juda, der Navarrer?

Jedem von den beiden Kämpen
Beigesellt sind elf Genossen,
Die zu theilen sein Geschick
Sind in Freud und Leid entschlossen.

Oder ist es der dreifalt'ge
Liebegott der Christianer,
Dessen Kämpe Frater Jose,
Guardian der Franziskaner?

Glaubenssicher sind die Mönche
Von des Guardians Geleitschaft,
Halten schon Weihwasserkübel
Für die Taufe in Bereitschaft,

Schwingen schon die Sprengelbesen
Und die blanken Räucherfässer. —
Ihre Gegner unterdessen
Wetzen die Beschneidungsmesser.

Beide Rotten stehn schlagfertig
Vor den Schranken in dem Saale,
Und das Volk mit Ungeduld
Harret drängend der Signale.

Unterm güldnen Baldachin
Und umrauscht vom Hofgesinde
Sitzt der König und die Kön'gin;
Diese gleichet einem Kinde.

Ein französisch stumpfes Näschen,
Schalkheit kichert in den Mienen,
Doch bezaubernd sind des Mundes
Immer lächelnde Rubinen.

Schöne, flatterhafte Blume —
Daß sich ihrer Gott erbarme —
Von dem heitern Seine-Ufer
Wurde sie verpflanzt, die arme,

Hierher in den steifen Boden
Der hispanischen Grandezza;
Weiland hieß sie Blanch' de Bourbon,
Donna Blanka heißt sie jetzo.

Pedro wird genannt der König,
Mit dem Zusatz der Grausame;
Aber heute, milden Sinnes,
Ist er besser als sein Name.

Unterhält sich gut gelaunt
Mit des Hofes Edelleuten;
Auch den Juden und den Mohren
Sagt er viele Artigkeiten.

Diese Ritter ohne Vorhaut
Sind des Königs Lieblingsschranzen,
Sie befehl'gen seine Heere,
Sie verwalten die Finanzen.

Aber plötzlich Pankenschläge,
Und es melden die Trompeten,
Daß begonnen hat der Maulkampf,
Der Disput der zwei Athleten.

Der Guardian der Franziskaner
Bricht hervor mit frommem Grimme;
Polternd roh und widrig greinend
Ist abwechselnd seine Stimme.

In des Vaters und des Sohnes
Und des heil'gen Geistes Namen
Exorziret er dem Rabbi,
Jakob's maledeiten Samen.

Denn bei solchen Controversen
Sind oft Teufelchen verborgen
In dem Juden, die mit Scharfsinn,
Witz und Gründen ihn versorgen.

Nun die Teufel ausgetrieben
Durch die Macht des Exorzismus,
Kommt der Mönch auch zur Dogmatik,
Kugelt ab den Katechismus.

Er erzählt, daß in der Gottheit
Drei Personen sind enthalten,
Die jedoch zu einer einz'gen,
Wenn es passend, sich gestalten —

Ein Mysterium, das nur
Von Demjen'gen wird verstanden,
Der entsprungen ist dem Kerker
Der Vernunft und ihren Banden.

Er erzählt: wie Gott der Herr
Ward zu Bethlehem geboren
Von der Jungfrau, welche niemals
Ihre Jungferschaft verloren;

Wie der Herr der Welt gelegen
In der Krippe und ein Kühlein
Und ein Ochslein bei ihm stunden,
Schier andächtig, zwei Rindviehlein.

Er erzählte: wie der Herr
Vor den Schergen des Herodes
Nach Aegypten floh, und später
Litt die herbe Pein des Todes.

Unter Pontio Pilato,
Der das Urtheil unterschrieben,
Von den harten Pharisäern,
Von den Juden angetrieben.

Er erzählte: wie der Herr,
Der entstiegen seinem Grabe
Schon am dritten Tag, gen Himmel
Seinen Flug genommen habe;

Wie er aber, wenn es Zeit ist,
Wiederkehren auf die Erde
Und zu Josaphat die Todten
Und Lebend'gen richten werde.

„Zittert, Juden!" rief der Mönch,
„Vor dem Gott, den ihr mit Hieben
Und mit Dornen habt gemartert
Den ihr in den Tod getrieben.

„Seine Mörder, Volk der Rachsucht,
Juden, das seid ihr gewesen —
Immer meuchelt ihr den Heiland,
Welcher kommt, euch zu erlösen.

„Judenvolk, du bist ein Aas,
Worin hausen die Dämonen;
Eure Leiber sind Kasernen
Für des Teufels Legionen.

„Thomas von Aquino sagt es,
Den man nennt den großen Ochsen
Der Gelehrsamkeit, er ist
Licht und Lust der Orthodoxen.

„Judenvolk, ihr seid Hyänen,
Wölfe, Schakals, die in Gräbern
Wühlen, um der Todten Leichnam'
Blutfraßgierig aufzustöbern.

„Juden, Juden, ihr seid Säue,
Paviane, Nashornthiere,
Die man nennt Rhinozerosse
Crocodile und Vampyre.

„Ihr seid Raben, Eulen, Uhus,
Fledermäuse, Wiedehöpfe,
Leichenhühner, Basilisken,
Galgenvögel, Nachtgeschöpfe.

„Ihr seid Vippern und Blindschleichen,
Klapperschlangen, gift'ge Kröten,
Ottern, Nattern — Christus wird
Eu'r verfluchtes Haupt zertreten.

„Oder wollt ihr, Maledeiten,
Eure armen Seelen retten?
Aus der Bosheit Synagoge
Flüchtet nach den frommen Stätten,

„Nach der Liebe lichtem Dome,
Wo im benedeiten Becken
Euch der Quell der Gnade sprudelt —
Drin sollt ihr die Köpfe stecken —

„Wascht dort ab den alten Adam
Und die Laster, die ihn schwärzen;
Des verjährten Grolles Schimmel,
Wascht ihn ab von euren Herzen!

„Hört ihr nicht des Heilands Stimme?
Euren neuen Namen rief er —
Lauset euch an Christi Brust
Von der Sünde Ungeziefer!

„Unser Gott, der ist die Liebe,
Und er gleichet einem Lamme;
Um zu sühnen unsre Schuld
Starb er an des Kreuzes Stamme.

„Unser Gott, der ist die Liebe,
Jesus Christus ist sein Name;
Seine Duldsamkeit und Demuth
Suchen wir stets nachzuahmen.

„Deshalb sind wir auch so sanft,
So leutselig, ruhig, milde,
Hadern niemals, nach des Lammes,
Des Versöhners, Musterbilde.

Einst im Himmel werden wir
Ganz verklärt zu frommen Englein,
Und wir wandeln dort gottselig,
In den Händen Lilienstenglein.

„Statt der groben Kutten tragen
Wir die reinlichsten Gewänder
Von Mouslin, Brokat und Seide,
Goldne Troddeln, bunte Bänder

„Keine Glatze mehr! Goldlocken
Flattern dort um unsre Köpfe;
Allerliebste Jungfraun flechten
Und das Haar in hübsche Zöpfe.

„Weinpokale wird es droben
Von viel weiterm Umfang geben,
Als die Becher sind hier unten
Worin schäumt der Saft der Reben.

„Doch im Gegentheil viel enger
Als ein Weibermund hienieden,
Wird das Frauenmündchen sein,
Das dort oben uns beschieden.

„Trinkend, küssend, lachend wollen
Wir die Ewigkeit verbringen,
Und verzückt Halleluja,
Kyrie Eleyson singen."

Also schloß der Christ. Die Mönchslein
Glaubten schon, Erleuchtung träte
In die Herzen, und sie schleppten
Flink herbei das Taufgeräthe.

Doch die wasserscheuen Juden
Schütteln sich und grinsen schnöde.
Rabbi Juda, der Navarrer,
Hub jetzt an die Gegenrede:

„Um für deine Saat zu düngen
Meines Geistes dürren Acker,
Mit Mistkarren voll Schimpfwörter
Hast du mich beschmissen wacker.

„So folgt jeder der Methode,
Dran er nun einmal gewöhnet,
Und anstatt dich drob zu schelten,
Sag' ich Dank dir, wohlversöhnet.

„Die Dreieinigkeitsdoktrin
Kann für unsre Leut nicht passen,
Die mit Regula-de-tri
Sich von Jugend auf befassen.

„Daß in deinem Gotte drei,
Drei Personen sind enthalten
Ist bescheiden noch, sechstausend
Götter gab es bei den Alten.

„Unbekannt ist mir der Gott,
Den ihr Christum pflegt zu nennen;
Seine Jungfer Mutter gleichfalls
Hab ich nicht die Ehr zu kennen.

„Ich bedauere, daß er einst,
Vor etwa zwölfundert Jahren,
Ein'ge Unannehmlichkeiten
Zu Jerusalem erfahren.

„Ob die Juden ihn getödtet,
Das ist schwer jetzt zu erkunden,
Da ja das Corpus Delicti
Schon am dritten Tag verschwunden.

„Daß er ein Verwandter sei
Unsres Gottes, ist nicht minder
Zweifelhaft; so viel wir wissen
Hat der letztre keine Kinder.

„Unser Gott ist nicht gestorben
Als ein armes Lämmerschwänzchen
Für die Menschheit, ist kein süßes
Philantröpfchen, Faselhänschen.

„Unser Gatt ist nicht die Liebe;
Schnäbeln ist nicht seine Sache,
Denn er ist ein Donnergott
Und er ist ein Gott der Rache.

„Seines Zornes Blitze treffen
Unerbittlich jeden Sünder,
Und des Vaters Schulden büßen
Oft die späten Enkelkinder.

„Unser Gott, der ist lebendig
Und in seiner Himmelshalle
Existiret er drauf los
Durch die Ewigkeiten alle.

„Unser Gott, und der ist auch
Ein gesunder Gott, kein Mythos
Bleich und dünne wie Oblaten
Oder Schatten am Cocythos.

„Unser Gott ist stark. In Händen
Trägt er Sonne, Mond, Gestirne;
Throne brechen, Völker schwinden,
Wenn er runzelt seine Stirne.

„Und er ist ein großer Gott.
David singt: Ermessen ließe
Sich die Größe nicht, die Erde
Sei der Schemel seiner Füße.

„Unser Gott liebt die Musik,
Saitenspiel und Festgesänge;
Doch wie Ferkelgrunzen sind
Ihm zuwider Glockenklänge.

„Leviathan heißt der Fisch,
Welcher haust im Meeresgrunde;
Mit ihm spielet Gott der Herr
Alle Tage eine Stunde —

„Ausgenommen an dem neunten
Tag des Monats Ab, wo nämlich
Eingeäschert ward sein Tempel;
An dem Tag ist er zu grämlich.

„Des Leviathan's Länge ist
Hundert Meilen, hat Flossfedern
Groß wie König Og von Basan,
Und sein Schwanz ist wie ein Cedern.

„Doch sein Fleisch ist delicat,
Delicater als Schildkröten,
Und am Tag der Auferstehung
Wird der Herr zu Tische beten,

„Alle frommen Auserwählten,
Die Gerechten und die Weisen —
Unsres Herrgotts Lieblingsfisch
Werden sie alsdann verspeisen,

„Theils mit weißer Knoblauchbrühe,
Theils auch braun in Wein gesotten,
Mit Gewürzen und Rosinen,
Ungefähr wie Matelotten.

„In der weißen Knoblauchbrühe
Schwimmen kleine Schäbchen Rettig —
So bereitet, Frater Jose,
Mundet dir das Fischlein, wett' ich!

„Auch die braune ist so lecker,
Nämlich die Rosinensauce,
Sie wird himmlisch wohl behagen
Deinem Bäuchlein, Frater Jose.

„Was Gott kocht, ist gut gekocht!
Mönchlein, nimm jetzt meinen Rath an,
Opfre hin die alte Vorhaut
Und erquick' dich am Leviathan."

Also lockend sprach der Rabbi,
Lockend, ködernd, heimlich schmunzelnd,
Und die Juden schwangen schon
Ihre Messer wonnegrunzelnd,

Um als Sieger zu skalpiren
Die verfallenen Vorhäute,
Wahre spolia opima
In dem wunderlichen Strette.

Doch die Mönche hielten fest
An dem väterlichen Glauben
Und an ihrer Vorhaut, ließen
Sich derselben nicht berauben.

Nach dem Juden sprach aufs neue
Der katholische Bekehrer;
Wieder schimpft er, jedes Wort
Ist ein Nachttopf, und kein leerer.

Darauf replicirt der Rabbi
Mit zurückgehaltnem Eifer;
Wie sein Herz auch überkocht,
Doch verschluckt er seinen Geifer.

Er beruft sich auf die Mischna,
Commentare und Tractate,
Bringt auch aus dem Tausves-Jontof
Viel beweisende Citate.

Aber welche Blasphemie
Muß er von dem Mönche hören!
Dieser sprach: der Tausves-Jontof
Möge sich zum Teufel scheren.

„Da hört alles auf, o Gott!"
Kreischt der Rabbi jetzt entsetzlich;
Und es reißt ihm die Geduld,
Kappelköpfig wird er plötzlich.

„Gilt nichts mehr der Tausves-Jontof,
Was soll gelten? Zeter! Zeter!
Rache, Herr, die Missethat,
Strafe, Herr, den Uebelthäter!

„Denn der Tausves-Jontof, Gott,
Das bist du! Und an dem frechen
Tausvesjontof-Läugner mußt du
Deines Namens Ehre rächen.

„Laß den Abgrund ihn verschlingen,
Wie des Kora böse Rotte,
Die sich wider dich empört
Durch Emeute und Complotte.

„Donnre deinen besten Donner!
Strafe, o mein Gott, den Frevel —
Hattest du doch zu Sodoma
Und Gomorrha Pech und Schwefel!

„Treffe, Herr, die Kapuziner,
Wie du Pharaon getroffen,
Der uns nachgesetzt, als wir
Wohl bepackt davon geloffen.

„Hunderttausend Ritter folgten
Diesem König von Mizrayim,
Stahlbepanzert, blanke Schwerter
In den schrecklichen Jadayim.

„Gott! da hast du ausgestreckt
Deine Jad, und sammt dem Heere
Ward ertränkt, wie junge Katzen,
Pharao im rothen Meere.

Treffe, Herr, die Kapuziner,
Zeige den infamen Schuften,
Daß die Blitze deines Zorns
Nicht verrauchten und verpufften.

„Deines Sieges Ruhm und Preis
Will ich singen dann und sagen,
Und dabei, wie Mirjam that
Tanzen und die Pauke schlagen.

In die Rede grimmig fiel
Jetzt der Mönch dem Zornentflammten:
„Mag dich selbst der Herr verderben,
Dich Verfluchten und Verdammten!

„Trotzen kann ich deinen Teufeln,
Deinem schmutz'gen Fliegengotte,
Luzifer und Belzebube
Belial und Astarothe.

„Trotzen kann ich deinen Geistern,
Deinen dunkeln Höllenpossen,
Denn in mir ist Jesus Christus,
Habe seinen Leib genossen.

„Christus ist mein Leibgericht,
Schmeckt viel besser als Leviathan
Mit der weißen Knoblauchsauce,
Die vielleicht gekocht der Satan.

„Ach! anstatt zu disputiren,
Lieber möcht' ich schmoren, braten
Auf dem wärmsten Scheiterhaufen
Dich und deine Kameraden."

Also tos't in Schimpf und Ernst
Das Turnei für Gott und Glauben,
Doch die Kämpen ganz vergeblich
Kreischen, schelten, wüthen, schnauben.

Schon zwölf Stunden währt der Kampf,
Dem kein End ist abzuschauen;
Müde wird das Publicum
Und es schwitzen stark die Frauen.

Auch der Hof wird ungeduldig,
Manche Zofe gähnt ein wenig.
Zu der schönen Königin
Wendet fragend sich der König:

Sagt mir, was ist Eure Meinung?
Wer hat Recht von diesen Beiden?
Wollt Ihr für den Rabbi Euch
Oder für den Mönch entscheiden?

Donna Blanka schaut ihn an,
Und wie sinnend ihre Hände
Mit verschränkten Fingern drückt sie
An die Stirn und spricht am Ende:

Welcher Recht hat, weiß ich nicht —
Doch es will mich schier bedünken,
Daß der Rabbi und der Mönch,
Daß sie alle beide stinken.

Nachtgedanken eines Dienstmädchens. Wenn ich so mein Leben betrachte, so ist es nichts als Qual und Plag, bald am Röhrtroge, bald am Backtroge, bald Waschen, bald Stubenscheuern, bald Stiefelputzen, bald Wasserholen, von früh bis in die späte Nacht nichts als Arbeit, kein Vergnügen, keine Freude, höchstens Zank- und Schimpfworte, dazu die elende Kost schimmlicht Brod, dicke Mehlsuppe, faules Fleisch, das mag ich nicht länger aushalten. Wie gut hat es dagegen unsere Amme. Frühmorgens schläft sie so lange sie will, dann trinkt sie ihren guten Kaffee, ißt mit der gnädigen Herrschaft aus einer Schüssel, bekommt auch wohl ein Glas Wein, macht nichts den ganzen Tag als lacht und singt. Ich weiß, was ich mache, ich bleibe nicht mehr Stubenmädchen, ich will auch Amme werden.

Der
Chevalier von Maison-Rouge.
(Fortsetzung.)

XXI.

Die rothe Nelke.

Die Königin war soeben erst aufgestanden. Seit zwei oder drei Tagen krank, blieb sie länger als gewöhnlich im Bette. Da sie indessen von ihrer Schwägerin hörte, die Sonne sei prachtvoll aufgegangen, strengte sie sich an und verlangte, um ihre Tochter frische Luft schöpfen zu lassen, auf der Terrasse spazieren zu gehen, was ihr ohne Schwierigkeiten bewilligt wurde.

Dann bestimmte sie auch noch eine andere Ursache. Einmal, allerdings nur ein einziges Mal, hatte sie den Dauphin von der Höhe des Thurmes herab im Garten erblickt. Aber bei der ersten Geberde, welche Sohn und Mutter ausgetauscht, war Simon dazwischen getreten und hatte das Kind hineingehen heißen.

Doch sie hatte ihn gesehen und das war viel. Wohl war der junge Gefangene sehr bleich und sehr verändert. Dann war er auch wie ein Kind aus dem Volke in eine Carmagnole und in eine grobe Hose gekleidet. Aber man hatte ihm wenigstens seine schönen, blonden gelockten Haare gelassen, welche ihm eine Glorie machten, die das Märtyrerkind ohne Zweifel nach dem Willen Gottes für den Himmel behalten sollte.

Wenn sie ihn nur einmal wiedersehen könnte, welches Fest für dieses Mutterherz!

Hiezu kam noch etwas Anderes.

„Meine Schwester," hatte Madame Elisabeth zu ihr gesagt, „Sie wissen, daß wir im Corridor einen Strohhalm gefunden haben, der in einer Ecke der Mauer emporstand. In unserer Zeichensprache bedeutet das, daß wir auf Alles um uns her aufmerksam sein sollen und daß ein Freund nahe."

„Es ist wahr, hatte die Königin geantwortet, die ihre Schwägerin und ihre Tochter mitleidig anschaute und sich selbst ermuthigte, daß sie nicht an ihrer Rettung verzweifeln möge.

Den Anforderungen des Dienstes war Genüge geschehen. Maurice war nun um so mehr im Thurme, als der Zufall ihn für die Wache am Tage und die Municipale Agricola und Mercevault als Wächter für die Nacht bezeichnet hatte.

Die abgehenden Municipale entfernten sich, nachdem sie ihr Protokoll bei dem Rathe des Temple zurückgelassen hatten.

„Nun, Bürger Municipal," sagte die Frau Tison, als sie Maurice begrüßte, „Ihr bringt Gesellschaft, um unsere Tauben anzuschauen. Nur ich bin verurtheilt, meine arme Heloise nicht mehr zu sehen."

„Es sind Freunde von mir, welche die Frau Capet nie gesehen haben," erwiederte Maurice.

„Sie werden vortrefflich hinter der Glasthüre stehen."

„Gewiß," sagte Morand.

„Nur werden wir das Ansehen von jenen grausamen Neugierigen haben, welche von der andern Seite eines Gitters sich an den Qualen eines Gefangenen weiden," sprach Geneviève.

„Nun, warum führt Ihr sie nicht auf den Weg nach dem Thurme, Eure Freunde, da die Frau heute dort mit ihrer Schwägerin und ihrer Tochter spazieren geht, denn ihr haben sie die Tochter gelassen, während man mir, die ich nicht schul-

dig bin, mein Kind genommen hat. Oh! die Aristokraten! was man auch thun mag, sie werden immer noch Begünstigungen für sie haben, Bürger Maurice."

„Aber sie haben ihr den Sohn genommen," versetzte dieser.

„Ah! wenn ich einen Sohn hätte," murmelte die Gefangenwärterin, „ich glaube, dann würde ich den Verlust meiner Tochter weniger beklagen."

Genevieve hatte während dieser Zeit einige Blicke mit Morand gewechselt.

„Mein Freund," sagte die junge Frau zu Maurice, „die Bürgerin hat Recht. Wenn Sie mich auf irgend eine Weise an den Weg von Marie Antoinette stellen könnten, so würde mir das minder widerstreben, als sie von hier aus zu betrachten. Mir scheint, daß diese Art, die Personen zu beschauen, zugleich demüthigend für sie und für uns ist.

„Gute Genevieve, versetzte Maurice, „Sie haben also jegliches Zartgefühl?"

„Ah! bei Gott, Bürgerin," rief einer von den zwei Collegen von Maurice, welcher im Vorzimmer Brod und Würste frühstückte, „wenn Sie Gefangene wären und die Wittwe Capet die Neugierde hätte, Sie sehen zu wollen, sie würde nicht so viele Umstände machen, die Schelmin, um diese Laune zu befriedigen."

Mit einer Bewegung, rascher als der Blitz, wandte Genevieve die Augen auf Morand, um zu beobachten, welche Wirkung diese Beleidigung auf ihn hervorbrachte. Morand bebte in der That; ein seltsamer, so zu sagen phosphorescirender Schimmer sprang aus seinen Augenlidern hervor und seine Fäuste zogen sich einen Augenblick krampfhaft zusammen; doch alle diese Zeichen waren so rasch, daß sie unbemerkt vorübergingen.

„Wie heißt dieser Municipal?" fragte Genevieve Maurice.

„Es ist der Bürger Mercevault," antwortete der junge Mann; dann fügte er bei, als wollte er seine Grobheit entschuldigen: „ein Steinhauer."

Mercevault hörte es und warf einen Seitenblick auf Maurice.

„Vorwärts!" sagte die Frau Tison, „mach' ein Ende mit Deiner Wurst und mit Deiner Halbflasche, daß ich abtragen kann!"

„Es ist nicht der Fehler der Oesterreicherin, wenn ich zu dieser Stunde hier speise; hätte sie mich am 10. August umbringen können, so würde sie es sicherlich gethan haben; am Tage wo sie in den Sack niesen muß, werde ich auch der Erste in Reihe und Glied und fest auf dem Posten sein."

Morand wurde bleich wie ein Todter.

„Gehen wir, Bürger Maurice," sagte Genevieve, „gehen wir, wohin Sie uns zu führen versprochen haben; hier komme ich mir wie ein Gefangener vor, ich ersticke."

Maurice führte Morand und Genevieve hinaus; von Lorin in Kenntniß gesetzt, ließen sie die Schildwachen ohne Schwierigkeit vorüber.

Er stellte sie an einen kleinen Gang des oberen Stockes, so daß in dem Augenblick, wo die Königin, Madame Elisabeth und die junge Prinzessin zur Gallerie hinaufstiegen, die erhabenen Gefangenen nothwendig an ihnen vorüberkommen mußten.

Da der Spaziergang auf zehn Uhr bestimmt war und man nur noch einige Minuten zu warten hatte, so verließ Maurice nicht nur seine Freunde nicht, sondern er nahm sogar den Bürger Agricola, dem er begegnet war, mit sich, damit nicht der leiseste Verdacht über diesem etwas ungesetzlichen Schritte schwebte.

Es schlug zehn Uhr.

„Oeffnet!" rief unten aus dem Thurme eine Stimme, in der Maurice die des General Santerre erkannte.

Sogleich nahm die Wache ihre Gewehre und man schloß die Gitter. Im ganzen Thurme entstand ein Geräusch von Eisen, von Steinen und Tritten, das einen gewaltigen Eindruck auf Morand und Genevieve machte, denn Maurice sah sie Beide erbleichen.

„Welche Vorsichtsmaßregeln, um drei Frauen zu bewachen!" flüsterte Genevieve.

„Ja," sagte Morand, der zu lachen sich anstrengte, „wenn diejenigen, welche es versuchen, sie entweichen zu lassen, an unserem Platze wären und sehen würden, was wir sehen, das dürfte ihnen das Gewerbe entleiden."

„In der That," sprach Genevieve, „ich fange an, zu befürchten, daß sie nicht entkommen werden."

„Und ich hoffe es," versetzte Maurice.

Bei diesen Worten neigte er sich über das Treppengeländer und sagte sodann: „Aufgepaßt, hier sind die Gefangenen."

„Nennen Sie mir dieselben, denn ich kenne sie nicht," sprach Genevieve.

„Die zwei Ersten, welche heraufsteigen, sind die Schwester und die Tochter von Capet. Die Letzte, der ein Hund vorangeht, ist Marie Antoinette."

Genevieve machte einen Schritt vorwärts. Morand lehnte sich im Gegentheil, statt zu schauen, an die Mauer an.

Seine Lippen waren bleicher und erdfahler als der Stein des Thurmes.

Genevieve mit ihrem weißen Gewande und ihren schönen, reinen Augen schien ein Engel zu sein, der die Gefangenen erwartete, um ihren bittern Pfad zu erleichtern und im Vorübergehen etwas Freude in ihr Herz zu bringen.

Madame Elisabeth und die königliche Prinzessin gingen vorbei, nachdem sie einen erstaunten Blick auf die Fremden geworfen hatten; ohne Zweifel dachte die Erstere, es wären diejenigen, welche ihnen die Zeichen verkündigten, denn sie wandte sich lebhaft gegen die junge Prinzessin um und drückte ihr die Hand, während sie zugleich ihr Sacktuch, um die Königin aufmerksam zu machen, fallen ließ.

„Geben Sie Obacht, meine Schwester," sagte sie, „ich habe mein Sacktuch entschlüpfen lassen."

Und sie ging mit der jungen Prinzessin weiter.

Die Königin, bei der ein keuchender Athem und ein kurzer, trockener Husten ein Unwohlsein ankündigten, bückte sich, um das Sacktuch aufzuheben, das zu ihren Füßen gefallen war; aber schneller als sie bemächtigte sich ihr kleiner Hund desselben und brachte es Madame Elisabeth. Sie stieg daher weiter hinauf und befand sich nach einigen Stufen ebenfalls vor Genevieve, Morand und dem jungen Municipal.

„Oh! Blumen!" sagte sie; „ich habe lange keine mehr gesehen. Wie das gut riecht und wie glücklich sind Sie, daß Sie Blumen besitzen, Madame."

Schnell wie der Gedanke, der sich in diesen schmerzlichen Worten geäußert hatte, streckte Genevieve die Hand aus, um ihren Strauß der Königin anzubieten. Marie Antoinette erhob das Haupt, schaute sie an, und eine unmerkliche Röthe erschien auf ihrer entfärbten Stirne.

Aber durch eine ganz natürliche Bewegung, in der Gewohnheit des leidenden Gehorsams gegen die Vorschrift, streckte Maurice die Hand aus, um den Arm von Genevieve zurückzuhalten.

Die Königin zögerte, sie schaute Maurice an, erkannte in ihm den jungen Municipal, der mit ihr zwar mit Festigkeit, zugleich aber auch mit Ehrfurcht zu sprechen pflegte, und fragte:

„Ist es verboten, mein Herr?"

„Nein, nein, Madame," antwortete Maurice. „Genevieve, Sie können Ihren Strauß anbieten."

„Oh! Dank, Dank, mein Herr," rief die Königin mit lebhafter Erkenntlichkeit; dann grüßte Marie Antoinette mit einer anmuthreichen Freundlichkeit, griff mit einer abgemagerten Hand nach dem Strauße und pflückte auf den Zufall eine Nelke aus der Masse der Blumen.

„Nehmen Sie Alles, Madame, nehmen Sie, sagte Genevieve schüchtern.

„Nein," entgegnete die Königin mit einem reizenden Lächeln; dieser Strauß kommt vielleicht von einer Person, die Sie lieben, und ich will Sie desselben nicht berauben."

Genevieve erröthete und diese Röthe machte die Königin lächeln.

„Vorwärts, Bürgerin Capet," sprach Agricola, „Sie müssen Ihren Weg fortsetzen."

Die Königin grüßte und stieg weiter hinauf; doch ehe sie verschwand, wandte sie sich noch einmal um und murmelte:

„Wie gut riecht diese Nelke und wie hübsch ist diese Frau!"

„Sie hat mich nicht gesehen," flüsterte Morand, der, beinahe knieend im Halbschatten des Corridors, wirklich den Blicken der Königin entgangen war.

„Aber Sie haben sie gut gesehen, nicht wahr, Morand, nicht wahr, Genevieve?" sagte Maurice, doppelt glücklich, einmal durch das Schauspiel, das er seinen Freunden verschafft, und dann durch das Vergnügen, das er um so geringe Kosten der unglücklichen Gefangenen gemacht hatte.

„Oh! ja, ja," sagte Genevieve, „ich habe sie gut gesehen und nun, wenn ich hundert Jahre lebte, würde ich sie immer sehen."

„Und wie finden Sie Marie Antoinette."

„Sehr schön."

„Und Sie, Morand?"

Morand faltete die Hände, ohne zu antworten.

„Sagen Sie doch," sprach leise und lachend Maurice, „sollte Morand etwa in die Königin verliebt sein?"

Genevieve bebte; aber sie faßte sich sogleich wieder und antwortete ebenfalls lachend:

„Meiner Treue, das sieht gerade so aus."

„Nun, Sie sagen mir nicht, wie Sie Marie Antoinette gefunden haben?" fragte Maurice.

„Ich habe sie sehr bleich gefunden," erwiederte er.

Maurice nahm den Arm von Genevieve und ließ sie in den Hof hinabsteigen. Auf der dunklen Treppe kam es ihm vor, als ob Genevieve ihm die Hand küßte.

„Was soll das bedeuten, Genevieve?" sagte Maurice.

„Maurice, ich werde nie vergessen, daß Sie wegen einer Laune von mir den Kopf gewagt haben."

„Oh! Genevieve, das ist Uebertreibung. Sie wissen, daß Dankbarkeit von Ihnen gegen mich nicht das Gefühl ist, nach dem ich strebe."

Genevieve drückte ihm sanft die Hand.

Morand folgte ihnen wankend.

Man kam in den Hof. Lorin erkannte die zwei Besuche und ließ sie aus dem Temple hinaus.

Doch ehe Genevieve wegging, nahm sie Maurice das Versprechen ab, am andern Tage in der Rue Vieille-Saint-Jacques zu Mittag zu speisen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Brieftaube.

(Von M. G. Saphir.)

Es war eine Blondine.

Gewiß ist es, ich muß in einer blonden Stunde geboren worden sein; entweder wenn die goldene Aurora ihr Goldhaar mit goldenem Kamm in die blauen Lüfte hereinkämmt, oder wenn Hesper seinen blonden Rundkamm um die rosigen Wangen der abenddämmernden Gebirge frisirt; und zu meiner Wiege trat eine blonde Fee, blond wie Luna, wenn sie mit aufgelösten Flatterlocken um die Erde wandelt, um ihren langweiligen, schläfrigen Liebhaber aufzusuchen, und sie segnete mich und sprach:

„Dein Fuß strauchle stets in blonde Netze, und das große Narrenseil, welches man Liebe nennt, werde Dir stets aus goldenen, dünnen, weichen, rolligen, elfigen, sonnigen Löckchen und Locken gedreht!"

Und so geschah's!

Ich will damit nicht gesagt haben, daß nicht hie und da, dann und wann, hier und dort, auch ein schwarzes, braunes, dunkles, oder Cendree-Haar mit in das sogenannte Seil eingeflochten wurde, aber die Grund-Couleur blieb — blond!

Blond in allen Mischungen, Färbungen und Abstufungen, von jenem gelbgelben Semmel-Blond, welches die Leibfarbe der Fadheit ist, bis zu jenem Hochblond, welches sich mit Feuerroth schwesterlich duzt und seine eigenthümlichen

Reize besitzt. Alle Arten von blaß-tief-dunkel-licht-stroh-marillen- und herbstlaubblond durch, die ganze Wesenleiter der Blondheit hinauf und hinab!

Das ist nun nicht mehr Geschmacksache, oder Gusto, oder Wahl, es ist Fatum, Geschick, Prädestination, ich habe nunmehr einmal ein blondes Schicksal, so wie manche Menschen ein schwarzes Schicksal haben.

Also es war eine Blondine.

Und es begab sich zur Zeit, als die Theater leer werden, die Herrschaften, Banquiers und Eigenthümer alle aus der Residenz entfliehen, und Niemand in's Theater geht, als „Nachtigall und Grille, die sich der Nachtluft freuen", d. h. als Freibillete und Recensenten; um diese Zeit sind die Logen nicht mit ihren Urbewohnern besetzt, sondern plombirt und wattirt mit Freunden, Bekannten, Kammer-Mädchen, Zofen und sonstigen Stellvertreterinnen der eigentlichen Logenbevölkerung.

Zu jener Zeit, wo die Hitze sehr groß und das Publikum sehr klein ist, im Theater nämlich, die Stücke sehr lau und die Kunst sehr kühl, zu jener Zeit saß ich im Theater, ich weiß nicht, warum ich im Theater saß, gewiß aber geschah es nicht zu meinem Vergnügen, vielleicht spielte ein „Gast" aus jener Welt, der noch nicht recensirt wurde, oder es wurde ein französisches Lustspiel ins Uebersetzerische übertragen, kurz ich saß im Theater und ließ die Blicke umherschweifen auf alle meine Leidensgenossen und Mitgefangenen in dem Blocke der Sperrsitze und in dem Bajazeth-Käfig der Logen.

Da saß sie! blond! blond! blond wie mein Schicksal, zum Sprechen ähnlich! Aber keine Locken, keine Schlangen, keine Makkaroni, keine Bretzeln, auch keine Flechten, keine "accroche-coeur", keine Semikolons „(;)" um die Schläfe, sondern glatt gekämmt und in zwei einfachen Ringen um das Silber-Plateau der Schläfe gelegt, und auf dem Scheitelpunkt ein gordischer Knoten, in dem schon ein gold'nes Alexander-Schwert angebracht war. Und ein paar Augen, blau, versteht sich blau, blau wie, wie sag' ich nur gleich, nicht wie Berliner-Blau, denn das ist affektirt und blausäuerlich, aber wie Wiener-Blau! Ach, mein holder Leser, Du kennst das Augen-Wiener-Blau der Wienerinnen! In diesem Blau tummeln sich die Augensternlein so geschäftig und zuthunlich und wohlig herum, wie die Sternlein in dem Blau einer frischen Juni-Nacht!

Also Wiener-blaue Augen waren es! Und diese Augen hatten einen Blick, einen Blick, so tröstend und hoffnunggebend wie die Gerechtigkeit, wenn sie durch die Finger sieht, und diese Augen waren beschattet von Wimpern, ach Wimpern, die, lange majestätische Garden, den Augentempel bewachten, und wenn auch diese Garden mit ihren langen Lanzen zu sagen schienen:

La garde meurt, mais ne se rend pas! so wohnte gleich neben oder vielmehr bald unter diesen Garden ein Lächeln in dem rosigen, anmuthigen Kinngrübchen, welches zu sagen schien:

„Tentare licet"

oder

„der Mensch muß an nichts verzweifeln."

Ich bin ein Mensch, d. h. in jenen lichten Augenblicken, in denen ich kein Recensent bin, und solche lichte Augenblicke habe ich gerade im Theater recht viele, denn da sehe ich es am besten ein, daß ein Mensch dem Menschen immer noch mehr nützen kann, als ein Recensent!

Ich sah sie an, sie lachte gerade über den Peter in „Menschenhaß und Reue" und aus der gesprungenen Granitblüte ihres Mundes lachte mir eine Fülle weißer Zähne zu, wie die weißen Körner einer angeschnittenen rothen Zuckermelone.

Ich segnete den Peter, und zum Erstenmale fand ich an seinen albernen Späßen Vergnügen.

Bei dem großen, riesenhaften Witz Peters:

„Pfeifen für uns."

lachte sie unbändig und ihr Blick fiel auf mich, und ich lachte gewaltig mit, und dieses Mitlachen schlug eine fliegende Brücke von mir zu ihr!

Mir ist viel lieber, wenn ein Mädchen über Peters Dummheit lacht, als wenn sie über Eulalias Reue weint!

Ueberhaupt ist ein Bischen Dummheit bei Frauenzimmern so pikant wie der große Hautgout beim Wildpret!

Mir sagte ein geistreicher Dichter in Paris:

„Parbleu, je suis degoute de ces femmes d'esprit, de ces faiseurs d'esprit, je m'en vais faire la cour a une imbecille!"

Der Mann hat nicht ganz Unrecht!

Unsere geistreichen Frauen sind vor lauter Geist entsetzlich dumm!

Unsere dummen Frauenzimmer dagegen, das sind noch die Einzigen, mit denen man ein vernünftiges Wort sprechen kann!

Also sie lachte über Peters Dummheiten, ich lachte mit, der Bund war geschlossen.

Ich will den Leser mit dem weitern Verlauf der Kokettirgeschichte verschonen, und um den dramatischen Gang der Sache nicht zu hemmen, zur Catastrophe schreiten.

Bald wußte ich ihren Namen, wo sie wohnte, und daß sie nicht böse wäre, wenn ein Zettelchen, welches ich zwischen meinen Fingern drehte, sich bald auch zwischen ihren Fingern befände.

Es heißt also einen Liebesbrief schreiben! „Gesegnet sei der Mann, der Schrift und Siegel für ein armes Liebespaar erfand!"

Ein Liebesbrief!

Ach! und warum: ach? deßhalb, weil der Mensch an nichts so sehr merkt, daß er alt wird, als an seinen Liebesbriefen, nicht an den grünen Erbsen, die er nicht mehr so gern ißt, als in seiner Jugend; nicht an den Stiefeln, die er gerne immer weiter und breiter trägt; nicht daran, daß man nach und nach immer mehr Freund von Suppen wird, sondern daß man immer weniger Talent verspürt, Liebesbriefe zu schreiben!

In der Jugend schreibt man zehn Liebesbriefe an einem Tage, und alle athmen glühende Leidenschaft und Jeder ist eine Brandfackel, geschleudert in eine Pulvertonne!

Welch ein Vorrath von Brand- und Feuer-Material!

Sie fangen alle an:

„Könnte ich meine Feder in die Sonne tauchen!" oder: „Was der Thau der lechzenden Rose, das Licht dem im Finstern Wandelnden, das war der Anblick u. s. w." oder: „Ihr Sterne da oben, du leuchtende Sonne, leiht mir eure Strahlen," oder: „Wenn Sie zürnen, so zürnen Sie über die Allmacht Ihrer Reize," oder: „Ich habe lange gekämpft, aber hinweg nagende Geyer, hinweg blutgierige Gedanken!" u. s. w. u. s. w.

Aber wenn man einmal die Linie passirt, die Mittagslinie des Lebens, d. h. wenn man einmal über die Lebenshälfte hinaus ist, und bei dem schönen Geschlechte schon die „Favoriten-Linie" hinter sich hat, da kommen Einem die Liebesbriefe blutsauer an!

Indessen die Praxis muß aushelfen! die erste Bedingung eines Liebesbriefes ist: Unleserlichkeit! Je weniger die Schöne vom Briefe lesen kann, desto mehr Eindruck macht er auf sie! Die zweite Bedingung ist: Keinen Respekt-Rand! Nur keinen weißen Rand an einem Liebesbrief! Weder oben noch unten! die obere Hälfte der Anfangszeile, und die untere Hälfte der letzten Zeile müssen, wo möglich, noch auf dem Tische geschrieben sein! Die dritte Bedingung ist: Wenigstens Ein Klecks! Ein Kleks ist eine Licentia erotica! Ein Kleks in einem Liebesbriefe, c'est de rigeur!

Wenn die Geliebte von dem ganzen Brief auch nichts lesen kann, als den Kleks, so ist das schon genug! Ein Kleks ist nichts als das Symbol überströmender Empfindung; die Kleckse gehören zu den Privilegien der Liebe. Man sehe einmal die Archive der Liebe durch, die letzten Briefe, die man von der Geliebten bekömmt, sind immer ärmer an Empfindungen und an Klecksen, und die Weltgeschichte hat kein Beispiel, daß ein Abschieds- und Absage-Brief je einen Kleks aufzuweisen hat! Die vierte und

Hauptbedingung ist es endlich: *er muß geschmuggelt werden!* Ein Liebesbrief, der auf geradem Postwege, und ein Liebhaber, der zur offenen Thüre hereinkömmt, sind nicht halb so pikant als ein Brief, der auf Schleich- und Winkel-Wegen, und ein Liebhaber, der zum Fenster hereinkömmt.

Ich schrieb ihr also einen Brief, in welchem ich eine kleine Musterkarte von Klexen anbrachte, die ihre Wirkung nicht verfehlen konnten.

Mit diesem Hatti Scherif ausgerüstet, lief ich von Stapel und lavirte lange vor ihrem Hause herum, um eine günstige Schmugglerfährte für meinen Brief auszufinden.

Da erschien mir die ersehnte Brieftaube in der Gestalt des *Hausmeisters*.

Die Hausmeister, Hausmeisterinnen und Hausmeister-Töchter spielen in der Geschichte der Herzen eine große Rolle, sie sind oft das Medium zwischen Subjekt und Objekt, und die *dritte Person anzeigender Art* zwischen der *ersten* und der *zweiten Person* in dem unregelmäßigen Zeitwort der Liebe!

Da stand er im Thorweg, behaglich, wie ein reicher Emir, in die Welt hineinschauend, wie ein Fruchthändler bei langer und anhaltender Dürre.

Ich nahte mich ihm, wie einem Mäcen, nahm meine freundlichste Miene aus meiner Wintergarderobe hervor und sagte sanft:

„Guten Morgen, mein lieber Herr Hausmeister!"

Gravitätisch und kalt antwortete er:

„*Guten Morgen!*"

Es entstand eine kleine Konversations-Pause, ich raffte aber all meinen Muth zusammen und steuerte mit vollen Segeln meiner Absicht zu.

„Sie könnten mir eine Gefälligkeit thun, wofür ich Ihnen sehr dankbar sein würde — (hier ließ ich in einer Hand die Gefälligkeit in Gestalt eines Briefchens und in der andern Hand die Dankbarkeit in Gestalt eines Zweiguldenstücks ein lebendes Bild zu meiner Deklamation darstellen) — wenn Sie dieses Zettelchen gefälligst bestellen wollten."

Dabei schilderte ich ihm die Person, die er auch sogleich erkannte, und ich bemerkte mit vieler Pietät, das Briefchen käme von einer ihrer Freundinnen, und das Ganze sei auf eine Ueberraschung abgesehen, die ihrem Vater zugedacht ist, und von der er also nicht früher Wind bekommen dürfte.

Die hausmeisterliche Brieftaube schien Anfangs nicht Lust zu bezeugen, doch bald besann er sich eines Bessern, nahm mit schlauem Lächeln Brief und Geldstück, und versprach seine Sache gut zu machen.

„Wissen Sie was, Euer Gnaden," sagte er endlich, „ich werde Ihnen was verrathen. Sie fährt jetzt um Eilf Uhr nach Döbling zu ihrer Tante, setzen Sie sich auf der Freiung in den ersten Wagen, dort ist ihr Platz schon bestellt, und Sie haben die beste Gelegenheit, Sie zu sprechen!"

O edle Seele des Hausmeisters! Wie entzücktest Du mich!

Ich ließ noch ein Guldenstück in seine Hand rollen, mir Alles noch einmal erklären, eilte dem ersten Döblinger Stellwagen auf der Freiung zu, bezahlte meinen Platz und setzte mich in den Taubenschlag. Bald war es Eilf Uhr. Kömmt sie oder nicht? das war die Frage. Endlich kam sie, sie selbst, der Hausmeister, mit einem kleinen Packet ihr zur Seite, erschien auch, um ihr dieses Packet bis an den Wagen zu bringen. Wie pochte mein Herz!

Sie stieg ein, gerade mir vis-a-vis, ich bebte vor Freude!

Als sie saß, stieg auch der Hausmeister ein, ich machte große Augen. Er setzte sich ihr zur Seite, ich war ganz verwirrt. Er schien sich einige Zeit an meiner Lage zu ergötzen, endlich sprach er, indem er meinen Brief und meine Geldstücke hinreichte: „Mein Herr, Sie wollten dem Vater dieses Mädchens eine Ueberraschung machen, er macht ihnen aus Dank auch eine. Ich bin ihr Vater, dem es gar nicht leid ist, vor einer Stunde gerade wie ein Hausmeister ausgesehen zu haben. Nehmen Sie Ihre beiden mir anvertrauten Güter zurück, und halten Sie in Zukunft nicht Jeden, der im Thorweg steht, für den Hausmeister!"

Was ich bei dieser Anrede für ein Gesicht machte, was sie für eines machte, ich

weiß es nicht, mein lieber Leser. Der Wagen wollte gerade zum Schottenthor hinaus, ich war in der gräßlichsten Verlegenheit.

„Halt!“ rief ich einem mir ganz unbekannten Vorübergehenden zu, „halt, ich habe mit Ihnen zu reden!“ ließ den Wagen halten, sprang aus, bat dann den Mann um Vergebung, daß ich mich verkannt hatte, und lief nach Hause, um über die verunglückte Brieftaubenpost ein klägliches Nachdenken zu halten.

Die Königin von England als Erbin des Geizigen. Ein Mr. John Neild vermachte kürzlich der Königin Victoria 500,000 L. Der Verstorbene, der, seltsam genug, sein kolossales Vermögen gerade dem zuwandte, der es am Wenigsten nöthig hat, war sein Leben lang ein merkwürdiger Kauz. Vor dreißig Jahren hatte er von seinem Vater 250,000 L. geerbt, hatte er aber das Geld nie berührt, sondern Zinsen auf Zinsen häufen lassen. Zu geizig, sich einen Oberrock für den Winter zu kaufen, gestattete er auch nie, daß sein blauer Diogenes-Rock je ausgeputzt werde, denn, sagte der reiche Mann, Stock und Bürste ruiniren das Tuch. Sein Lieblingsvergnügen bestand darin, einige Wochen in jedem Jahre auf seinen Besitzungen zuzubringen, aber nicht aus Liebe zur schönen Natur und aus Neigung für's Landleben, sondern weil er gratis an den Tischen seiner Pächter essen konnte. Einmal reiste er mit dem Omnibus von einem dieser Ausflüge nach London zurück. Auf einer Zwischenstation stiegen sämmtliche Passagiere aus, um im Gasthofe Erfrischungen einzunehmen, nur Mr. Neild blieb im Wagen sitzen. Was war natürlicher, als daß die Mitreisenden ihn, bei seinem schäbigen Aussehen, für einen armen Mann hielten, der sich den Luxus eines Frühstückes nicht erlauben konnte. Sie machten eine Collecte und regalirten ihn mit einem Glase Branntwein und dergleichen. Unser armer Mann war nicht stolz und nahm das Almosen dankbar an. Dergleichen Züge werden von dem Verstorbenen noch viele erzählt. Sein Wahnsinn kommt jetzt der Königin zu gut, da er sein ganzes Vermögen ihr hinterläßt, mit der im Testamente ausgedrückten Bitte, daß „Ihre Majestät es huldreichst anzunehmen geruhe zu Ihrem eigenen Nutzen und Vortheil, wie zu dem Ihrer Erben.“ Seiner alten Haushälterin, die sechsundzwanzig Jahre in seinen Diensten stand, hat er auch nicht einen Heller vermacht.

Wie reich das Gemüthsleben des Deutschen ist, beweiset die Menge von Ausdrücken, die sich aufs Herz beziehen. Des Menschen Herz ist ein trotzig und verzagtes Ding. Das Herz kann voll werden, schwer und leicht werden; es fällt ein Stein davon. Das Herz pocht vor Angst; es schlägt vor Furcht; es zuckt vor Schmerz; es thut weh vor Sehnsucht; es bebt vor Erwartung; es klopft vor Freude; es zittert vor Wonne; es lacht vor Lust; es jauchzt vor Seligkeit; es stammt in Liebe; es jubelt und es blutet. Das Herz wird verwundet, gefesselt, erobert. Es giebt kalte und warme Herzen. Die Herzen finden sich, sind vereint. Der Eine trägt das Herz auf der Zunge, der Andere hält es unter Schloß und Riegel. Der Mund geht von dem über, wessen das Herz voll ist. Der Feige hat ein Hasenherz; der Sanfte ein Taubenherz; der Muthige ein Löwenherz. Der Edle ist großherzig; der Pedant engherzig; der Schwächling mattherzig. Die Herzensgute, Herzallerliebste wird geherzt, ihr herzinniger Blick dringt ins Herz. Herzlich sein kommt aus dem Herzen; herzig sein geht zum Herzen. Was uns noch berührt, liegt uns am Herzen; wo wir vertrauen, schütten wir unser Herz aus. Wir fühlen einen Stich im Herzen, doch das Herz heilt wieder. Wir erleben Herzzerreißendes, und endlich — bricht das Herz.

Müller. Wie is et, Schultze, werden wir ooch Temperenzler?

Schultze. Ick weeß ejentlich nich; ick will mir erst mal besinne.

Müller. (nach einigen Minuten): Hast de dir nu besonnen?

Schultze. Ja. Ick globe des Beste is wir drinken erst mal een Seidel uf den Jedanken. (Berliner Kladderadatsch.)

Der Chevalier von Maison-Rouge.

(Fortsetzung.)

XXII.

Simon der Censor.

Maurice kehrte, das Herz voll von einer himmlischen Freude, an seinen Posten zurück: er fand die Frau Tison in Thränen.

„Was haben Sie denn wieder, Mutter?“ fragte er.

„Ich bin wüthend,“ antwortete die Gefangenwärterin.

„Und warum?“

„Weil für die armen Leute dieser Welt Alles Ungerechtigkeit ist.“

„Aber . . . .“

„Sie sind reich, Sie sind Bürger, Sie kommen nur auf einen Tag hieher, und man erlaubt Ihnen, sich hier von hübschen Frauen besuchen zu lassen, welche der Oesterreicherin Sträuße geben, und mir, die ich beständig in dem Taubenschlag niste, verbietet man, meine arme Heloise zu sehen.“

Maurice drückte ein Assignat von zehn Livres in ihre Hand und erwiederte: „Nehmen Sie, gute Tison, nehmen Sie und fassen Sie Muth. Ei mein Gott! die Oesterreicherin wird nicht ewig währen.“

„Ein Assignat von zehn Livres!“ versetzte die Gefangenwärterin, „das ist hübsch von Ihnen. Doch ein Wickel, der die Haare meiner armen Tochter umschlossen gehabt hätte, wäre mir lieber gewesen.“

Simon, der eben die Treppe heraufkam, hörte diese Worte und sah, wie die Gefangenwärterin das Assignat, das ihr Maurice geschenkt, in die Tasche steckte.

Wir wollen sagen, in welcher Stimmung des Geistes sich Simon befand.

Simon kam vom Hofe, wo er Lorin getroffen hatte. Es herrschte offenbar eine Antipathie zwischen diesen beiden Männern.

Diese Antipathie gründete sich viel weniger auf die heftige Scene, die wir unsern Lesern vor Augen gestellt haben, als auf die Verschiedenheit der Racen, diese ewige Quelle von Feindseligkeiten oder von jener Abneigung, welche man geheimnißvoll nennt, während sie sich doch so leicht erklären läßt.

Simon war häßlich; Lorin war hübsch. Simon war schmutzig; Lorin roch gut. Simon war ein prahlerischer Republikaner; Lorin war einer von den glühenden Patrioten, welche für die Revolution nur Opfer gebracht hatten, und dann, wenn es hätte zu Schlägen kommen sollen, so fühlte Simon instinktartig, daß ihm die Faust des Muscadin, nicht minder zierlich als Maurice, eine plebejische Züchtigung zugeschieden hätte.

Als Simon Lorin gewahrte, blieb er stehen und erbleichte.

„Dieses Bataillon bezieht also abermals die Wache,“ murrte er.

„Nun und hernach?“ entgegnete ein Grenadier, dem diese Rede mißfiel; „mir scheint, es ist so viel werth, als ein anderes.“

Simon zog einen Bleistift aus der Tasche seiner Carmagnole und stellte sich, als schriebe er auf ein Blatt Papier, das beinahe so schwarz war, als seine Hände.

„Ei, ei!“ sagte Lorin, „Du kannst also schreiben, seitdem Du der Lehrer von Capet bist; seht, Bürger, bei meiner Ehre, er macht eine Note; es ist Simon der Censor.“

Ein allgemeines Gelächter, das aus den Reihen der jungen Nationalgarden

hervorbrach, welche beinahe durchgängig wissenschaftlich gebildete Leute waren, machte den elenden Schuhflicker ganz verdutzt.

„Gut, gut," sagte er, die Zähne bleckend und vor Zorn erbleichend, „Du sollst Fremde in dem Thurm eingelassen haben, und zwar ohne Erlaubniß der Gemeinde. Gut, gut, ich werde von dem Municipal ein Protokoll aufnehmen lassen."

„Der versteht wenigstens zu schreiben," erwiederte Lorin; „Du weißt, es ist Maurice, braver Simon, Maurice die Eisenfaust. Du kennst ihn wohl?

Gerade in diesem Augenblick gingen Morand und Genevieve hinaus.

Sobald er dies gewahrte, stürzte Simon in den Thurm, wo er eben erschien, als Maurice der Frau Tison ein Assignat von zehn Livres zum Troste schenkte.

Maurice gab nicht Obacht auf die Gegenwart dieses Elenden, von dem er sich übrigens aus Instinkt entfernte, so oft er ihm auf seinem Wege begegnete, wie man sich von einem giftigen oder eckelhaften Gewürme entfernt.

„Ah! ah! sagte Simon zu der Frau Tison, welche ihre Thränen mit der Schürze abtrocknete, „Du willst also durchaus guillotinirt werden, Bürgerin?"

„Ich," versetzte die Frau Tison, „und warum dies?"

„Wie! Du empfängst Geld von den Municipalen, um die Aristokraten bei der Oesterreicherin einzulassen."

„Ich! schweige doch, Du bist ein Narr."

„Das wird im Protokoll aufgenommen werden," sprach Simon mit gewichtigem Nachdruck.

„Gehe doch, es sind Freunde des Municipal Maurice, eines der besten Patrioten die es gibt."

„Verschwörer, sage ich Dir; die Gemeinde wird übrigens unterrichtet werden, und sie soll das Urtheil fällen."

„Ah! Du willst mich anzeigen, Polizeispion!"

„Ganz richtig, wenn Du Dich nicht selbst anzeigst."

„Was anzeigen, was soll ich anzeigen?"

„Was vorgefallen ist."

„Es ist aber nichts vorgefallen."

„Wo waren die Aristokraten?"

„Hier auf der Treppe."

„Als die Wittwe Capet in den Thurm hinaufstieg?"

„Ja."

„Und sie haben sich gesprochen?"

„Sie haben sich zwei Worte gesagt."

„Zwei Worte, Du siehst; übrigens riecht es hier nach Aristokratie."

„Das heißt, es riecht nach Nelken."

„Nach Nelken! warum nach Nelken?"

„Weil die Bürgerin einen duftenden Strauß hatte."

„Welche Bürgerin?"

„Diejenige, welche die Königin vorübergehen sah."

„Du siehst wohl, Du sagst die Königin, Frau Tison; Du wirst durch den häufigen Besuch der Aristokraten verdorben. Nun, auf was gehe ich denn da?" sagte Simon, indem er sich bückte.

„Ei! gerade auf einer Blume, auf einer Nelke," sprach die Tison; sie wird aus den Händen der Bürgerin Dirmer gefallen sein, als Marie Antoinette eine Blume aus ihrem Strauße nahm."

„Die Frau Capet hat eine Blume aus dem Strauße der Bürgerin Dirmer genommen?" versetzte Simon.

„Ja, und ich habe ihr denselben gegeben, verstehst Du?" rief mit drohender Stimme Maurice, der dieses Gespräch seit einigen Augenblicken hörte und darüber ungeduldig wurde.

„Es ist gut, es ist gut, man sieht, was man sieht, und man weiß, was man sagt," murrte Simon, welcher immer noch die von seinem breiten Fuße zertretene Nelke in der Hand hielt.

„Und ich," versetzte Maurice, „ich weiß Eines, und will es Dir sagen: daß

Du nichts hier in dem Thurme zu schaffen hast, und daß Dein Henkersposten unten bei dem kleinen Capet ist, den Du jedoch heute nicht schlagen wirst, insofern ich hier bin und ich es Dir verbiete."

„Ah! Du drohst mir und nennst mich einen Henker," rief Simon, indem er die Blume zwischen seinen Fingern zermalmte; „ah! wir werden sehen, ob es den Aristokraten erlaubt ist . . . Nun, was ist denn das?"

„Was?" fragte Maurice.

„Was fühle ich denn in der Nelke? Ah! ah!"

Und vor den erstaunten Augen von Maurice zog Simon aus dem Kelche der Blume ein kleines, mit der größten Sorgfalt zusammengerolltes Papier, das man auf eine künstliche Weise in den Mittelpunkt ihres dichten Busches geschoben hatte.

„Oh! oh!" rief Maurice ebenfalls, „mein Gott, was ist denn das?"

„Wir werden es erfahren, wir werden es erfahren," sagte Simon, indem er sich der Luke näherte. „Ah! Dein Freund Lorin behauptet, ich könne nicht lesen, nun wohl, Du wirst es sehen."

Lorin hatte Simon verleumdet, er konnte das Gedruckte in allen Charaktern lesen, und das Geschriebene, wenn es von einer gewissen Größe war. Doch das Billet war so fein geschrieben, daß Simon seine Zuflucht zu seiner Brille nehmen mußte. Er legte dem zu Folge das Billet auf die Lucke und fing an seine Tachsen zu durchsuchen. Während er aber mitten in dieser Arbeit war, öffnete der Bürger Agricola die Thüre des Vorzimmers gerade dem kleinen Fenster gegenüber, und es entstand ein Luftzug, der das federleichte Papier fortriß, so daß Simon, als er, nachdem er nach kurzem Suchen seine Brille gefunden und auf die Nase gesteckt hatte, sich umwandte, vergebens nach dem Papier schaute; das Papier war verschwunden.

Simon stieß ein Gebrülle aus.

„Es war hier ein Papier!" schrie er, „es war hier eines; doch nimm Dich in Acht, Bürger Municipal, es muß sich wieder finden."

Und er stieg rasch hinab und ließ Maurice ganz bestürzt zurück.

Zehn Minuten nachher traten drei Mitglieder der Gemeinde in den Thurm. Die Königin war noch auf der Terrasse und man hatte Befehl gegeben, sie in völliger Unwissenheit über das, was vorgefallen, zu lassen. Die Mitglieder der Gemeinde ließen sich zu ihr führen.

Der erste Gegenstand, der ihnen in die Augen fiel, war die rothe Nelke, welche sie noch in der Hand hielt. Sie schauten sie erstaunt an, der Präsident der Deputation näherte sich ihr und sprach:

„Geben Sie uns diese Blume."

Die Königin, welche nicht auf diesen Ueberfall gefaßt war, bebte und zögerte.

„Geben Sie diese Blume, ich bitte Sie, Madame," rief Maurice mit einer Art von Schrecken.

Die Königin überreichte die verlangte Nelke.

Der Präsident nahm sie und begab sich, gefolgt von seinen Collegen, in einen anstoßenden Saal, um die Durchsuchung vorzunehmen und das Protokoll abzufassen.

Man öffnete die Blume, sie war leer.

Maurice athmete.

„Einen Augenblick Geduld," sagte eines von den Mitgliedern, „das Herz der Nelke ist herausgenommen worden. Die Höhlung ist allerdings leer, doch in dieser Höhlung war sicherlich ein Billet enthalten."

„Ich bin bereit, alle nothwendige Erklärungen und Aufschlüsse zu geben," sprach Maurice, „doch vor Allem verlange ich verhaftet zu werden.

„Wir nehmen Kenntniß von Deinem Verlangen," sagte der Präsident, „doch wir entsprechen demselben nicht, Du bist als ein guter Patriot bekannt, Bürger Lindey."

„Und ich stehe mit meinem Leben für Freunde, die ich mit hier her zu bringen die Unklugheit hatte."

„Stehe für Niemand," sprach der Anwalt.

Man hörte einen gewaltigen Lärmen in den Höfen.

Es war Simon, der, nachdem er vergebens das vom Wind entführte Bille

gesucht, sich zu Santerre begeben und diesem den Versuch, die Königin zu entführen, mit allen Zugaben erzählt hatte, welche einem solchen Ereigniß der Zauber seiner Einbildungskraft zu verleihen vermochte. Santerre lief herbei; man verschloß den Temple und wechselte die Wache zum großen Aerger von Lerin, welcher gegen diese Beleidigung, die man seinem Bataillon zufügte, feierlichst protestirte.

„Ah! boshafter Schuhflicker," sagte er zu Simon, indem er ihn mit seinem Säbel bedrohte, „Dir habe ich diesen Scherz zu verdanken, doch sei unbesorgt, ich werde ihn Dir zurückgeben."

„Ich glaube vielmehr, daß Du Alles mit einander der Nation bezahlen wirst," sprach der Schuhflicker sich die Hände reibend.

„Bürger Maurice," sagte Santerre, „halte Dich zur Verfügung der Gemeinde, die Dich befragen wird."

„Ich bin zu Deinen Befehlen, Commandant, doch ich habe bereits verhaftet zu werden verlangt und verlange es abermals."

„Warte, warte," murmelte Simon duckmäuserisch, da Dir so viel daran gelegen ist, so wollen wir Deine Sache besorgen."

Und er ging zu der Frau Tison. (Fortsetzung folgt.)

Eine heitere Gesellschaft.

(Aus dem Volkskalender des Berliner Kladderadatsch.)

Zur bestimmten Stunde versammelte sich eine kleine, aber auserwählte Gesellschaft an jenem Abende im Pariser Keller. In behaglicher Abgeschiedenheit und traulichem Dunkel genossen sie ihr Leben mit Champagner und ruhten nach gethanem Tagewerk unter Austern und Hummern aus.

Bereits wartete der geheime Medicinalrath eine Viertelstunde auf seine Freunde, welche heute länger als gewöhnlich ausblieben. Er wunderte sich über diesen Mangel an Pünktlichkeit, den er nur irgend einem ungewöhnlichen Ereignisse zuschreiben konnte.

Endlich kamen sie einzeln, nach und nach.

Aber, meine Herren, fragte er, wo sind sie so lang geblieben?

Erst nachdem die Champagnergläser gefüllt waren, antwortete der Justizrath.

Ich muß um Entschuldigung bitten. Ein interessanter Kriminalfall hat mich aufgehalten. Eine Kindesmörderin war in Untersuchung. Das Frauenzimmer wollte nichts gestehen. Aber man weiß die Leute zum Sprechen zu bringen. Erst redete ich ihr im gewohnten natürlichen Tone zu, ein offenes Geständniß abzulegen, da alsdann die Strafe nicht bedeutend ausfallen könne. Das half aber auch nichts. Darauf legte ich ihr allerlei Fragen vor, die sie vollständig verwirren mußten. Die Inkulpatin war durch meine geschickten Manöver mürbe, doch nicht vollständig reif geworden. Da griff ich zu einem gewohnten Mittel. Ich riß die Tücher von der Leiche des Kindes ab. Das wirkte, wie vom Blitzstrahl getroffen, stürzte sie zusammen und gestand mir Alles, was ich wollte. Es war die alte Geschichte. Sie war in Noth und Elend von ihrem Verführer verlassen worden und hatte aus Verzweiflung ihr Kind gemordet.

Und was wird mit ihr geschehen? fragte der Commerzienrath.

Sie wird hingerichtet — entgegnete der Justizrath, indem er behaglich sein Glas leerte und von Neuem wieder füllte.

Darauf ergriff der Consistorialrath das Wort.

Meine Herren! Ich wäre ebenfalls gern schon längst gekommen, doch ich mußte armen Sünder zum Tode vorbereiten, der im Zellengefängniß seine Strafe

Denken Sie, der Mensch war noch ungebessert und wollte durchaus nicht e Gerechtigkeit und die Gnade des Himmels anerkennen, die ihm doch zu

Ich habe ihm aber tüchtig zugesetzt. Erst betete ich mit ihm, dann ein Bild der Hölle, daß er vor Entsetzen mit den Zähnen klapperte. eiß stand dem armen Menschen auf der Stirn, er war fast einer Ohn-

nicht nahe. In diesem Zustande kam endlich die Gnade über ihn. Er bekannte sein Verbrechen. Der Hunger hatte ihn zum Mörder gemacht, aber er stirbt jetzt wenigstens bußfertig und im reuigen Zustande. Es ist mir geglückt, ich habe seine Seele durch den geistlichen Zuspruch gerettet.

Der würdige Mann schloß seine Rede mit einem Seufzer und bestellte dann fünfzig Austern nebst einem Schoppen Chably.

Der Medicinalrath, welcher bisher theilnahmlos zugehört und ein vollsaftiges Beafsteak bearbeitet hatte, legte auf einen Augenblick das blutige Messer aus der Hand. Auch ich — sagte er — habe heute einen interessanten Fall erlebt. Es ist mir gelungen, die Unterbindung der Aorta vorzunehmen. Die Operation ist höchstens sechsmal gemacht worden und nie geglückt. Ich suchte schon seit Jahren nach einem passenden Individuum. Endlich fand ich einen Mann mit einer enormen Pulsadergeschwulst. Ich machte ihm den Vorschlag, sich von mir operiren zu lassen. Er weigerte sich. Da ich ihm aber die Versicherung gab, daß er im sichersten Falle nur noch ein Jahr mit seiner Geschwulst leben könne, so entschloß er sich dazu. Heute habe ich die Operation in Gegenwart eines zahlreichen Auditoriums und der größten medizinischen Autoritäten ausgeführt, die ich eigens dazu eingeladen. Der Kranke wurde auf den Tisch gelegt, durch einen Kreuzschnitt die Bauchdecken — —

Barmherziger Gott! Halten Sie ein! Mir wird schlimm! rief der Commerzienrath, dem bei dieser Schilderung ganz übel wurde.

Aber der Medizinalrath, welcher in seiner Beschreibung schwelgte, ersparte den Zuhörern keinen Umstand und entwickelte mit der Behaglichkeit eines enragirten Arztes das ganze Verfahren, die kleinsten Details der fürchterlichen Scene.

Lassen Sie uns reden von anderen Dingen! bat endlich der Commerzienrath.

Wie können Sie finden ein Vergnügen an Kindesmörder und Hinrichtungen und arme Sünder und gräßlichen Operationen, meine Herren? Ich muß Ihnen offen gestehen, wenn ich auch manchmal bedaure die Lückenbüßer in meiner Erziehung, so freue ich mir heute, nicht studirt zu haben. Denn Gott soll mir behüten vor die Wissenschaften, wenn das ist ihr höchster Triumph, sich zu weiden an die Qualen seiner Mitmenschen. Da lobe ich mir die Börse, und namentlich habe ich heute einen sehr guten Tag gehabt. Sie wissen, meine Herren, daß ich mit der Diplomatie in Verbindung stehe. So wie ich mir melden lasse beim französischen Gesandten, so ist ist er nicht zu Hause. Das heißt Alles nur wegen den Attachees und Dienerschaft. Aber, so wie er mir trifft auf die Straße, weiß ich, was in Frankreich los ist. An der Börse weiß man das und hängt an meinem Mund. Nun thue ich natürlich manchmal so, als wenn ich eine wichtige Nachricht bekommen hätte. Ich spreche im Vertrauen mit ein paar Agenten. Itzig sagt es Levy, Levy sagt es Wolff, Wolff sagt es Hirschberg. Bald ist die Börse voll davon. Die Course gehen in die Höhe. Ich verkaufe, was ich habe. Jetzt kommt Meier und speculirt a la hausse Das habe ich nur gewollt. Der Mensch war mir immer ein unangenehmer Concurrent. Heute widerlegt der Telegraph meine Nachricht. Was thuts. Ich habe dreißigtausend Thaler gewonnen, Meier ist ruinirt und es bleibt ihm nichts übrig, als sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Das nenne ich eine angenehme Operation, und da sie mir, dem Himmel sei Dank, so glücklich gelungen, sollen Sie auch sämmtlich heut meine Gäste sein. Ich bezahle den ganzen Schwindel.

Es lebe unser Commerzienrath! rief lachend die Gesellschaft.

In demselben Augenblicke verbreitete sich ein penetranter Schwefelgeruch im ganzen Keller und ein höhnisches Lachen ertönte.

Die Anwesenden blickten erschrocken umher und entdeckten am Ofen-Winkel einen Fremden, den Keiner hatte kommen sehen und den Niemand kannte.

Ein weiter, dunkler Mantel hüllte die hohe Gestalt. Das unter einer fabelhaften Kopfbedeckung nur halb sichtbare Antlitz zeigte die Spuren tiefen Leidens. In den gelben abgezehrten Wangen las man die Geschichte eines entsetzlichen Elends. Unheimlich funkelten seine Augen.

Herr, wie kommen Sie hieher? Wie können Sie sich unterstehen, in unsere Gesellschaft sich einzudrängen? fragte der Justizrath, der noch die meiste Geistesge-

genwart beſaß, obgleich der genoſſene Champagner auch ſeine Phantaſie ſchon bedeutend aufgeregt hatte.

Der Fremde antwortete nicht. Nur ein widerwärtiger Ton, unheimliches Grunzen drang aus dem Winkel.

Was iſt das? was heißt das? was ſoll das? rief der zitternde Commerzienrath.

In dieſem Moment ſchlug es Mitternacht.

Da erhob ſich die Geſtalt, ſchien zu wachſen und zu wachſen, und wurde immer größer, immer ſchrecklicher.

Um Himmelswillen! rief der Conſiſtorialrath, den ein einziger Schauer erfaßte, — das iſt der leibhaftige —

Teufel! Teufel! ſchrie der Commercienrath in den Schooß des erſtarrenden Medicinalrath ſinkend.

Da erhob ſich der Juſtizrath mit der letzten Kraft ſeines Muthes und rief mit donnernder Stimme der Erſcheinung zu: Menſch oder Geiſt! Sprich, wer biſt du?

Der Nachtwächter! tönte es im erſten Baß. Ick habe mir bloß'n bisken wärmen wollen!

Bluetten aus meiner Reiſe- und Sammel-Mappe.

Liebe und Zahnweh.

(Von M. G. Saphir.)

Liebe und Zahnweh! Zwei unſägliche Schmerzen für die, welche ſie empfinden; zwei unbedeutende Dinge für die, welche ſie nicht empfinden. „Was fehlt dem oder der? — „Sie lieben — ſie haben Zahnweh.“ — „Nun, wenn's weiter nichts iſt, das hat nichts zu bedeuten!“

Das ſind die gewöhnlichen Anſichten von Liebe und Zahnweh.

Leidet Jemand in einem Hauſe an Liebe oder Zahnweh, weiß jedes Mitglied der Familie ein anderes Mittel, welches untrüglich hilft. Der Papa ſagt, es iſt Rheumatismus, der gibt ſich von ſelbſt. Ein Onkel ſagt, es iſt ein Fluß, warm halten. Eine Gouvernante ſagt, gar nicht d'ran denken iſt das beſte. Eine Baſe ſagt: laß dir den herausreißen, und ſetz' dir einen andern ein. Ein weiſer Nachbar ſagt: verſtopfen Sie ſich die Ohren, das hilft gewiß.

Kurz, es giebt keinen ſo dummen Kerl auf der Welt, der nicht ein probates Mittel gegen Liebe und Zahnweh wüßte.

Am meiſten Mittel gegen Liebe und Zahnweh wiſſen alte Matronen und Sünder, die aus lauter verlorener Liebe ſelbſt kein Zahn mehr im Munde, und kein Herz mehr im Leibe haben.

Alle jene Menſchen, die ihre Zähne durch Süßigkeit und Unachtſamkeit, und ihr Herz durch Schwelgerei und Wolluſt verloren und hohl haben, glauben nicht an Zahnweh guter Zähne, nicht an Herz-Weh guter Herzen, und das natürlich, denn ſie können ſich ſelbſt eben ſo wenig auf das Herz als auf den Zahn fühlen.

Liebe und Zahnweh haben auch das mit einander gemein, daß ihr Schmerz uns am meiſten in der Nacht überfällt, daß wir dann wie wahnſinnig herumwandeln, und wie die Mondſüchtigen an den ſteilen Wänden hinaufklettern möchten.

Aber was iſt ſtärker: Liebe oder Zahnweh?

Wenn beide zugleich einen Menſchen anfallen, welche Empfindung iſt ſtärker? Voyons!

An der Friedrich- und Behren-Straßen-Ecke in Berlin, im erſten Stocke, wohnte ein verliebter Schriftſteller, und der war ich.

Sie war eine verliebte Juſtizrathstochter. Das iſt Alles, was ich dem Leſer von unſern perſönlichen Verhältniſſen verrathen kann.

Ich darf nur noch ſo viel ſagen, daß ſie ſehr putzſüchtig und ſehr eiferſüchtig war; denn das iſt hiſtorique und gehört zur Geſchichte.

Die Putzſucht ſchlägt in die Finanzkammer, die Eiferſucht aber in die Herz-

kammer. Die Putzsucht ist ein Pfau, je älter sie wird, desto schwächer; die Eifersucht aber ist ein Krokodill, je älter sie wird, desto stärker.

Was ist aber stärker, Putzsucht oder Eifersucht, wenn sie bei einem Individuum zusammenschlägt? Voyons!

Meinem Fenster gegenüber, an der andern Straßen-Ecke, klebten alle Theaterzettel und Concertzettel.

Sie ging gewöhnlich mit ihrer Mutter des Morgens um zehn Uhr von der Charlottenstraße nach den Linden, und Beide blieben an der Ecke stehen, die Theaterzettel zu lesen. — Wenn sie nun so that, als wollte sie der Mutter etwas auf dem Zettel zeigen, und mit dem Finger auf die Stelle zeigte:

„Anfang Sieben Uhr,"

so wußte ich, der ich mit dem Fensterglas hinter den Jalousien meines Fensters stand, daß die bestimmte Stunde — 7 — war. Wenn sie dabei mit der andern Hand einen Finger, wie ganz absichtslos in die Höhe hob, so wußte ich, daß ein Stündchen dazu kam, und daß acht Uhr die bestimmte Stunde sei u. s. w. Das war an den Fingern abzunehmen. Die Liebe macht erfinderisch! Franklin hat nur einen Blitzableiter erfunden, die Liebe erfindet alle Augenblick einen andern Blitz- und Hagelableiter u. s. w.

Es war acht Uhr, ich stand an dem bewußten Orte, — und wartete. Ich wartete, sie kam nicht, ich wartete noch, sie kam nicht, ich würde vielleicht noch warten, wenn nicht ein kleiner Junge — es war der Laufbursche des Justizrathes — mit noch einigen Kollegen an mir vorbeigelärmt wäre, mit einem Blick auf mich eine Nuß zu meinen Füßen niederrollen ließ, und verschwand. Ich hob sie auf, es war eine hohle Nuß, aber keine taube Nuß, denn ein Zettelchen lag in ihr:

„Ich kann nicht kommen! Die berühmte Anatole (so hieß die erste Putzmacherin) ist heute aus Paris gekommen, und ich muß noch Abends hin, bevor Alles von Andern ausgeklaubt worden ist. Leb wohl, mein Süßer!"

Ich war gewiß nicht süß! In diesem Augenblick gewiß nicht!

Zwei Tage darauf hatte ich den unbändigsten Zahnschmerz; es wüthete in mir, wie mit Dolchen. — Die Wange war aufgeschwollen und überdeckte mein linkes Auge; ich sah aus, wie ein ungeheurer Borstorfer-Apfel mit einer brandrothen Seite. Da ging sie vorüber, legte den Finger auf die Stelle: „Anfang um Sieben Uhr," tupfte noch einmal, wie zur Bestätigung mit dem kleinen Fingerchen darauf, und zog mit der lieben Frau Mama weiter. — Ich ließ sogleich einen Arzt holen, und sagte: ein Geschäft, ein unaufschiebbares, nöthigte mich zum Ausgehen. Er meinte, ich dürfte durchaus nicht in die Luft, sonst bekäme ich die Gesichts-Rose.

Ich war in einer starken Verzweiflung, und in einer gelinden Transpiration. Ich entschloß mich ihr zu schreiben. — Ich schilderte ihr meinen doppelten Schmerz, und meine einfache Verzweiflung, mit den feurigsten Farben schilderte ich ihr das Feuer meiner Liebe und meiner linken Wange, und bat um Verzeihung, und sendete meinen kleinen Berliner-Kourier mit dem kleinen Briefchen ihr zu.

Am andern Tage brachte der kleine Justiz-Laufbursche ein Zettelchen und ein Fläschchen!

Gefühlvoller Dichter!

„Gewiß, Zahnweh ist stärker als Liebe! Was ist eine brennende Sehnsucht gegen eine brennende Wange? Was ist ein entzündetes Herz gegen eine entzündete Lippe? Wenn man so liebt, und so an Zahnweh leidet, muß man auf Alles resigniren, nur nicht auf gegenwärtigen Balsam, den ich Ihnen schicke, und von dem ich wünsche, daß er alle Ihre Leiden heilen möge. Binden Sie ihn, auf Ihren Liebesbrief geträufelt, um Ihre Wange, und bleiben Sie ewig verbunden Ihrer achtungsvollen Freundin N. N."

— Wir sahen uns nicht wieder. — Das ist Liebe und Zahnweh!

Es ist uns ganz lieb, daß man die heimlichen Werber in Preußen nicht dulden will; ein offner **Freier** ist mir weit angenehmer!

Alma, im Namen ihres Geschlechts.

Der grüne Paletot.

Zu singen nach der Weise: „War einst ein Riese Goliath ꝛc.

War einst ein grober Paletot
Von Russisch-grünem Tuch,
Mit Zobelpelz ringsum besetzt
Und Tressen wie nicht klug.
Sein Herr war von demselben Stoff,
Er hieß der Herr von Menzikoff.

Und weil der grüne Paletot
Von Russisch grünem Tuch
In Petersburg geschneidert war,
Und weil ein Held ihn trug;
So dünkt er sich gar stolz und groß
Vor allen andern Paletots.

Vor den Collegen gutem Rath
Blieb er verstockt und taub:
Er schmierte eines Tages sich
Recht dick voll Schmutz und Staub;
So ging mit übermüth'gem Sinn
Er zu dem Türk'schen Divan hin.

Viel Türk'sche Kaftans saßen da
Und hielten großen Rath,
Doch er mit koth'gen Stiefeln keck
Hinein zur Pforte trat,
Und sprach mit übermüthigem Drohn
Den armen Türk'schen Kaftans Hohn.

„Gleich auf die Kniee!" — hub er an —
„Respect, ihr Lumpenpack!
Parirt ihr nicht, so steck' ich euch
Gleich alle in den Sack!
Ich dresch' euch ab wie Bohnenstroh!
Ich bin der große Paletot!"

Da ward den armen Kaftans erst
So gar erschrecklich bang!
Sie zitterten; doch dauerte
Die Furcht nicht eben lang'.
Sie schöpften wieder frischen Muth
Und sprachen: „Immer ruhig Blut!"

Sie standen auf und langten sich
Den Klopfstock von der Wand,
Und packten ihn beim Kragen gleich
Mit fester starker Hand,
Und klopften weidlich, comme il faut,
Die Motten aus dem Paletot.

Sie klopften, bis der Paletot
Voll Löcher ganz und gar,
Bis Alles an ihm ganz zerfetzt
Und ausgerissen war —
Kurz, bis so schrecklich er zerklopft,
Daß keine Nadel mehr ihn stopft.

Als nun darauf sein Herr erfuhr,
Wie's ihm ergangen war,
Und daß der schöne Paletot
Jetzt gänzlich unbrauchbar,
So daß kein Mensch ihn fürder trägt;
Hat er zuletzt ihn — abgelegt.

So hat den stolzen Paletot
Die Strafe bald ereilt:
Wie andre alte Sachen ward
Für Spottgeld er verfeilt,
Und hängt mit tiefem Schmerzgefühl
Jetzt nur bei Scholem nomine Brühl.

Und die Moral aus der Geschicht'
Leicht jeder ziehen kann:
Mit Grobheit und mit Russisch-Grün
Ist's nicht allein gethan. —
Das merkt euch! Sonst geht's Jedem so
Als wie dem grünen Paletot!

Aus dem Berliner Kladderadatsch.

In einer Berliner Conditorei.

Piepmeier (eine Tasse Kaffee trinkend). Na hören Sie mal, Griepmeier, Sie scheinen ja ungeheuer vornehm geworden zu sind.

Griepmeier. Woso denn?

Piepmeier. Sie lassen ja 'n janzen Zucker übrig!

Griebmeier. Ja, das mach' ich immer so; davor nehm' ich 'n Kopf.

Schulze. Jottlob! Rußland jibt nach! — Es steht in die Zeitung.

Müller. Da hast du wieder 'mal falsch jelesen! Es steht da: Es jibt nach — wie vor nicht nach.

Schultze. Es hat ja die vier Jarantiepunkte anjenommen.

Müller. Ach was! Es hat nach Wien telegraphirt: Anjenommen — ich nehme die vier Punkte an — und sleich haben sie des in Wien als anjenommen anjenommen.

Der

Chevalier von Maison-Rouge.

(Fortsetzung.)

XXIII.

Die Göttin Vernunft.

Man suchte den ganzen Tag im Hof, im Garten und in der Umgegend das kleine Papier, das all diesen Lärmen verursachte, und, wie man nicht bezweifelte, ein ganzes Complott enthielt.

Man befragte die Königin, nachdem man sie von ihrer Schwägerin und ihrer Tochter getrennt hatte; doch sie antwortete nur, sie habe auf der Treppe eine junge Frau mit einem Strauße getroffen, diese junge Frau habe ihr den Strauß angeboten, doch sie habe sich begnügt, nur eine Blume daraus zu pflücken, und auch dies sei mit der Einwilligung des Municipal Maurice geschehen.

Sie hatte nichts Anderes zu sagen; es war die Wahrheit in ihrer ganzen Einfachheit und in ihrer ganzen Kraft.

Alles wurde Maurice mitgetheilt, als die Reihe an ihn kam, und er bestättigte die Aussage der Königin als offen und genau.

„Aber es bestand ein Complott?" sagte der Präsident.

„Das ist nicht möglich," entgegnete Maurice, „ich habe die Bürgerin Dirmer, als ich bei ihr zu Mittag speiste, den Vorschlag gemacht, ihr die Königin zu zeigen, die sie noch nicht gesehen hatte. Doch es war nichts in Beziehung auf den Tag oder das Mittel bestimmt."

„Aber man hatte sich mit Blumen versehen," sagte der Präsident, „dieser Strauß war zum Voraus gemacht worden?"

„Keines Wegs, ich habe diese Blumen einem Sträußermydcheu abgekauft, das uns dieselben an der Ecke der Rue des Vieilles-Handrettes anbot."

„Doch dieses Sträußermädchen hat ihr den Strauß wenigstens dargereicht?"

„Nein, Bürger, ich habe ihn selbst aus zehn bis zwölf ausgewählt; allerdings wählte ich den schönsten."

„Aber man konnte das Billet unterwegs hineinstecken?"

„Unmöglich, Bürger, ich habe die Bürgerin Dirmer nicht einen Augenblick verlassen, und um eine solche Operation bei jeder von den Blumen vorzunehmen, denn, bemerkt wohl, jede von den Blumen mußte, wie Simon behauptet, ein ähnliches Billet enthalten, hätte man einen halben Tag gebraucht."

„Konnte man denn nicht zwischen diese Blumen zwei bereitgehaltene Billets gesteckt haben?"

„In meiner Gegenwart hat die Gefangene eine Nelke auf den Zufall genommen, nachdem sie den ganzen Strauß ausgeschlagen."

„Deiner Ansicht nach waltet also kein Complott ob, Bürger Lindey?"

„Doch wohl, es waltet ein Complott ob," erwiederte Maurice, „und ich bin der Erste, der nicht nur daran glaubt, sondern der es bestätigt; nur rührt dieses Complott nicht von meinen Freunden her. Da jedoch die Nation keiner Furcht preisgegeben sein darf, so biete ich eine Caution an und stelle mich als Gefangener."

„Keines Wegs," antwortete Santerre; „verfährt man so gegen Erprobte, wie Du bist? Stellst Du Dich als Gefangener, um für Deine Freunde zu stehen, so würde ich mich als Gefangener stellen, um für Dich zu stehen. So ist die Sache einfach, nicht wahr, es liegt keine positive Anzeige vor? Niemand wird erfahren, was

sich ereignet hat. Verdoppeln wir unsere Wachsamkeit, Du besonders, und es wird uns gelingen, den Grund der Dinge kennen zu lernen, indem wir die Oeffentlichkeit vermeiden."

„Ich danke, Commandant," sprach Maurice, „doch ich antworte Ihnen, was Sie an meiner Stelle antworten würden. Wir dürfen nicht hiebei stehen bleiben, wir müssen die Blumenhändlerin auffinden."

„Die Blumenhändlerin ist fern, doch sei unbesorgt, man wird sie suchen. Ueberwache Du Deine Freunde, ich werde die Correspondenz des Gefängnisses überwachen."

Man hatte nicht an Simon gedacht, doch Simnn hatte seinen Plan.

Er kam gegen das Ende der von uns mitgetheilten Sitzung, um Kunde zu verlangen, und erfuhr die Entscheidung der Gemeinde.

„Ah! es bedarf, um die Sache abzumachen, einer regelmäßigen Anzeige," sagte er, „wartet fünf Minuten und ich bringe sie."

„Was gibt es denn?" fragte der Präsident.

Der Schuhflicker erwiederte:

„Die muthige Bürgerin Tison denuncirt die heimlichen Ränke und Schliche des Parteigängers der Aristokratie Maurice, sowie auch die Verzweigungen eines andern ihm befreundeten, falschen Patrioten Namens Lorin."

„Nimm Dich in Acht, nimm Dich in Acht, Simon," sprach der Präsident. „Dein Eifer für die Nation führt Dich vielleicht irre; Maurice Lindey und Hyacinth Lorin sind Erprobte."

„Man wird das vor dem Tribunal sehen," erwiederte Simon.

„Bedenke wohl, Simon, das würde ein ärgerlicher Proceß für alle gute Patrioten werden."

„Aergerlich oder nicht, was macht das mir? Fürchte ich etwa das Aergerniß? Man wird wenigstens die volle Wahrheit über die Verräther erfahren."

„Du bestehst also darauf, im Namen der Frau Tison Deine Anzeige zu machen?"

„Ich werde selbst diesen Abend bei den Cordeliers denunciren, und zwar Dich mit den Andern, Bürger Präsident, wenn Du nicht die Verhaftung des Verräthers Maurice decretirst."

„Wohl, es sei," sprach der Präsident, der, nach der Gewohnheit jener unglücklichen Zeit, vor demjenigen zitterte, welcher am Lautesten schrie. „Wohl, es sei, man wird ihn verhaften."

Während diese Entscheidung gegen ihn gegeben wurde, war Maurice nach dem Temple zurückgekehrt, wo ihn ein Billet mit folgenden Worten erwartete:

„Da unsere Wache mit Gewalt unterbrochen worden ist, so werde ich Dich aller Wahrscheinlichkeit nach nicht vor morgen früh wiedersehen können: komm zu mir zum Frühstück und setze mich während des Frühstücks in Kenntniß über alle die Ränke und Verschwörungen, welche Meister Simon entdeckt hat. Er behauptet nämlich, alles Unglück sei einer Nelke zuzuschreiben. Ich meinerseits will eine Rose fragen, wo der Grund der Unthat zu suchen?

„Und morgen werde ich Dir meinerseits sagen, was mir Arthemise geantwortet hat. Dein Freund Lorin."

„Nichts Neues," antwortete Maurice, „schlafe im Frieden diese Nacht und frühstücke morgen ohne mich, insofern ich wegen der Vorfälle des heutigen Tages wahrscheinlich nicht vor Mittag ausgehen werde.

„Wie gern möcht ich Dir der Zephir sein, um das Recht zu haben, der Rose von der Du sprichst, einen Kuß zu schicken. Dein Freund Maurice.

N. S. Ich glaube übrigens, daß die Verschwörung nur ein falscher Lärmen war."

Lorin war wirklich gegen eilf Uhr in Folge der ungeschlachten Motion des Schuhflickers mit seinem ganzen Bataillon abgezogen.

Er hatte sich über diese Demüthigung mit einem Verse getröstet und war, wie es dieser Vers sagte, zu Arthemise gegangen.

Arthemise war entzückt, als sie Lorin kommen sah.

Das Wetter war herrlich; sie schlug einen Spaziergang die Quais entlang vor, der auch angenommen wurde.

Sie folgten dem Kohlenhafen, plauderten über Politik, Lorin erzählte seine Austreibung aus dem Temple und suchte zu errathen, welche Umstände dieselbe veranlaßt haben konnten, als sie, die Höhe der Rue des Barres erreichend, ein Sträußermädchen erblickten, das wie sie am rechten Ufer der Seine hinaufging.

„Ah! Bürger Lorin, Du wirst mir hoffentlich einen Strauß schenken," sagte Arthemise.

„Wie!" versetzte Lorin, „zwei, wenn es Dir angenehm ist."

Und Beide verdoppelten ihre Schritte, um die Blumenhändlerin einzuholen, welche selbst ihren Weg mit sehr raschem Schritt verfolgte.

Bei dem Pont Marie blieb das Mädchen stehen, neigte sich über die Brüstung und leerte sein Körbchen in den Fluß.

Die einzelnen Blumen wirbelten einen Augenblick in der Luft. Durch ihr Gewicht hinabgezogen fielen die Sträuße etwas schneller, dann folgten Sträuße und Blumen auf der Oberfläche schwimmend dem Laufe des Flusses.

„Halt!" sagte Arthemise, die Blumenhändlerin betrachtend, welche ein so seltsames Gewerbe trieb; „man sollte glauben . . . aber ja . . . aber nein . . . aber doch . . . oh! was das sonderbar ist!"

Die Blumenhändlerin legte einen Finger auf ihre Lippen, als wollte sie Arthemise bitten, sie möge schweigen, und verschwand.

„Was ist es denn?" sagte Lorin; „kennst Du diese sterbliche Göttin?"

„Nein. Ich glaubte Anfangs, doch ich täuschte mich sicherlich."

„Sie hat Dir doch ein Zeichen gemacht," versetzte Lorin.

„Warum ist sie denn diesen Morgen Sträußermädchen?" fragte Arthemise sich selbst.

„Du gestehst also, daß Du sie kennst, Arthemise?"

„Ja," antwortete Arthemise, „es ist eine Blumenhändlerin, der ich zuweilen abkaufe."

„In jedem Fall," sagte Lorin, „in jedem Fall hat diese Blumenhändlerin sonderbare Manieren, um ihre Waaren abzusetzen."

Nachdem Beide zum letzten Male die Blumen angeschaut hatten, welche bereits die hölzerne Brücke erreichten und einen neuen Antrieb von dem Flußarme erhielten, der unter ihren Bögen durchläuft, setzten sie ihren Weg nach der Rapée fort, wo sie unter vier Augen zu Mittag zu speisen gedachten.

Dieser Vorfall hatte für den Augenblick keine Folge. Nur prägte er sich, da er seltsam war und einen geheimnißvollen Charakter bot, in die poetische Einbildungskraft von Lorin ein.

Die gegen Maurice und Lorin gerichtete Anzeige der Frau Tison erregte einen großen Lärmen im Club der Jacobiner und Maurice erhielt im Temple von der Gemeinde die Nachricht, seine Freiheit sei von der öffentlichen Entrüstung bedroht. Es war dies eine Aufforderung an den jungen Municipal, sich zu verbergen, wenn er schuldig wäre. Doch man fand ihn auf seinem Posten, als man kam, um ihn zu verhaften.

Maurice wurde auf der Stelle verhört.

Während er fest bei seinem Entschlusse blieb, keinen von seinen Freunden, deren er sicher sein konnte, in den Proceß zu verwickeln, forderte Maurice, der nicht der Mann war, sich lächerlicher Weise durch das Stillschweigen wie ein Romanheld zu opfern, eine Untersuchung gegen das Sträußermädchen.

Es war fünf Uhr Abends, als Lorin nach Hause zurückkehrte: er erfuhr sogleich die Verhaftung von Maurice und welche Forderung dieser gestellt hatte.

Alsbald erinnerte er sich des Sträußermädchens vom Pont Marie, das seine Blumen in die Seine geworfen. Dies war eine plötzliche Offenbarung. Die seltsame Blumenhändlerin, das Zusammentreffen der Quartiere, das Halbgeständniß von Arthemise, Alles rief ihm instinktmäßig zu, hier finde sich die Erklärung des Geheimnisses, dessen Enthüllung Maurice forderte.

Er sprang aus seinem Zimmer, eilte die vier Stockwerke hinab, als ob er Flü-

gel gehabt hätte, und lief zu der Göttin Vernunft, welche goldene Sterne auf ein Kleid von blauer Gaze stickte.

Das war ihr Göttergewand.

„Laß die Sterne ruhen," liebe Freundin," sagte Lorin. „Man hat Maurice diesen Morgen verhaftet und wird wahrscheinlich diesen Abend mich verhaften."

„Maurice verhaftet!"

„Oh! mein Gott, ja. In dieser Zeit ist nichts gewöhnlicher, als große Ereignisse, und man schenkt ihnen nur keine Aufmerksamkeit, weil sie truppenweise kommen. Alle diese großen Ereignisse aber geschehen in Folge von Nichtswürdigkeiten. Vernachläßigen wir daher die Nichtswürdigkeiten durchaus nicht. Wer war die Blumenhändlerin, der wir diesen Morgen begegneten, liebe Freundin?"

Arthemise bebte.

„Was für eine Blumenhändlerin?"

„Ei, bei Gott! das Mädchen, das seine Sträuße so verschwenderisch in die Seine warf."

„Ach! mein Gott!" sagte Arthemise, „ist dieses Ereigniß denn so wichtig, daß Du mit solcher Hartnäckigkeit darauf zurückkehrst?"

„So wichtig, liebe Freundin, daß ich Dich bitte, meine Frage auf der Stelle zu beantworten."

„Mein Freund, ich kann nicht."

„Göttin, nichts ist Dir unmöglich."

„Ich habe meine Ehre verpfändet, Stillschweigen zu beobachten."

„Und ich habe meine Ehre verpfändet, Dich sprechen zu machen."

„Aber warum dringst Du denn so sehr in mich?"

„Damit . . . alle Wetter! damit Maurice nicht der Hals abgeschnitten wird."

„Ah! mein Gott! Maurice guillotinirt?" rief die junge Frau erschrocken.

„Ohne von mir zu sprechen, der ich wahrhaftig nicht dafür zu stehen wage, daß ich den Kopf noch auf meinen Schultern habe."

„Oh! nein, nein, das hieße sie unfehlbar verderben."

In diesem Augenblick stürzte der Willfährige von Lorin in das Zimmer von Arthemise und rief:

„Ah! Bürger, rette Dich! rette Dich!"

„Und warum dies?" fragte Lorin.

„Die Gendarmen haben sich bei Dir gezeigt; während sie die Thüre einstießen, erreichte ich das Nachbarhaus über das Dach kletternd und lief hieher, um Dich zu benachrichtigen."

Arthemise stieß einen furchtbaren Schrei aus.

„Arthemise," sprach Lorin, indem er sich aufrecht vor sie stellte, „vergleichst Du das Leben eines Sträußermädchens mit dem von Maurice und mit dem Deines Geliebten? Wenn dem so ist, so höre ich auf, Dich für die Göttin Vernunft zu halten, und erkläre Dich für die Göttin Tollheit."

„Arme Heloise!" rief die Ertänzerin der Oper, „es ist nicht mein Fehler, wenn ich Dich verrathe."

„Gut! gut! liebe Freundin," sprach Lorin, indem er Arthemise ein Papier bot. „Du hast mich bereits mit dem Taufnamen beschenkt, schenke mir auch den Familiennamen und die Adresse."

„Oh! den Namen schreiben, nie! nie!" rief Arthemise, „ich will ihn Dir sagen."

„Sage ihn mir und sei unbesorgt, ich werde ihn nicht vergessen."

Arthemise gab mündlich Lorin den Namen und die Adresse der falschen Blumenhändlerin an.

Sie hieß Heloise Tison und wohnte in der Rue des Nonandiers Nro. 24.

Bei diesen Worten stieß Lorin einen Schrei aus und entfloh aus Leibeskräften.

Er war noch nicht am Ende der Straße, als ein Brief bei Arthemise eintraf.

Dieser Brief enthielt nur folgende Zeilen:

„Kein Wort über mich, theure Freundin, die Offenbarung meines Namens würde mich unfehlbar ins Verderben stürzen. Warte bis morgen, um mich zu nennen, denn diesen Abend werde ich Paris verlassen haben. Deine Heloise."

„O mein Gott!“ rief die zukünftige Göttin, „wenn ich das hätte ahnen können, so würde ich bis morgen gewartet haben.“

„Und sie stürzte nach dem Fenster, um Lorin zurückzurufen, wenn es noch Zeit wäre, doch er war verschwunden.“ (Fortsetzung folgt.)

Die egyptische Finsterniß bei Gasbeleuchtung und der Ochs in der Laterne.

Ein humoristische Olla Potrida.

(Von M. G. Saphir.)

Es giebt viele alte Berühmtheiten, die, wenn sie in der jetzigen Zeit existirt hätten, nie berühmt geworden wären. Z. B. die „egyptische Finsterniß,“ die mag zu ihrer Zeit berühmt gewesen sein, aber jetzt finden wir solche Finsternisse auf der Gasse; wenn jetzt eine egyptische Finsterniß käme, man würde sie gar nicht sehen; so finster wie die egyptische Finsterniß ist es jetzt, Gottlob, wenn der schönste Sommertag ist!

So auch die berühmten „sieben Weisen Griechenlands,“ wenn sie lebten, sie wären die „sieben Narren Deutschlands!“

Diogenes war ein Weiser, weil er mit der Laterne herum ging, um einen Menschen zu suchen; jetzt gibt's gar keinen solchen Narren mehr, der einen Menschen sucht.

Bei dieser Gelegenheit drängt sich mir eine sehr wichtige Frage auf; hat Diogenes in einem Weinfasse oder in einem Bierfasse gewohnt? Diese Frage ist von größerer Wichtigkeit, als man glaubt, denn hat Diogenes in einem Bierfasse gewohnt, so hat es in Griechenland Bier gegeben.

Wer von Ihnen, liebe Leser, kann mir eines der zartesten Geheimnisse der Natur, eines der sinnigsten Räthsel des menschlichen Geistes enthüllen, nämlich: „Warum fallen die vom Bier Betrunkenen auf den Rücken, und die vom Wein Betrunkenen auf die Nase?“

An diese zarte Lebensfrage knüpft sich noch eine dritte Frage an: „Wenn die Bierbetrunkenen auf den Rücken, und die Weinbetrunkenen auf die Nase fallen, wohin fallen die von Liebe Trunkenen?“ — Die Antwort auf diese zweite Frage ist ganz leicht: die von Liebe Trunkenen fallen jetzt ganz auf die Seite. — Früher war man von der Liebe trunken, weil man über das Maaß geliebt hat; jetzt bleiben wir in der Liebe gleich beim ersten Pfiff stehen, wo soll da die Trunkenheit herkommen?

Was hat der Philosoph Diogenes in seinem Fasse voraus gehabt vor allen unsern Philosophen? Er war wenigstens faßlich! — Unsere Philosophen sind umgekehrte Diogenesse, anstatt daß sie wie Diogenes sich in ein Weinfaß ziehen, ziehen sie ein Faß Wein in sich, und werden Philosophen per fas et nefas! — Darum studirt man drei Jahre Philosophie; das erste Jahr den Heurigen, das zweite Jahr den Vorjährigen, und das dritte Jahr wird bloß repetirt!

Eine eben so abgeschmackte Berühmtheit war der große Roscius, der erste römische Künstler. Er war gewiß ein gewaltiger Konlissenreißer. Ueberhaupt, wie kann Roscius ein gewaltiger Künstler gewesen sein, er hat ja gar nie in Berlin gespielt! Ja, noch mehr, der Kerl hat ja gar keine reine deutsche Aussprache gehabt!

Nun aber, liebe Leser, sehen Sie nicht ein, wie ich mit allen diesen Abwegen und Absprüngen wieder auf den Titel meines Aufsatzes zurückkommen will? Das sehen Sie nicht? Das sehen Sie nicht? Sehen Sie, das ist eben die egyptische Finsterniß, daß Sie es nicht sehen! das ist ja eben der sichtbare Segen der Finsterniß, daß man die Leute stundenlang herumführt, und daß sie dann wieder dort sind, wo sie ausgegangen sind! Ich habe Ihnen in dieser Finsterniß einen Mann mit einer Laterne mitgegeben, und doch haben Sie nicht gesehen, wo ich Sie hinführe, gestehen Sie nur, daß man eine solche Finsterniß nicht alle Tage sieht!

Die egyptische Finsterniß ist die einzige egyptische Mumie, die sich ganz unversehrt bis auf unsere Zeit erhalten hat.

Die Egyptier haben es verstanden, ihre Finsterniß einzubalsamiren, bei uns ist diese Kunst ganz verloren gegangen, denn für unsere Finsterniß gibt es gar keinen Balsam.

Damit wir aber diese egyptische Finsterniß allgemein sehen können, haben wir die Gasbeleuchtung erfunden, und, beim Lichte beobachtet, ist die Finsterniß ein wahres lumen mundi. Zur Beleuchtung unserer Finsterniß aber kann kein anderes Licht sein, als Gas, denn die erste Gas-Art ist fixe Luft, und in unserer Finsterniß muß man froh sein, wenn man wenigstens ein Bischen freie Luft fixirt hat.

Wenn man also die Finsterniß beleuchtet, so sieht man, wie glücklich die Leute sind, die nicht sehen.

Die „Liebe", die „Gerechtigkeit" und das „Glück" sind drei glückliche Wesen, die nicht sehen, die Liebe ist blind, das Glück ist blind, und die Gerechtigkeit ist blind. Wenn diese drei Blinden sehen würden, so würden sie Dinge sehen, daß ihnen Hören und Sehen verginge.

Daß die Gerechtigkeit blind ist, ist längst bekannt.

Die Liebe, meine guten Leserinnen, ist auch blind! Es ist ein wahres Glück, daß die Liebe blind ist, und es ist mir lieb, daß das Glück blind ist. Wäre die Liebe allein blind und das Glück nicht, so würde das Glück sehen, daß dieses Glück kein Glück ist!

In der egyptischen Finsterniß waren lauter glücklich Liebende, denn die Liebe ist nie glücklicher, als wenn sie nicht sieht.

Der Mensch soll über seinen Zorn die Sonne nicht untergehen lassen; und der Mensch soll über seine Liebe die Sonne nie aufgehen lassen. Man muß nicht nur nicht in den Tag hinein reden, sondern auch nicht in den Tag hinein lieben!

Die Liebenden sind ganz andere Menschen, als andere Menschen. Andere Menschen, wenn sie genug gelebt haben, vertauschen sie das Zeitliche mit dem Ewigen. Die Liebenden schwören sich erst ewige Treue, sehen sich dann zeitlich nach einem Andern um, und bevor Eins von ihnen noch das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht, vertauschen sie einigemal das Ewige mit dem Zeitlichen.

Die Liebe ist blind, darum sind die Verliebten Stockblind, die Verheiratheten aber bloß Staberlblind!

Der Tag ist ein Mann, die Nacht ist ein Weib, in der Liebe aber ist das Weib der Mann!

Der Tag und die Nacht, das ist ein seltenes Ehepaar, wie glücklich leben sie seit ewigen Zeiten, das ist auch keine Kunst, wenn der Tag kommt, geht die Nacht fort, und wenn die Nacht kommt, ist der Tag über alle Berge!

Bei diesem Ehepaar, Tag und Nacht ist im Winter die Frau glücklich, denn da hält sie ihren Mann kurz und im Sommer ist der Mann Tag vergnügt, denn er sieht wie seine Frau alle Tage mehr abnimmt.

Nur einmal kommen sie sich gleich unausstehlich vor, wenn Tag- und Nachtgleiche ist, und um diese Zeit weiß man gibt's auch die gefährlichsten Stürme.

Die Liebe hat Augen, aber nicht zum Sehen, sondern zum Weinen, die Liebe hat eine Zunge, aber nicht zum Reden, sondern zum Singen, und sie hat eine Wange, nicht um zu blühen, sondern um zu erröthen. Die Liebe trägt das Gehör auf den Wangen, das Wort im Auge und den Blick im Herzen!

Das menschliche Herz hat drei Natur-Reime: Das Herz der Fröhlichen auf Scherz, das Herz der Liebenden auf Schmerz und das Herz der Vornehmen auf Erz. Wir Wiener haben noch einen vierten Lokal-Reim: Wir haben ein Herz wie ein Sterz, das ist aber ein Fasten-Reim, und ein Wiener Herz hat keine Fasten.

Der gute Appetit der Wiener, gegen den der Berliner, hat mir einen wichtigen Aufschluß über den Sprachunterschied dieser beiden Völker gegeben.

Der Oesterreicher spricht Alles in der längstvergangenen Zeit. Der Preuße Alles in der jüngstvergangenen. Der Oesterreicher sagt: „ich bin spazieren gegangen. Der Preuße sagt: „ich ging spazieren!" Der Oesterreicher

sagt: „Die hab' ich angeguckt!" Der Preuße sagt: „Ich guckte sie an!" Woher kommt dieser Unterschied? Der kömmt vom Appetit her.

Wenn der Wiener Mittags einen Fasan gegessen hat, Abends scheint es ihm schon so lang, daß er keinen Fasan gegessen hat, daß er in der längstvergangenen Zeit sagt: „Ich hab' einen Fasan gegessen!" — Wenn der Berliner einen Fasanflügel ißt, so ist ihm vierzehn Tag nachher noch so, als hätte er ihn eben erst gegessen, und er sagt in der jüngstvergangenen Zeit: „Ich aß ein Fasanflügelchen!

So spricht des Wieners Herz Alles in der längstvergangenen Zeit. Wenn er in der Früh geliebt hat, so sagt er Abends: „Ich hab' geliebt gehabt!"

Aber in der Liebe, verehrte Leser, gibt es überhaupt nur eine längstvergangene Zeit, d. h. die Zeit, wo man geliebt hat, ist längst vergangen! — Wenn mir Jemand seine Geliebte vorstellt und sagt: „Das ist meine Zukünftige;" so denke ich mir immer: das ist seine zukünftig vergangene Zeit!

Die Liebe ist blind, die Herzen der Männer aber sind so barmherzig, daß jedes Herz seine eigene Blinden-Anstalt hat!

Die Liebe ist blind, und doch sagt man: „Die Liebe und die Zigeuner sehen im Finstern." — Warum sehen die Zigeuner im Finstern? weil sie von der „egyptischen Finsterniß herstammen. Die Finsterniß ist also das Perspektiv der Liebe. Da wir jetzt eine doppelte Finsterniß haben, die Egyptische und die Europäische, so hat unsere Liebe ein ganz modernes Doppel-Perspektiv!

Nun sehen Sie, da sind wir schon wieder bei unserm Titel, bei der „egyptischen Finsterniß," und was den Ochsen betrifft, verlassen Sie sich nur auf mich. Lassen Sie mich nur ein Bischen zu mir kommen, und wir werden gleich beim Ochsen sein. Die Egyptier haben bekanntlich einen Ochsen angebetet; wir weichen etwas davon ab, und beten bloß zuweilen eine Kuh an.

Mein Gott! wie viel Mädchen beten nicht einen goldenen Ochsen, und wie viel Männer eine goldene Gans an? Am Ende nimmt der goldne Ochs die goldene Gans, und sie feiern die goldne Hochzeit; denn es ist ihnen sogleich, als hätten sie schon 50 Jahre zusammen gelebt!

In der Liebe vergeht ein Jahr wie ein Tag, in der Ehe vergeht ein Tag wie ein Jahr, darum rüste sich jeder Ehemann an jedem Sonntage zum siebenjährigen Krieg, und an jedem Ersten des Monats zum dreißigjährigen Krieg!

Jedes Jahr, das man mit einer Frau zu leben hat, ist ein Streich des Schicksals, wer die silberne Hochzeit feiert, der hat seine 25 glücklich überstanden, und wer die goldene Hochzeit feiert, der hat 50 bekommen!

Warum zündet man bei einer Hochzeit am hellen, lichten Tage, Hochzeitsfackeln an? Weil man schon bei der Hochzeit anfängt, finstere Gesichter zu machen! Wiederum eine Finsterniß, die noch älter ist, als die egyptische! — Die Egyptier in ihrer Finsterniß hatten Recht die Ochsen anzubeten, denn ein Ochs ist ein unfehlbares Mittel zur Aufklärung und Lichtverbreitung.

Sie sehen mich erstaunt an? O ich bitte Sie, betrachten Sie die Ochsen aus einem freundlichern Gesichtspunkte!

Die Ochsen sind respektabler als die Menschen: kein Ochs pflügt mit einem fremden Kalbe; jeder Ochs trägt redlich seine Haut zu Markte, und wenn der Ochs einmal vor den Kopf geschlagen ist, so ist er genießbarer, als wenn der Mensch vor den Kopf geschlagen ist!

Gibt's nicht ausgezeichnete Künstler unter den Ochsen, z. B. große Hornisten? Sind die Ochsen nicht auszeichnete Redakteurs, wiederkäuen sie ihre Artikel nicht immer und emsig? Die wirklichen Ochsen kann man kochen und braten, die menschlichen Ochsen muß man roh genießen!

Wie man nun mit einem Ochsen die Finsterniß beleuchten kann? Nichts leichter als das. Man schlägt den Ochsen todt, man zapft ihm das Fett ab, man läßt das Fett aus, man macht aus dem Fette Lichter, man steckt das Licht in die Laterne, so steckt der Ochs in der Laterne, und beleuchtet sein Jahrhundert!

Man versuche aber einmal, und lasse unsere menschlichen Ochsen aus — und wir haben viel ausgelassene Ochsen — allein ihr Fett taugt nicht zum Lichter-

machen, und könnte man auch Lichter daraus machen, so wären es doch keine gezogenen.

Ich glaube also ganz bestimmt, daß Diogenes in der egyptischen Finsterniß gelebt hat, daß er in seiner Laterne einen Ochsen herumgetragen hat, daß er eigentlich unter den Menschen einen solchen Ochsen gesucht hat, den er auch als Licht in die Laterne stecken könnte, und daß er keinen gefunden hat.

Somit wäre die egyptische Finsterniß, und der Ochs in Ihrer Gunst gerechtfertigt, und:

Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In ihrem Bunde der Dritte.

Aus dem Berliner Kladderadatsch.

Neueste Gespräche aus der Gegenwart.

A. Das ist doch sonderbar: im Jahre 1777 zahlte England für jeden in Kurhessen angeworbenen Soldaten vierzig Thaler, und jetzt bietet es nur dreißig!

B. Bei der ungeheuren Höhe aller Preise im Verhältnisse zu jener Zeit scheint das allerdings merkwürdig. Woher mag es nur kommen?

A. Ich kann es mir nur dadurch erklären, daß die Kurhessen seitdem viel magerer geworden sein müssen.

B. Das scheint mir allerdings auch glaublich.

Dem „Frankfurter Journal" wird aus London geschrieben, daß der Herzog von Marlborough in seinem Parke hundert Hirsche schießen ließ, um sie den alliirten Truppen in der Krimm zum Geschenke zu machen und daß man hoffte, die englische Aristokratie werde diesem Beispiele folgen.

Sollten die englischen Hirsche nicht ausreichen, so könnte man ja die Böcke, die in der orientalischen Angelegenheit bereits geschossen sind oder noch geschossen werden sollten, auch noch hinsenden. Daran würden die armen Soldaten jedenfalls vollständig genug haben.

Aus Englischen Blättern ersehe ich, daß dem ehrenwerthen Sir Charles Napier aus Gesundheitsrücksichten die Erlaubniß ertheilt worden ist, seine Flagge zu streichen und heimzukehren. Ich ertheile, ebenfalls aus Gesundheitsrücksichten, hiermit die Erlaubniß, den ganzen Sir Charles zu streichen und bin bereit, ihm nöthigenfalls selbst heimzuleuchten. Die Geschichte des Jahres 1854.

Der New-Yorker „Lindenmüller" vom 24. Februar bringt folgende:

Scene im Wirthshaus.

Grün: Hau di du?

Gast: Pudel-well.

Grasgrüner: Ich möcht' nur auch so englisch sprechen können, wie der Mister Grün.

„Grün (zum zweiten Gast): Comment vous Portugal?

Zweiter Gast: Forte piano.

Grasgrüner: Ich möcht' nur auch so französisch sprechen können, wie der. (Grün und Grasgrüner gehen und kommen zu einem Cigarren verkaufenden Chinesen.)

Grün: Ya yank ni tschu sop-ho?

(Der Chinese schüttelt den Kopf und antwortet englisch.)

Grasgrüner (sperrt Mund und Nase auf): Also sprechen Sie auch chinesisch, Mister Grün?

Grün: Ja, ich war in China, mußte mich aber als Theilnehmer an der chinesischen Revolution von den Regierungstruppen auf ein amerikanisches Schiff flüchten.

Grasgrüner (schlägt die Hände über den Kopf zusammen): **Also auch Flüchtling.**

Der Chevalier von Maison-Rouge.

(Fortsetzung.)

XXIV.

Die Mutter und die Tochter.

Wir haben bereits gesagt, daß die Kunde von diesem Ereigniß sich in wenigen Stunden in ganz Paris verbreitete. Es gab in der That damals Indiscretionen, welche sich von Seiten einer Regierung, deren Politik sich auf der Straße anknüpfte und entwickelte, leicht begreifen lassen.

Das Gerücht erreichte daher furchtbar und drohend die Rue Vieille-Saint-Jacques und zwei Stunden nach der Verhaftung von Maurice erfuhr man dort diese Verhaftung.

Durch die Thätigkeit von Simon waren die Einzelnheiten des Complottes schnell aus dem Temple hinausgedrungen, nur hatte die Wahrheit, die Jeder mit einigen erdichteten Zusätzen schmückte, bei dem Meister Rothgerber einige Veränderungen erlitten; man sagte, es handle sich um eine vergiftete Blume, die man der Königin zugesteckt und mit deren Hülfe die Oesterreicherin ihre Wachen hätte einschläfern sollen, um aus dem Temple zu entfliehen. Diesen Gerüchten fügte sich ein gewisser Verdacht über die Treue des am Abend zuvor von Santerre entlassenen Bataillons bei, so daß bereits mehrere Opfer dem Hasse des Volkes bezeichnet waren.

Doch in der Rue Vielle-Saint-Jacques täuschte man sich, und zwar aus Gründen, durchaus nicht über die Natur des Ereignisses, und Morand und Dirmer entfernten sich sogleich und ließen Genevieve der heftigsten Verzweiflung preisgegeben zurück.

Begegnete Maurice ein Unglück, so war wirklich Genevieve die Ursache dieses Unglücks. Sie hatte an der Hand den blinden jungen Mann bis in den Kerker geführt, wo er eingeschlossen war, und aus welchem er aller Wahrscheinlichkeit nach nur hervorgehen würde, um das Schaffot zu besteigen.

Doch in jedem Fall sollte Maurice nicht mit seinem Kopfe seine Hingebung gegen eine Laune von Genevieve bezahlen. Wurde Maurice verurtheilt, so klagte sich Genevieve selbst bei dem Tribunal an, sie gestand Alles. Sie nahm die Verantwortlichkeit auf sich, auf sich allein, wohl verstanden, und auf Kosten ihres Lebens rettete sie Maurice.

Statt zu zittern bei dem Gedanken, für Maurice zu sterben, fand Genevieve im Gegentheil eine bittere Glückseligkeit hierin.

Sie liebte den jungen Mann, sie liebte ihn mehr, als es sich für eine Frau geziemte, welche nicht sich angehörte. Es war für sie ein Mittel, Gott ihre Seele rein und fleckenlos zuzubringen, wie sie dieselbe von ihm erhalten hatte.

Vor dem Hause trennten sich Morand und Dirmer. Dirmer ging nach der Rue de la Corderie, Morand lief nach der Rue des Nonnandieres.

Als der Letztere an das Ende des Pont Marie kam, erblickte er die Menge der Müßigen und Neugierigen, welche sich während oder nachdem ein Ereigniß stattgefunden hat, wie die Raben auf einem Schlachtfeld versammeln.

Bei diesem Anblick blieb Morand stehen; seine Beine wichen unter ihm, er war genöthigt, sich auf das Geländer der Brücke zu stützen.

Nach einigen Minuten erlangte er wieder die wunderbare Gewalt, die er bei

großen Veranlassungen über sich selbst hatte, mischte sich in die Gruppen, fragte und erfuhr, man habe zehn Minuten vorher in der Rue des Nonandieres No. 24 eine junge Frau festgenommen, welche sicherlich des Verbrechens schuldig sei, dessen man sie angeklagt, denn man habe sie überrascht, wie sie mit dem Einpacken ihrer Habseligkeiten beschäftigt gewesen.

Morand erkundigte sich nach dem Club, in welchem das Mädchen verhört werden sollte. Er erfuhr, daß man sie vor die Muttersection geführt, und begab sich sogleich dahin.

Der Club war vollgepfropft von Menschen. Doch durch Ellenbogenstöße und Faustschläge gelang es Morand, auf die Tribune zu schlüpfen. Das Erste, was er erblickte, war die hohe Gestalt, das edle Antlitz und die verächtliche Miene von Maurice, der vor der Bank der Angeklagten stand und mit seinem Blick den perorirenden Simon niederschmetterte.

„Ja, Bürger," schrie Simon, „ja, die Bürgerin Tison klagt den Bürger Lindey und den Bürger Lorin an. Der Bürger Lindey spricht von einem Sträußermädchen, auf das er sein Verbrechen abladen will, doch ich sage Euch zum Voraus, das Sträußermädchen wird sich nicht finden; es ist ein Complott von einer Gesellschaft von Aristokraten, welche sich, die feigen Bursche, den Ball einander zuwerfen. Ihr habt übrigens gesehen, daß sich der Bürger Lorin bereits aus dem Staube gemacht hatte, als man in seine Wohnung kam. Nun, er wird sich ebenso wenig finden, als das Sträußermädchen."

„Du hast gelogen, Simon," rief eine wüthende Stimme, „er wird sich wiederfinden, denn hier ist er."

Und Lorin brach in den Saal ein.

„Platz gemacht," rief er, die Zuschauer auf die Seite stoßend, „Platz!"

Dieser Eintritt von Lorin, der auf eine ganz natürliche Weise, ohne Manier, ohne eine Absichtlichkeit, nur mit der dem Charakter des jungen Mannes inwohnenden Kraft und Treuherzigkeit geschah, brachte die größte Wirkung auf die Tribunen hervor, welche Beifall zu klatschen und Bravo zu rufen anfingen.

Maurice begnügte sich zu lächeln und seinem Freunde die Hand wie ein Mensch zu reichen, der sich gesagt hatte: „Ich bin sicher, daß ich nicht lange allein auf der Bank der Angeklagten bleiben werde."

Die Zuschauer betrachteten mit einer sichtbaren Theilnahme die zwei hübschen jungen Leute, welche wie ein auf die Jugend und auf die Schönheit eifersüchtiger Dämon der Schuhflicker des Temple anklagte.

Dieser gewahrte den schlimmen Eindruck, der auf ihm zu lasten anfing, und entschloß sich, einen letzten Schlag zu thun.

„Bürger," brüllte er, „ich verlange, daß die edelmüthige Bürgerin Tison gehört werde. Ich verlange, daß sie spreche. Ich verlange, daß sie anklage."

„Bürger," sagte Lorin, „ich verlange, daß zuvor die junge Blumenhändlerin, welche man verhaftet hat und ohne Zweifel vor Euch führen wird, gehört werde."

„Nein" rief Simon, „das ist abermals ein falscher Zeuge, ein Parteigänger der Aristokraten. Ueberdies brennt die Bürgerin Tison vor Begierde, das Gericht zu erleuchten."

Während dieser Zeit sprach Lorin leise mit Maurice.

„Ja," riefen die Tribunen, „ja, die Anzeige der Frau Tison; ja, ja, sie soll ihre Anzeige machen!"

„Ist die Bürgerin Tison im Saale?" fragte der Präsident.

„Allerdings ist sie da," rief Simon. „Bürgerin Tison, sage doch, daß Du da bist."

„Hier bin ich, mein Präsident," sprach die Gefangenwärterin; „doch wird man mir meine Tochter zurückgeben, wenn ich die Anzeige mache?"

„Deine Tochter hat nichts mit der Angelegenheit zu schaffen, die uns in Anspruch nimmt," erwiederte der Präsident; rede zuerst und wende Dich dann an die Gemeinde, um Dein Kind wieder zu verlangen."

„Hörst Du? Der Bürger Präsident befiehlt Dir, Deine Anzeige zu machen," rief Simon, „sprich also auf der Stelle."

„Einen Augenblick Geduld," sagte der Präsident, indem er sich, erstaunt über die Ruhe des gewöhnlich so aufbrausenden jungen Mannes, gegen Maurice umwandte, „Bürger Municipal, hast Du nicht zuvor etwas zu sprechen?"

„Nein, Bürger Präsident, außer etwa, daß es, ehe er einen Mann, wie ich bin, einen Feigen und Verräther nannte, gescheiter von Simon gewesen wäre, wenn er gewartet haben würde, bis man ihn besser unterrichtet hätte."

„Was sagst Du? was sagst Du?" wiederholte Simon mit dem spöttischen Tone des Menschen aus dem Volk, der dem Pariser Pöbel eigenthümlich ist.

„Ich sage," erwiederte Maurice mehr traurig als zornig, „ich sage, daß Du sogleich grausam gestraft sein wirst, wenn Du siehst, was geschieht."

„Und was wird denn geschehen;" fragte Simon.

„Bürger Präsident," sprach Maurice, ohne seinem gehässigen Ankläger zu antworten, „ich verbinde mich mit meinem Freund, um Dich zu bitten, daß das junge Mädchen, das man so eben verhaftet hat, gehört werde, ehe man diese arme Frau sprechen läßt, der man ohne Zweifel ihre Aussage eingeblasen hat."

„Hörst Du, Bürgerin?" rief Simon, „hörst Du, man hat dort gesagt, Du seist ein falscher Zeuge?"

„Ich, ein falscher Zeuge," sprach die Tison, „oh! Du wirst sehen; warte, warte nur!"

„Bürger," sagte Maurice, „aus Mitleid befiehl dieser Unglücklichen, zu schweigen."

„Ah! Du hast Furcht!" schrie Simon, „Du hast Furcht! Bürger Präsident, ich verlange die Anklage der Bürgerin Tison."

„Ja, ja, die Anklage!" schrieen die Tribunen.

„Stille!" rief der Präsident, „die Gemeinde kommt zurück."

In diesem Augenblick hörte man einen Wagen, der außen unter einem Gebrülle und unter einem gewaltigen Geräusch von Waffen rollte.

Simon wandte sich unruhig nach der Thüre um.

„Verlasse die Tribune," sagte der Präsident zu ihm, „Du hast das Wort nicht mehr."

Simon stieg herab.

In diesem Augenblick traten die Gendarmen mit einer, bald wieder zurückgedrängten, Woge von Neugierigen ein, und eine Frau wurde in den Gerichtssaal gestoßen.

„Ist sie es?" fragte Lorin Maurice.

„Ja, ja, sie ist es," sprach dieser „Oh! die unglückliche Frau, sie ist verloren!"

„Das Sträußermädchen! das Sträußermädchen," murmelte man auf den Tribunen, welche die Neugier ungemein in Bewegung setzte; „es ist das Sträußermädchen!"

„Ich verlange vor Allem die Aussage der Frau Tison," brüllte der Schuhflicker, „Du hattest ihr befohlen, ihre Anzeige zu machen, und siehst, daß sie nicht spricht."

Die Frau Tison wurde aufgerufen und begann eine furchtbare, umständliche Anzeige. Ihrer Behauptung nach war das Sträußermädchen allerdings schuldig, Maurice und Lorin aber waren ihre Genossen.

Diese Anklage brachte eine unsägliche Wirkung auf das Publikum hervor.

Simon triumphirte indessen.

„Gendarmen, führt das Sträußermädchen herein," rief der Präsident.

„Oh! das ist gräßlich," murmelte Morand, indem er seinen Kopf in seinen Händen verbarg.

Die Blumenhändlerin wurde gerufen und stellte sich unten an die Tribune, der Tison gegenüber, deren Zeugschaft das Vergehen, dessen man sie beschuldigte, zu einem Capitalverbrechen gemacht hatte.

Da hob sie ihren Schleier auf.

„Heloise!" rief die Tison, „meine Tochter . . . Du hier . . ."

„Ja, meine Mutter," antwortete mit sanftem Tone das junge Mädchen.

„Und warum bist Du zwischen zwei Gendarmen?"

„Weil ich angeklagt bin, meine Mutter!“

„Du . . . angeklagt!“ rief die Tison voll Angst, „und von wem?“

„Von Dir, meine Mutter!“

Ein furchtbares Stillschweigen, ein Schweigen des Todes lagerte sich plötzlich über diesen geräuschvollen Massen und das schmerzliche Gefühl dieser furchtbaren Scene schnürte alle Herzen zusammen.

„Ihre Tochter!“ flüsterten einzelne Stimmen leise und wie in der Entfernung. „Ihre Tochter, die Unglückliche!“

Maurice und Lorin schauten die Anklägerin und die Angeklagte mit einem Gefühle tiefen Mitleids und ehrfürchtigen Schmerzes an.

Simon, während er das Ende dieser Scene zu sehen wünschte, in der Hoffnung, Maurice und Lorin würden dabei gefährdet bleiben, war bemüht, sich den Blicken der Tison zu entziehen, welche mit irrem Auge umherschaute.

„Wie heißest Du, Bürgerin?“ fragte der Präsident, selbst erschüttert, das ruhige, ergebene junge Mädchen.

„Heloise Tison, Bürger.“

„Wie alt bist Du?“

„Neunzehn Jahre.“

„Wo wohnst Du?“

„In der Rue des Nonnandieres Nro. 24.“

„Hast Du an den Bürger Municipal Lindey, den Du hier auf dieser Bank siehst, diesen Morgen einen Nelkenstrauß verkauft?“

Die Tochter Tison wandte sich gegen Maurice, schaute ihn an und sprach sodann:

„Ja, Bürger, ich habe dies gethan.“

Die Frau Tison schaute ihre Tochter mit Augen an, welche die Angst furchtbar erweitert hatte.

„Weißt Du, daß jede von diesen Nelken ein an die Wittwe Capet gerichtetes Billet enthielt?“

„Ich weiß es,“ antwortete die Angeklagte.

Eine Bewegung des Schreckens und der Bewunderung verbreitete sich durch den Saal.

Warum botst Du diese Nelken dem Bürger Maurice an?“

„Weil ich die Schärpe des Municipals an ihm erblickte und vermuthete, er würde in den Temple gehen.“

„Wer sind Deine Genossen?“

„Ich habe keine.“

„Wie, Du hast das Complott für Dich allein gemacht?“

„Wenn es ein Complott ist, so habe ich es ganz allein gemacht.“

„Aber wußte der Bürger Maurice? . . .“

„Daß diese Blumen Billets enthielten?“

„Ja.“

„Der Bürger Maurice ist Municipal; der Bürger Maurice konnte die Königin unter vier Augen und zu jeder Stunde des Tags und der Nacht sehen. Hatte der Bürger Maurice der Königin etwas zu sagen, so brauchte er nicht erst zu schreiben, da er sprechen konnte.“

„Und Du kanntest den Bürger Maurice nicht?“

„Ich sah ihn in der Zeit, wo ich bei meiner armen Mutter war, in den Temple kommen; doch ich kannte ihn nur vom Sehen.“

„Siehst Du, Elender!“ rief Lorin, mit der Faust Simon bedrohend, der den Kopf senkte und niedergeschmettert durch die Wendung, welche die Sache nahm, unbemerkt zu fliehen suchte. „Siehst Du, was Du gethan hast?“

Alle Blicke wandten sich mit einem Gefühle tiefer Entrüstung gegen Simon. Der Präsident fuhr fort:

„Da Du den Strauß überreicht hast, da Du wußtest, daß jede Blume ein Papier enthielt, so mußt Du auch wissen, was auf das Papier geschrieben war.“

„Allerdings weiß ich es.“

„Nun, so sage uns, was auf dem Papier stand?"

„Bürger," sprach mit großer Festigkeit das junge Mädchen, „ich habe Alles gesagt, was ich sagen konnte und besonders was ich sagen wollte."

„Du weigerst Dich, zu antworten?"

„Ja."

„Und Du weißt, welcher Gefahr Du Dich aussetzest?"

„Ja."

„Du hoffst vielleicht auf Deine Jugend, auf Deine Schönheit?"

„Ich hoffe nur auf Gott."

„Bürger Maurice Lindey," sprach der Präsident, „Bürger Hyacinth Lorin, Ihr seid frei, die Gemeinde erkennt Eure Unschuld und läßt Eurer Bürgertugend Gerechtigkeit widerfahren. Gendarmen führt die Bürgerin Heloise in das Gefängniß der Section."

Bei diesen Worten schien die Frau Tison zu erwachen, gab einen furchtbaren Schrei von sich und wollte vorstürzen, um ihre Tochter noch einmal zu umarmen: doch die Gendarmen verhinderten sie daran.

„Ich verzeihe Dir, meine Mutter, rief die Tochter, während man sie fortschleppte.

Die Frau Tison stieß ein wildes Gebrülle aus und fiel wie todt nieder.

„Edles Mädchen!" murmelte Morand mit einer schmerzlichen Bewegung.

(Fortsetzung folgt.)

Die Krankheiten der Kaufleute.

Eine Tischrede in Männergesellschaft. Von R. L.

Der Arzt und der Kaufmann — Beide beschäftigen sich mit Operationen, Beide machen ihren Schnitt und lassen den Geschnittenen bluten; aber ein wesentlicher Unterschied ist zwischen Beiden: Der Arzt schneidet nur weg, was *faul* ist, der Kaufmann läßt sich mit faulen Dingen erst gar nicht ein, wenn er nicht selbst—faul ist.

Ueberhaupt sind die Krankheiten der Kaufleute so wesentlich verschieden von denen anderer Menschen, daß man eine ganz eigenthümliche Pathologie für sie schreiben müßte. Fragen Sie, meine Herren, nicht darnach, ob ich zu solchem Werke berufen bin! — In einer Zeit, wo ein Schäfer den Gott Merkur aus der Medizin und aus den Gliedern der Venusverehrer treibt, wo die Doktoren kaufmännisch speculiren und die Kaufleute die Aerzte *behandeln*, wo den Frauen die Männer Alles verschreiben — (was sie, sonderbarer Weise, selbst einnehmen), in einer Zeit wo selbst ein Volk dem andern *spanische Fliegen* hinters Ohr setzt und ein *zuvorkommender* Nachbar — der sich sonst nie übereilt hat — dem andern eiligst zur Ader läßt, blos des *entzündlichen* Zustandes halber (eine Blutentziehung, die, mit Courieren abgemacht, sich nie wieder courieren läßt) — in einer solchen Zeit wird es wohl auch einem Laien verstattet sein, über die Krankheiten der Kaufleute zu sprechen.

Der Kaufmann ist von Natur schon ganz anders gebaut als jeder andere Mensch. Was zunächst die inneren Theile betrifft, so ist bei ihm am stärksten und größten ausgebildet der *Magen*: denn ein Kaufmann kann ungeheuer viel einnehmen, verdauen und verarbeiten und — gibt doch nur wenig von sich. Das Herz, das bei den meisten Menschen auf der linken, bei sehr seltenen Exemplaren auf der *rechten* Stelle des Leibes, bei Frauen, Mädchen, Diplomaten, officiell begeisterten Dichtern und Jesuiten auf der Zunge, bei Anderen wieder z. B. bei jungen, bartlosen Helden in den Expressibles — vulgo: Hosen — sitzt, das Herz sage ich, sitzt bei ihm im *Beutel*. Daher kommt es auch, daß ihm, ähnlich den Beutelthieren, die die nackten Jungen in ihrem Beutel herumtragen, seine *Baarschaft* fest ans Herz gewachsen scheint, und daß er, wie jene, sich gern auf die Hinterfüße setzt; jedoch ist sein Blut wesentlich von dem der Säugethiere unterschieden: es ist zwar fließend d. h. Courant und wird *vom* Herzens-Beutel *nach* dem Beutel in Circulation gesetzt, aber es ist kalt und somit jeder Kaufmann ein *kaltblütiges* Individuum.

Auch der äußere Bau ist durchaus abnorm: Der Kopf des Kaufmannes ist

spitz, die Augen vor- und weitsichtig, die Nase fein, der Mund groß, die Ohren steif, selten geneigt. Stärker ausgebildet als seine Arme sind seine Füße zu Handel und — Wandel, am stärksten aber seine Gefäß-Theile; denn der Kaufmann hat

1. viel auf Banken zu thun,
2. setzt er sich oft mit seinen Gläubigern und
3. wird er oft gesetzt, eben, weil er in seinen Speculationen nicht gesetzt war.

Auch sein Fuß ist sonderbar gebaut: während Manche auf einem großen, gewisse Staaten auf einem gespannten, andere auf dem Conventions-Fuße leben, lebt er gewöhnlich auf einem möglichst hohen Fuße. Und in der That — der Kaufmann wächst nicht blos auf einem hohen Zins-Fuße, sondern er wuchert sogar auf demselben.

Analog diesem Körperbaue sind auch die Krankheiten, die ich eintheilen möchte in innerliche und äußerliche und diese wieder in solche.

1. Des Kopfes. 2. Des Ober- und Unterleibes und 3. Der Beine.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir neben den Krankheiten sogleich die Mittel zu ihrer Heilung, oder überhaupt alle möglichen Krankheiten anführen: — Die Constitutionen sind, wie Sie wissen, sehr verschieden — gut oder schlecht, fest oder schwankend, russisch, leidlich, mittelmäßig u. s. w.; daher auch die Uebel vielfacher Art. Auch kommt es zur Beurtheilung des jedesmaligen Falles sehr darauf an, ob einer viel macht en gros oder en detail, ob in Papieren, oder Holz, oder in Kleidern oder in andern Gegenständen.

Die gewöhnlichste Krankheit unter den allgemeinen ist das Wechselfieber, das die Kaufleute in der Regel gegenseitig selbst auf sich ziehen und dem sie nur um so schmerzlicher verfallen, je mehr ihnen Nach-Sicht gezeigt wird. Obgleich auch dreitägig, setzt es doch nicht, wie das gewöhnliche Wechselfieber drei Tage aus, sondern greift gleich kräftig und mit Protest an. Die selten ausbleibende Folge desselben ist Gliederschmerz, Kneipen, Magendrücken, Ausfatz an den Theilen, die etwas von sich geben sollen, oft auch Gedächtniß-Schwäche und — Schwindel. Letztere Krankheit jedoch müssen wir als eine selbstständige betrachten, da sie oft der ersteren vorauszugehen pflegt.

Der Schwindel im gewöhnlichen Leben ist nur ein ängstliches Gefühl — die Furcht vor dem Fallen; der kaufmännische Schwindel ist entweder geradezu — Fallsucht oder Sucht, zu steigen: entsteht, wenn Jemanden mehr in den Kopf kommt, als die Beine halten können. Man hat bemerkt, daß er sogar nach eiskalten Cabinets-Ordres-Uebergießungen noch stärker wiederkehrt, als zuvor. Er gehört zu den ansteckendsten Krankheiten und bringt die sonderbarsten Verwirrungen des kaufmännischen Organismus hervor: entweder bekommen die Befallenen Fixe-Ideen und gehen wie wahnsinnig herum und darauf aus, die ganze Börse umzuwerfen, oder sie gehen kopfhängend — en baisse, gebückt, wie scheue Unglücksboten oder wie lachende Erben am Sterbelager des „heißgeliebten" Onkels, oder aber a la hausse, d. h. hochtrabend, mehr als aufrecht — also nicht aufrichtig einher und um. — Auf Dampfmaschinen, also auf Dampf werden Actien ausgetheilt und die Actien wieder theilen uns schrecklichen Dampf d. h. — Schwindel aus. Leider hat nicht Jeder die Kraft, sich von den Actien so beherzt zurückzuziehen, wie jener Mann, von dem mir so eben eine spaßhafte Anekdote einfällt.

Ein Makler fragt den andern: „sog wie stain die Actien?"

Was geht mir die Actien an, ich kümmere mich nischt darum.

Wie heißt du kümmerst dich nischt? —

Nun ne! ich weiß überhaupt nicht, worum sie so sonderbar geannoncirt werden.

Wie so?

Nu: in de Zeitungen steht immer blos: Stehle-Bohwinkel, worum steht nit da: Stehle-Niedermärkisch, Stehle-Cöln Minden, Stehle-Hamburg? denn mir können sie alle gestohlen werden! —

Doch wieder zur Sache!

Der gewöhnliche Ausgang des Wechselfiebers wie des Schwindels ist, daß mit

dem Wechsel zugleich der Kaufmann verfällt und fällt oder was dasselbe ist fallirt; dann heißt es: das Haus So und So hat fallirt. Ueberhaupt ist es drollig, daß sich die Kaufleute gegenseitig als Häuser betrachten, und daß ihnen am sichersten scheinen die alten Häuser, obgleich doch grade diese, wie die Neuzeit gelehrt hat, die sonderbarsten Einfälle haben. — Das Fallen macht in der Regel viel Lärm, schadet aber dem Kaufmann wenig. Wirf die Katz', wie du willst — sie fällt immer auf die Beine. Auch der Kaufmann fällt selten auf den Kopf. Gewöhnlich fällt er in guter Hoffnung, steht auf in gesegneten Umständen, geht mit neuen Ideen schwanger und kommt wieder glücklich nieder.

Noch Vieles ließe sich von allgemeinen Krankheiten erwähnen; ich will aber, der Kürze wegen, nur die speciellen Erscheinungen noch durchnehmen: Die schwerste Krankheit unter denen des Kopfes ist der Stockschnupfen. Er entsteht durch Erkältung bei Witterungswechsel, wenn nämlich der Actien-Thermometer von 26 oder 30 Grad plötzlich unter 0 sinkt. Die Begleiter des Schnupfens sind bekanntlich Kopfweh, wodurch der ganze Kopf eingenommen wird, Verschleimung, Heiserkeit, worunter das Sprechen, also auch der Ruf leidet, und endlich das Niesen, welches gleichsam den Drang der verstopften Theile nach Luft und freiem Athem versinnlicht. Wenn aber der Kaufmann niest, sagen die Gläubiger nicht: „Gott helf euch!" sondern: „Gott helf uns!"

Ferner gehören in diese Kategorie: die Schwerhörigkeit, welche nicht immer eine Folge von Alters- sondern auch von Jugendschwäche ist und besonders viel versprechende Menschen trifft; ein schlechter Geruch, der Weichsel- oder Krakauer-Zopf, die Platte, wodurch das Haupt in blanco geräth, der schwarze Staar oder Blindheit, gegen welche keine Operation mehr wirkt u. a. m.

Die Krankheiten des Ober- und Unterleibes sind: übermäßiger Auswurf, Abzehrung, Schwindsucht, Flauheit, Beklemmung der Klemme, Hartleibigkeit, Schwäche, krebsartige Geschwüre, entzündliche Processe, Würmer, und viele andere, gegen welche selbst der Schutzgott der Kaufleute — Mercur, Nichts auszurichten vermag. Alle diese sind stets mit Stockung des fließenden Blutes — des Courantes verbunden und sie entstehen, wenn sich Einer hat verführen lassen, oder die Besinnung verloren hat, wenn das Geschäft überhaupt faul ist, wenn Einer zu große Rosinen im Sacke hat, wenn Einer zu tief hineingeritten ist, oder zu schnell zurückgezogen hat, wenn sich einer überarbeitet oder angestrengt hat, oder endlich, wenn Einer mit seinem Geschäfte stecken, kleben, oder hängen geblieben ist.

Unter den Krankheiten der Füße ist die schlimmste — die Lähmung, welche selten nur eine Seite trifft, noch gefährlicher ist es, wenn es mit Jemand wacklig geht und er schief steht, am traurigsten aber, wenn Einer das Laufen kriegt und Pleite geht. Auch hier, wie überall ist Hemmung oder Mangel des Blutes die Veranlassung der Krankheit, Lähmung des Hauptnerven die erste Folge; denn der Nerv, der Alles bewegt und lenkt und bewirkt, ist und bleibt das flüssige Gold, das liebe Geld. Das Wichtigste ist somit wirklich das Wichtigste d. h. Gewichtigste, worauf, wie Sie wissen, besonders bei den Ducaten gesehen wird. Daher kommt es auch, daß es nirgend mehr Nisches giebt, als bei den Juden selbst: Denn die können keinen Beschnittenen leiden.

Meine Herren! Wer nicht baar hat, der ist baar, Lumpen gibt es in Masse, Papier noch mehr; Papier ist geduldig und wo kein Sein mehr ist, da haben wir doch Scheine!

Wir leben in einer glücklichen Zeit: denn unser Land ist jetzt um einige Millionen reicher und doch an Lumpen nicht ärmer geworden.

Heil dem Gelde, dem Welterlöser, der ewig Gott und doch ewig Knecht zugleich ist! Heil Allen, die den Schild des Glaubens gefunden haben und unter seiner Hut ruhen! Der beste Schild, um anzugreifen, besonders aber, um sich zu decken ist — der Rothschild.

Alle Kaufleute sind Schildknappen dieses großen Ritters, dessen sie nur durch

Festigkeit (Solidität) würdig werden. Um aber diese zu erhalten, werden sie ihr kaufmännisches Gebet so sprechen müssen:

Führe mich, Herr, nicht in Versuchung, sondern erlöse mich von Krankheit; soll ich aber doch eine dulden, so sei es die goldene Ader! Amen.

Trinkspruch auf die Damen.

Den schönsten von beiden Geschlechtern,
Den Großmama's, Mamas und Töchtern,
Den Frauen, den Enkelinnen und Basen
Mit griechischen, römischen und andern Nasen,
Den Tanten nicht minder und auch den Nichten,
Den Wirthschaftskundigen, denen die dichten,
Den kochenden, nähenden, strickenden, stickenden,
Wie den durch Stimme und Pinsel entzückenden,
Den großen, den kleinen, den blonden, den braunen,
Mit sentimentalen und munteren Launen,
Den wohlgenährten, wie den schlanken,
Den friedlichen, denen die mäßig nur zanken,
Denen mit blauen und schwarzen Augen,
Kurz allen den Vielen, die etwas nur taugen;
Doch denen, die diese Tafel hier schmücken
Vor allen andern, die sonst wo beglücken,
Und gleich den hiesigen, hier auf Erden,
Schon werth sind: himmlisch genannt zu werden,
Laßt jetzt ein dröhnendes Vivat erschallen,
Es mög ihnen hier, wie sie uns gefallen.

Nach Californien.

Kennst Du das Land, am Purpurmeere drüben?
Es weilen dort die sanften Karaiben!
Sie wiegeln auf — die heiter'n Antipoden,
Sie wiegeln auf — doch Gold nur aus dem Boden
:,: Ja, von Europens Pfad, — dem dornigen —
Befreit ein Land uns: — Californien! :,:

Kennst Du den Fluß, — man nennt ihn Sacramento?
Dort endet unser Klagen schwer Lamento
Dort giebt's nicht Kaiser und nicht Reichsverweser
Der Proletarier ist dort Millionese!
:,: Ja, von Europens Pfad, dem dornigen —
Befreit ein Land uns: — Californien!

Kennst Du den Berg — südlich der Guadalupen!
Dort gibt es Gold — das geht ja über die Puppen!
Ach, Manichäer! unbezahlte Miethe
Und Schneiderrechnung — sind dort reine Mythe,
:,: Ja, von Europens Pfad, — dem dornigen —
Befreit ein Land uns: — Californien! :,:

Kennst Du den Golf St. Lucas bi Serveille —
Dort sucht im Sand Brillanten die Canaille,
Und hungernd lechzt des Mexikaners Lippe —
Zwei Diamanten kriegst Du für 'ne Schrippe!
:,: Ja, von Europens Pfad — dem dornigen —
Befreit ein Land uns: — Californien!

Der
Chevalier von Maison-Rouge.
(Fortsetzung.)

XXV.
Das Billet.

In Folge der von uns erzählten Ereignisse kam eine letzte Scene als Vervollständigung des Dramas hinzu, das sich in seinem düsteren Gange zu entrollen anfing.

Die Frau Tison, niedergeschmettert durch das, was vorgefallen war, verlassen von denen, welche sie begleitet hatten, denn es liegt etwas Gehässiges sogar in den unfreiwilligen Verbrechen, und es ist ein sehr großes Verbrechen, wenn eine Mutter ihr Kind tödtet, selbst wenn es in einem Uebermaß patriotischen Eifers geschieht, die Frau Tison, nachdem sie eine Zeit lang in einer völligen Unbeweglichkeit verharrt war, erhob das Haupt, schaute irre umher, stieß, als sie sich allein sah, einen Schrei aus und stürzte nach der Thüre.

Eine Neugierige, noch hartnäckiger als die Anderen, standen an dieser Thüre; sie traten auf die Seite, als sie die Tison erblickten, deuteten mit dem Finger auf sie und sagten zu einander:

„Siehst Du diese Frau? Sie hat ihre Tochter angeklagt!"

Die Tison gab einen Schrei der Verzweiflung von sich und eilte in der Richtung des Temple fort.

Als sie aber den dritten Theil der Rue Michel-le-Comte erreicht hatte, stellte sich ein Mann vor sie, versperrte ihr den Weg und sagte, indem er sein Gesicht in seinem Mantel verbarg:

„Du bist zufrieden, Du hast Dein Kind getödtet."

„Mein Kind getödtet! mein Kind getödtet!" rief die arme Mutter; nein, nein, das ist nicht möglich."

„Es ist doch so, denn Deine Tochter ist verhaftet.

„Und wohin hat man sie geführt?"

„In die Conciergerie, von da wird sie zu dem Revolutionsgerichte abgehen, und Du weißt, was aus denen wird, welche dahin kommen.

„Gehen Sie auf die Seite und lassen Sie mich vorbei," rief die Tison.

„Wohin gehst Du?"

„Nach der Conciergerie."

„Was willst Du dort machen?"

„Sie noch einmal sehen."

„Man wird Dich nicht einlassen."

„Man wird mich wohl vor der Thüre liegen, dort leben, dort schlafen lassen. Ich bleibe, bis sie herauskommt, und sehe sie wenigstens noch einmal."

„Wenn Jemand Dir verspräche, Dir Deine Tochter zurückzugeben?"

„Was sagen Sie?"

„Ich frage Dich, ob Du, wenn ein Mann Dir verspräche, Dir Deine Tochter zurückzugeben, thun würdest, was dieser Mann Dich thun hieße?"

„Alles für meine Tochter, Alles für meine Heloise," rief die Frau, voll Verzweiflung die Hände ringend; „Alles, Alles, Alles!"

„Höre," versetzte der Unbekannte, „Gott straft Dich."

„Und wofür?"

„Für die Qualen, die Du einer armen Mutter, wie Du bist, bereitet hast."

„Von wem sprechen Sie? Was wollen Sie damit sagen?“

„Du hast oft Deine Gefangenen ganz nahe an den Rand der Verzweiflung, indem Du in diesem Augenblick einhergehst, durch Deine Anzeigen und Deine Rohheiten geführt. Gott straft Dich, indem er das Mädchen, das Du so sehr geliebt, dem Tode überantwortet.“

„Sie haben gesagt, es gebe einen Menschen, der meine Tochter retten könne ... Wo ist dieser Mensch! Was will er?“ Was verlangt er?“

„Dieser Mensch will, daß Du aufhörst die Königin zu verfolgen, daß Du sie um Verzeihung bittest wegen der Beleidigungen, die Du ihr zugefügt hast, und daß Du, wenn Du wahrnimmst, daß diese Frau, welche selbst eine leidende, weinende, verzweifelnde Mutter ist, durch einen unmöglichen Umstand, durch ein Wunder des Himmels sich zu retten im Begriff ist, statt sich ihrer Flucht zu widersetzen, sie mit allen Deinen Kräften unterstützest.“

„Höre, Bürger, nicht wahr, Du bist dieser Mensch?“

„Nun wohl?“

„Du versprichst, meine Tochter zu retten?“

Der Unbekannte schwieg.

„Versprichst Du es mir? Machst Du Dich dazu anheischig? Schwörst Du es mir? Stehst Du mir dafür? Antworte!“

„Höre: Alles, was ein Mensch thun kann, um eine Frau zu retten, werde ich thun, um Dein Kind zu retten.“

„Er kann sie nicht retten!“ schrie die Tison unter lautem Geheule. „Er kann sie nicht retten! er log, als er sie zu retten versprach.“

„Thue, was Du für die Königin vermagst, und ich werde thun, was ich für Deine Tochter vermag.“

„Was ist mir an der Königin gelegen, es ist eine Mutter, die eine Tochter hat, und nichts Anderes. Wenn man Jemand den Kopf abschlägt, so wird es nicht ihre Tochter sein, sondern sie selbst. Man schneide mir den Hals ab, und rette meine Tochter. Man führe mich nach der Guillotine unter der Bedingung, daß kein Haar von ihrem Haupte fällt, und ich werde auf dem Wege nach der Guillotine singen:

„Ah! ca ira, ca ira ca ira
„Les aristocrates a la lanterne ...“

Und die Tison fing an mit einer furchtbaren Stimme zu singen; doch sie unterbrach ihren Gesang plötzlich durch ein schallendes Gelächter.

Der Mann in dem Mantel schien selbst erschrocken über diesen Anfang des Wahnsinns und machte einen Schritt rückwärts.

„Oh! Du wirst Dich nicht so entfernen,“ sagte die Tison in Verzweiflung, indem sie ihn an seinem Mantel zurückhielt; „man kommt nicht und spricht zu einer Mutter: „„Thue das und ich rette Dir Dein Kind,““ um hernach zu sagen: „„Vielleicht!““ Wirst Du sie retten?“

„Ja.“

„Wann dies?“

„An dem Tag, wo man sie von der Conciergerie nach dem Schaffot führt.“

„Warum warten? Warum nicht in dieser Nacht, diesen Abend, auf der Stelle?“

„Weil ich nicht kann.“

„Ah! Du siehst wohl, Du siehst wohl,“ rief die Tison, „Du siehst, daß Du nicht kannst, aber ich kann.“

„Was kannst Du?“

„Ich kann die Gefangene, wie Du sie nennst, verfolgen, ich kann die Königin, wie Du sagst, überwachen, Du Aristokrat! Ich kann zu jeder Stunde des Tags und der Nacht in das Gefängniß, und werde Alles dies thun. Wir werden wohl sehen, ob sie entflieht, wir werden sehen, ob sie durchkommen soll, da man meine Tochter nicht retten will. Kopf für Kopf, willst Du? Madame Veto ist Königin gewesen, ich weiß es wohl, Heloise Tison ist nur ein armes Mädchen, ich weiß es ebenfalls; doch auf der Guillotine sind wir Alle gleich.“

„Nun es sei," sprach der Mann mit dem Mantel, „rette sie und ich werde sie retten."

„Schwöre."

„Ich schwöre."

„Bei was Du willst."

„Hast Du eine Tochter?"

„Nein."

„Nun," versetzte die Tison, indem sie ihre Arme entmuthigt fallen ließ, bei was willst Du schwören?"

„Höre, ich schwöre Dir bei Gott."

"Bah!" entgegnete die Tison, Du weißt wohl, daß sie den alten abgeschafft und den neuen noch nicht gemacht haben."

„Ich schwöre Dir bei dem Grabe meines Vaters."

„Schwöre nicht bei einem Grabe, das würde ihr Unglück bringen. Oh! mein Gott, mein Gott! wenn ich bedenke, daß ich in drei Tagen auch bei dem Grabe meiner Tochter schwören werde. Meine Tochter, meine arme Heloise! . . ." rief die Tison in ein so gewaltiges Geschrei ausbrechend, daß sich mehrere Fenster öffneten.

Bei dem Anblicke der Fenster, welche man da und dort öffnete, schien sich ein anderer Mann von der Mauer zu trennen und ging auf den ersten zu.

„Es ist mit dieser Frau nichts zu machen," sagte der Erste zum Zweiten, „sie ist wahnsinnig."

„Nein, sie ist Mutter," sprach dieser und zog seinen Gefährten fort.

Als die Tison sah, wie sie sich entfernten, schien sie zu sich zu kommen.

„Wohin geht Ihr?" rief sie, „wollt Ihr Heloise retten? Dann wartet auf mich, ich gehe mit Euch. Wartet auf mich, wartet doch auf mich!"

Und die arme Mutter verfolgte sie brüllend; doch an der Ecke der nächsten Straße verlor sie dieselben aus dem Blicke. Sie wußte nicht, nach welchem Punkte sie sich wenden sollte, blieb einen Augenblick unentschieden, schaute nach allen Seiten, stieß, als sie sich in der Nacht und im Stillschweigen, diesem doppelten Symptome des Todes, allein sah, ein herzzerreißendes Geschrei aus und fiel auf das Pflaster nieder.

Es schlug zwei Uhr.

Mittlerweile, und als dieselbe Stunde im Glockenthurme des Temple erscholl, las die Königin bei einer rauchenden Lampe zwischen ihrer Tochter und ihrer Schwägerin sitzend und vor den Blicken der Municipale durch Madame Royale verborgen, welche sich stellte, als umarmte sie ihre Mutter, las die Königin, sagen wir, wiederholt ein kleines Billet, geschrieben auf Papier so zart, als man es nur immer hatte finden können, mit einer so feinen Handschrift, daß kaum ihre durch die Thränen versengten Augen die Kraft besaßen, sie zu entziffern.

Das Billet enthielt folgende Worte:

„Morgen Dienstag verlangen Sie die Erlaubniß, in den Garten hinabzugehen, was man ihnen ohne Schwierigkeit zu machen, gestatten wird, insofern Befehl gegeben ist, Ihnen diese Vergünstigungen zu gewähren, sobald sie dieselbe fordern werden. Wenn Sie drei oder viermal auf und abgegangen sind, stellen Sie sich, als ob sie müde wären, nähern Sie sich der Weinbude und bitten Sie die Frau Plumeau um Erlaubniß, sich bei ihr setzen zu dürfen. Nach einem Augenblick geben Sie sich den Anschein, als ob Sie noch schlimmer würden und in Ohnmacht fielen. Dann wird man die Thüren schließen, damit man Ihnen Hülfe leisten kann, und Sie werden sich mit Madame Elisabeth und Madame Royale allein befinden. Sogleich wird sich die Kellerthüre öffnen, stürzen Sie sich, Sie, Ihre Schwägerin und Ihre Tochter durch diese Oeffnung, und Sie sind alle Drei gerettet."

„Mein Gott!" sprach die junge Prinzessin, „sollte unser unglückliches Geschick endlich müde geworden sein?"

„Oder wäre dieses Billet etwa eine Falle?" versetzte Madame Elisabeth.

„Nein, nein," sprach die Königin: diese Charaktere haben mir stets die Gegenwart eines geheimnißvollen, aber sehr wackern und sehr treuen Freundes geoffenbart."

„Das Billet kommt vom Chevalier?" fragte die junge Prinzessin.

„Von ihm selbst," antwortete die Königin.

Madame Elisabeth faltete die Hände.

„Wir wollen das Billet, jede ihrerseits, leise noch einmal lesen," sagte die Königin, „damit wenn eine von uns etwas vergäße, die andere sich desselben erinnerte."

Und alle drei lasen noch einmal mit den Augen, als sie aber hiemit zu Ende waren, hörten sie die Thüre ihres Zimmers sich auf ihren Angeln drehen. Die zwei Prinzessinnen wandten sich um, die Königin allein blieb, wie sie war; nur hob sie mit einer beinahe unmerklichen Bewegung das kleine Billet an ihre Haare und steckte es in ihre Frisur.

Es war einer von den Municipalen, der die Thüre öffnete.

„Was wollen Sie, mein Herr?" fragten gleichzeitig Madame Elisabeth und Madame Royale.

„Hm!" sagte der Municipal, „mir scheint, Sie gehen heute sehr spät zu Bette."

„Ist durch eine neue Verordnung der Gemeinde vorgeschrieben, zu welcher Stunde ich zu Bette gehen soll?" versetzte die Königin, indem sie sich mit ihrer gewöhnlichen Weise umwandte.

„Nein, Bürgerin," sagte der Municipal, „doch wenn es nothwendig ist, wird man eine erlassen."

„Mittlerweile, mein Herr, ehren Sie, ich sage nicht das Zimmer einer Königin, aber das einer Frau," sprach Marie Antoinette.

„In der That," brummte der Municipal, „diese Aristokraten sprechen immer, als ob sie Etwas wären."

Durch eine Würde, welche zur Zeit ihrer Wohlfahrt den Charakter des Hochmuths gehabt hatte, aber durch dreijährige Leiden gemildert worden war, gleichsam unterjocht, zog sich der Municipal indessen zurück

Einen Augenblick nachher erlosch die Lampe und die drei Frauen entkleideten sich wie gewöhnlich ohne Licht, indem sie aus der Finsterniß einen Schleier für ihre Schamhaftigkeit machten.

Am andern Morgen um neun Uhr las die Königin, in die Vorhänge ihres Bettes eingeschlossen, das Billet vom vorhergehenden Tage noch einmal, um sich in keiner Hinsicht von den Instructionen, die es enthielt, zu entfernen, zerriß es in beinahe ungreifbare Stückchen, kleidete sich hinter ihren Vorhängen an, weckte ihre Schwägerin und begab sich zu ihrer Tochter.

Einen Augenblick nachher ging sie hinaus und rief die Municipale von der Wache.

„Was willst Du, Bürgerin?" fragte einer von ihnen an der Thüre erscheinend, während der andere sich nicht einmal in seinem Frühstück stören ließ, um den königlichen Ruf zu erwiedern.

„Mein Herr," sprach Marie Antoinette, „ich komme aus dem Zimmer meiner Tochter, die Arme ist in der That sehr krank. Ihre Beine sind aufgeschwollen und schmerzhaft, denn sie macht sich zu wenig Bewegung. Sie wissen aber, mein Herr, ich habe sie zu dieser Unthätigkeit verurtheilt. Ich hatte Erlaubniß, im Garten spazieren zu gehen, doch ich mußte, um hinabzugehen, an der Thüre des Zimmers vorüber, das mein Gemahl zu seinen Lebzeiten bewohnte; im Augenblick, wo ich an dieser Thüre vorüberkam, wurde mir schwach; ich besaß nicht die Kraft, stieg wieder hinauf und beschränkte mich auf den Spaziergang auf der Terrasse. Dieser Spaziergang ist nun ungenügend für die Gesundheit meiner armen Tochter, und ich bitte Sie daher, Bürger Municipal, in meinem Namen bei dem Bürger General Santerre die Benützung der Freiheit, die man mir gestattet, zu reclamiren; ich werde Ihnen sehr dankbar dafür sein."

Die Königin sprach diese Worte mit einem zugleich so sanften und so würdigen Tone, sie vermied so sorgfältig jede Bezeichnung, welche die republikanische Pruderie des Municipals verletzen konnte, daß dieser, der bedeckt vor ihr erschienen war, wie dies die Mehrzahl dieser Menschen zu thun pflegte, allmälig seine rothe Mütze vom Kopfe nahm, sich, als sie vollendet hatte, vor ihr verbeugte und erwiederte:

„Seien Sie unbesorgt, Madame, man wird von dem Bürger General die Erlaubniß verlangen, welche Sie zu haben wünschen."

Dann entfernte er sich und wiederholte gleichsam, um sich selbst zu überzeugen, daß er der Billigkeit und nicht einer Schwäche nachgebe.

„Es ist billig, es ist im Ganzen nur billig."

„Was ist billig?" fragte der andere Municipal.

„Daß diese Frau ihre Tochter, welche krank ist, spazieren führt."

„Hernach? . . . was verlangt sie?"

„Sie verlangt, hinabzusteigen und eine Stunde im Garten spazieren zu gehen."

„Bah!" versetzte der Andere; sie begehre vom Fuße des Temple auf den Revolutionsplatz zu gehen, das wird ein Spaziergang für sie sein."

Die Königin hörte diese Worte und erbleichte; doch sie schöpfte zugleich in denselben einen neuen Muth für das große Ereigniß, das sich vorbereitete.

Der Municipal vollendete sein Frühstück und ging hinab. Die Königin verlangte, ihrerseits mit ihrer Tochter in ihrem Zimmer zu frühstücken, was ihr bewilligt wurde.

Um das Gerücht ihrer Krankheit zu bekräftigen, blieb Madame Royal liegen und Madame Elisabeth und die Königin verweilten bei ihrem Bette.

Um eilf Uhr kam Santerre, seiner Gewohnheit gemäß. Seine Ankunft wurde gewöhnlich durch die Trommeln, welche herausschlugen, und durch den Eintritt des neuen Bataillon und der neuen Municipale, welche diejenigen ablösten, deren Wache sich endigte, verkündigt.

Als Santerre das abgehende Bataillon und das aufziehende Bataillon inspicirt hatte, als er sein plumpes Pferd mit den untersetzten Gliedern im Hofe des Temple hatte paradiren lassen, hielt er einen Augenblick an: dies war der Moment, wo diejenigen, welche ihn sprechen wollten, ihre Forderungen, ihre Anzeigen oder ihre Bitten an ihn richteten.

Der Municipal benutzte diesen Halt, um sich ihm zu nähern.

„Was willst Du?" fragte Santerre mit barschem Tone.

„Bürger," antwortete der Municipal, „ich komme im Auftrage der Königin."

„Was ist das, die Königin? unterbrach ihn Santerre.

„Ah! es ist wahr," sprach der Municipal, selbst erstaunt, daß er sich hatte hinreißen lassen. „Was spreche ich denn? Bin ich ein Narr? Ich komme, um Dir von Madame Veto zu sagen . . ."

„So ist es gut," versetzte Santerre, so verstehe ich Dich. Nun, was willst Du mir sagen? Laß hören!"

„Ich will Dir sagen, daß die kleine Veto krank ist, wie es scheint, aus Mangel an Luft und Bewegung."

„Nun, ist die Nation hieran Schuld? Die Nation hat ihr den Spaziergang im Garten erlaubt, sie hat es ausgeschlagen, guten Abend!"

„Gerade das ist es, sie bereut es jetzt, und fragt, ob Du ihr erlauben wollest, daß sie herabgehe."

„Dagegen erhebt sich keine Schwierigkeit. Ihr hört es, Ihr Leute!" sagte Santerre sich an das ganze Bataillon wendend. Die Wittwe Capet wird herabkommen, um im Garten spazieren zu gehen. Die Sache ist ihr von der Nation bewilligt: doch nehmt Euch in Acht, daß sie nicht über die Mauer entflieht; denn wenn das geschieht, lasse ich Euch Allen den Kopf abschlagen.

Dieser Scherz des Bürger General wurde mit einem Ausbruch homerischen Gelächters aufgenommen.

„Und nun, da Ihr es wißt, guten Tag," sprach Santerre. „Ich gehe in den Convent. Es scheint, man hat Roland und Barbaroux wiedervereinigt und es handelt sich darum, ihnen einen Paß für die andere Welt auszufertigen."

Es war diese Neuigkeit, was den Bürger General in so lustige Laune versetzte.

Santerre entfernte sich im Galopp.

Das Bataillon, welches von der Wache abkam, verließ den Temple hinter ihm. Endlich traten die Municipale ihren Platz den Neuangekommenen ab, welche die Instructionen von Santerre in Beziehung auf die Königin erhalten hatten.

Einer von den Municipalen ging zu Marie Antoinette hinauf und überbrachte ihr diese Entscheidung.

Die Königin dankte dem Municipal und bemerkte, indeß sie ihm dankte, daß ihre Tochter erröthete und ihre Schwägerin im Geiste Gott gedankt hatte.

„Oh!“ dachte sie, während sie durch das Fenster zum Himmel emporschaute, „sollte Dein Zorn ruhen, o Herr, sollte Deine furchtbare Rechte müde sein, auf uns zu lasten? . . . Ich danke, mein Herr,“ sprach sie zu dem Municipal mit dem reizenden Lächeln, das Barnave in das Verderben stürzte und so viele Menschen wahnsinnig machte, „ich danke!“

Dann wandte sie sich zu ihrem kleinen Hunde um, der ihr auf den Hinterpfoten nachhüpfte, denn er erkannte an den Blicken seiner Gebieterin, daß etwas Außerordentliches vorging, und sagte:

„Vorwärts, Black, wir gehen spazieren.“

Der kleine Hund fing an zu kläffen und zu springen; er schaute den Municipal an, denn er begriff ohne Zweifel, daß von diesem Manne die Nachricht kam, welche seine Gebieterin so freudig machte, näherte sich ihm kriechend und mit seinem langen, seidenen Schweife wedelnd, und wagte es sogar, ihn zu liebkosen.

Dieser Mann, der vielleicht unempfindlich gegen die Bitten der Königin geblieben wäre, fühlte sich ganz gerührt bei den Liebkosungen des Hundes.

„Schon diesem kleinen Thiere zu Liebe, Bürgerin Capet, hätten Sie öfter ausgehen sollen,“ sagte er, „die Menschlichkeit befiehlt, daß man für alle Geschöpfe Sorge trägt.“

„Zu welcher Stunde werden wir hinabgehen?“ fragte die Königin. „Denken Sie nicht, daß uns die Sonne wohlthun dürfte?“

„Sie können hinabgehen, wann Sie wollen, antwortete der Municipal, „es ist kein besonderer Befehl in dieser Hinsicht gegeben worden. Wenn Sie jedoch um Mittag hinabgehen wollen, so wird es, da es der Augenblick ist, wo man die Wachen wechselt, weniger Bewegung im Thurme veranlassen.“

„Wohl, es sei, um Mittag!“ sagte die Königin, indem sie die Hand auf das Herz legte, um die Schläge zurückzudrängen.

Und sie schaute diesen Mann an, der minder hart zu sein schien, als seine Amtsbrüder, und vielleicht als Lohn für seine Nachgiebigkeit gegen die Wünsche der Gefangenen das Leben in dem Kampfe verlieren sollte, auf den die Verschworenen sannen.

Aber auch in diesem Augenblick, wo ein gewisses Mitleid das Herz der Frau zu erweichen im Begriffe war, erwachte die Seele der Königin; sie dachte an den 10. August und an die auf den Teppichen ihres Palastes umherliegenden Leichname ihrer Freunde. Sie dachte an den 2. September und an den Kopf der Prinzessin von Lamballe, der am Ende eines Spießes vor ihren Fenstern emporgehoben worden war. Sie dachte an den 21. Januar und an ihren Gemahl, wie er auf einem Blutgerüste beim Rasseln der Trommeln, welche seine Stimme erstickten, starb. Sie dachte endlich an ihren Sohn, ein armes Kind, dessen Schmerzgeschrei sie, ohne ihm Hülfe bringen zu können, mehr als einmal von ihrem Zimmer aus gehört hatte, und ihr Herz verhärtete sich.

„Ach!“ murmelte sie, „das Unglück ist wie das Blut der Hydern des Alterthums; es befruchtet Saaten von neuem Unglück.“

(Fortsetzung folgt.)

Haus-Bibliothek

des

Anzeigers des Westens.

Herausgegeben

von

Heinrich Bernstein.

II.

St. Louis, Mo.
Office des Anzeigers des Westens.
1855.

Der

Chevalier von Maison-Rouge.

(Fortsetzung.)

XXVI.

Black.

Der Municipal entfernte sich, um seine Collegen zu rufen und das von den abgehenden Municipalen zurückgelassene Protokoll zu lesen.

Die Königin blieb allein mit ihrer Schwägerin und ihrer Tochter.

Alle drei schauten sich an.

Madame Royale warf sich in die Arme der Königin und hielt sie umfangen.

Madame Elisabeth näherte sich ihrer Schwägerin und reichte ihr die Hand.

„Beten wir zu Gott," sprach die Königin; doch beten wir so, daß Niemand vermuthet, wir beten."

Es gibt unselige Zeiten, wo das Gebet, diese natürliche Hymne, welche Gott in den Grund des menschlichen Herzens gelegt hat, in den Augen der Menschen verdächtig wird, denn das Gebet ist ein Akt der Hoffnung oder der Dankbarkeit. In den Augen ihrer Wächter war aber die Hoffnung oder die Dankbarkeit der Königin eine Ursache zur Unruhe, weil die Königin nur Eines hoffen konnte, die Flucht, weil die Königin Gott nur für Eines danken konnte, dafür, daß er ihr die Mittel zur Flucht gegeben.

Nachdem dieses Gebet im Innern vollendet war, blieben alle Drei ohne ein Wort zu sprechen.

Es schlug drei Viertel auf zwölf Uhr, dann zwölf Uhr.

In dem Augenblick, wo der letzte Schlag unter dem ehernen Schlägel erscholl, fing ein Waffengeklirre an die Wendeltreppe zu erfüllen und bis zu der Königin heraufzusteigen.

„Es sind die Wachen, die man ablöst," sagte sie. „Man wird kommen und uns holen."

Sie sah, daß ihre Schwägerin und ihre Tochter erbleichten.

„Muth," sprach sie, ebenfalls erbleichend.

„Es ist Mittag," rief man von unten. „Laßt die Gefangenen herabgehen."

„Wir sind hier, meine Herren," antwortete die Königin, welche in einem Gefühle, in das sich beinahe Bedauern mischte, mit einem letzten Blick die schwarzen Mauern betrachtete und von den Geräthschaften, diesen, wenn nicht gerade groben, doch wenigstens einfachen Gefährten ihrer Gefangenschaft, Abschied nahm.

Die erste Pforte öffnete sich, sie ging auf den Corridor. Der Corridor war düster und in der Dunkelheit konnten die drei Gefangenen ihre Aufregung verbergen. Der kleine Black ging voran; als man aber an die zweite Pforte, das heißt an die Thüre gekommen war, von der Marie Antoinette ihre Augen abzuwenden suchte, drückte das treue Thier seine Schnauze auf die breitköpfigen Nägel und ließ nach mehreren kläglichen Schreien ein schmerzliches, lange ausgedehntes Stöhnen hören. Die Königin ging rasch vorüber, ohne daß sie die Kraft hatte, ihren Hund zurückzurufen, und indem sie die Wand suchte, um sich daran zu stützen.

Nachdem sie ein paar Schritte gemacht, versagten der Königin ihre Beine den Dienst und sie war genöthigt, stille zu stehen. Ihre Schwägerin und ihre Tochter näherten sich ihr; die drei Frauen blieben einen Augenblick unbeweglich und bildeten

eine schmerzliche Gruppe, wobei die Mutter ihre Stirne auf den Kopf von Madame Royale stützte.

Der kleine Black holte sie wieder ein.

„Nun," rief die Stimme, „kommen Sie herab oder kommen Sie nicht herab?"

„Hier sind wir," sprach der Municipal, der diesen in seiner Einfachheit so großen Schmerz ehrend stehen geblieben war.

„Vorwärts," sagte die Königin.

Und sie stieg vollends hinab.

Als die Gefangenen unten an die Wendeltreppe vor die letzte Thüre kamen, der Pforte gegenüber, unter der die Sonne breite, goldene Lichtstreifen zog, ließ der Trommler ein Rasseln hören, das die Wache zusammenrief. Dann trat ein tiefes Stillschweigen, durch die Neugierde veranlaßt, ein, und die schwere Pforte öffnete sich langsam, auf ihren kreischenden Angeln rollend.

Eine Frau saß auf dem Boden, oder lag vielmehr in dem Winkel des Ecksteins, der an diese Pforte stieß. Es war die Tison, welche die Königin seit vierundzwanzig Stunden nicht gesehen hatte, eine Abwesenheit, die wiederholt am Abend des vorhergehenden Tages und am Morgen dieses Tages ihr Staunen erregte.

Die Königin sah bereits den Tag, die Bäume, den Garten, und jenseits der Schranke, welche diesen Garten schloß, suchte ihr gieriges Auge die kleine Hütte der Weinschenke, wo ihre Freunde ohne Zweifel ihrer harrten, als bei dem Geräusch ihrer Tritte die Tison ihre Hände zurückzog und die Königin ein bleiches, unter den ergrauenden Haaren gebrochenes Gesicht erblickte.

Die Veränderung war so groß, daß die Königin erstaunt stille stand.

Mit der Langsamkeit der Leute, bei denen die Vernunft mangelt, kniete die Tison sodann vor diese Thüre und versperrte Marie Antoinette den Durchgang.

„Was wollen Sie, gute Frau?" fragte die Königin.

„Er hat gesagt, Sie müßten mir vergeben."

„Wer dies?"

„Der Mann mit dem Mantel," antwortete die Tison.

Die Königin schaute Madame Elisabeth und ihre Tochter voll Erstaunen an.

„Geht, geht," sprach der Municipal, „laßt die Wittwe Capet vorüber, sie hat Erlaubniß, im Garten spazieren zu gehen."

„Ich weiß es wohl," sprach die Alte, „und ich bin gekommen, um sie hier zu erwarten: da man mich nicht zu ihr hinaufkommen wollte und ich sie um Verzeihung zu bitten hatte, so mußte ich sie erwarten."

„Warum wollte man Sie nicht hinaufgehen lassen?" fragte die Königin.

Die Tison lachte und erwiederte:

„Weil sie behaupten, ich sei närrisch."

Die Königin schaute sie an und sah wirklich in den irren Augen dieser Unglücklichen jenen seltsamen Reflex glänzen, welcher die Abwesenheit des Geistes andeutet.

„O mein Gott!" sprach sie, „arme Frau, was ist Ihnen denn begegnet?"

„Es ist mir begegnet . . . wissen Sie denn nicht?" erwiederte die Frau; „doch wohl, Sie wissen es, da sie Ihretwegen verurtheilt worden ist."

„Wer?"

„Heloise."

„Ihre Tochter?"

„Ja sie . . . meine arme Tochter!"

„Verurtheilt . . . Durch wen? wie? warum?"

„Weil sie den Strauß verkauft hat . . ."

„Was für einen Strauß?"

„Den Nelkenstrauß . . . Sie ist doch kein Straußermädchen," sagte die Tison, als ob sie ihre Erinnerungen zu sammeln suchte, „wie konnte sie diesen Strauß verkaufen?"

Die Königin bebte. Ein unsichtbares Band verknüpfte diese Scene mit der gegenwärtigen Lage; sie begriff, daß sie keine Zeit mit einem unnützen Gespräche verlieren durfte."

„Meine gute Frau," sagte sie, „ich bitte, lassen Sie mich vorbei, Sie werden mir später Alles dies erzählen."

„Nein, auf der Stelle, Sie müssen mir verzeihen; ich muß Ihnen fliehen helfen, damit er meine Tochter rettet . . ."

Die Königin wurde bleich wie eine Todte.

„Mein Gott!" murmelte sie, die Augen zum Himmel aufschlagend.

Dann wandte sie sich an den Municipal und sprach:

„Mein Herr, haben Sie die Güte, diese Frau zu entfernen; Sie sehen wohl, daß Sie wahnsinnig ist."

„Vorwärts, vorwärts, Mutter, Platz gemacht," rief der Municipal.

Doch die Tison klammerte sich an die Wand an.

„Nein," rief sie, „sie muß mir vergeben, damit er meine Tochter rettet."

„Wer das?"

„Der Mann mit dem Mantel."

„Meine Schwester, sagte Madame Elisabeth, „sprechen Sie ein paar Worte des Trostes zu ihr."

„Oh! sehr gern," versetzte die Königin. „In der That, ich glaube, das wird das Kürzeste sein."

Dann sich gegen die Wahnsinnige umwendend:

„Gute Frau, was wünschen Sie?"

„Ich wünsche, daß Sie mir alle Leiden vergeben, die ich Ihnen durch die Beleidigungen, welche ich Ihnen angethan, und durch die Anzeigen, die ich gemacht, bereitet habe, und daß Sie, wenn Sie den Mann mit dem Mantel sehen, ihm befehlen, meine Tochter zu retten, weil er Alles thut, was Sie wollen."

„Ich weiß nicht, was Sie mit dem Mann im Mantel sagen wollen," entgegnete die Königin; „doch wenn es sich nur darum handelt, daß Sie zur Beruhigung Ihres Gewissens Vergebung der Beleidigungen erlangen, die Sie mir angethan zu haben glauben, oh! so vergebe ich Ihnen aufrichtig und aus der Tiefe meines Herzens, arme Frau; möchten diejenigen, welche ich beleidigt habe, mir ebenso verzeihen."

„Oh!" rief die Tison in einem Tone unaussprechlicher Freude, „nun da Sie mir vergeben haben, wird er meine Tochter retten. Ihre Hand, Madame, Ihre Hand!"

Die Königin reichte erstaunt und ohne zu begreifen, was dies bedeuten sollte, der Tison die Hand, diese faßte sie gierig und drückte ihre Lippen darauf.

In diesem Augenblicke ließ sich die heisere Stimme eines Colporteur im Temple hören.

„Hier ist zu haben der Spruch des Gerichtes, das die Tochter Heloise Tison zur Todesstrafe wegen des Verbrechens der Verschwörung verurtheilt," rief er.

Kaum hatten diese Worte das Ohr der Tison berührt, als sich ihr Gesicht gleichsam zerfetzte; sie erhob sich auf ein Knie und streckte die Arme aus, um der Königin den Weg zu versperren.

„Oh, mein Gott!" murmelte die Königin, welche kein Wort von der furchtbaren Verkündigung verloren hatte.

„Zur Todesstrafe verurtheilt," rief die Mutter, „meine Tochter verurtheilt! meine Heloise verloren! Er hat sie also nicht gerettet, und kann sie nicht retten; es ist also zu spät. Oh!"

„Arme Frau," sprach die Königin, „glauben Sie mir, daß ich Sie beklage."

„Du?" sagte die Tison, deren Augen plötzlich von Blut unterlaufen waren. „Du beklagst mich? nie! nie!"

„Sie täuschen sich, ich beklage Sie von ganzem Herzen, doch lassen Sie mich vorüber."

„Dich vorüber lassen?" rief die Tison und brach in ein Gelächter aus. „Nein! nein! ich ließ Dich fliehen, weil er mir gesagt hatte, wenn ich Dich um Verzeihung bäte und fliehen ließe, so würde meine Tochter gerettet werden; doch da meine Tochter verurtheilt ist, da meine Tochter sterben soll, so wirst Du nicht entkommen."

„Herbei, meine Herren, kommen Sie mir zu Hülfe," rief die Königin. „Mein Gott! mein Gott! Sie sehen wohl, daß sie wahnsinnig ist."

„Nein, ich bin nicht wahnsinnig, nein, ich weiß, was ich sage," rief die Tison. „Sehen Sie, es ist wahr, es fand eine Verschwörung statt, Simon hat sie entdeckt. Meine Tochter, meine arme Tochter verkaufte den Strauß. Sie hat es vor dem Revolutionstribunal zugestanden, es war ein Nelkenstrauß und in den Blumen staken Papiere."

„Madame," sprach die Königin, im Namen des Himmels."

Man hörte abermals die Stimme des Ausrufers, welcher wiederholte:

„Hier ist zu haben der Spruch des Gerichts, das die Tochter, Heloise Tison, wegen des Verbrechens der Verschwörung zum Tode verurtheilt."

„Hörst Du es," brüllte die Wahnsinnige, um welche sich die Nationalgarden gruppirten. „Hörst Du es, zum Tode verurtheilt! Deinetwegen, Deinetwegen wird man meine Tochter tödten! hörst Du es, Deinetwegen, Oesterreicherin?"

„Meine Herren," sprach die Königin, „ich bitte Sie im Namen des Himmels, wenn Sie mich nicht von dieser armen Wahnsinnigen befreien wollen, so lassen Sie mich wieder hinaufgehen, ich kann die Vorwürfe dieser Frau nicht ertragen: sie brechen mir das Herz, so ungerecht sie auch sind."

Und die Königin wandte den Kopf ab und schluchzte schmerzhaft.

„Ja, ja, weine, Heuchlerin," rief die Wahnsinnige, „weine, Dein Strauß kommt sie theuer zu stehen; übrigens mußte sie das vermuthen, denn so sterben Alle, die Dir dienen. Du bringst Unglück, Oesterreicherin: man hat Deine Freunde, Deinen Gatten, Deine Vertheidiger getödtet, und endlich tödtet man auch meine Tochter. Wann wird man Dich denn ebenfalls tödten, damit Niemand mehr für Dich stirbt?"

Die Unglückliche brüllte diese letzten Worte und begleitete sie mie einer drohenden Geberde.

Die Königin verbarg ihr Gesicht in ihren Händen.

„Unglückliche!" sprach Madame Elisabeth, „vergissest Du, daß diejenige, mit welcher Du sprichst, die Königin ist?"

„Die Königin! sie die Königin!" rief die Tison, deren Wahnsinn sich von Augenblick zu Augenblick steigerte; „wenn es die Königin ist, so verbiete sie den Henkern, meine Tochter zu tödten . . . sie begnadige meine arme Heloise . . . die Könige begnadigen . . . Auf! gib mir mein Kind zurück, und ich werde Dich als Königin anerkennen . . . bis dahin bist Du nur eine Frau, und zwar eine Frau, welche Unglück bringt, eine Frau, welche tödtet! . . ."

„Ah haben Sie Mitleid, Madame," rief Marie Antoinette; „sehen Sie meinen Schmerz, sehen Sie meine Thränen . . ."

Nachdem sie so gesprochen, suchte Marie Antoinette vorüberzugehen, nicht mehr in der Hoffnung, zu fliehen, sondern maschinenmäßig und um dieser furchtbaren Besessenheit zu entgehen.

„Oh! Du kommst nicht vorbei," brüllte die Alte; „Du willst fliehen, Madame Veto . . . ich weiß es wohl, der Mann mit dem Mantel hat es mir gesagt; Du willst zu den Preußen . . . Du sollst nicht fliehen," fuhr sie fort, indem sie sich an den Rock der Königin anklammerte; „ich werde Dich daran verhindern, ich! an die Laterne mit Madame Veto! zu den Waffen, Bürger! Vorwärts . . . daß ein unreines Blut . . ."

Und die Arme gekrümmt, die grauen Haare zerstreut, das Gesicht purpurroth, die Augen ganz mit Blut unterlaufen, fiel die Unglückliche rückwärts und riß ein Stück von dem Kleide ab, an das sie sich angeklammert hatte.

Im höchsten Maße bestürzt, aber wenigstens von der Wahnsinnigen befreit, wollte die Königin nach dem Garten entfliehen, als plötzlich ein furchtbares Geschrei, vermischt mit Gebelle und begleitet von einem seltsamen Lärmen, die Nationalgarden, welche von dieser Scene angezogen die Königin umgaben, ihrer Betäubung entzog.

„Zu den Waffen! zu den Waffen! Verrath!" rief ein Mann, in welchem die Königin an seiner Stimme den Schuster Simon erkannte.

Bei diesem Mann, der, den Säbel in der Hand, die Schwelle der Hütte bewachte, bellte der kleine Black wie wüthend.

„Zu den Waffen, der ganze Posten!“ rief Simon. „Wir sind verrathen. Führt die Oesterreicherin wieder hinauf. Zu den Waffen! zu den Waffen!“

Ein Officier lief herbei. Simon sprach mit ihm und deutete mit entflammten Augen auf das Innere der Hütte. Der Officier rief ebenfalls:

„Zu den Waffen!“

„Black! Black!“ rief die Königin, indem sie ein paar Schritte vorwärts machte. Doch der Hund gehorchte ihr nicht und bellte fortwährend mit derselben Wuth.

Die Nationalgarden liefen zu den Waffen und stürzten nach der Hütte, während sich die Municipale der Königin, ihrer Schwägerin und ihrer Tochter bemächtigten und die Gefangenen nöthigten, durch die Pforte zurückzukehren, welche sich hinter ihnen schloß.

„Macht Euch fertig!“ riefen die Municipale den Wachen zu.

„Unter der Fallthüre,“ rief Simon, „ich habe die Fallthüre sich bewegen sehen, dessen bin ich gewiß. Ueberdies hat der Hund der Oesterreicherin, ein gutes Thierchen, das nicht zum Complott gehört, gegen die Verschwörer, welche wahrscheinlich im Keller sind, gebellt. Ei! hört, er bellt immer noch.“

Angefeuert durch das Geschrei von Simon, verdoppelte Black in der That sein Gebelle.

Der Officier faßte den Ring der Fallthüre. Zwei von den stärksten Grenadieren halfen ihm, als sie sahen, daß er nicht im Stande war, sie aufzuheben, doch mit ebenso wenig Erfolg.

„Ihr seht, daß sie die Thüre von Innen halten,“ sprach Simon, „Feuer durch die Fallthüre, meine Freunde, Feuer!“

„Ei! Ihr werdet meine Flaschen zerbrechen!“ rief Madame Plumeau.

„Feuer!“ wiederholte Simon, „Feuer!“

„Schweige, Kreischer,“ sagte der Offizier, „und Ihr bringt Aexte und durchhaut die Bretter. Ein Peleton halte sich bereit. Achtung, und Feuer in die Falle, sobald sie offen ist.“

Ein Krachen der Bretter und ein plötzlicher Stoß kündigt den Nationalgarden an, daß im Innern eine Bewegung vorging. Bald hernach hörte man ein unterirdisches Geräusch, das einem eisernen Fallgatter glich, welches man schließt.

„Muth!“ rief der Offizier den Sappeurs zu, welche herbeiliefen.

Die Bretter wurden mit der Art bearbeitet. Zwanzig Flintenläufe senkten sich in der Richtung der von Secunde zu Secunde sich erweiternden Oeffnung.

Doch man sah Niemand durch diese Oeffnung.

Der Offizier zündete eine Fackel an und warf sie in den Keller; der Keller war leer.

Man hob die Fallthüre auf und diese gab nun nach, ohne den geringsten Widerstand zu bieten.

„Folgt mir,“ rief der Offizier, indem er muthig auf die Treppe stürzte.

„Vorwärts! vorwärts!“ riefen die Nationalgarden und eilten ihrem Offizier nach.

Die Mauer war durchgraben. Man konnte zahlreiche Tritte auf dem feuchten Boden wahrnehmen, und ein Gang von drei Fuß Breite und fünf Fuß Höhe, dem Gange einer Tranchee ähnlich, vertiefte sich in der Richtung der Rue de la Corderie.

Der Officier wagte sich in diese Oeffnung, entschlossen, die Aristokraten bis in die Eingeweide der Erde zu verfolgen; doch kaum hatte er ein paar Schritte gemacht als er durch ein eisernes Gitter aufgehalten wurde.

„Halt!“ sagte er zu denjenigen, welche von hinten drängten, „man kann nicht weiter gehen, es ist hier ein physisches Hinderniß.“

„Nun?“ fragten die Municipale, welche, nachdem sie die Königin eingeschlossen, herbeiliefen, um nachzuforschen, „was gibt es denn?“

„Wahrlich! es gibt eine Verschwörung,“ antwortete der Offizier, welcher nun wieder zum Vorschein kam, „die Aristokraten wollten die Königin während ihres Spaziergangs entführen, und ohne Zweifel war sie im Einverständniß mit ihnen.“

„Bleibe!“ rief der Municipal. „Man laufe zu dem Bürger Santerre und benachrichtige die Gemeinde.

„Soldaten,“ sprach der Offizier, „bleibt in diesem Keller und tödtet Alles, was sich Euch zeigt.“

Nachdem er diesen Befehl gegeben, stieg der Officier wieder hinauf, um seine Meldung zu machen.

„Ah! ah!“ rief Simon, indem er sich die Hände rieb, ah! ah! wird man abermals sagen, ich sei ein Narr? Braver Black! Black ist ein ausgezeichneter Patriot. Black hat die Republik gerettet. Komm hieher, Black, komm!“

Nachdem er ihm so geschmeichelt, gab der Schurke dem armen Thier, als es in seine Nähe kam, einen Fußtritt, mit dem er es auf zwanzig Schritte hinausschleuderte.

„Oh! ich liebe dich, Black,“ sagte er; du wirst machen, daß deiner Gebieterin der Kopf abgeschlagen wird. Komm hieher, Black, komm!“

Doch statt zu gehorchen, nahm Black diesmal schreiend die Flucht nach dem Thurme. (Fortsetzung folgt.)

An einen großen Ochsen.

Vor längerer Zeit meldete ein Schlächtermeister, daß er einen großen Ochsen habe, den er noch vor seinem Tode sehen lassen wolle. In Folge dessen hielt einer der Neugierigen, die sich den großen Ochsen ansahen, folgende Rede an denselben:

Hochverehrter Ochse!

Ich erfahre, daß Sie binnen kurzem geschlachtet werden sollen und folglich nur noch einige Tage leben werden: ich komme zu Ihnen und finde Sie, erhabenes Rindvieh! wie ich Sie mir gedacht habe. — Keine Thräne netzt Ihr großes Ochsenauge, kein Schmerz hat Sie übermannt, oder besser überrascht. Ernst umschwebt Ihr erhabenes Wesen; mich überwältigt Ihre wahrhaft ochsige Größe; ich fühle, daß mein Geist zu klein ist, dem Tröster zu werden, der Millionen von Ochsen übersieht — Sie sprechen nicht, sondern sehen mich mit der Ruhe eines Weltweisen an, den kein Unglück unerwartet trifft. — Es ist in mir der Gedanke erwacht, Sie demüthig zu bitten: werden Sie mein Lehrer, ich will auch Ochse werden. Ich bin nicht mehr jung, aber heißes Blut rollt in meinen Adern. Ich habe bittere Erfahrungen gemacht; aber mein Blut bleibt heiß und ich risikire unterzugehen, wenn Sie, erhabenes Rindvieh sich meiner nicht annehmen. Werfen Sie mir nicht vor, daß ich Verstand habe, daran bin ich unschuldig. —

Ich kann nicht begreifen, daß Alles was geschieht, gut sei und das ist nicht gut. Lehren Sie mich ein Ochse zu sein, wie Sie! Nur wenn man heutzutage ein ganzer großer Ochse ist, kommt man durch die Welt. — Ich will kein gewöhnlicher Ochse werden, ich will als Ochse was gelten, was sein, ich will mich sehen lassen wie Sie. Einen Vorzug haben Sie, um den ich Sie sehr beneide, nämlich: daß Sie sich nie auf die Hinterfüße setzen und daß Sie, wie ein wahres Rindvieh, mit Ihrem Ochsenhaupte wie ein Pietist zur Erde gebückt gehen. — Sehen Sie herrlicher Ochse! — Das kann ich durchaus nicht — Ich schaue jedem Menschen und jedem Ochsen frei in's Auge, und das muß ein Mensch, der Ochse werden will, durchaus nicht thun. Erfüllen Sie daher meine Bitte, nehmen Sie mich auf in Ihren ochsigen Orden. — Weisen Sie mich nicht so zurück, wie es erst kürzlich Ihr Cousin, ein großer Esel gemacht hat. Dieser gedachte Herr Esel warf sich als ich mit meiner Bitte vor ihm erschien in Positur und gab mir folgende abschlägliche Antwort:

Es ist ein Esel zu werden
Auf dieser Welt sehr schwer.
Denn wer es ist, der bleibt es,
Nie wird 'ne Stelle leer.

Der
Chevalier von Maison-Rouge.
(Fortsetzung.)

XXVII.
Der Muscadin.

Es waren ungefähr zwei Stunden nach den von uns erzählten Ereignissen vorüber.

Lorin ging in dem Zimmer von Maurice auf und ab, während Agesilaus die Stiefeln seines Herrn im Vorzimmer wichste; nur war zur Bequemlichkeit des Gesprächs die Thüre offen geblieben und Lorin hielt von Zeit zu Zeit vor dieser Thüre in seinem Spaziergang inne und richtete Fragen an den Willfährigen.

„Und Du sagst, Bürger Agesilaus, Dein Herr sei diesen Morgen weggegangen?"

„Oh! mein Gott, ja."

„Zu seiner gewöhnlichen Stunde?"

„Zehn Minuten früher, zehn Minuten später, ich kann es nicht genau sagen."

„Und Du hast ihn seitdem nicht wieder gesehen?"

„Nein, Bürger."

Lorin ging wieder einige Male stillschweigend auf und ab, blieb dann abermals stehen und fragte:

„Hatte er seinen Säbel?"

„Oh! wenn er nach der Section geht, hat er ihn immer."

„Und Du bist sicher, daß er nach der Section gegangen ist?"

„Er hat es mir wenigstens gesagt."

„Dann will ich ihn aufsuchen," sprach Lorin. „Sollten wir uns kreuzen, so sagst Du ihm, ich sei hier gewesen und werde wieder kommen."

„Warten Sie," versetzte Agesilaus.

„Warum?"

„Ich höre seinen Tritt auf der Treppe."

„Glaubst Du?"

„Ich bin dessen gewiß."

In der That, beinahe in demselben Augenblick öffnete sich die Zimmerthüre und Maurice trat ein.

Lorin warf einen raschen Blick auf Maurice; als er nichts Außerordentliches an ihm wahrnahm, sagte er:

„Ah! endlich bist Du hier, ich erwarte Dich seit zwei Stunden."

„Desto besser," versetzte Maurice lächelnd, „Du hast dadurch Zeit gehabt, Deine Disticha und Reime vorzubereiten."

„Aber mein lieber Maurice," sprach der Improvisator, „ich mache keine mehr."

„Disticha und Reime?"

„Nein."

„Bah! naht etwa der Welt Ende."

„Maurice, mein Freund, ich bin traurig."

„Du traurig?"

„Ich bin unglücklich."

„Du unglücklich?"

„Ja, was willst Du? Ich habe Gewissensbisse."

„Gewissensbisse?"

„Ei, mein Gott, ja; Du oder sie, mein Lieber, es gab keine Mitte. Du oder sie, Du fühlst wohl, daß ich nicht zögerte; aber siehst Du, Arthemise ist in Verzweiflung, es war ihre Freundin."

„Armes Mädchen!"

„Und da sie mir ihre Adresse gegeben hat . . ."

„Es wäre viel besser gewesen, Du hättest die Dinge ihren Lauf verfolgen lassen."

„Ja, und zu dieser Stunde wärest Du an ihrer Stelle verurtheilt. Trefflich gesprochen, theurer Freund. Und ich kam hierher, um einen Rath von Dir zu verlangen, weil ich Dich für stärker hielt."

„Gleichviel, verlange ihn immerhin."

„Verstehst Du, ich wollte etwas versuchen, um das arme Mädchen zu retten. Ich glaube, es müßte mir wohlthun, wenn ich für sie einen guten Schlag geben oder empfangen würde."

„Du bist ein Narr, Lorin," sprach Maurice die Achseln zuckend.

„Laß hören, wenn ich einen Schritt bei dem Revolutionstribunal thäte?"

„Es ist zu spät, sie ist verurtheilt."

„In der That, es ist abscheulich, daß man die arme junge Frau auf diese Art soll sterben sehen."

„Um so abscheulicher, als meine Rettung ihren Tod zur Folge gehabt hat. Im Ganzen muß es uns jedoch trösten, daß sie conspirirte."

„Ei, mein Gott, conspirirt nicht Jedermann mehr oder minder in diesen Zeitläuften? Die arme Frau hat gehandelt wie alle Welt."

„Beklage sie sich nicht zu sehr, mein Freund, und beklage sie besonders nicht zu laut, denn wir tragen einen Theil ihrer Schuld. Glaube mir, wir sind nicht so gut von der Anklage ihrer Mitschuld gereinigt, daß kein Flecken übrig geblieben wäre. Heute hat mich in der Section der Kapitän der Chasseurs von Saint-Leu einen Girondisten genannt, und ich mußte ihm soeben einen Säbelhieb geben, um ihm zu beweisen, daß er sich täuschte."

„Deßhalb kehrst Du so spät zurück?"

„Allerdings."

„Aber warum hast Du mich nicht davon in Kenntniß gesetzt?"

„Weil Du Dich bei solchen Angelegenheiten nicht zügeln kannst; das mußte sogleich endigen, damit die Sache keinen Lärm machte. Wir nahmen Jeder seinerseits diejenigen, welche wir gerade bei der Hand hatten."

„Und diese Canaille nannte Dich einen Girondisten, Dich, Maurice, einen Reinen!"

„Ei! bei Gott ja, und das beweist Dir, daß wir, wenn noch ein solches Abenteuer vorfällt, unpopulär sind; Du weißt aber, Lorin, in den Tagen, in denen wir leben, ist unpopulär synonym mit verdächtig."

„Ich weiß es, und dieses Wort macht die Bravsten beben; doch gleichviel! . . . es widerstrebt mir, die arme Heloise zur Guillotine gehen zu lassen, ohne sie um Verzeihung zu bitten."

„Was willst Du aber?"

„Du sollst hier bleiben, Maurice, Du, der Du Dir nichts in Beziehung auf sie vorzuwerfen hast. Bei mir ist es etwas Anderes, da ich nichts für sie vermag, so werde ich mich an ihren Weg stellen, ich will dahin gehen, Freund Maurice, Du begreifst mich, und wenn sie mir die Hand reicht . . ."

„Ich begleite Dich," sprach Maurice.

„Unmöglich, mein Freund; bedenke doch, Du bist Municipal, Du bist Secretaire einer Section. Du warst angeklagt, während ich nur Dein Vertheidiger gewesen bin; man würde Dich für schuldig halten, bleibe also; bei mir ist es etwas Anderes, ich wage nichts und gehe."

Alles, was Lorin sagte, war so richtig, daß sich nichts erwiedern ließ. Wechselte Maurice nur ein einziges Zeichen mit Heloise Tison bei ihrem Gange nach dem Schaffot, so gab er dadurch selbst seine Mitschuld zu.

„Gehe also," sagte er, „doch sei klug."

Lorin lächelte, drückte Maurice die Hand und ging.

Maurice öffnete das Fenster und sandte ihm einen traurigen Abschied nach. Doch ehe Lorin sich um die Ecke gewendet hatte, hatte er sich wiederholt dahin begeben, um ihn noch einmal anzuschauen, und jedes Mal wandte sich Lorin, gleichsam durch eine magnetische Sympathie angezogen, um seinen Freund ebenfalls lächelnd anzuschauen.

Als er endlich an der Ecke des Quai verschwunden war, schloß Maurice das Fenster, warf sich in einen Lehnstuhl und versank in einen von jenen schlafartigen Zuständen, welche bei starken Charakteren und kräftigen Organisationen Vorgefühle großer Unglücksfälle sind, denn sie gleichen der Meeresstille, die dem Sturme vorhergeht.

Er wurde dieser Träumerei, oder vielmehr dieser Betäubung erst durch seinen Willfährigen entzogen, der von einem Auftrage zurückkehrend, den er auswärts besorgt hatte, mit der eifrigen Miene der Bedienten eintrat, welche vor Begierde brennen, ihrem Herrn die Neuigkeiten, die sie erfahren haben, mitzutheilen.

Als er aber Maurice in Gedanken versunken sah, wagte er es nicht, ihn zu stören, und beschränkte sich darauf, daß er ohne Gründe, aber mit großer Beharrlichkeit, vor ihm hin und herging.

„Was gibt es denn?" fragte Maurice mit gleichgültigem Tone; „sprich, hast Du mir etwas zu sagen?"

„Ah! Bürger, abermals eine große Verschwörung!"

Maurice machte eine Bewegung mit den Schultern.

„Eine Verschwörung, bei der einem die Haare zu Berge stehen!" fuhr Agesilaus fort.

„Wirklich!" versetzte Maurice, wie ein Mensch, der an die dreißig täglichen Verschwörungen jener Zeit gewöhnt war.

„Ja, Bürger," sprach Agesilaus, „es ist in der That Schauer erregend! wenn sie nur daran denken, muß die guten Patrioten eine Gänsehaut überlaufen."

„Laß hören, was für eine Verschwörung war es?"

„Die Oesterreicherin wäre beinahe entflohen."

„Bah!" versetzte Maurice, der nun aufmerksam zu werden anfing.

„Es scheint, die Witwe Capet stand in Verbindung mit der Tochter Tison, die man heute guillotiniren wird."

„Auf welche Weise stand die Königin in Verbindung mit diesem Mädchen?" fragte Maurice, der den Schweiß auf seiner Stirne perlen fühlte.

„Durch eine Nelke. Denken Sie sich, Bürger, man ließ ihr den Plan der Sache in einer Nelke zukommen."

„In einer Nelke! . . . und wer dies?"

„Der Herr Chevalier von . . . warten Sie doch . . . es ist ein ganz bekannter Name . . . aber ich vergesse diesen Namen immer wieder . . . ein Chevalier von Chateau . . . wie dumm bin ich! Dergleichen gibt es nicht mehr . . . ein Chevalier von Maison . . ."

„Von Maison-Rouge?"

„So ist es."

„Unmöglich."

„Wie, unmöglich! wenn ich Ihnen sage, daß man eine Fallthüre, ein unterirdisches Gewölbe, Carrossen gefunden hat."

„Nein, Du hast mir im Gegentheil von Allem dem nichts gesagt."

„Ah! so will ich es Ihnen sagen."

„Sprich. Ist es ein Mährchen, so ist es darum nicht minder schön."

„Nein, Bürger, das ist entfernt kein Mährchen, und zum Beweise dient, daß ich es vom Bürger Portier selbst erfahren habe. Die Aristokraten haben eine Miene gegraben; diese Miene ging von der Rue de la Corderie aus und lief bis in den Keller der Bürgerin Plumeau, und diese wäre sogar beinahe in den Verdacht der Mitschuld gekommen. Sie kennen sie hoffentlich?"

„Ja, doch hernach?"

„Nun, die Wittwe Capet sollte durch dieses unterirdische Gewölbe entfliehen.

Sie hatte bereits den Fuß auf der ersten Stufe! Der Bürger Simon erwischte sie an ihrem Rock. Hören Sie, man schlägt den Generalmarsch in der Stadt und den Appel in den Sectionen. Hören Sie die Trommeln? Man sagt, die Preußen seien in Damartin und haben bis an die Grenzen Recognoscirungen vorgenommen."

Mitten unter diesem Redefluß, unter dem Wahren und Falschen, unter dem Möglichen und Albernen, faßte Maurice ungefähr den Leitfaden. Alles ging von der unter seinen Augen der Königin übergebenen und von ihm dem unglücklichen Sträußermädchen abgekauften Nelke aus. Diese Nelke enthielt den Plan einer Verschwörung, welche mit den mehr oder minder wahren Umständen, wie sie Agesilaus berichtet, zum Ausbruch gekommen war.

In diesem Augenblick näherte sich der Lärmen der Trommeln und Maurice hörte auf der Straße rufen:

„Große Verschwörung, entdeckt im Temple durch den Bürger Simon. Große Verschwörung zu Gunsten der Wiwe Capet entdeckt im Temple."

„Ja, ja," sagte Maurice, „es ist, wie ich denke. Es ist Wahres in allem Dem. Und mitten unter dieser Exaltation des Volkes wird Lorin vielleicht dem Mädchen die Hand reichen und sich in Stücke zerhauen lassen."

Maurice nahm seinen Hut, befestigte die Kuppel seines Säbels und war mit zwei Sprüngen auf der Straße.

„Wo ist er?" fragte sich Maurice; „auf dem Wege nach der Concergerie ohne Zweifel."

Und er eilte nach dem Quai.

Am Ende des Quai de la Megisserie trafen Piken und Bajonnette, welche aus einer Zusammenschaarung emporragten, seine Blicke; er glaubte mitten in der Gruppe den Rock eines Nationalgarde und in der Gruppe feindselige Bewegungen wahrzunehmen. Er lief, das Herz zusammengeschnürt, auf die Versammlung zu, welche den Rand des Wassers besetzt hielt.

Dieser von der Schaar der Marseiller bedrängte Nationalgarde war Lorin; Lorin, bleich, die Lippen zusammengepreßt, das Auge drohend, die Hand am Griffe seines Säbels und den Platz für die Streiche messend, die er zu führen im Begriffe war.

Zwei Schritte von Lorin war Simon. Dieser bezeichnete unter einem wilden Gelächter Lorin den Marseillern und dem Pöbel und rief:

„Hört, hört! schaut diesen Menschen wohl an; es ist einer, den ich gestern als einen Aristokraten aus dem Temple jagen ließ; es ist einer von denjenigen, die den Briefwechsel in den Nelken begünstigen. Es ist der Mitschuldige der Tochter Tison, die sogleich hier vorüberkommen wird. Seht Ihr ihn wohl? Er geht ruhig auf dem Quai spazieren, während seine Mitschuldige zur Guillotine wandert, und sie war vielleicht sogar mehr als seine Mitschuldige, sie war seine Geliebte, und er ist hiehergekommen, um von ihr Abschied zu nehmen oder es zu versuchen, sie zu retten."

Lorin war nicht der Mann, mehr zu hören. Er zog seinen Säbel aus der Scheide.

Zu gleicher Zeit öffnete sich die Menge vor einem Mann, der mit gesenktem Kopfe in die Gruppe drang, und dessen breite Schultern drei bis vier Zuschauer niederwarfen, welche handelnde Personen zu werden sich anschickten.

Dieser Mann war Maurice. Bis zu Lorin gelangt, schlang er seinen linken Arm um dessen Hals.

„Sei glücklich, Simon," sprach Maurice. „Du bedauerst ohne Zweifel, daß ich nicht mit meinem Freunde da war, um Dein Denunciantengewerbe im Großen treiben zu können. Klage an, Simon, klage an, hier bin ich."

„Meiner Treue, ja'" sagte Simon mit seinem häßlichen Gelächter, Du kommst zu rechter Zeit. Dieser," rief er, ist der schöne Maurice Lindey, der zugleich mit der Tochter Tison angeklagt wurde, aber sich herausgezogen hat, weil er reich ist!"

„An die Laterne! an die Laterne!" schrieen die Marseiller.

„Hollah! versucht es doch ein wenig," sagte Maurice.

Und er trat einen Schritt vor und stach, gleichsam um sich zu versuchen, mitten auf die Stirne einen von den hitzigsten Schlächtern, den das Blut sogleich blendete.

„Mörder!" rief dieser.

Die Marseiller senkten ihre Piken, schwangen ihre Aexte, spannten ihre Gewehre, die Menge stob erschrocken auseinander und die zwei Freunde blieben vereinzelt und wie eine doppelte Zielscheibe allen Schlägen und Stößen ausgesetzt.

Sie schauten sich mit einem letzten Lächeln an, denn sie erwarteten von diesem Wirbel von Flammen und Eisen, der sie bedrohte, verschlungen zu werden, als sich plötzlich die Thüre des Hauses, an das sie sich anlehnten, öffnete und ein Schwarm von jungen Leuten im Frack, zu der Classe derjenigen gehörend, welche man die Muscadins nannte, jeder mit einem Säbel bewaffnet und ein paar Pistolen im Gürtel, auf die Marseiller losstürzte, wonach ein furchtbarer Kampf begann.

„Hurrah," riefen gleichzeitig Lorin und Maurice, durch diese Hülfe wiederbelebt und ohne zu bedenken, daß sie, in den Reihen der Ankömmlinge kämpfend, die Anklage von Simon rechtfertigten. „Hurrah!"

Doch wenn sie nicht an ihr Heil dachten, so dachte ein Anderer für sie daran; ein kleiner Mann von fünf und zwanzig bis sechsundzwanzig Jahren, mit blauem Auge, der unablässig mit großer Geschicklichkeit und unerhörtem Eifer mit einem Sappeursäbel dreinschlug, von dem man hätte glauben sollen, seine Frauenhand wäre nicht im Stand, ihn aufzuheben, wandte sich, als er wahrnahm, daß Maurice und Lorin, statt durch die Thüre zu fliehen, die er absichtlich offen gelassen zu haben schien, an seiner Seite kämpften, zu ihnen um und sagte leise:

„Flieht durch diese Thüre; was wir hier machen, geht Euch nichts an, und Ihr gefährdet Euch vergebens."

Plötzlich, als er sah, daß die zwei Freunde zögerten, rief er Maurice zu:

„Zurück, keine Patrioten mit uns, Municipal Lindey, wir sind Aristokraten."

Bei diesem Namen, bei der Kühnheit, die ein Mensch besaß, eine Eigenschaft hervorzuheben, welche in jener Zeit einem Todesurtheile gleichkam, stieß die Menge ein gewaltiges Geschrei aus.

Doch der blonde junge Mann und drei bis vier von seinen Freunden trieben, ohne über dieses Geschrei zu erschrecken, Maurice und Lorin in den Gang, dessen Thüre sich hinter ihnen schloß; dann warfen sie sich wieder in das Gemenge, das noch durch das Herannahen des Henkerkarrens vermehrt wurde.

So wunderbar gerettet, schauten sich Maurice und Lorin erstaunt, geblendet an.

Doch sie begriffen, daß keine Zeit zu verlieren war und suchten einen Ausgang.

Dieser Ausgang schien absichtlich bereit zu sein; sie traten in einen Hof und fanden im Hintergrunde dieses Hofes eine kleine Geheimthüre, welche nach der Rue Saint-Germain l'Aurerrois ging.

In diesem Augenblick kam über den Pont au Change eine Abtheilung von Gendarmen, welche bald den Quai gefegt hatten, obgleich man von der Querstraße, wo sich die zwei Freunde befanden, einen Augenblick den Lärm eines hitzigen Kampfes hörte.

Sie gingen dem Karren voran, der die arme Heloise nach der Guillotine führte.

„Im Galopp!" rief eine Stimme, „im Galopp!"

Der Karren wurde im Galopp fortgerissen. Lorin erblickte die unglückliche Heloise, welche, ein Lächeln auf den Lippen und das Auge stolz, aufrecht stand; doch er konnte nicht einmal eine Geberde mit ihr wechseln. Sie fuhr vorüber, ohne ihn in dem Wirbel des Volkes zu sehen, das fortwährend: „Tod der Aristokratin!" schrie.

Und der Lärmen entfernte sich abnehmend in der Richtung der Tuilerien.

Zu gleicher Zeit öffnete sich die kleine Thüre, durch welche Maurice und Lorin herausgegangen waren, abermals und drei oder vier Muscadins traten mit zerrissenen, blutigen Kleidern hervor. Es war ohne Zweifel Alles, was von der kleinen Truppe übrig blieb.

Der blonde junge Mann kam zuletzt.

„Ach!" sagte er, „diese Sache ist also verflucht."

Und er warf seinen schartigen, mit Blut bedeckten Säbel weit von sich und stürzte nach der Rue des Nonandiers fort. (Fortsetzung folgt.)

Die Kunst, einzuschlafen, oder: die Kunst, sich selbst Langeweile zu machen.

(Von M. G. Saphir.)

Es gibt eine große Kunst: sich gut auszuschlafen; aber es gibt eine noch größere, noch schwierigere Kunst: einzuschlafen!

Das ist eine Kunst, die man, im buchstäblichen Sinne des Wortes, nur im Schlafe lernen kann, und wenn man über diese Kunst ganze Nächte lang wacht, so lernt man sie erst nicht!

Die Kunst einzuschlafen, ist eigentlich nichts als die

Kunst, sich selbst Langeweile zu machen!

Es gibt keinen größern Beweis von der Eigenliebe und von der Eitelkeit der Menschen, als wenn sie sagen: ich kann bei Nacht nicht einschlafen! Das ist nichts als ein Beweis, wie gut sie sich mit sich selbst unterhalten, wie amusant und geistreich sie ihre eigenen Gedanken finden.

Wenn man in großer Gesellschaft ist, so läuft man oft alle Augenblick Gefahr, sogleich einzuschlafen, ist man aber allein Abends, im Bette, mit Niemanden beschäftigt als mit sich, hört man nichts, als das, was man sich selbst sagt, in Gedanken oder in Monologen, da ist man entsetzlich wach und munter! O unbegreifliche Selbstliebe und Selbstgefallung!

Im Schlaf gehen die Geschäfte des Herzens und der Lunge nach wie vor fort; das Herz mag also des Tages über gute oder schlechte Geschäfte gemacht haben, der Schlaf ändert nichts, und dennoch kann ein bewegtes Herz es schwer zum Einschlafen bringen! Allein ein ganz gesundes Herz schläft gar nicht — es schnarcht nur zuweilen!

Also die Kunst, einzuschlafen, erfordert: Erstens: daß man kein Herz habe, das Herz ist die Unruhe im Menschen, und mit Unruhe in sich kann man nicht einschlafen. Zweitens: daß man nichts denke; denn denken ist ein Andrang von lebensschädlichen und organismuszerstörenden, bösen Einflüssen nach dem Kopfe, und zum leicht und bald Einschlafen gehört eine bequeme, der geistigen und leiblichen Ruhe zuträgliche Leerheit des Kopfes. Drittens: daß man nichts besitze, daß man weder im Herzen, noch im Kopfe, noch in dem Koffer etwas habe, überhaupt, daß man in der ganzen Welt nichts besitze; denn der Besitz, jeder Besitz, es sei nun der eines Dukatens, oder eines Hauses, oder eines Herzens, oder auch nur eines Talentes — dieses gefährliche Schieß- und Mordgewehr — hebt die freie Wirksamkeit der Seele nach Innen auf, richtet sie auf die Außenwelt und zerstört allen Schlaf.

Um zu jeder Zeit leicht und schnell einschlafen zu können, gehört vor Allem, daß man gar kein Vermögen, weder in baarem Geld, noch in Grundstücken habe, und doch auch kein Börsespekulant sei; daß man nichts und Niemand auf der ganzen Welt liebe, für Niemand Sorge trage und sich um keines Menschen Wohl und Weh zu bekümmern habe; daß man sich gar keines Talentes bewußt sei, daß man die sichere Ueberzeugung habe: „Morgen Früh, wenn ich aufstehe, bin ich ein so dummer Kerl und ein so talentloses Wesen, wie es nur eines unter der lieben Sonne geben kann," wenn man bei allem diesen nichts gegessen hat, bloß ein Glas Zuckerwasser trank, sich leicht bedeckt, eine weiche Matratze hat, und — nicht lesen kann, dann kann man sich der Hoffnung überlassen, leicht einzuschlafen.

Wie viel Mittel gibt es nicht, und zählt nicht Jean Paul her, um einzuschlafen! Die Fensterscheiben zählen, das Einmaleins lernen; die Punkte in den Tapeten berechnen, eine gewisse Melodie so lange immer von Neuem summen, mit dem Finger um das Antlitz herumfahren u. s. w. u. s. w.

Aber es geht diesen Mitteln wie allen Hausmitteln: sie sind alle recht gut, aber sie nützen alle nichts!

Es ist ein großes Unglück, daß sich die Menschen so gut mit sich selbst unterhalten! Man ist so seelenvergnügt, wenn man keinen andern Zuhörer hat als das — Kopfkissen! Das Kopfkissen gähnt uns nicht in's Angesicht, das Kopfkissen

hört uns geduldig zu, und wer am besten zuhört, ist der beste Gesellschafter!

Von was spricht der Mensch mit dem Kopfkissen? Von sich! Von sich! Kann man bei einem so interessanten Gespräche einschlafen? Das wäre eine Beleidigung an sich, und sich selbst beleidigt kein Mensch sobald!

Ich kenne Schriftsteller, die mit dem Vorlesen ihrer Schriften ganze Gesellschaften eingeschläfert haben; sie lesen sich ihre Werke aber selbst alle Nacht vor, und es kömmt ihnen kein Schlummer in die Augen! Ich kenne Andere, die eine Sucht zum Anekdotenerzählen haben, wenn sie dieselben in Gesellschaften erzählen, so schlummert der auftragende Bediente plötzlich ein, die Natur selbst fängt zu gähnen an, und Todesschlaf herrscht ringsum, dieselben wiederholen sich diese Anekdoten alle Nacht allein im Bette und unterhalten sich dabei so köstlich, daß sie nicht einzuschlafen im Stande sind!

Ich komme also darauf zurück, daß die leidige Selbstliebe der Feind ist, warum viele Menschen nicht einschlafen können.

Ich kenne Menschen, die, wenn man ihnen auf der Straße begegnet, eine solche narkotische Einwirkung machen, daß man sich an das erste beste Haus anlehnen und schlummern muß, bis sie vorüber sind, und diese Menschen klagen auch, daß sie nicht einschlafen können! Sie müssen also nothwendiger Weise Nachts ganz aus sich heraustreten und sich für ein anderes Individuum halten.

Man sagt, um bald einzuschlafen müsse man das Licht auslöschen; Unsinn! In Gegenden, wo gar kein Licht herrscht, hört man auch die Klage: „Ich kann gar nicht einschlafen;" das Licht ist kein Hinderniß des Schlafes, denn der erste Mensch ist sogleich nach Erschaffung des großen und des kleinen Lichtes eingeschlafen! Daß aber der erste Mensch so bald und so leicht einschlief, ist ein Beweis für meinen Ausspruch: Man muß gar kein Vermögen besitzen, Niemand lieben, nichts wissen, nichts lesen können, und — unverheirathet sein, um bald und schnell einzuschlafen.

Daß aber das Licht am Einschlafen nicht schadet, beweist der Umstand, daß manche Menschen gerade in der Gesellschaft der größten Lichter am ehesten einschlafen! Ja, daß das Licht durchaus dem Einschlafen zuträglich ist, geht auch daraus hervor, daß man tausend und tausend Dinge, Prozesse, Untersuchungen u. s. w., je eher einschlafen läßt, je greller das Licht ist, in welchen sie erscheinen!

Ich glaube, gerade im Finstern kann man gar nicht einschlafen, denn schlafen heißt die Sinnesempfindungen unterbrechen, aufhören machen; und gerade im Finstern werden die Sinnesempfindungen am meisten wach gehalten.

Ich für meinen Theil, ich finde nie mehr Lust zu schlafen als bei einer Illumination, bei einem Feuerwerke, und die Feuerspritzen sind an manchen Orten nie von einem tiefern Schlaf befallen, als bei einem hellen Brande!

Ein Betrunkener schläft sogleich ein, und der ist doch lichterloh illuminirt!

Je leichter die Phantasie des Menschen ist, desto eher schläft er ein, je farbloser sie ist, desto weniger, darum schläft die Jugend viel, das Alter wenig! Ich weiß, das ist eine falsche Anwendung, allein ich rede jetzt aus dem — Schlaf und will versuchen mich in den Schlaf zu reden, denn ich schreibe diesen Aufsatz nämlich im Bett. — Ich glaube, man fühlt es ihm an — daß ich nicht schlafen kann!

Ich habe doch nichts, weder Dukaten noch Liebe, besitze auch kein Talent, bin unverheirathet, kurz, ich bin Eigenthümer aller Erfordernisse zum Schlaf, und — kann doch nicht schlafen!!

Wie? Sollte ich auch Wohlgefallen an meiner eigenen Gesellschaft finden? Nicht möglich! Ich habe mir etwas aus meinen Schriften vorgelesen und bin doch nicht eingeschlafen! Da dacht' ich, das sind alte Sachen, die wirken nicht so, frische Mittel sind wirksamer, und schreibe mir frisch dieses Opiat. Allein, schon sind alle Leser um mich eingeschlafen, und ich bin noch so munter, so wach! Es ist entsetzlich! Dreimal hab' ich mir das Geschriebene schon vorgelesen und kein Schlaf kömmt in mein Auge! Ich bin nicht im Stande, mir Langeweile zu machen. Ich muß heute Nacht schon durchwachen, Du aber, lieber Leser, eingeschlafen bist Du schon, schlaf also gut aus!

Seifen-Gedanken während des Nasirens.

(Von M. G. Saphir.)

Während des Nasirens hat man, wenn auch nicht die besten, doch gewiß die wahrsten Gedanken; denn man ist nur dann wahr, wenn einem das Messer an der Kehle sitzt.

Nicht nur das Herz hat sein Bewußtsein, sondern auch der Kopf. Gute Gedanken wie gute Thaten, wenn sie auch nicht anerkannt werden, geben ein herrliches Bewußtsein.

Jeder Wunsch, den der Mensch hat, ist ein Flügel an seinem Herzen, er trägt ihn entweder aufwärts zum Himmel, oder abwärts zur Hölle. Das Unglück im Leben ist, daß die Gimpel sich Adlerflügel wachsen lassen.

Jean Paul sagt: „Witz ist der angeschaute Verstand, darum sind jetzt alle unsere Journalisten witzig; denn einen schnellen Verstand kann man nicht anschauen, den Journalisten aber bleibt der Verstand alle Augenblicke stehen, da können sie ihn recht anschauen!!

Wenn man früher große Reisen machte, so brachte man einen leeren Beutel und einen vollen Kopf zurück. Durch unsere Eisenbahnen wird man von der größten Reise einen vollen Beutel und einen leeren Kopf zurückbringen.

Ein Lotterielos ist die Exerzierschule der Hoffnung und des Heirathens; jeder Einzelne glaubt, seine Nummer wird doch nicht immer ungezogen bleiben.

Große Männer, hohe Ideen und hohe Berge sind sich darin gleich, daß wenn wir sie erstiegen haben, wir erst sehen, daß sie oben flach sind.

Wenn man ein Kalb alle Tage ein paar Stubnen lang auf den Schultern trägt, und damit alle Tage fortfährt, so kann man zuletzt den ganzen Ochsen auch tragen; daher ist es begreiflich, wie so mancher Erzieher seinen Zögling noch als Mann ertragen kann.

Witz und Verstand sind Blutsverwandte, anscheinlich halten sie zusammen, im Stillen verfolgen sie sich.

Unter den Mädchen sind gewöhnlich die Engelsköpfchen am flatterhaftesten, sie haben die Flügel nicht einmal an den Schultern, sondern sogleich hart an den Engelsköpfchen.

Unsere Journalisten haben neben dem Tintenfaß noch ein Weinfaß oder Bierfaß stehen, aus dem Tintenfaß klekt ihnen Alles, aus dem Bierfaß klekt ihnen gar nichts. Die Wahrheit schöpfen sie aus dem Tintenfaß wie aus dem Bierfaß, immer nur eine — Halbe.

Von den Todten soll man nichts als Gutes sagen. Den Schriftstellern gönnt man nur darum Unsterblichkeit, um ihnen nie etwas Gutes nachsagen zu müssen.

Kleine Seelen sterben an den Wunden, die ihnen das Schicksal schlägt, große Seelen sterben an den Narben dieser Wunden, und sind denn nicht am Ende die vollsten und die süßesten Herzen, wie die vollsten Traubenkörner am zerrissensten?

Kunz und Schmul.

Kunz.	Schmul.
Sag mir Schmul, wie mag man's deuten,	„Nu? Wos kenn mer dazu sogen?
Jenes Sprichwort — das die Welt	„— Bin ich doch ken kluger Mann? —
Oft erwähnt von reichen Leuten —	„Als mer's beschte Klaid will trogen,
„„Ehrlichkeit am längsten hält?““	„Zieht mer's nur am Schabbes an!“

Der
Chevalier von Maison-Rouge.
(Fortsetzung.)

XXVIII.
Der Chevalier von Maison-Rouge.

Maurice beeilte sich, nach der Section zurückzukehren, um hier Klage gegen Simon zu führen.

Lorin hatte allerdings, ehe er sich von Maurice trennte, ein rascheres Mittel gefunden, welches darin bestand, daß er einige Thermopylen sammeln, Simon bei seinem ersten Ausgang aus dem Temple erwarten und ihn im Gefecht tödten wollte.

Doch Maurice widersetzte sich förmlich diesem Plane.

„Du bist verloren," sagte er zu ihm, „wenn Du auf dem Wege der Gewalt verfährst. Vernichten wir Simon, aber vernichten wir ihn auf eine gesetzmäßige Weise. Das muß für Rechtsgelehrte etwas Leichtes sein."

Dem zu Folge begab sich Maurice am andern Tage auf die Section und brachte seine Klage vor.

Doch er war sehr erstaunt, als in der Sektion der Präsident nichts mehr hören wollte, sich recusirte und sagte: er könne nicht zwischen zwei guten Bürgern, welche Beide durch die Liebe für das Vaterland beseelt seien, Partei nehmen.

„Gut!" versetzte Maurice, „ich weiß nun, was man thun muß, um den Ruf eines guten Bürgers zu verdienen. Ah! ah! das Volk versammeln, um einen Menschen zu tödten, der einem mißfällt, das nennt Ihr von der Liebe für das Vaterland beseelt sein. Dann kehre ich zu der Ansicht von Lorin zurück, welche ich mit Unrecht bekämpft habe. Von heute an will ich Patriotismus treiben, wie Ihr ihn versteht, und an Simon werde ich den ersten Versuch machen."

„Bürger Maurice," antwortete der Präsident, „Simon hat vielleicht bei dieser Angelegenheit weniger Unrecht gehabt, als Du; er hat eine Verschwörung entdeckt, ohne durch seine Functionen dazu berufen zu sein, da wo Du nichts gesehen hast, Du, dessen Pflicht es war, sie zu entdecken; dabei fallen Dir zufällig oder absichtlich Einverständnisse zur Last, welche? wir wissen es nicht, doch Du hast solche mit den Feinden der Nation."

„Ich!" rief Maurice, „ah! das ist etwas Neues; und mit wem denn, Bürger Präsident?"

„Mit dem Bürger Maison-Rouge."

„Ich!" versetzte Maurice erstaunt, „ich habe Einverständnisse mit dem Chevalier von Maison-Rouge? Ich kenne ihn nicht, ich habe ihn nie . . ."

„Man hat Dich mit ihm sprechen sehen."

„Mich?"

„Ihm die Hand drücken sehen."

„Mich?"

„Ja."

„Wo dies? wann dies? Bürger Präsident," fügte Maurice, fortgerissen durch die Ueberzeugung von seiner Unschuld bei, „Du hast gelogen."

„Dein Eifer für das Vaterland führt Dich ein wenig zu weit, Bürger Maurice," sprach der Präsident, „und Du wirst sogleich bereuen, was Du gesagt, wenn ich Dir den Beweis gebe, daß ich nur die Wahrheit gesprochen habe. Hier sind drei verschiedene Berichte, welche Dich anklagen."

„Stille doch," versetzte Maurice; „denkst Du, ich sei einfältig genug, an Euren Chevalier von Maison-Rouge zu glauben?"

„Und warum solltest Du nicht daran glauben?"

„Weil er das Gespenst eines Verschwörers ist, mit dem Ihr stets eine Conspiration bereit haltet, um Eure Feinde darein zu verstricken."

„Lies die Anzeigen."

„Ich werde nichts lesen," sprach Maurice, „ich betheure, daß ich den Chevalier von Maison-Rouge nie gesehen, und daß ich nie mit ihm gesprochen habe. Wer nicht an mein Ehrenwort glauben will, der komme und sage es mir, und ich weiß, was ich ihm zu antworten habe."

Der Präsident zuckte die Achseln. Maurice, der hinter Niemand zurückbleiben wollte, that dasselbe.

Es herrschte eine gewisse düstere Zurückhaltung während der übrigen Sitzung.

Der Präsident, ein braver Patriot, der zum höchsten Range des Districtes durch die Stimmen seiner Mitbürger erhoben worden war, näherte sich nach der Sitzung Maurice und sagte zu ihm:

„Komm' Maurice, ich habe mit Dir zu sprechen."

Maurice folgte dem Präsidenten und dieser führte ihn in ein kleines Cabinet, das an das Sitzungszimmer stieß.

Hier schaute er ihm in das Gesicht, legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach:

„Maurice, ich habe Deinen Vater gekannt und geschätzt und schätze und liebe deßhalb auch Dich. Maurice, glaube mir, Du läufst große Gefahr, wenn Du Dich dem Mangel an Glauben überlässest, was das erste Sinken eines wahrhaft revolutionären Geistes ist. Maurice, mein Freund, sobald man den Glauben verliert, verliert man die Treue. Du glaubst nicht an die Feinde der Nation: daher kommt es, daß Du an ihnen vorübergehst, ohne sie zu sehen, und daß Du das Werkzeug ihrer Complotte wirst, ohne es zu vermuthen."

„Was Teufels! Bürger," sprach Maurice, „ich kenne mich, ich bin ein Mann von Herz, ein eifriger Patriot. Doch mein Eifer macht mich nicht blind, meine Vaterlandsliebe macht mich nicht fanatisch; die Republik bezeichnet bereits zwanzig angebliche Verschwörungen insgesammt mit demselben Namen. Ich verlange ein für allemal den verantwortlichen Herausgeber davon zu sehen."

„Du glaubst nicht an die Verschwörer, Maurice?" sprach der Präsident; „nun wohl, sage mir, glaubst Du an die rothe Nelke, für welche man gestern die Tochter Tison guillotinirt hat?"

Maurice bebte.

„Glaubst Du an das unterirdische Gewölbe im Garten des Temple, das von dem Keller der Bürgerin Plumeau mit einem gewissen Hause der Rue de la Corderie in Verbindung steht?"

„Nein," sprach Maurice.

„So mache es wie der Apostel Thomas, gehe hin und siehe."

„Ich habe die Wache nicht im Temple, und man wird mich nicht einlassen."

„Der Eintritt in den Temple ist nun Jedermann gestattet."

„Wie so?"

„Lies den Bericht, da Du so ungläubig bist, ich werde nur noch durch officielle Aktenstücke verfahren."

„Wie!" rief Maurice den Bericht lesend.

„Fahre fort."

„Man bringt die Königin nach der Conciergerie!"

„Nun," versetzte der Präsident.

„Ah! ah!" machte Maurice.

„Glaubst Du auf einen Traum, auf das, was Du eine Einbildung nennst, auf ein lächerliches Gerücht habe der Wohlfahrtsausschuß eine so ernste Maßregel genommen?"

„Diese Maßregel ist angenommen worden, wird aber nicht vollzogen werden,

wie eine Menge von Maßregeln, welche ich habe beschließen sehen; und das ist Alles . . .“

„Lies bis zum Ende,“ sprach der Präsident.

Und er reichte ihm ein letztes Papier.

„Das Recepisse von Richard dem Kerkermeister der Conciergerie!“ rief Maurice. „Sie ist vor zwei Stunden dort eingesperrt worden.“

Diesmal blieb Maurice nachdenkend.

„Du weißt,“ fuhr der Präsident fort, „die Gemeinde handelt nach tief durchdachten Plänen. Sie hat sich eine breite und gerade Furche gegraben; ihre Maßregeln sind keine Kindereien mehr und sie bringt den Grundsatz von Cromwell: Man muß die Könige nur an den Kopf schlagen, in Ausführung. Lies diese geheime Note des Polizeiministers.“

Maurice las:

„Da wir die Gewißheit haben, daß sich der ehemalige Chevalier von Maison-Rouge in Paris befindet, daß man ihn an verschiedenen Orten gesehen, daß er Spuren seiner Anwesenheit in verschiedenen, glücklicher Weise gescheiterten Complotten zurückgelassen hat, so fordere ich die Chefs der Sectionen auf, ihre Wachsamkeit zu verdoppeln . . .“

„Nun?“ fragte der Präsident.

„Ich muß Dir glauben, Bürger Präsident,“ rief Maurice . . . “

Und er fuhr fort:

„Signalement des Chevalier von Maison-Rouge: fünf Fuß drei Zoll, blonde Haare, blaue Augen, gerade Nase, kastanienbrauner Bart, rundes Kinn, sanfte Stimme, frauenartige Hände . . . fünf und dreißig bis sechs und dreißig Jahre.“

Bei diesem Signalement durchdrang ein seltsamer Schimmer den Geist von Maurice; er dachte an den jungen Mann, der am Tage zuvor die Muscadins befehligt, ihn und Lorin gerettet und so entschlossen mit seinem Sappeursäbel auf die Marseiller eingehauen hatte.

„Alle Wetter!“ murmelte Maurice, „sollte er es sein? In diesem Fall wäre die Anzeige, welche behauptet, man habe mich mit ihm sprechen sehen, nicht falsch.“

„Nun, Maurice,“ fragte der Präsident, „was sagst Du hiezu, mein Freund?“

„Ich sage Dir, daß ich Dir glaube,“ antwortete Maurice, indem er voll Traurigkeit nachsann, denn seit einiger Zeit trübte irgend ein schlimmer Einfluß sein Leben, und er sah alle Dinge um sich her düster werden.

„Setze nicht so Deine Popularität auf das Spiel, Maurice,“ fuhr der Präsident fort, „die Popularität ist heute das Leben. Die Impopularität, nimm Dich wohl in Acht, ist der Verdacht des Verraths, und der Bürger Maurice Lindey darf nicht den Verdacht eines Verräthers auf sich ziehen.

Maurice hatte nichts auf eine Lehre zu erwiedern, von der er fühlte, daß sie die Seinige war. Er dankte seinen alten Freunde und verließ die Section.

„Ah!“ murmelte er, „athmen wir ein wenig, das ist zu viel des Verdachts und des Kampfes. Gehen wir gerade zur Ruhe, zur Unschuld und zur Freude, gehen wir zu Genevieve.“

Und er schlug den Weg nach der Vielle-Rue-Saint-Jacques ein.

Als er zu dem Meister Rothgerber kam, unterstützten Dirmer und Morand Genevieve, welche unter einem heftigen Nervenanfalle litt.

Statt ihm den Eingang wie gewöhnlich freizulassen, versperrte ihm ein Bedienter den Weg.

„Melde mich immerhin,“ sagte Maurice unruhig; „kann mich Dirmer in diesem Augenblick nicht empfangen, so werde ich mich wieder entfernen.“

Der Bediente trat in den kleinen Pavillon, während Maurice im Garten blieb.

Es kam ihm vor, als ob sich etwas Seltsames im Hause ereignete. Die Gerbergesellen waren nicht bei ihrer Arbeit und gingen mit unruhiger Miene im Garten hin und her.

Dirmer kam selbst bis an die Thüre.

„Treten Sie ein,“ sagte er, „treten Sie ein lieber Maurice, Sie gehören nicht denjenigen, für welche die Thüre verschlossen ist.“

„Aber was gibt es denn?“ fragte der junge Mann.

„Genevieve ist leidend,“ sprach Dirmer, „mehr als leidend, denn sie delirirt.“

„Ah! mein Gott!“ rief der junge Mann, sehr bewegt, daß er hier abermals die Störung und das Leiden treffen sollte. „Was hat sie denn?“

„Sie wissen, mein Lieber,“ antwortete Dirmer, „auf die Krankheiten der Frauen versteht sich Niemand, und am wenigsten der Gatte.“

Genevieve lag zurückgeworfen auf einem Ruhebett. Neben ihr stand Morand der sie an Salzen riechen ließ.

„Nun?“ fragte Dirmer.

„Immer dasselbe,“ erwiederte Morand.

„Heloise! Heloise!“ murmelte die junge Frau durch ihre weißen Lippen und ihre geschlossenen Zähne.

„Heloise!“ wiederholte Maurice erstaunt.

„Ei! mein Gott, ja,“ versetzte Dirmer lebhaft „Genevieve hat das Unglück gehabt, gestern auszugehen und den unglücklichen Henkerkarren mit einem armen Mädchen Namens Heloise, das man zur Guillotine brachte, vorüberfahren zu sehen. Seit diesem Augenblick hat sie fünf Nervenanfälle gehabt und wiederholt unablässig diesen Namen.“

„Sie war besonders betreten darüber,“ sprach Morand, „daß sie in dem Mädchen die Blumenhändlerin erkannte, welche die Nelken an sie verkauft hat, wie Sie wissen.“

„Sicherlich weiß ich es, da mir ihretwegen beinahe der Kopf abgeschlagen worden wäre.“

„Ja, wir haben Alles erfahren, lieber Maurice, und glauben Sie, wir waren im höchsten Grade darüber erschrocken; doch Morand wohnte der Sitzung bei und sah Sie frei weggehen.“

„Stille,“ versetzte Maurice, „sie spricht, glaube ich, abermals.“

„Oh! abgebrochene, unverständliche Worte,“ sagte Dirmer.

„Maurice,“ murmelte Genevieve, „sie wollen Maurice tödten. Kommen Sie ihm zu Hülfe, Chevalier, zu Hülfe!“

Ein tiefes Stillschweigen folgte auf diese paar Worte.

„Maison-Rouge!“ murmelte Genevieve abermals; „Maison-Rouge!“

Maurice durchzuckte es wie ein Blitz des Verdachtes; doch es war nur ein Blitz. Ueberdies fühlte er sich zu sehr erschüttert durch das Leiden von Genevieve, um ihre Worte zu deuten.

„Haben Sie einen Arzt gerufen?“ fragte er.

„Oh! es wird nichts sein,“ erwiederte Dirmer, „nur ein wenig Delirium . . .“

Und er preßte den Arm seiner Frau so heftig zusammen, daß Genevieve zu sich kam und, einen leichten Schrei ausstoßend, ihre Augen öffnete, welche sie bis dahin beständig geschlossen gehabt hatte.

„Ah! Ihr seid Alle hier,“ sprach sie „und Maurice ist bei Euch. Oh, ich bin glücklich, Sie zu sehen, mein Freund: wenn Sie wüßten, wie ich . . . (sie verbesserte sich) wie wir seit zwei Tagen gelitten haben.“

„Ja, wir sind Alle hier,“ erwiederte Maurice, „beruhigen Sie sich also und machen Sie sich keine solche Schreckniße mehr. Es gibt besonders einen Namen, welchen auszusprechen Sie sich abgewöhnen müssen, insofern er in diesem Augenblick nicht im Geruche der Heiligkeit steht.“

„Und welchen?“ fragte Genevieve rasch.

„Den des Chevalier von Maison-Rouge.“

„Ich habe den Chevalier von Maison-Rouge genannt!“ rief Genevieve erschrocken.

„Allerdings,“ antwortete Dirmer mit einem erzwungenen Gelächter. „Doch Sie begreifen, Maurice, es ist darüber nicht zu erstaunen, da man öffentlich sagt, er sei der Schuldgenosse der Tochter Tison und habe einen Entführungsversuch geleitet, der zum Glück gestern gescheitert ist.“

„Ich sage nicht, es sei hier Anlaß zum Erstaunen,“ antwortete Maurice, „ich sage nur, er habe sich wohl zu verbergen.“

„Wer?“ fragte Dirmer.

„Der Chevalier von Maison-Rouge, bei Gott! die Gemeinde sucht ihn und ihre Spürhunde haben eine feine Nase.“

„Wenn man ihn nur festnimmt, ehe er ein neues Unternehmen vollführt, das ihm besser gelingt, als das letzte,“ sprach Morand.

„In jedem Fall wird das nicht zum Vortheil der Königin sein,“ sagte Maurice.

„Warum dies?“ fragte Morand.

„Weil die Königin fortan von seinen Handstreichen sicher gestellt ist.“

„Und wo ist sie denn?“ fragte Dirmer.

„In der Conciergerie, wohin man sie in dieser Nacht versetzt hat.“

„Dirmer, Morand und Genevieve stießen einen Schrei aus, den Maurice für einen Ausruf des Erstaunens hielt.

„Sie sehen also,“ fuhr er fort, „den Plänen des Ritters der Königin ist ein Ziel gesteckt! Die Conciergerie ist sicherer als der Temple.“

Morand und Dirmer wechselten einen Blick, der Maurice entging.

„Ah! mein Gott!“ rief er, „Madame Dirmer erbleicht abermals.“

„Genevieve,“ sagte Dirmer zu seiner Frau, „Du mußt Dich zu Bette legen, mein Kind, Du leidest.“

Maurice begriff, daß man ihn verabschiedete; er küßte Genevieve die Hand und entfernte sich.

Morand ging mit ihm hinaus und begleitete ihn bis in die Rue Vieille-Saint Jacques.

Hier verließ er ihn, um ein paar Worte zu einem Bedienten zu sagen, der ein gesatteltes Pferd an der Hand hielt.

Maurice war so in sich selbst vertieft, daß er Morand, an den er übrigens, seitdem sie mit einander aus dem Haus gegangen, kein Wort gerichtet hatte, nicht einmal fragte, wer dieser Bediente wäre und was das Pferd hier machte.

Er schlug den Weg nach der Rue des Fosses-Saint-Victor ein und erreichte die Quais.

„Es ist seltsam!“ sagte er auf dem Wege zu sich selbst. „Schwächt sich mein Geist, oder nehmen die Ereignisse einen so ernsten Charakter an? Alles erscheint mir vergrößert, als ob ich es durch ein Mikoscrop erblickte.“

Und um ein wenig Ruhe zu finden, bot Maurice seine Stirne dem Abendwind und stützte sich auf das Geländer der Brücke. (Fortsetzung folgt.)

Heinrich Heine.

(Aus der „Turn-Zeitung.“)

I.

In einem bescheidenen Hause der Rue d'Amsterdam in Paris, zwei Treppen hoch, liegt in einem Zimmer, dessen verhüllte Fenster gegen den stillen Hof hinaussehen, der größte lebende deutsche Dichter auf dem schmerzensreichen Krankenlager, auf das ihn die furchtbarsten physischen Leiden seit bald sieben Jahren gefesselt haben. Eine traurige Dicherwohnung, ein trauriges Dichterleben. Kein frischer Lufthauch weht des Frühlings beseligende Düfte in diese düstern Mauern; kein süßer Nachtigallenschlag, dessen melodisches Klagegetön so oft den Dichter berauscht und entzückt, tönt mehr in sein Ohr; kein mährchenhaftes Säuseln und Flüstern grünen Laubwerks verräth ihm mehr des Waldes Geheimnisse, der grünen Natur Leben, Sehnen und Lieben, — mit geschlossenen Augen liegt er in dem weichen Kissen, jetzt von qualvollen Leiden gefoltert, jetzt im glücklichen Augenblick eines minder peinigenden Zustandes wieder die helleuchtenden Funken seines beweglichen Geistes, seines ewigen Witzes sprühend.

Heinrich Heine! Geschätzter und geschmähter, geliebter und gehaßter, anerkannter und verkannter Dichter! — Es ist wahrlich mehr als nur kühnes Unterfangen, Heinrich Heine als Dichter und Mensch auf dem beschränkten Raum unserer Zeitung in gedrängter Skizze schildern zu wollen. Wir hatten auch wochenlange das nur zu

oft nahegelegte Thema zurückgeschoben und waren Willens, das vollständige Erscheinen der neu angekündigten Werke des kranken Dichters abzuwarten, die wohl jedenfalls die anscheinend äußerst mangelhaften biographischen Notizen ergänzen und zur Erklärung seiner geistigen Erscheinung als Dichter und Mensch sehr erleichternd beitragen dürften. Wir sind noch nicht im Besitze aller dieser sehnlichst erwarteten Hülfsquellen und werden nun durch ein Ereigniß, das wir — abgesehen von jeder geschäftlichen Rücksicht auf hier und drüben — seiner unausbleiblichen guten Folgen auf die Volksbildung wegen herzlich willkommen heißen, dazu gedrängt, einige Worte über den großen Dichter zu wagen und auch den weiteren Kreis unserer Leser auf ihn aufmerksam zu machen. Im Laufe der Woche kam uns nämlich das 1. Heft einer prächtig ausgestatteten amerikanischen Ausgabe von Heine's sämmtlichen Werken (Amerikanische Volks-Bibliothek Deutscher Klassiker. H. Heine's Werke. Erster Band: Reisebilder. Philadelphia, King und Baird.) zu, deren beispiellose Wohlfeilheit auch dem wenig Bemittelten die Anschaffung möglich macht; und ihn dazu zu ermuntern, ist der Zweck dieser eiligen und in manchen Beziehungen vielleicht deßhalb übereilten Arbeit.

Versuchen wir zuerst aus den uns gebotenen Hülfsmitteln einen Umriß der Biographie des Dichters zu geben.

Den meisten Nachrichten zufolge ist H. Heine in der Neujahrsnacht 1800 zu Düsseldorf am Rhein geboren, also jetzt 55 Jahre alt. Diesen Daten wird aber durch ein Schreiben Heine's an St. René-Taillandier, welcher ihn um die genaue Angabe seines Geburtsjahres anging, einigermaßen widersprochen; er sagt darin: „Ich beschränke mich darauf, Ihnen zu sagen, daß das Datum meiner Geburt in den Biographien nicht angegeben ist. Diese Ungenauigkeit mag, unter uns gesagt, die Folge eines absichtlich begangenen Fehlers zu meinen Gunsten während der preußischen Invasion sein, man wollte mich dadurch vom Dienste Sr. Maj. des Königs von Preußen befreien. — — Indem ich meinen Taufschein zu Rathe ziehe, so finde ich daselbst als meinen Geburtstag den 12. Dec. 1799. Wichtig ist nur, daß ich geboren und zwar an den Ufern des Rheins geboren wurde. — — — Meine Vorfahren gehörten der jüdischen Religion an; ich war niemals stolz auf diese Abkunft; auch habe ich mich niemals gerühmt, Lutheraner zu sein. — — —" Sein Vater war ein angesehener Kaufmann; seine Mutter Louise eine geborne von Geldern; der Dichter selbst, das erste Kind dieser Ehe, erhielt in der Taufe den Namen Harry, den er später in Heinrich umwandelte.

Den ersten Unterricht erhielt er von Privatlehern und besuchte darauf das Lyceum seiner Vaterstadt. Im Buche „Le Grand" (im 2. Band der Reisebilder hat er manche Reminiscenzen aus seiner Kinder- und Jugendzeit oft mit tiefpoetischen Farben gemalt zur Kenntniß seiner Verehrer gebracht. Er sagt da unter Anderm über die Schule: „Den andern Tag (an dem Joachim Murat als Großherzog von Berg gehuldigt worden) war die Welt wieder ganz in Ordnung und es war wieder Schule nach wie vor, und es wurde wieder auswendig gelernt nach wie vor — die römischen Könige, die Jahreszahlen, die nomina auf im, die verba irregularia, Griechisch, Hebräisch, Geographie, Deutsche Sprache, Kopfrechnen — Gott! der Kopf schwindelt mir noch davon — alles mußte auswendig gelernt werden. — — — Ich aber hatte in der Schule meine Noth mit den vielen Zahlen! mit dem eigentlichen Rechnen ging es noch schlechter. Am besten begriff ich das Subtrahiren und da gibt es eine sehr praktische Hauptregel: „Vier von drei geht nicht, da muß ich Eins borgen" — ich rathe aber Jedem, in solchen Fällen immer einige Groschen mehr zu borgen, denn man kann nicht wissen. Was aber das Lateinische betrifft, so haben Sie gar keine Idee davon, Madame, wie das verwickelt ist. Den Römern würde gewiß nicht Zeit genug übrig geblieben sein, die Welt zu erobern, wenn sie erst Latein hätten lernen sollen. — — Aber, Madame, die verba irregularia — sie unterscheiden sich von den verbis regularibus dadurch, daß man bei ihnen noch mehr Prügel bekömmt — sie sind gar entsetzlich schwer. — — Vom Griechischen will ich gar nicht sprechen, ich ärgere mich sonst zu viel. Die Mönche im Mittelalter hatten sonst ganz Unrecht nicht, wenn sie behaupteten, daß das Griechische eine Erfindung des Teufels sei. Gott kennt die Leiden, die ich dabei ausgestanden. Mit dem Hebräischen ging es besser,

denn ich hatte immer eine große Vorliebe für die Juden, obgleich sie bis auf diese Stunde meinen guten Namen kreuzigen; aber ich konnte es doch im Hebräischen nicht so weit bringen, wie meine Taschenuhr, die viel intimen Umgang mit Pfänderverleihern hatte und dadurch manche jüdische Seite annahm — z. B. des Sonnabends ging sie nicht — — Indessen von der deutschen Sprache begriff ich viel mehr und die ist doch gar nicht so kinderleicht. Denn wir armen Deutschen, die wir schon mit Einquartierungen, Militärpflichten, Kopfsteuer und tausenderlei Abgaben genug geplagt sind, wir haben uns noch außerdem den Adelung aufgesackt und quälen uns einander mit dem Accusativ und Dativ. Viel deutsche Sprache lernte ich vom alten Rektor Schallmeyer, einem braven geistlichen Herrn, der sich meiner von Kind auf annahm. Aber ich lernte auch etwas der Art von Professor Schramm, einem Manne, der ein Buch über den ewigen Frieden geschrieben hat und in dessen Klasse sich meine Mitbuben am meisten rauften." Und in diesem, oft süßen, oft scherzenden Tone fährt Heine fort, den Lehrern seiner Jugend Denkmale zu setzen.

H. Heine war allem Anscheine nach von seinem Vater für den Handelsstand bestimmt. Einer uns vorliegenden biographischen Skizze zufolge, hätte ihn derselbe im Jahre 1816 nach Hamburg gebracht, damit er sich dort zum Kaufmann ausbilde. Dort sei er bis zum Jahre 1819 geblieben, ohne indeß dem Wunsche des Vaters entschieden nachzukommen, weil der, in ihm lebende, rege Geist ihn zu höheren wissenschaftlichen Beschäftigungen hinzog. Andere verlegen den Schauplatz dieser kaufmännischen Laufbahn nach Frankfurt a. M. Nach einem Aufsatze seines Bruders Gustav Heine, Redakteur des „Wiener Fremdenblatts", welcher u. A. der jämmerlichen Uebersetzung der Dieux en exil, die bei Hampel in Berlin erschien, vorangedruckt ist, soll Heinrich sich diesem gegenüber also geäußert haben: „Ich war öfter in Frankfurt und kenne daher die Stadt so gut. Mein seliger Vater ließ mich im Jahre 1815 auf längere Zeit daselbst zurück. Ich sollte aus besondern Rücksichten im Bureau meines Vaters als Volontär arbeiten, blieb aber nur vierzehn Tage dort und benutzte seitdem meine junge, uneingeschränkte Freiheit, um ganz andere Dinge zu studiren. Zwei Monate verlebte ich damals in Frankfurt, und in dem Bureau des Banquiers meines Vaters brachte ich, wie gesagt, nur vierzehn Tage zu. Daraus mag wohl der absichtliche Irrthum entstanden sein, den ich einmal in einem deutschen Blatte las: „ich sei nämlich zwei Jahre lang in Frankfurt bei einem Banquier im Dienste gestanden. „Gott weiß, ich wäre gern Banquier geworden, es war zuweilen mein Lieblingswunsch, ich konnte es aber nie dazu bringen. Ich habe es früh eingesehen daß den Banquiers einmal die Weltherrschaft anheimfalle."

Soviel ist gewiß, daß Heine in diesen Jahren schon dichterisch thätig war. In dem oben angeführten Briefe an St. Rene Taillandier erwähnt er, daß er schon mit sechszehn Jahren — dem Wortlaute nach dem Rhein, also wohl in Düsseldorf — ein Gedicht auf Napoleon geschrieben. — „Sie können es, fügt es bei, im Buch der Lieder unter dem Titel „Die beiden Grenadiere" finden und es wird Ihnen beweisen, daß meine ganze Verehrung damals dem Kaiser galt." Im Jahre 1817 ließ er seine ersten Gedichte drucken; sie erschienen in der Zeitschrift „Der Wächter" unter dem Pseudonym Sy-Freundhold Riesenharf, das er durch Buchstabenversetzung aus „Harry Heine" und „Düsseldorf" gebildet hatte. Darunter die in der spätern Sammlung beibehaltenen „Der Traum" und „Die Weihe."

Im Jahre 1819, zu Beginn des Sommersemesters, bezog Heine die Universität Bonn, um dort Jurisprudenz zu studiren. Der Vater hatte den Bitten des Sohnes endlich nachgegeben und der Letztere sich in der Wahl des Studiums den Wünschen seines Oheims, des bekannten jüdischen Banquiers Salomon Heine in Hamburg, anbequemt. „Dabei war es sehr natürlich," sagt die erwähnte biographische Skizze, „daß das trockene juristische Studium, an und für sich nicht nach eigenem Geschmack gewählt, ihm nicht sonderlich behagte; die Rechtscollegien wurden andern bedeutend nachgesetzt, die ihm besser zusagten. Geschichte und Literargeschichte waren es, welche ihn am meisten anzogen. Die dahinschlagenden Vorlesungen versäumte er nie, während die Vorlesungen seines Fachstudiums sich seltener seiner Aufmerksamkeit zu erfreuen hatten. Die Musestunden (zu denen die Mußestunden wohl erst dadurch wurden!) gehörten im eigentlichen Sinne der Muse der Dichtkunst. Heine hatte von

Hamburg bereits eine ziemlich zahlreiche Sammlung von Gedichten mit nach Bonn gebracht, welche sich hier bald mehrte; dabei studirte er von den bedeutendern Dichtern besonders Byron. In die erste Zeit seines Studiums fiel auch ein in Prosa geschriebener Aufsatz „Die Romantik," welcher im westphälischen Blatte „Der Sprecher" abgedruckt wurde. Heine trat hier als Verfechter der Romantik auf.

„In den Herbstferien des Jahres 1820 begann er in dem, Bonn gegenüberliegenden Dorfe Beul seine Tragödie „Almansor," über welche er in jener Zeit inmitten des Arbeitens daran an einen Freund die selbstkritisirenden Worte schrieb: „Ich habe jetzt bis auf einige Zeilen den dritten Akt meiner Tragödie Almansor geschlossen, das war der schwerste und längste Akt. Hoffentlich werde ich diesen Winter die übrigen Akte auch vollenden. Wenn das Stück auch nicht gefallen wird, so wird es doch wenigstens Aufsehen erregen. In dieses Stück habe ich mein eigenes Selbst hineingeworfen, mit sammt meinen Paradoxen, meiner Weisheit, meiner Liebe, meinem Hasse und meiner ganzen Verrücktheit. Sobald ich es ganz fertig habe, übergebe ich es ohne Weiteres dem Drucke. Es wird schon aufs Theater kommen, gleichviel wann." Später schreibt er aus Berlin über denselben Gegenstand: „Ich habe mit aller Kraftanstrengung daran gearbeitet, kein Herzblut und Gehirnschweiß dabei geschont, habe bis auf einen halben Akt das Ganze fertig und zu meinem Entsetzen finde ich, daß dieses von mir selbst angestaunte und vergötterte Prachtwerk nicht allein keine gute Tragödie ist, sondern gar nicht einmal den Namen Tragödie verdient. — Nachdem die Tragödie vollendet und im Jahre 1823 im Druck erschienen war, fügte Heine den Schlußstein der Selbstkritik hinzu, indem er demselben Freunde gegenüber brieflich äußerte: „Meine Tragödien (die einaktige „William Radcliff" war beigefügt) haben soeben die Presse verlassen. Ich weiß, man wird sie sehr herunterreißen, aber ich will Dir im Vertrauen gestehen, sie sind sehr gut, besser als meine Gedichtsammlung, die keinen Schuß Pulver werth ist." Wir fügen hinzu, daß das ganze deutsche Publikum durchaus anderer Meinung gewesen ist."

Noch in demselben Herbste, im Oktober 1820, verließ Heine Bonn und ging nach Göttingen, um seine Studien fortzusetzen. Wie es ihm dort gefallen hat, ersehen wir aus seiner „Harzreise" im ersten Bande der Reisebilder, wo er sagt: „Die Stadt Göttingen, berühmt durch ihre Wüste und Universität, gehört dem Könige von Hanover und enthält 999 Feuerstellen, diverse Kirchen, eine Entbindungsanstalt, eine Sternwarte, einen Karzer, eine Bibliothek und einen Rathskeller, wo das Bier sehr gut ist. Der vorbeifließende Bach heißt „die Leine," und dient des Sommers zum Baden; das Wasser ist so kalt und an einigen Orten so breit, daß Lüder wirklich einen Anlauf nehmen mußte, als er hinüber sprang.

Die Stadt selbst ist schön und gefällt einem am besten, wenn man sie mit dem Rücken ansieht. Sie muß schon sehr lange stehen; denn ich erinnere mich, als ich vor fünf Jahren dort immatrikulirt und bald darauf konsiliirt wurde, hatte sie schon dasselbe graue, altkluge Ansehen und war schon vollständig eingerichtet mit Schnurren, Pudeln, Dissertazionen, Theedansants, Wäscherinnen, Compendien, Taubenbraten, Guelfenorden, Promotionskutschen, Pfeifenköpfen, Hofräthen, Justizräthen, Relegazionsräthen, Profaren und anderen Faxen. Einige behaupten sogar die Stadt sei zur Zeit der Völkerwanderung erbaut worden; jeder deutsche Stamm habe damals ein ungebundenes Exemplar seiner Mitglieder dort zurückgelassen, und davon stammten alle die Vandalen, Friesen, Schwaben, Teutonen, Sachsen, Thüringer u. s. w. (so genannte Studentenvereine) die noch heut zu Tage in Göttingen hordenweis und geschieden durch Farben der Mützen und der Pfeifenquäste über die Weenderstraße einherziehen, auf den blutigen Wahlstätten der Rasenmühle, des Ritschenkrugs und Bovdens sich ewig unter einander herumschlagen, in Sitten und Gewohnheiten noch immer wie zur Zeit der Völkerwanderung dahinleben, und theils durch ihre Duces, welche Haupthähne heißen, theils durch ihr uraltes Gesetzbuch, welches Comment heißt und in den legibus barbarorum eine Stelle uerdient, regiert werden.

(Fortsetzung folgt.)

Der
Chevalier von Maison-Rouge.
(Fortsetzung.)

XXIV.
Die Patrouille.

Als er in seinem Innern diese traurigen Betrachtungen beendigte, und während er das Wasser mit jener schwermüthigen Aufmerksamkeit, deren Symptome man bei jedem Vollblut-Pariser wiederfindet, hinfließen sah, hörte Maurice, auf das Brückengeländer gestützt, eine kleine Truppe mit einem gleichmäßigen Schritte, wie etwa der einer Patrouille sein könnte, auf sich zukommen: es war eine Compagnie der Nationalgarde, welche vom andern Ende der Brücke herbeimarschirte. Inmitten der Finsterniß glaubte Maurice Lorin zu erkennen.

Er war es in der That. Sobald er ihn erblickte, lief er auf ihn zu.

„Endlich," rief Lorin, „Du bist es. Morbleu! man kann Dich nicht ohne Mühe auffinden.

„Doch ein ander Gesicht gewinnt mein Geschicke,
Da ich den Freund nun den treuen erblicke."

„Diesmal wirst Du Dich hoffentlich nicht beklagen; ich gebe Dir Racine, statt Dir Lorin zu geben."

„Was willst Du denn hier in Patrouille machen?" fragte Maurice, den Alles beunruhigte.

„Ich bin Anführer einer Expedition, mein Freund: es handelt sich darum, unsern erschütterten Ruf auf seiner ursprünglichen Base wiederherzustellen."

Dann wandte er sich gegen seine Leute um und rief:

„Das Gewehr in die Hand, präsentirt das Gewehr, hoch das Gewehr. Gut, meine Kinder, die Nacht ist noch nicht schwarz genug. Plaudert von Euren kleinen Angelegenheiten, wir wollen von den unsrigen plaudern."

Dann ging er wieder auf Maurice zu und sagte zu diesem:

„Ich habe heute in der Section zwei große Neuigkeiten erfahren."

„Welche?"

„Daß wir, Du und ich, verdächtig zu werden anfangen."

„Ich weiß es . . . Hernach?"

„Ah! Du weißt es?"

„Ja."

„Die zweite, daß die ganze Verschwörung mit der Nelke von dem Chevalier von Maison-Rouge geleitet worden ist."

„Ich weiß es abermals."

„Doch Du weißt nicht, daß die Verschwörung der rothen Nelke und die des unterirdischen Ganges nur eine einzige Verschwörung bildeten?"

„Ich weiß es ebenfalls."

„Dann gehen wir zu einer dritten Neuigkeit über. Diese weißt Du nicht, dessen bin ich sicher. Wir werden diesen Abend den Chevalier von Maison-Rouge festnehmen."

„Den Chevalier von Maison-Rouge festnehmen?"

„Ja."

„Du hast Dich also zum Gendarme gemacht?"

„Nein, doch ich bin Patriot. Ein Patriot ist sich seinem Vaterlande schuldig. Mein Vaterland wird aber abscheulich verwüstet durch diesen Chevalier von Maison-

Rouge, der Complott auf Complott macht. Das Vaterland befiehlt nun mir, der ich ein Patriot bin, es von genanntem Chevalier von Maison-Rouge, der es furchtbar belästigt, zu befreien, und ich gehorche dem Vaterland."

„Gleichviel, es ist seltsam, daß Du Dich mit einem solchen Auftrage belastest."

„Ich habe mich nicht damit belastet, man hat mich damit belastet; übrigens muß ich sagen, daß ich mich um diesen Auftrag beworben hätte ... Wir bedürfen eines auffallenden Schlages, um wieder in unser voriges Ansehen eingesetzt zu werden, in Betracht, daß diese Wiedereinsetzung nicht nur die Sicherheit unseres Daseins ist, sondern auch das Recht, bei der ersten Gelegenheit sechs Zoll Klinge in den Bauch des abscheulichen Simon zu stoßen."

„Aber wie hat man erfahren, daß der Chevalier von Maison-Rouge an der Spitze der Verschwörung des unterirdischen Ganges stand?"

„Es ist noch nicht ganz sicher, doch man nimmt es an."

„Ah! Ihr verfahrt durch Schlußfolgerungen?"

„Wir verfahren durch Gewißheit."

„Wie machst Du das Alles? Sprich, denn am Ende ..."

„Höre wohl."

„Ich höre Dich."

„Kaum hörte ich schreien: Große Verschwörung entdeckt durch den Bürger Simon ... (diese Canaille Simon! er ist überall, dieser Schurke!) als ich die Wahrheit durch mich selbst beurtheilen wollte. Man sprach nun von einem unterirdischen Gange."

Besteht er?"

„Oh! er besteht, ich habe ihn gesehen."

„Gesehen, selbst gesehen, was man so gesehen nennt."

„Nun, warum pfeifst Du denn nicht?"

„Weil das von Moliere ist, und dann gestehe ich Dir, die Umstände kommen mir ein wenig zu ernst vor, um darüber zu scherzen."

„Ei! über was sollte man denn scherzen, wenn man nicht über ernste Dinge scherzen würde?"

„Du sagst also, Du habest ihn gesehen?"

„Den unterirdischen Gang? Ich wiederhole Dir, daß ich diesen Gang gesehen, daß ich ihn durchlaufen habe, und daß er von dem Keller der Bürgerin Plumeau mit einem Hause der Rue de la Corderie in Verbindung stand, mit dem Hause Nro. 12 oder 14, ich erinnere mich nicht mehr genau."

„Wirklich, Lorin, Du hast ihn durchlaufen?"

„In seiner ganzen Länge, und meiner Treue, es war ein gar hübsch ausgehauener Gang, den man mit drei eisernen Gittern coupirt hatte, die man eines nach dem andern ausbrechen mußte; diese Gitter aber hätten ihnen, falls den Verschworenen ihr Streich gelungen wäre, mit Aufopferung von drei bis vier von den ihrigen, Zeit genug gegeben, die Wittwe Capet in Sicherheit zu bringen. Zum Glück ging es nicht so, und der abscheuliche Simon hat diese Verschwörung abermals entdeckt."

„Mir scheint," versetzte Maurice, „man hätte zuerst die Bewohner des Hauses der Rue de la Corderie verhaften sollen."

„Das würde man auch gethan haben, hätte man das Haus nicht von Miethsleuten entblößt gefunden."

„Dieses Haus gehörte aber doch irgend Jemand?"

„Ja, einem neuen Eigenthümer, doch Niemand kannte ihn; man wußte nur, daß das Haus seit vierzehn Tagen oder drei Wochen den Herrn gewechselt hatte. Die Nachbarn hörten wohl Lärmen, da aber das Gebäude alt war, so glaubten sie, man arbeite an Ausbesserungen. Ich kam mittlerweile an Ort und Stelle."

„„Bei Gott,"" sagte ich zu Santerre, den ich bei Seite nahm, „„Ihr seid Alle sehr in Verlegenheit.""

„„Es ist wahr, wir sind es.""

„„Dieses Haus ist verkauft worden, nicht wahr?""

„„Ja.""

„„Vor vierzehn Tagen?""

„„Vor vierzehn Tagen oder drei Wochen.““

„„Verkauft in Gegenwart eines Notars ?““

„„Ja.““

„„Dann muß man bei allen Notaren von Paris suchen, man muß in Erfahrung bringen, welcher dieses Haus verkauft hat, und sich die Urkunde mittheilen lassen. Man wird den Namen und den Wohnort des Käufers darauf finden.““

„„Das ist gut! das ist ein Rath,““ sprach Santerre, „„und diesen Menschen beschuldigt man, er sei ein schlechter Patriot. Lorin, Lorin! ich stelle Deinen Ruf wieder her, oder der Teufel soll mich rösten!““

„Kurz!“ fuhr Lorin fort, „gesagt, gethan. Man suchte den Notar, man fand die Urkunde, und auf der Urkunde den Namen und den Wohnort des Schuldigen. Da hielt mir Santerre Wort, und bezeichnete mich zur Verhaftung.“

„Und dieser Mann war der Chevalier von Maison-Rouge ?“

„Nein, nur sein Mitschuldiger, nämlich wahrscheinlich.“

„Aber wie kannst Du dann sagen, Du wolleſt den Chevalier von Maison-Rouge verhaften ?“

„Wir verhaften sie Alle mit einander.“

„Kennst Du den Chevalier von Maison-Rouge ?“

„Ganz genau!“

„Du hast also sein Signalement ?“

„Bei Gott! Santerre hat es mir gegeben. Fünf Fuß, zwei bis drei Zoll, blonde Haare, blaue Augen, gerade Nase, kastanienbrauner Bart; übrigens habe ich ihn gesehen.“

„Wann ?“

„Heute.“

„Du hast ihn gesehen ?“

„Und Du auch.“

Maurice bebte.

„Der kleine, blonde junge Mann, der uns diesen Morgen befreit hat, Du weißt, derjenige, welcher die Truppe der Muscadins befehligte und so kräftig dreinschlug.“

„Er war es also ?“ fragte Maurice.

„Er selbst. Man verfolgte ihn und verlor ihn in der Gegend des Domicils unseres Hauseigenthümers der Rue de la Corderie, so daß man annimmt, sie wohnbeisammen.“

„In der That, das ist wahrscheinlich.“

„Es ist sicher.“

„Doch mir scheint, Lorin,“ fügte Maurice bei, „mir scheint, daß Du Dich, wenn Du diesen Abend denjenigen, welcher uns diesen Morgen gerettet hat, verhaftest, ein wenig gegen die Dankbarkeit versündigst.“

„Stille doch, glaubst Du, sie haben uns gerettet, um uns zu retten ?“

„Und warum denn ?“

„Keines Wegs. Sie lagen im Hinterhalt, um die arme Heloise Tison zu entführen, wenn sie vorüberkäme. Unsere Würger standen ihnen im Wege, und sie fielen über unsere Würger her. Wir sind durch einen Gegenschlag gerettet worden. Da nun Alles auf die Absicht ankommt und die Absicht hiebei nicht für uns war, so habe ich mir nicht die geringste Undankbarkeit vorzuwerfen. Siehst Du übrigens, Maurice, der Hauptpunkt ist die Nothwendigkeit, und es liegt die Nothwendigkeit vor, daß wir unsern Ruf durch einen auffallenden Schlag wiederherstellen. Ich bin indessen für Dich gut gestanden.“

„Bei wem ?“

„Bei Santerre; er weiß, daß Du die Expedition befehligst.“

„Wie so ?“

„„Bist Du sicher, daß Du die Schuldigen verhaften wirst ?““ sagte er.

„„Ja,““ antwortete ich, „„wenn Maurice dabei ist.““

„„Bist Du seiner sicher ? Maurice wird seit einiger Zeit lau.““

„„Diejenigen, welche dies sagen, täuschen sich; Maurice ist ebenso wenig lau als ich.““

„„Und Du stehst für ihn?““

„„Wie für mich selbst.““ Dann ging ich zu Dir, doch ich fand Dich nicht. Hierauf schlug ich diesen Weg ein, einmal, weil es der meinige war, und dann, weil es derjenige ist, welchen Du gewöhnlich gehst; endlich habe ich Dich gefunden, Du bist hier, vorwärts, Marsch!“

„Singend öffnet uns der Sieg
Schrank' und Thor und Riegel.“

„Mein lieber Lorin, ich bin in Verzweiflung, doch ich finde in mir nicht den geringsten Geschmack für diese Expedition; Du sagst, Du habest mich nicht getroffen.“

„Unmöglich, alle unsere Leute haben Dich gesehen.“

„Nun, so sagst Du, Du habest mich getroffen, und ich habe nicht von den Eurigen sein wollen.“

„Ebenso unmöglich.“

„Und warum dies?“

„Weil Du diesmal nicht mehr ein Lauer, sondern ein Verdächtiger sein wirst... und Du weißt, was man mit den Verdächtigen macht: man führt sie auf den Revolutionsplatz und fordert sie auf, die Statue der Freiheit zu grüßen; nur grüßen sie statt mit dem Hute, mit dem Kopf.“

„Nun wohl, Lorin, es mag da kommen, was da will; doch in der That, es wird Dir ohne Zweifel seltsam vorkommen, was ich Dir sagen werde.“

Lorin machte große Augen und schaute Maurice an.

„Höre mich,“ versetzte Maurice, ich bin des Lebens überdrüssig.“

Lorin brach in ein Gelächter aus.

„Gut!“ sagte er, „wir haben Streit mit unserer Geliebten, und das macht uns schwermüthige Gedanken. Vorwärts, schöner Amadis, werden wir wieder ein Mann und gehen wir von da zum Bürger über; ich bin im Gegentheil nie ein besserer Patriot, als wenn ich mich mit Arthemise entzweit habe. Ah! bald hätte ich vergessen. Ihre Divinität die Gottin Vernunft sagt Dir tausend freundliche Dinge.“

„Danke ihr in meinem Namen; Adieu, Lorin.“

„Wie, Adieu!“

„Ja, ich gehe.“

„Wohin gehst Du?“

„Nach Hause.“

„Maurice, Du stürzest Dich in's Verderben.“

„Ich kümmere mich nicht darum.“

„Maurice, Freund, bedenke.“

„Es ist geschehen.“

„Ich habe Dir nicht Alles wiederholt...“

„Was, Alles?“

„Alles, was mir Santerre sagte.“

„Was sagte er zu Dir?“

„Da ich Dich als Anführer der Expedition verlangte, sagte er zu mir: „„Nimm Dich in Acht!““

„„Vor wem?““

„„Vor Maurice.““

„Vor mir!“

„„Ja, Maurice,““ fügte er bei, „„geht sehr oft in jenes Quartier.““

„„In welches Quartier?““

„„In das des Chevalier von Maison-Rouge.““

„Wie!“ rief Maurice, „dort verbirgt er sich?“

„Man nimmt es wenigstens so an, da dort sein muthmaßlicher Genosse, der Käufer des Hauses der Rue de la Corderie, wohnt.“

„Im Faubourg Victor?“ fragte Maurice.

„Ja, im Faubourg Victor.“

„Und in welcher Straße?“

„In der Rue Saint Jacques.“

„Ah! mein Gott! murmelte Maurice, wie von einem Blitze geblendet.

Und er drückte seine Hand auf seine Augen.

Dann nach einem Augenblick und als ob er in diesem Augenblick seinen ganzen Muth zusammengerafft hätte, sprach er:

„Sein Stand?“

„Rothgerbermeister.“

„Und sein Name?“

„Dirmer.“

„Du hast Recht, Lorin,“ sprach Maurice, seine Erschütterung durch seine Willenskraft bis zum Anscheine bewältigend, „ich gehe mit Euch.“

„Und Du thust wohl daran. Bist Du bewaffnet?“

„Ich habe meinen Säbel wie immer.“

„Nimm noch dieses Paar Pistolen.“

„Und Du?“

„Ich habe meinen Carabiner. Ueber das Gewehr, vorwärts, Marsch!“

Die Patrouille setzte sich wieder in Marsch, Maurice ging neben Lorin und ein Mann in grauer Kleidung, der die Patrouille leitete, schritt voran. Dies war der Mann der Polizei.

Von Zeit zu Zeit sah man von den Ecken der Straßen oder von den Thüren der Häuser eine Art von Schatten sich losmachen, der ein paar Worte mit dem graugekleideten Mann wechselte; dies waren die geheimen Wächter.“

Man kam an das Gäßchen. Der graue Mann zögerte nicht einen Augenblick; er war gut unterrichtet und trat in das Gäßchen.

Vor der Gartenthüre, durch welche man Maurice geknebelt hatte eintreten lassen, blieb er stehen.

„Hier,“ sagte er.

„Was hier?“ fragte Lorin.

„Hier werden wir die zwei Chefs finden.“

Maurice lehnte sich an die Mauer; es kam ihm vor, als müßte er rückwärts fallen.

„Es gibt drei Eingänge,“ sprach der graue Mann: „den Haupteingang, diesen hier und einen andern, der in einen Pavillon führt. Ich werde mit sechs bis acht Mann durch den Haupteingang eintreten; bewachen Sie diesen Eingang hier mit vier bis fünf Mann und stellen Sie drei sichere Leute an den Ausgang des Pavillon.“

„Ich werde über die Mauer steigen und im Garten Wache halten,“ sprach Maurice.

„Das ist um so besser, als Du uns die Thüre von innen öffnen wirst,“ sagte Lorin.

„Gern,“ versetzte Maurice. Doch entblößt den Gang nicht und kommt nicht, ehe ich Euch rufe. Alles, was im Innern vorgeht, werde ich vom Garten aus sehen.“

„Du kennst also das Haus?“ fragte Lorin.

„Früher, „ich wollte es kaufen . . .“

Lorin stellte seine Leute in den Winkel der Hecken, in die Ecken der Thüren, während sich der Polizeiagent mit acht bis zehn Nationalgarden entfernte, um, wie er sagte, den Haupteingang zu forciren.

Nach einem Augenblick war das Geräusch ihrer Tritte erloschen, ohne in dieser Einöde die geringste Aufmerksamkeit erregt zu haben.

Die Leute von Maurice waren an ihrem Posten und verbargen sich so gut als möglich. Man hätte geschworen, Alles wäre ruhig und es ginge nichts Außerordentliches in der Rue Vieille Saint-Jacques vor.

Maurice fing also an die Mauer zu erklettern.

„Warte doch,“ sagte Lorin.

„Was?“

„Das Losungswort.“

„Es ist richtig.“

„Nelke und Gang. Verhafte alle Diejenigen, welche Dir diese zwei Worte nicht sagen, laß Alle passiren, welche sie sagen. Das ist der Befehl.“

„Ich danke,“ sprach Maurice.

Und er sprang von der Mauer herab. (Fortsetzung folgt.)

Heinrich Heine.

(Aus der „Turn-Zeitung.“)

(Fortsetzung.)

Heine wurde sehr bald von der Universität in Göttingen weggeschickt; er schrieb am 4. Februar 1821 an den mehrfach erwähnten Freund: „Staune! staune! staune! ich habe hier das Consilium abeundi erhalten. Ich habe wegen allerlei Mißhelligkeiten schon seit drei Monaten in beständiger Unruhe gelebt, ward von manchem fatalen Pech heimgesucht und wurde endlich in voriger Woche wegen Uebertretung der Duellgesetze auf ein halb Jahr konsiliirt. Nur unter dem Vorwande, daß ich zu krank sei, das Zimmer zu verlassen, hat man mir erlaubt, noch einige Tage hier zu bleiben.“

So endigte Heine's erster Aufenthalt in Göttingen und er wandte sich nach Berlin.

Heine hatte bereits von Göttingen aus dem Verlagsbuchhändler Brockhaus in Leipzig das Manuscript seiner gesammelten Gedichte zum Druck angeboten. Dieser hatte das Anerbieten jedoch zurückgewiesen. In Berlin begann er nun einen Theil derselben im „Gesellschafter“ abdrucken zu lassen, war indessen immer bemüht, einen Verleger für die Sammlung zu finden, was ihm auch nach Jahresfrist gelang. Im Jahre 1822 erschien ein Band „Gedichte von Heinrich Heine“ im Verlage der Mauer'schen Buchhandlung in Berlin. In dem „Magazin für die Literatur des Auslandes“ vom 19. März 1853 veröffentlichte F. v. H. (Hohenstaufen) einen Aufsatz über einen Besuch bei Heine in Paris, worin er über dessen Aufenthalt in Berlin u. A. sagt: „Jene Zeit, welche die Morgenröthe seines beginnenden Ruhmes war, riefen wir gemeinschaftlich uns ins Gedächtniß zurück mit allen den Namen, die ihr angehört hatten. In dem Hause der Dichterin Elise v. Hohenhausen war damals der Sammelplatz gewesen; jeder Dienstag führte dort die genügsamen Berliner bei einer Tasse Thee zusammen. Viele literarische Notabilitäten waren darunter: Varnhagen, mit den feinen, aristokratischen Manieren; Chamisso, dem das lange, graue Lockenhaar phantastisch um das magere, aber edle Gesicht wallte; Eduard Gans, dessen auffallend schöner Kopf mit dem frischen Kolorit, den stolz gewölbten Brauen über den dunkeln Augen, an einen geistigen Antinous erinnerte; Bendavid, der liebenswürdige Philosoph und Schüler von Moses Mendelsen, übersprudelnd von Witz und köstlich erzählten Anekdoten. — — — —

Die Meinungen über Heines Talent waren noch sehr getheilt; die Wenigsten hatten eine Ahnung von seinem dereinstigen, unbestrittenen Dichterruhm. Elise von Hohenhausen, welche damals mit ihren Uebersetzungen des gefeierten Briten, Lord Byron, beschäftigt war, proklamirte ihn zuerst als dessen Nachfolger in Deutschland, fand aber viel Widerspruch; bei Heine jedoch sicherte ihr diese Anerkennung eine unvergleichliche Dankbarkeit. Wie schwer es zu jeder Zeit gewesen ist, das Talent in der Knospe zu erkennen, bewies auch der Umstand, daß Heine damals nur mit Mühe einen Verleger für seine Gedichte finden konnte, nachdem er von Brockhaus abgewiesen worden. Gleichzeitig mit ihm entfaltete sich eine andere Dichterblume, die ebenfalls nicht gleich den rechten Sonnenschein fand, um die derbe grüne Knospe zu sprengen. In dem Hause der Frau von Hohenhausen wurden damals Immermanns Erstlingsdramen verlesen und vielfach beachtet, Heine's spätere Bekanntschaft mit Immermann dort vermittelt. In dem unbedeutenden westphälischen Lokalblatt „der Sprecher“ standen sie öfter mit ihren ersten Erzeugnissen nebeneinander und in der freilich nicht sehr poetischen Fehde gegen Platen ward Immermann tapfer von Heine unterstützt. — — Er war zu jener Zeit 22 bis 23 Jahre alt, klein

und schmächtig von Gestalt, blond und blaß, ohne irgend einen hervorstechenden Zug im Gesichte zu haben, doch von eigenthümlichem Gepräge, so daß man gleich aufmerksam auf ihn wurde und ihn nicht leicht wieder vergaß. Sein Wesen war damals noch weich, der Stachel des Sarkasmus noch nicht ausgebildet, der später die Rose seiner Poesie umdornte. Er war selbst mehr empfindlich gegen Spott, als aufgelegt, ihn auszugeben."

Aber diese Theegesellschaft war es nicht insbesondere, die den Aufenthalt Heines in Berlin von großen Folgen machte. Einen weit größern Einfluß auf seine Lebens- und Weltanschauung, wie sie sich später in seinen Schriften offenbarte, hatte eine andere Bekanntschaft. Er führt dieselbe im 1. Band seiner „Vermischten Schriften" (Hamburg 1854) in seiner Weise also an: „Ich sah, wie Hegel mit seinem fast komisch ernsthaften Gesichte als Bruthenne auf den fatalen Eiern (des Atheismus ꝛc.) saß und ich hörte sein Gackern. Ehrlich gesagt, selten verstand ich ihn, und erst durch späteres Nachdenken gelangte ich zum Verständniß seiner Worte. Ich glaube, er wollte gar nicht verstanden sein, und daher sein verklausulirter Vortrag, daher auch vielleicht seine Vorliebe für Personen, von denen er wußte, daß sie ihn nicht verständen. — — — Eines schönen hellgestirnten Abends standen wir beide neben einander am Fenster und ich, ein zweiundzwanzigjähriger junger Mensch, ich hatte eben gut gegessen und Kaffee getrunken, und ich sprach mit Schwärmerei von den Sternen, und nannte sie den Aufenthalt der Seligen. Der Meister aber brümmelte vor sich hin: „Die Sterne, hum! hum! die Sterne sind nur ein leuchtender Aussatz am Himmel." Um Gotteswillen — rief ich — es gibt also droben kein glückliches Lokal, um dort die Tugend nach dem Tode zu belohnen? Jener aber, indem er mich mit seinen bleichen Augen stier ansah, sagte schneidend: „Sie wollen also noch ein Trinkgeld dafür haben, daß Sie Ihre kranke Mutter gepflegt und ihren Herrn Bruder nicht vergiftet haben?" Bei diesen Worten sah er sich ängstlich um — — — Ich empfand nie eine allzugroße Begeisterung für diese (die Hegel'sche) Philosophie und von Ueberzeugung konnte in Bezug auf dieselbe gar nicht die Rede sein. Ich war nie abstrakter Denker und ich nahm die Synthese der Hegel'schen Doctrin ungeprüft an, da ihre Folgerungen meiner Eitelkeit schmeichelten. Ich war jung und stolz und es that meinem Hochmuth wohl, als ich von Hegel erfuhr, daß nicht, wie meine Großmutter meinte, der liebe Gott, der im Himmel residirt, sondern ich selbst hier auf Erden der liebe Gott sei. Dieser thörichte Stolz übte keineswegs einen verderblichen Einfluß auf meine Gefühle, die er vielmehr bis zum Heroismus steigerte; und ich machte damals einen solchen Aufwand von Großmuth und Selbstaufopferung, daß ich dadurch die brillantesten Hochthaten jener guten Spießbürger der Tugend, die nur aus Pflichtgefühl handelten und nur den Gesetzen der Moral gehorchten, gewiß außerordentlich verdunkelte. War ich doch selber jetzt das lebende Gesetz der Moral und der Quell alles Rechtes und aller Befugniß."

Wir haben an dieser Stelle absichtlich etwas weitläufiger citirt; einmal, weil wir von Anbeginn strebten, Heine möglichst selbstredend aufzuführen und damit dem mit ihm noch unbekannten Leser zugleich Proben seines Styls und seiner ganzen Darstellungsweise zu geben, und dann weil die damit gegebenen Worte über Heines geistigen Entwicklungsgang selbst manchen Aufschluß geben.

Während dieses Aufenthalts in Berlin vollendete Heine seine Tragödie „Almansor", sowie die zweite „William Radcliff", die mit einem „lyrischen Intermezzo," wie schon bemerkt, 1823 in einem Bande bei Dümmler in Berlin im Druck erschienen. Das lyrische Intermezzo wurde später dem „Buch der Lieder" einverleibt, sowie „William Radcliff" den „Neuen Gedichten" angehängt wurde (während „Almansor" noch keinen Wiederabdruck erlebte.) Heine sagt bei dieser Gelegenheit über den „Radcliff": „Ich schrieb denselben zu Berlin unter den Linden, in den letzten drei Tagen des Januars 1821, als das Sonnenlicht mit einem gewissen, lauwarmen Wohlwollen die schneebedeckten Dächer und die traurig entlaubten Bäume beglänzte." Diese Data stimmen mit allen andern uns vorliegenden nicht überein; den letztern nach müßte es wenigstens heißen: Januar 1822, da er, wie wir gesehen, erst Febr. 1821 Göttingen verließ. — In Berlin schrieb der junge Dichter sodann noch den Text zu einer Oper „Der Batavier" für Joseph Klein in Köln und die bekannten

„Briefe aus Berlin," welche wie der früher erwähnte Aufsatz gleichfalls im „Sprecher" abgedruckt wurden. Eine Reise nach Polen, welche er im Sommer 1822 machte, wurde endlich die Veranlassung zu einem im Berliner „Gesellschafter" abgedruckten Aufsatz „Ueber Polen."

Im Jahre 1823 kehrte Heine nach Göttingen zurück, um seine juristischen Studien zu vollenden. Ueber diesen zweiten Aufenthalt daselbst liegen uns wenig Nachrichten vor. Den Jahren 1823 und 24 verdanken wir die Entstehung der unter dem Titel „Heimkehr" im ersten Bande der Reisebilder (Weik'sche Ausgabe, erstes Heft) gesammelten Gedichte. In das Jahr 1824 fällt auch die „Harzreise," die ebendaselbst beschrieben. Seinen Fachstudien lag er fleißig ob; er sagt darauf bezüglich in der „Harzreise" (Weik'sche Ausgabe, Heft I. pag. 49 f.): „Ich war die letzte Zeit nicht aus dem Pandektenstall herausgekommen, römische Casuisten hatten mir den Geist wie mit einem grauen Spinnweb überzogen, mein Herz war wie eingeklemmt zwischen den eisernen Paragraphen selbstsüchtiger Rechtssysteme, beständig klang es mir noch in den Ohren wie „Tribonian, Justinian, Hermogenian und Dummerjahn," und ein zärtliches Liebespaar, das unter einem Baume saß, hielt ich gar für eine Corpusjuris-Ausgabe mit verschlungenen Händen."

Heine vollendete in Göttingen seine Studien und promovirte, wie er im zweiten Band der Reisebilder sagt (Weik'sche Ausgabe, zweites Heft), am 20. Juli 1825 als Doctor juris. Hierauf ging er nach Hamburg, um sich dort als Advokat niederzulassen. Er gab sich jedoch mit seiner Advokatur wenig ab und lebte mehr den Musen und dem Umgang mit seinen Freunden, worunter Devrient, Julius Campe, später sein Verleger, und August Lewald waren, welch' letzterem wir einige Notitzen über diesen Aufenthaltin Hamburg verdanken. Derselbe sagt über Heine's Persönlichkeit Folgendes: „Ein guter Freund zeigte mir einen jungen Menschen, der eben zum Dammthor hereintam. Er hatte den Hut bedeutend nach vorn gerückt, so daß sein Rand die Nase beschattete; der Rock war offen und beide Hände steckten in den Taschen der Beinkleider. Sein Gang war nachlässig, stolpernd, und er gaffte links und rechts die Häuser an. Dies war Heine. Es lag in der Erscheinung eine vornehme Gleichgültigkeit, die es verschmähte, bei diesen Hamburgern ein anständiges Aufsehen zu erregen. Das Gesicht war fein geröthet und auf den ersten Blick verrieth es durchaus nichts Auffallendes; es war ein unbefangenes, jugendliches, neugierig in die Welt schauendes Gesicht." Von der Scene des Bekanntwerdens mit Heine sagt er: „Er stand wirklich vor mir, der kleine Unbefangene. Sein im ruhigen Zustande so gleichgültiges Gesicht hatte sich aber jetzt mit einem Lächeln geschmückt, das tausend Dämonen um Mund und Augen belebte, die abwechselnd Hohn und Muthwillen darüber ergossen." Später heißt es unter Anderem: „Er leide sehr an den Kopfnerven, sagte er, und deßhalb müsse es stets ganz stille um ihn sein." Dies Kopfnervenleiden ist von Vielen in Zweifel gezogen worden; man sagt, er kokettire damit — — — Damen wollen sogar behaupten, es geschähe blos, um dabei mit der Hand an die Stirne zu fahren und so diese feine, weiße Hand bemerken zu lassen, worauf sich der Dichter nicht wenig einbilde. — — — Ich glaube an Heines Kopfleiden. Seine Constitution ist schwächlich; er wird oft plötzlich glühend roth, ohne äußere Veranlassung. — — Heine lebte in Hamburg ohne öffentliche Anerkennung. Seine Werke wurden verschlungen, aber um ihn kümmerte man sich nicht. Desto ungezwungener konnte er leben. Er hatte wenig Umgang — — — Vormittags sah man ihn bei seinem Verleger Campe, besonders wenn der Ballen aus Leipzig neue Journale brachte, die er dann durchflog. — — — Den Sommer über wohnte er in dem stillen Dörfchen Wandsbeck; melancholischer, friedlicher gibt es wohl keines auf der Welt. Hier lebte er seinen Studien und kam nur selten zur Stadt."

So sehr sich diese Lewald'schen Mittheilungen blos mit Aeußerlichkeiten befassen, tragen sie dennoch zur Vervollständigung des Portraits wie der Charakteristik des Dichters bei und konnten deßhalb hier ihren Platz finden.

(Fortsetzung folgt.)

Der

Chevalier von Maison-Rouge.

(Fortsetzung.)

XXX.

Nelke und Gang.

Der erste Schlag war schrecklich gewesen und es hatte bei Maurice der ganzen Gewalt bedurft, die er über sich selbst besaß, um Lorin die Verstörung zu verbergen, die sich seiner ganzen Person bemächtigt hatte; doch einmal im Garten, einmal allein, einmal in der Stille der Nacht, wurde sein Inneres wieder ruhiger und, statt ungeordnet in seinem Gehirn umherzurollen, boten sich seine Gedanken seinem Geiste und konnten von seiner Vernunft erläutert werden.

Wie! dieses Haus, das Maurice so oft mit dem reinsten Vergnügen besucht, dieses Haus, aus dem er sein Paradies auf Erden gemacht hatte, war nur eine Höhle blutiger Intriguen! Der gute Empfang, den man seiner glühenden Freundschaft bereitet, war Heuchelei; die ganze Liebe von Genevieve war Furcht!

Man kennt die Eintheilung des Gartens, wohin unsere Leser öfter unseren zwei jungen Leuten gefolgt sind. Maurice schlüpfte von Gebüsch zu Gebüsch, bis er gegen die Strahlen des Mondes durch das Treibhaus beschützt war, in welchem man ihn am ersten Tage, wo er in das Haus gedrungen, eingeschlossen hatte.

Dieses Treibhaus stand dem Pavillon gegenüber, den Genevieve bewohnte. Doch statt vereinzelt und unbeweglich das Zimmer der jungen Frau zu beleuchten, spazierte das Licht an diesem Abend von einem Fenster zum andern. Maurice erblickte Genevieve durch einen zufällig halb aufgehobenen Vorhang; sie packte hastig Effecten in einen Mantelsack, und er sah zu seinem großen Erstaunen Waffen in ihren Händen glänzen.

Maurice erhob sich auf einen Weichstein, um besser in das Zimmer schauen zu können.

Ein großes Feuer glänzte im Kamin und erregte seine Aufmerksamkeit: es waren Papiere, welche Genevieve verbrannte.

In diesem Augenblick öffnete sich eine Thüre und ein junger Mann trat bei Genevieve ein.

Maurice dachte zuerst, dieser Mann wäre Dirmer.

Die junge Frau lief auf ihn zu, ergriff seine Hände und Beide standen einander einen Augenblick, wie es schien, einer heftigen Erschütterung preisgegeben, gegenüber. Was war die Ursache dieser Erschütterung? Maurice konnte es nicht errathen, das Geräusch ihrer Worte drang nicht bis zu ihm.

Doch plötzlich maß Maurice die Gestalt des Eintretenden mit seinen Augen.

„Es ist nicht Dirmer," murmelte er.

In der That, der Mann, welcher Genevieve gegenüber stand, war schlank und von kleinem Wuchse; Dirmer war groß und stark.

Die Eifersucht ist ein thätiges Reizmittel; in einer Secunde hatte Maurice die Gestalt des Unbekannten auf eine Linie berechnet und die Silhouette des Mannes analysirt.

„Es ist nicht Dirmer," murmelte er, „als ob er es sich hätte wiederholen müssen, um von der Treulosigkeit von Genevieve überzeugt zu sein.

Er näherte sich dem Fenster; doch je mehr er sich näherte, desto weniger sah er: seine Stirne stand in Flammen.

Sein Fuß stieß an eine Leiter; das Fenster hatte sieben bis acht Fuß Höhe; er nahm die Leiter und legte sie an die Mauer an.

Er stieg hinauf und drückte sein Auge an die Spalte des Vorhangs.

Der Unbekannte im Zimmer von Genevieve war ein junger Mann von sieben und zwanzig bis acht und zwanzig Jahren, mit blauem Auge und zierlicher Tournure; er hielt die Hände der jungen Frau und sprach mit ihr, während sie die Thränen trocknete, welche den reizenden Blick von Genevieve verschleierten.

Ein leichtes Geräusch, das Maurice machte, veranlaßte den jungen Mann, den Kopf nach dem Fenster umzuwenden. Maurice drängte einen Schrei des Erstaunens zurück: er hatte seinen geheimnißvollen Retter von dem Platze am Chatelet erkannt.

In diesem Augenblick zog Genevieve ihre Hände aus denen des Unbekannten zurück und ging auf den Kamin zu, um sich zu versichern, daß alle Papiere von der Flamme verzehrt wären.

Maurice konnte sich nicht mehr lange halten: alle die furchtbaren Leidenschaften, welche den Menschen martern, die Liebe, die Rache, die Eifersucht, preßten sein Herz mit ihren Feuerzähnen zusammen. Er stieß mit aller Heftigkeit das schlecht geschlossene Fenster auf und sprang in das Zimmer.

In demselben Augenblick setzten sich zwei Pistolen auf seine Brust.

Genevieve hatte sich bei dem Geräusche umgekehrt: sie blieb stumm, als sie Maurice erblickte.

„Mein Herr," sprach mit kaltem Tone der junge Republikaner zu demjenigen, welcher zweimal sein Leben am Ende seiner Waffen hielt, „mein Herr, „Sie sind der Chevalier von Maison-Rouge?"

„Und wenn dem so wäre?" erwiederte der Chevalier.

„Oh! wenn dem so ist, so sind Sie ein muthiger Mann, und folglich ein ruhiger Mann, und ich werde ein paar Worte mit ihnen sprechen."

„Sprechen Sie'" sagte der Chevalier, ohne seine Pistolen abzuwenden.

„Sie können mich tödten, doch Sie werden mich nicht tödten, ehe ich einen Schrei ausgestoßen habe, oder vielmehr ich werde nicht sterben, ohne ihn ausgestoßen zu haben. Stoße ich einen Schrei aus, so haben tausend Menschen, die dieses Haus umschließen, dasselbe, ehe zehn Minuten vergehen, in Asche verwandelt; senken Sie also Ihre Pistolen und hören Sie, was ich Madame sagen werde."

„Genevieve!" sagte der Chevalier.

„Mir!" flüsterte die junge Frau.

„Ja, Ihnen."

Genevieve ergriff, bleicher als eine Bildsäule, den Arm von Maurice. Der junge Mann stieß sie zurück.

„Sie wissen, was Sie mich versichert haben, Madame," sagte Maurice mit tiefer Verachtung. „Ich sehe nun, daß Sie wahr gesprochen. In der That, Sie lieben Herrn Morand nicht."

„Maurice hören Sie mich!" rief Genevieve.

„Ich habe nichts zu hören, Madame," sagte Maurice. „Sie haben mich getäuscht; Sie haben mit einem Streich alle Bande zerrissen, die mein Herz an das Ihrige fesselten. Sie haben mir gesagt, Sie liebten Herrn Morand nicht, doch Sie sagten mir nicht, daß Sie einen Andern liebten."

„Mein Herr," rief der Chevalier, „was sprechen Sie von Morand, oder vielmehr von welchem Morand sprechen Sie?"

„Von Morand dem Chemiker."

„Morand der Chemiker steht vor Ihnen! Morand der Chemiker und der Chevalier von Maison-Rouge sind eine und dieselbe Person."

Und er streckte seine Hand nach einem nahestehenden Tische aus und setzte einen Augenblick die schwarze Perrücke auf, die ihn so lange in den Augen des jungen Republikaners unkenntlich gemacht hatte.

„Ah! ja," sprach Maurice mit doppelter Verachtung; ja, ich begreife, Sie liebten Morand nicht, weil es keinen Morand gab. Aber, wenn auch geschickter, ist diese Ausflucht darum doch nicht minder verächtlich."

Der Chevalier machte eine drohende Bewegung.

„Mein Herr," fuhr Maurice fort, „wollen Sie mich einen Augenblick mit Madame sprechen lassen. Wohnen Sie sogar diesem Gespräche bei, wenn es Ihnen beliebt; es wird nicht lange dauern, dafür stehe ich Ihnen."

Genevieve forderte Maison-Rouge mit einer Geberde auf, Geduld zu fassen.

„So also, Genevieve," sprach Maurice, „so haben Sie mich zum Gespötte Ihrer Freunde, zum Abscheu der meinigen gemacht! Sie haben mich, der ich blind war, bei allen Ihren Complotten dienen lassen! Sie haben aus mir allen Nutzen gezogen, den man aus einem Werkzeug zieht. Hören Sie, das ist eine schändliche Handlung! Sie sollen dafür gestraft werden, Madame! denn dieser Herr wird mich unter Ihren Augen tödten, doch ehe fünf Minuten vergehen, wird er ebenfalls zu Ihren Füßen liegen, oder wenn er lebt, so wird er nur leben, um seinen Kopf auf ein Schaffot zu tragen."

„Er, sterben!" rief Genevieve; „er seinen Kopf auf das Schaffot tragen! Sie wissen also nicht, Maurice, daß er mein Beschützer, der Beschützer meiner Familie ist, daß ich mein Leben für das seinige geben würde, daß ich sterben werde, wenn er stirbt, und daß, wenn Sie meine Liebe sind, er meine Religion ist?"

„Ah! rief Maurice, „Sie werden vielleicht fortwährend behaupten, Sie lieben mich; in der That, die Frauen sind zu schwach und zu feig."

Dann wandte er sich gegen den jungen Royalisten um und sprach:

„Vorwärts, mein Herr, Sie müssen mich entweder tödten oder sterben."

„Warum dies?"

„Weil ich Sie verhafte, wenn Sie mich nicht tödten."

Maurice streckte die Hand aus, um ihn am Kragen zu fassen.

„Ich werde Ihnen mein Leben nicht streitig machen," sprach der Chevalier von Maison-Rouge, „sehen Sie!"

Und er warf seine Pistolen auf einen Stuhl.

„Warum werden Sie mir Ihr Leben nicht streitig machen?"

„Weil mein Leben die Reue nicht werth ist, die ich fühlen würde, wenn ich einen muthigen Mann getödtet hätte, und besonders weil Genevieve Sie liebt."

„Ah!" rief die junge Frau die Hände faltend, „wie sind Sie doch immer gut, groß, rechtschaffen, edelmüthig, Armand!"

Maurice schaute Beide mit einem beinahe albernen Erstaunen an.

„Hören Sie," sagte der Chevalier, „ich kehre in mein Zimmer zurück; ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich dies nicht thue, um zu entfliehen, sondern um ein Portrait zu verbergen."

Maurice richtete rasch seine Augen auf das von Genevieve: es war an seinem Platz.

Hatte Maison-Rouge den Gedanken von Maurice errathen, oder wollte er seinen Edelmuth bis zum höchsten Grad treiben . . . er sprach zu ihm:

„Ich weiß, daß Sie Republikaner sind, ich weiß aber auch, daß Sie zugleich ein edles und reines Herz besitzen. Ich werde mich Ihnen ganz und gar anvertrauen. Schauen Sie!"

Und er zog aus seiner Brust ein Miniaturbild, das er Maurice zeigte. Es war das Portrait der Königin.

Maurice neigte das Haupt und drückte die Hand auf seine Stirne.

„Ich erwartete Ihre Befehle, mein Herr," sagte Maison-Rouge; wollen Sie immer noch meine Verhaftung, so klopfen Sie an diese Thüre, wann es Zeit sein wird, daß ich mich überliefere. Es liegt mir nichts mehr am Leben, so bald dieses Leben nicht mehr durch die Hoffnung, die Königin zu retten, aufrecht gehalten wird."

Der Chevalier ging hinaus, ohne daß Maurice eine einzige Geberde machte, um ihn zurückzuhalten.

Kaum war er aus dem Zimmer, als Genevieve zu den Füßen des jungen Mannes stürzte und ausrief:

„Verzeihung, Maurice, Verzeihung für alles Böse, das ich Ihnen zugefügt habe, Verzeihung für meine Täuschungen, Verzeihung im Namen meiner Leiden und meiner Thränen, denn ich schwöre Ihnen, ich habe viel geweint, ich habe viel ge-

litten. Ah! mein Gatte ist diesen Morgen abgereist, ich weiß nicht, wohin er gegangen ist, und werde ihn vielleicht nie wieder sehen; nun bleibt mir nur ein einziger Freund, nein, kein Freund, ein Bruder, und Sie wollen ihn tödten lassen. Verzeihung, Maurice, Verzeihung!"

Maurice hob die junge Frau auf und sprach:

„Was wollen Sie? es gibt solche Mißgeschicke: Jedermann spielt um sein Leben zu dieser Stunde; der Chevalier von Maison-Rouge hat gespielt wie die andern und hat verloren. Nun muß er bezahlen."

„Das heißt, er stirbt, wenn ich Sie recht verstehe."

„Ja."

„Er muß sterben, und Sie sagen mir das?"

„Nicht ich, Genevieve, sondern das Geschick."

„Das Geschick hat noch nicht das letzte Wort in dieser Angelegenheit gesprochen, da Sie ihn retten können.

Auf Kosten meines Wortes und folglich meiner Ehre. Ich verstehe Sie, Genevieve."

„Schließen Sie die Augen, Maurice, mehr verlange ich nicht von Ihnen, und so weit die Dankbarkeit einer Frau gehen kann, so hoch wird die meinige steigen, das verspreche ich Ihnen."

„Ich würde vergeblich die Augen schließen, Madame; es gibt ein Losungswort, ohne welches Niemand hinauskommen kann, denn ich wiederhole Ihnen, das Haus ist umzingelt."

„Und Sie wissen es?"

„Allerdings weiß ich es."

„Maurice?"

„Nun?"

„Mein Freund, mein lieber Maurice, dieses Losungswort, sagen Sie es mir, ich muß es wissen."

Genevieve!" rief Maurice, „Genevieve! wer sind Sie denn, daß Sie mir sagen: im Namen der Liebe, die ich für Dich hege, sei ohne Wort, sei ohne Ehre, verrathe Deine Sache, Deine Meinung, lüge, verleugne. Was bieten Sie mir, Genevieve, für Alles dies, Sie, die Sie mich so versuchen?"

„Oh! Maurice, retten Sie ihn, retten Sie ihn zuerst, und dann fordern Sie das Leben von mir."

„Genevieve," erwiederte Maurice mit düsterem Tone, „hören Sie mich: ich habe einen Fuß auf dem Wege der Schande, um ihn ganz zu betreten, will ich wenigstens einen guten Grund gegen mich selbst haben, Genevieve schwören Sie mir, daß Sie den Chevalier von Maison-Rouge nicht lieben?"

„Ich liebe den Chevalier von Maison-Rouge wie eine Schwester, wie eine Freundin, nicht anders, das schwöre ich Ihnen."

„Genevieve, lieben Sie mich?"

„Maurice, ich liebe Sie, so wahr Gott mich hört."

„Werden Sie, wenn ich thue, was Sie verlangen, Verwandte, Freunde, Vaterland verlassen, um mit dem Verräther zu fliehen?"

„Maurice! Maurice!"

„Sie zögert . . . oh! sie zögert!" rief Maurice und warf sich mit aller Heftigkeit der Verachtung zurück.

Genevieve, die sich an ihn angelehnt hatte, fühlte plötzlich ihre Stütze weichen und sank auf ihre Kniee.

„Maurice," sprach sie die Hände ringend, „Maurice, Alles, was Du willst, ich schwöre es Dir; befehl, ich gehorche."

„Du wirst mir gehören, Genevieve?"

„Wann Du es verlangst."

„Schwöre bei Christus!"

Genevieve streckte den Arm aus und sprach:

„Mein Gott, Du hast der Ehebrecherin vergeben, ich hoffe, Du wirst auch mir vergeben."

Und schwere Thränen flossen über ihre Wangen und fielen auf ihre zerstreut über die Brust herabwogenden Haare.

„Oh! nicht so, schwören Sie nicht so," sagte Maurice, „oder ich nehme Ihren Schwur nicht an."

„Mein Gott!" sprach sie, „ich schwöre, mein ganzes Leben Maurice zu weihen, mit ihm und, wenn es sein muß, für ihn zu sterben, wenn er meinen Freund, meinen Beschützer, meinen Bruder, den Chevalier von Maison-Rouge rettet."

„Es ist gut, er soll gerettet werden," sagte Maurice.

Er ging auf das Zimmer zu.

„Mein Herr," sprach er, „ziehen Sie wieder die Kleider des Gerber Morand an. Ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück, Sie sind frei."

„Und Sie, Madame," sagte er zu Genevieve, „hören Sie das Losungswort: Nelke und Gang."

Und als wäre es für ihn grauenhaft gewesen, länger an dem Orte zu weilen, wo er die Worte gesprochen, die ihn zum Verräther machten, öffnete er das Fenster und sprang in den Garten. (Fortsetzung folgt.)

Heinrich Heine.

(Aus der „Turn-Zeitung.")

(Fortsetzung)

In Hamburg im Verlage von Campe (Hoffmann und Campe) erschien denn im Jahre 1826 die Beschreibung der „Harzreise" als erster Theil der Reisebilder." Hieran schlossen sich Mittheilungen über seinen Aufenthalt auf der Insel Norderney an, der auf das Ende 1825 und den Anfang 1826 fällt; ferner über seine Reisen nach England (1828), Süddeutschland und Italien, welch' letztere in demselben Jahre begann. So wuchsen die „Reisebilder" zu vier Bänden an. Im Jahr 1827 erschien die erste Ausgabe seines „Buchs der Lieder," in welchem die in Berlin erschienenen „Gedichte" aufgingen.

Nach seiner Rückkehr von England erhielt Heine vom Buchhändler Cotta in Stuttgart den Antrag, die Mitredaktion der bei ihm erscheinenden, von Lindner redigirten „allgemeinen politischen Annalen" zu übernehmen. Heine nahm den Antrag an, ging nach München und betheiligte sich sehr lebhaft bei dem erwähnten Journal. Unter Anderem schrieb er für diese Blätter die „Englischen Fragmente" die später dem vierten Band der Reisebilder zugetheilt wurden, in dessen Vorrede er Jenes erwähnt. Auch für das „Morgenblatt" schrieb er zuweilen etwas, sowie nicht minder für die „Augsburger Allgemeine Zeitung", deren Pariser Correspondent er später wurde. Nach der italienischen Reise kehrte Heine nach Hamburg zurück.

Die Nachricht von der Pariser Revolution überraschte ihn auf der Insel Helgoland und fachte die Funken der Begeisterung für politischen Fortschritt zu hellen Flammen an. Er hielt es nicht mehr lange aus in dem flachen alltäglichen Treiben der Krämerstadt, wo

„Sie handeln mit den Spezerei'n
Der ganzen Welt, doch in der Luft,
Trotz aller Würzen, riecht man stets
Den faulen Schellfischseelenduft" —

wie er schon 1829 sang. Er verließ endlich am 1. Mai 1831 Deutschland und eilte nach Paris, wo „noch hie und da die Lichter der Julisonne flimmerten; die Wangen der schönen Lutetia waren noch roth von den Flammenküssen dieser Sonne und an ihrer Brust war noch nicht ganz verwelkt der bräutliche Blumenstrauß; an den Straßenecken waren freilich hie und da die liberte, egalite, fraternite schon wieder abgewischt." (Heine's Verm. Schriften I. pag. 55.)

A. Lewald, der auch in Paris mit Heine in freundlichem Verkehr blieb, wie die Widmung der Briefe „Ueber die französische Bühne" auch beweist, sagt hierher gehörend: „Es fing ihm nachgerade an in Paris zu gefallen, er hatte einige Bekanntschaften gemacht die ihn interessirten. Ein junger Mensch von bedeutendem Ta-

lente hatte sich darüber gemacht, unter seinen Augen die Reisebilder zu übersetzen Heine freute sich darüber, den Franzosen nun bald bekannt zu werden. — — — In Rothschilds Zirkeln hatte er Gelegenheit, sich den ausgezeichnetsten Männern des Tages zu nähern; auch die Soireen bei Lafayette pflegte er zu besuchen. Die St. Simonisten bemühten sich, ihn für ihr Interesse zu gewinnen. Man sah ihn in ihren Soireen, die sie in der Rue Taitbout gaben, und er hörte gern die Reden, die bei ihrem sogenannten Gottesdienste gehalten wurden. — — —"

In Paris begann für Heine ein neues Leben.

Heine lebte in Paris von Anfang an der Politik wohl mehr als der lyrischen Muse, und wir verdanken jenen Zeiten eine Reihe ernsterer Werke. Wie schon erwähnt, ward Heine bald Correspondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung und seine Beiträge in derselben haben überall große Beachtung gefunden und viel Aufsehen erregt. Wie dieselben östreichischer Seits, von woher schon damals ein großer Einfluß auf die Augsburger Zeitung geübt wurde, aufgenommen worden, bezeugt ein Brief, den der berüchtigte Hofrath Gentz im Jahre 1832 an den Verleger jener Zeitung schrieb. Darin heißt es u. A.: „Endlich aber ist das Maaß dieser verderblichen Richtung voll geworden durch die Aufnahme der schmählichen Artikel, die Heine seit einiger Zeit unter dem Titel „französische Zustände" wie einen Feuerbrand in Ihre, solchem pöbelhaften Muthwillen bis dahin unzugängliche Zeitung geworfen hat. Ich begreife vollkommen, wie auch dergleichen Artikel ihre Liebhaber und viele Liebhaber finden; denn ein sehr großer Theil des Publikums ergötzt sich inniglich an der Frechheit und Bosheit eines Börne und Heine; und Perier, und Louis Philipp mit ihm, sind blos nur allein, weil sie Ordnung und Frieden als ihren höchsten Zweck verfolgen, bei den unruhigen Köpfen in Deutschland so sehr in Mißkredit gesunken, daß man heute lieber die Kosaken als das verschriene juste milieu in Paris regieren sehen möchte. Dies Alles befremdet mich nicht; ich habe dem Spiel der Welt zu lange und aus zu lehrreichen Standpunkten zugesehen, um nicht auf das Unglaublichste und Unsinnigste in den Revolutionen der Meinung stets gefaßt zu sein. Daß Sie aber, mein edler Freund, jene giftigen Ausschweifungen, die Sie zuverlässig nicht billigen, auch nur dulden können, geht einigermaßen über meine Begriffe. — — —"

„Was ein verruchter Abenteurer wie Heine (den ich als Dichter gelten lasse, ja sogar liebe und gegen den also kein persönlicher Haß mich bewegt) eigentlich will und wünscht, indem er die heutige französische Regierung in den Koth tritt, mag ich nicht weiter untersuchen, obwohl es sich ziemlich leicht errathen läßt. Mich dünkt aber, die grenzenlose Verachtung, womit diese Unholde unter Anderm und jetzt vorzugsweise von den achtbarsten Klassen des Mittelstandes sprechen, sollte selbst diese Klasse wieder sie aufbringen. Ein Artikel in der außerordentlichen Beilage vom 13. April fängt mit der Erklärung an: „Noch nie, selbst nicht in den Zeiten der Pompadour und Dübarry habe Frankreich in den Augen des Auslandes so tief gestanden und es zeige sich jetzt, daß in einer Maitressenherrschaft immer noch mehr Seele zu finden sei, als in dem Comptoir eines Banquiers." Wie muß einem aufgeklärten Kaufmann hiebei zu Muthe werden? Die Geistlichkeit und den Adel mag man längst nicht mehr, sie sind abgethan: requiescant in pace! Wenn aber Männer wie Perier und seine „Anhänger, d. h. Angestellte, Banquiers, Gutsbesitzer und Boutiquiers" noch mehr perhorrescirt werden, als die ehemaligen Fürsten, Grafen und Barone, wer soll denn zuletzt die Staaten regieren? Die Wahl bleibt nur noch zwischen den Redakteurs der Freisinnigen als der Gott sei bei uns! gemäßigteren Revolutionskoterie und Volksvertretern wie Heine, Wirth, Siebenpfeiffer u. s. w."

So beurtheilt der östreichische Hofrath Heine's publicistische Thätigkeit und Jedermann wird aus diesem Tadel das Lob leicht herausfinden.

Diese Correspondenzen sammelte Heine später zu einem Buche „Französische Zustände." — In das Jahr 1831 fällt noch das Erscheinen des Buches „Kahldorf über den Adel, herausgegeben von H. Heine," wozu derselbe die Vorrede noch in Hamburg geschrieben. — Heine blieb von der Zeit an in Paris und wir wissen über sein Privatleben leider sehr wenig. Allem Anscheine nach hatte er sich sogleich ganz pariserisch eingerichtet und sich au 13ieme arrondissement verheirathet. A. Lewald

spricht von seiner Frau. Er sagt: „Die Frau, welche in Gemeinschaft mit einem Manne lebt, wird (in Paris) nie anders als Madame titulirt und Mr. Heine führte Mme Heine als solche in die anständigsten Cirkel. Eine hübsche Brünnette mit Feueraugen, aus denen Geist blitzt. Er lernte sie vor sechs Jahren gleich nach seiner Ankunft kennen. — Heine verschweigt bei seiner Frau seine geistigen Anwartschaften und ist entzückt, sich doch geliebt zu wissen. — — —" Ueber Heine's Leben und Person zu jener Zeit sagt derselbe ferner: „Heine's Leben ist zwischen angenehmen Genüssen der mannigfaltigsten Art getheilt. — — Er hat sich eine Menge bedeutender Freunde erworben und hat Zutritt in den besten Gesellschaften. Die Einladungen folgen unaufhörlich. — — Seine Laune scheint nie getrübt — — Sein Witz ist ein sprudelnder nie versiegender Born, und er verläugnet den Verfasser der Reisebilder keinen Augenblick. Die ergötzlichsten Schilderungen entwirft er mit bewundernswerther Leichtigkeit, die komischsten Charaktere entwickelt er im Gespräch. — — Er ist von mittlerer Größe und wohlgebaut, rasch, aber keineswegs unstät in seinen Bewegungen; hellbraunes Haar legt sich dicht, doch nicht in Locken um den Kopf, unter seiner schönen Stirn funkeln ein paar hellbraune, auf den ersten Augenblick, weil er sehr kurzsichtig ist, klein scheinende Augen; sein Mund, auf dem beständig der Zug feiner Ironie ruht, selbst wenn er ernst oder mit Leidenschaft spricht, macht einen höchst angenehmen Eindruck. Die ganze äußere Erscheinung Heine's ist durchaus einfach; in seiner Kleidung, in seinem Auftreten auch nicht die mindeste Spur von Gesuchtheit und Affektation, dagegen desto mehr Sicherheit."

Fügen wir hier noch bei, daß Heine öfter des Sommers seine Pariser Wohnung mit dem Land vertauschte, sich auf ein stilles Dorf zurückzog, oder am Ufer des geliebten Meeres (wie bei Havre de Grace, in Dieppe) sich niederließ; daß er noch wenige Besuche in Deutschland machte, deren letzter, uns vorliegenden Notizen nach, ins Jahr 1843 fällt, daß er sich — in welchem Jahre ist unbekannt — mit seiner Frau, der oft besungenen Mathilde, einer strenggläubigen Katholikin, nach katholischem Ritus in der Kirche St. Sülpice trauen ließ, was ihn eine Zeitlang in den Ruf eines zu den Katholiken Uebergegangenen brachte, so ist dies Alles, was wir bis zum Jahre 1848, das ihn an das Krankenlager fesselte, von seinem Privatleben wissen. Ob die genannte Mathilde mit der von Lewald erwähnten Mme Heine eine und dieselbe Person ist, wissen wir nicht.

Rasch hinter einander erschienen nun mehrere prosaische Werke Heine's; 1833 der erste Band des „Salon," „Französische Maler," Gedichte und die „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" enthaltend; 1843 folgte der zweite Band: „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland"; der dritte Band kam nebst einer Vorrede: „Ueber den Denunzianten" (Wolf. Menzel) 1836 heraus und enthält: „Florentinische Nächte" und „Elementargeister"; 1840 erschien der vierte Band: „Der Rabbi von Bacharach", Gedichte und Briefe über die französische Bühne. Inzwischen war auch „Die romantische Schule" erschienen und in demselben Jahre wurde auch das Buch über Börne ausgegegeben. Es bleibt noch „Atta Troll" zu erwähnen und die 1844 erschienenen „Neuen Gedichte" mit dem „Wintermärchen". Auch für die französische Presse war Heine thätig gewesen; sein Buch, „zur Geschichte der Religion und Philosophie", so wie die „romantische Schule" verdanken dieser Thätigkeit, der das Streben zu Grunde lag, die Franzosen mit deutschem Leben und Wissen bekannt zu machen, ihr Entstehen. Diese Abhandlungen waren für die Revue des deux mondes geschrieben.

Schon 1847 beschlich ihn die furchtbare Krankheit, die ihn aufs einsame Lager Lager kettet. „Es war im Mai 1848," sagt er im Nachwort zum Romanzero, „wo ich zum letzten Male ausging." Seither hat er das Zimmer nicht wieder verlassen, bald sieben lange Jahre ist sein Körper, wie Prometheus an den Felsen, ans Krankenbett gefesselt.

Wir entnehmen hier dem schon früher erwähnten Aufsatze von F. v. H. eine Stelle, welche den Körperzustand des Dichters im Jahre 1853 schildert. „Der Anblick seiner Leiden war weniger erschütternd, als wir gefürchtet hatten; die Krankheit hat sein Gesicht durchaus nicht entstellt, sondern es bis zum höchsten Grade vergei-

stigt. Das Bild, welches ihn auf dem Krankenbette darstellt (gezeichnet von E. B. Kietz in Paris), ist ähnlich, nur sein Gesicht noch schmaler und leidender. Sein Aeußeres hat sich eigentlich sehr wenig verändert; er gleicht noch vollkommen seiner Jugenderscheinung, wie wir ihn vor beinahe 30 Jahren in Berlin gesehen hatten. Nur das Haar war damals von hellerem Blond und der Bart noch nicht vorhanden. In der Zwischenzeit dieser langen Jahre soll er einmal beinahe unförmlich stark gewesen sein, wie er versichert; die Annäherung des traurigen Rückenmark-Leidens hat aber bald seine Glieder abgezehrt. Die Beine und Füße sind ganz kraftlos und krampfhaft verkrümmt durch die unerträglichsten Nervenschmerzen. Seit 5 Jahren kann er das Zimmer nicht verlassen und vertauscht nur auf einige Stunden das Bett mit dem Lehnsessel. Opium ist seine tägliche Nahrung und allein im Stande, ihm die Qualen erträglich zu machen. — — — Er hatte einen seiner schlimmsten Tage und schon zum zweiten Male Opium genommen. Schwach und klagend empfing er uns an seinem Bette, das gegen die Einwirkung von Zugluft und Licht von einem grünen Schirm umstellt war. Er versicherte, völlig unfähig zum Sprechen zu sein und bat uns, unsern Besuch doch ja am folgenden Tage zu wiederholen. Dennoch that er einige rasche, lebhafte Fragen, die ein Gespräch anknüpften, das ihn erheiterte. Seine Stimme wurde nach und nach kräftiger; er lachte, er sprach mit der unvergleichlichen Mischung von Scherz und Ernst, die ihn zum Schöpfer des poetischen Humors in Deutschland gemacht hat. Wer mit geschlossenen Augen ihm zuhörte, mußte ihn für kerngesund halten. Ein einziger Moment der Anregung hatte genügt, daß der Geist sich trotz der Schmerzensbande des Körpers mit ungeschwächter Kraft entfaltete. — — — Wir hatten bei der heitern Abschweifung in die Vergangenheit „seine Matratzengruft zu Paris" auf einige Augenblicke vergessen. Traurig wurden wir daran gemahnt, der Contrast seines früheren Lebens mit dem jetzigen Leidenszustand drängte sich zu peinlich auf. Dabei ist seine Wohnung nach deutschen kleinstädtischen Begriffen sehr düster und beschränkt; sie liegt zwei Treppen hoch und geht nach dem Hofe, was in Paris indessen als ein Vorzug betrachtet wird; der Straßenlärm ist allerdings gedämpft durch die hohen Mauern. — — Ein Transport in's Freie ist bei den engen hohen Treppen fast eine Unmöglichkeit und Heine hat ihn noch nie gewagt. Bei ausbrechender Feuersgefahr wäre deßhalb auch eine Rettung kaum zu bewirken. Kurz diese gefängnißartige Wohnung erschien uns wie eine traurige Vermehrung seiner Leiden."

Außer dem hier erwähnten Rückenmarkleiden hat Heine noch das Unglück, daß keines seiner Augen ganz geblendet ist und er die schwache Sehkraft des andern nur benutzen kann, wenn er mit der Hand das Augenlied emporhebt. Der Componist Hiller aus Köln, der ihn im Mai 1851 besuchte, sagt über ihn: „Heines Züge sind interessanter, man könnte fast sagen, schöner geworden, als sie je gewesen. Die Augen sind geschlossen, nur das rechte kann er zum Sehen benutzen, wenn er das müde darüber hinfallende Augenlid mit den Fingern in die Höhe hebt. Der ziemlich kurz abgeschnittene dunkle Bart bedeckte das Kinn; selbst über die Bekleidung des mächtigen Schädels haben Zeit und Leiden keine Gewalt ausgeübt, denn die Haare sind braun und dicht wie ehemals. Wahrhaft idealisch schön ist die weiße schlanke Hand geworden. — — — Leider sind all diese poetischen Dinge allzu elegischer Natur und man muß dem kranken Poeten, wenn man ihm wohlwill, seine Pausbacken und seinen behäbigen Embonpoint zurückwünschen, welche ihn ja nie verhindert haben, die duftigsten Lieder zu dichten."

Sein Bruder Gustav Heine sagt in dem früher erwähnten Artikel: „Alles bemüht sich, ihm sein Leben — oder besser gesagt, sein Leiden, minder schmerzlich zu machen, von allen Seiten kommen ihm Beweise der rührendste Theilnahme zu. Selbst unsere alte Mutter, die liebe, geistreiche Frau, an der er, wie bekannt, mit außerordentlicher Liebe hängt, sendet ihm die neuesten deutschen Bücher, da diese in Paris nicht zu bekommen sind.

(Schluß folgt.)

Der
Chevalier von Maison-Rouge.
(Fortsetzung.)

XXXI.
Nachforschung.

Maurice war an seinem Posten im Garten, dem Fenster von Genevieve gegenüber, zurückgekehrt; nur war dieses Fenster dunkel geworden, denn Genevieve hatte sich in das Zimmer des Chevalier von Maison-Rouge begeben.

Es war Zeit, daß Maurice das Zimmer von Genevieve verließ, denn kaum hatte er die Ecke des Treibhauses erreicht, als sich die Gartenthüre öffnete und der graue Mann, gefolgt von Lorin und fünf bis sechs Grenadieren, erschien.

„Nun?“ fragte Lorin.

„Ihr seht, ich bin an meinem Posten,“ antwortete Maurice.

„Hat es Niemand versucht, mit Gewalt herauszukommen?“

„Niemand,“ erwiederte Maurice, glücklich, durch die Art, wie die Frage gestellt war, einer Lüge zu entgehen; „Niemand! und Ihr, was habt Ihr gethan?“

„Wir haben die Gewißheit erlangt, daß der Chevalier von Maison-Rouge vor einer Stunde in das Haus zurückgekehrt und seitdem nicht mehr ausgegangen ist,“ antwortete der Mann der Polizei.

„Und Ihr kennt sein Zimmer?“ fragte Lorin.

„Sein Zimmer ist von dem der Bürgerin Dirmer nur durch einen Corridor getrennt.“

„Ah! ah!“ rief Lorin.

„Bei Gott! es bedurfte keiner Trennung, gar keiner Trennung; es scheint, der Chevalier von Maison-Rouge ist ein lockerer Geselle.“

Maurice fühlte, wie ihm das Blut zu Kopf stieg; er schloß die Augen und sah tausend innere Blitze.

„Aber was sagte denn der Bürger Dirmer dazu?“ fragte Lorin.

„Er hielt es für eine große Ehre für ihn.“

„Sprecht,“ versetzte Maurice mit gepreßter Stimme, wozu entscheiden wir uns?“

„Wir entscheiden uns dazu,“ antwortete der Mann der Polizei, „daß wir ihn in seinem Zimmer, und vielleicht sogar in seinem Bette festnehmen.“

„Er vermuthet also nichts?“

„Durchaus nichts.“

„Wie ist das Terrain beschaffen?“ fragte Lorin.

„Wir haben einen vollkommen genauen Plan bekommen,“ erwiederte der graue Mann; „ein Pavillon an der Ecke des Gartens gelegen, hier ist er; man steigt vier Stufen hinauf, seht Ihr sie? Man befindet sich auf einem Ruheplatz, rechts die Thüre vom Zimmer der Bürgerin Dirmer; es ist ohne Zweifel dasjenige, dessen Fenster wir sehen. Dem Fenster gegenüber eine andere Thüre, welche auf den Corridor geht, und in diesem Corridor die Thüre vom Zimmer des Verräthers.“

„Das ist eine sehr sorgfältige Topographie,“ sagte Lorin; „mit einem solchen Plan kann man mit verbundenen Augen, und um so viel mehr mit offenen Augen gehen; vorwärts also.“

„Sind die Straßen wohl bewacht?“ fragte Maurice mit einem Interesse, das die Anwesenden natürlich der Furcht, der Chevalier könnte entkommen, zuschrieben.

„Die Straßen, die Passagen, die Kreuzwege, Alles,“ antwortete der graue Mann, keine Maus kann hinaus, wenn sie nicht das Losungswort hat.“

Maurice schauerte; so viele Vorsichtsmaßregeln ließen ihn befürchten, sein Verrath könnte seinem Glücke unnütz werden.

„Wie viel Mann verlangt Ihr nun, um den Chevalier zu verhaften?“ fragte der Graue.

„Wie viel Mann?“ erwiederte Lorin. „Ich hoffe, Maurice und ich werden genügen; nicht wahr, Maurice?“

„Ja,“ stammelte dieser, „wir werden sicherlich genügen.“

„Hört,“ sagte der Polizeimann, „keine unnütze Prahlereien; liegt Euch daran, ihn zu fangen?“

„Beim Donner! ob uns daran liegt,“ rief Lorin, „ich glaube wohl! nicht wahr, Maurice, wir müssen ihn fangen?“

Lorin legte einen besonderen Nachdruck auf diese Worte. Es schwebte, wie er gesagt hatte, der Anfang eines Verdachtes über ihnen und man durfte dem Verdacht, der in jener Epoche so schnell fortschritt, keine Zeit lassen, größere Haltbarkeit zu gewinnen; Lorin begriff aber, daß es Niemand wagen würde, an dem Patriotismus zweier Männer zu zweifeln, denen es gelungen wäre, den Chevalier von Maison-Rouge festzunehmen.

„Nun wohl,“ sagte der Polizeimann, „wenn Euch wirklich daran gelegen ist, so nehmen wir eher drei Mann als zwei, eher vier als drei; der Chevalier hat, wenn er im Bette liegt, immer seinen Degen unter seinem Kopfkissen und ein paar Pistolen auf seinem Nachttisch.“

„Ei, den Teufel!“ sagte einer von den Grenadieren von der Compagnie Lorin, „keinen Vorzug für irgend Einen; ergibt er sich, so bringen wir ihn zur Reserve für die Guillotine, leistet er Widerstand, so hauen wir ihn nieder.“

„Gut gesagt,“ sprach Lorin: „Vorwärts! gehen wir durch die Thüre oder durch das Fenster?“

„Durch die Thüre,“ erwiederte der Polizeimann, „vielleicht steckt der Schlüssel, während wir, wenn wir durch das Fenster gehen wollten, einige Scheiben zerbrechen müßten, was Lärmen machen würde.“

„Also durch die Thüre! sagte Lorin; wenn wir nur hineinkommen, gleichviel wo. Vorwärts, den Säbel in die Hand, Maurice.“

Maurice zog maschinenmäßig seinen Säbel aus der Scheide.

Die kleine Truppe rückte gegen den Pavillon vor. Man traf, wie es der graue Mann bezeichnet hatte, die ersten Stufen der Freitreppe, dann befand man sich auf dem Ruheplatz und hierauf im Vorhause.

„Ah!“ rief Lorin freudig, „der Schlüssel steckt in der Thüre.“

Er hatte in der That die Hand ausgestreckt und mit der Spitze seiner Finger die Kälte des Schlüssels gefühlt.

„Vorwärts, öffnet doch, Bürger Lieutenant, sprach der graue Mann.

Lorin drehte vorsichtig den Schlüssel im Schlosse, die Thüre öffnete sich.

„Wir sind an Ort und Stelle,“ sagte Lorin.

„Noch nicht, versetzte der graue Mann. „Sind unsere topographischen Nachrichten genau, so befinden wir uns in der Wohnung der Bürgerin Dirmer.“

„Wir können uns hierüber Sicherheit verschaffen,“ sagte Lorin; „zünden wir Kerzen an, es ist noch Feuer im Kamin.“

„Zünden wir Fackeln,“ entgegnete der graue Mann; „die Fackeln erlöschen nicht wie die Kerzen.“

Und er nahm aus den Händen eines Grenadiers zwei Fackeln und zündete sie an der ersterbenden Gluth an. Eine gab er Maurice, die andere Lorin in die Hand.

„Ihr seht,“ sagte er, „ich täuschte mich nicht; hier ist die Thüre, welche in das Schlafzimmer der Bürgerin Dirmer geht; jene dort geht auf den Corridor.“

„Vorwärts in den Corridor,“ sprach Lorin.

Man öffnete die Thüre im Hintergrund, welche eben so wenig geschlossen war als die erste, und befand sich vor der Thüre der Wohnung des Chevalier. Maurice hatte diese Thüre zwanzigmal gesehen und nie gefragt, wohin sie ging; für ihn drängte sich die Welt in dem Zimmer zusammen, wo ihn Genevieve empfing.

„Oh! oh!“ sagte Lorin mit leiser Stimme, „hier ändert sich die Sache, kein Schlüssel mehr und die Thüre geschlossen.“

„Aber," fragte Maurice, der kaum mehr sprechen konnte, „aber seid Ihr denn ganz gewiß, daß es hier ist?"

„Ist der Plan genau, so muß es hier sein," antwortete der Polizeimann; „übrigens werden wir sogleich sehen. Grenadiere, stoßt die Thüre ein, und Ihr, Bürger, haltet Euch bereit, sobald die Thüre eingestoßen ist, in das Zimmer zu stürzen."

Vier von den Abgesandten der Polizei bezeichnete Leute hoben ihre Flintenkolben in die Höhe und thaten auf ein Zeichen desjenigen, welcher das Unternehmen leitete, einen einzigen Schlag: die Thüre zersprang in Stücke.

„Ergib Dich, oder Du bist des Todes!" rief Lorin in das Zimmer stürzend.

Niemand antwortete; die Bettvorhänge waren geschlossen.

„Gebt wohl Acht, hinter dem Bett!" sagte der Polizeimann; „schlagt an und feuert bei der ersten Bewegung der Vorhänge."

„Wartet," sprach Maurice, „ich will sie öffnen."

Und ohne Zweifel in der Hoffnung, Maison-Rouge wäre hinter den Vorhängen verborgen und der erste Dolchstoß oder Pistolenschuß würde für ihn sein, stürzte Maurice auf die Vorhänge zu und zog sie auf ihrer Stange zurück.

Das Bett war leer.

„Alle Teufel!" sagte Lorin; „Niemand!"

„Er wird entwichen sein," stammelte Maurice.

„Unmöglich, Bürger, unmöglich!" rief der graue Mann; „ich sage Euch, daß er vor einer Stunde nach Hause gekommen ist, daß ihn Niemand hat hinausgehen sehen und daß alle Ausgänge bewacht sind."

Lorin öffnete die Thüren der Cabinette und der Schränke und schaute überall, selbst da, wo es materiell unmöglich war, daß sich ein Mensch verbergen konnte.

„Niemand! Ihr seht es wohl, Niemand!"

„Niemand!" wiederholte Maurice mit einer leicht begreiflichen Erschütterung; „Ihr seht in der That, es ist Niemand da."

„Gehen wir in die Wohnung der Bürgerin Dirmer," versetzte der Polizeimann, „vielleicht ist er dort."

„Oh! respectirt die Wohnung einer Frau," sagte Maurice.

„Wie?" versetzte Lorin, „sicherlich wird man sie respectiren und die Bürgerin Dirmer ebenfalls; doch man wird sie durchsuchen."

„Die Bürgerin Dirmer?" sagte einer von den Grenadieren, entzückt, einen schlechten Spaß anbringen zu können.

„Nein, erwiederte Lorin, „nur die Wohnung."

„Dann laßt mich zuerst hinein," sprach Maurice.

„Geh voran," sagte Lorin, Du bist Kapitän: Ehre dem Ehre gebühret."

Man ließ zwei Mann zurück, um das Zimmer zu bewachen, aus dem man weggiing; dann begab man sich wieder in das, wo man die Fackeln angezündet hatte.

Maurice näherte sich der Thüre, welche in das Schlafzimmer von Genevieve führte.

Es war das erste Mal, daß er hier eintreten sollte.

Sein Herz schlug gewaltig.

Der Schlüssel stack in der Thüre.

„Nun," sagte Lorin, „öffne doch!"

„Aber wenn die Bürgerin Dirmer im Bette liegen würde?" versetzte Maurice.

„Wir schauen in ihr Bett, unter ihr Bett, in ihren Kamin und in ihre Schränke," sagte Lorin, „ist hernach Niemand da als sie, so wünschen wir ihr eine gute Nacht."

„Nein," sprach der Polizeimann, „wir verhaften sie, die Bürgerin Genevieve Dirmer war eine Aristokratin, welche als Mitschuldige der Tochter Tison und des Chevalier von Maison-Rouge erkannt worden ist."

„Oeffnet also," sagte Maurice, indem er den Schlüssel losließ, „ich verhafte keine Frauen."

„Der Polizeimann schaute Maurice von der Seite an und die Grenadiere murrten unter sich.

„Oh! oh!" sagte Lorin. „Ihr murrt? Murrt für zwei, da Ihr einmal daran seid, ich bin der Meinung von Maurice."

Und er machte einen Schritt rückwärts.

Der graue Mann faßte den Schlüssel und drehte rasch um; die Soldaten stürzten in das Zimmer.

Zwei Kerzen brannten auf einem kleinen Tische; doch das Zimmer von Genevieve war, wie das des Chevalier von Maison-Rouge, unbewohnt.

„Leer!“ rief der Polizeimann.

„Leer!“ wiederholte Maurice erbleichend; „wo ist sie denn?“

Lorin schaute Maurice erstaunt an.

„Suchen wir,“ sagte der Polizeimann.

Und von den Milizen gefolgt, fing er an das Haus von den Kellern bis zu den Werkstätten zu durchforschen.

Kaum hatten sie den Rücken gewendet, als Maurice, der ihnen ungeduldig mit den Augen gefolgt war, ebenfalls in das Zimmer stürzte, die Schränke, die man schon einmal geöffnet, abermals öffnete und mit angstvoller Stimme ausrief:

„Genevieve! Genevieve!“

Aber Genevieve antwortete nicht, das Zimmer war wirklich leer.

Dann durchwühlte Maurice das Haus mit einer Art von Wuth. Treibhäuser, Schoppen, Nebengebäude, Alles durchsuchte er, aber vergebens.

Plötzlich vernahm man einen gewaltigen Lärmen; eine Truppe bewaffneter Leute zeigte sich an der Thüre, wechselte das Losungswort mit der Schildwache, überströmte den Garten und verbreitete sich im Hause. An der Spitze dieser Verstärkung glänzte der eingeräucherte Federbusch von Santerre.

„Nun,“ sagte er zu Lorin, „wo ist der Verschwörer?“

„Ja, ich frage Euch, was Ihr mit ihm gemacht habt.“

„Das frage ich Euch selbst: wenn Euer Detachement die Ausgänge gut bewacht hat, muß es ihn festgenommen haben, da er nicht mehr im Hause war, als wir eintraten.“

„Was sagt Ihr da,“ rief der General wüthend, „Ihr habt ihn also entwischen lassen?“

„Wir konnten ihn nie entwischen lassen, da wir ihn nie in Händen hatten.“

„Dann begreife ich es nicht,“ sagte Santerre.

„Was?“

„Was Ihr mir durch Euren Abgesandten habt sagen lassen.“

„Wir haben Jemand an Euch abgeschickt?“

„Ganz gewiß . . . einen Mann mit braunem Rock, schwarzen Haaren und grüner Brille, der zu uns kam und uns benachrichtigte, Ihr wäret auf dem Punkt, Maison-Rouge festzunehmen, doch er vertheidigte sich wie ein Löwe, worauf ich herbeieilte.“

„Ein Mann mit braunem Rocke, schwarzen Haaren und grüner Brille?“ wiederholte Lorin.

„Allerdings; er führte eine Frau am Arm.“

„Jung, hübsch?“ rief Maurice gegen den General vorstürzend.

„Ja, jung und hübsch.“

„Er war es! und die Bürgerin Dirmer.“

„Wer. er?“

„Maison-Rouge . . . Oh! ich Elender, daß ich sie nicht Beide tödtete!“

„Vorwärts, vorwärts, Bürger Lindey, man wird sie wieder einholen,“ sagte Santerre.

„Aber warum des Teufels habt Ihr sie passiren lassen?“ fragte Lorin.

„Alle Wetter! wir ließen sie passiren, weil sie das Losungswort hatten,“ versetzte Santerre.

„Sie hatten das Losungswort!“ rief Lorin, „es ist also ein Verräther unter uns!“

„Nein, nein, Bürger Lorin,“ entgegnete Santerre, „man kennt Euch wohl und weiß, daß kein Verräther unter Euch ist.

Lorin schaute umher, als wollte er den Verräther suchen, dessen Anwesenheit er verkündigt hatte.

Er begegnete der düsteren Stirne und dem umherirrenden Auge von Maurice.

„Oh! oh!“ murmelte er, „was soll das bedeuten?“

„Dieser Mensch kann nicht fern sein,“ sagte Santerre; „durchforschen wir die Umgegend, vielleicht ist er in die Hände einer Patrouille gefallen, welche geschickter gewesen ist als wir, und sich nicht hat hintergehen lassen.“

„Ja, ja, suchen wir,“ sagte Lorin. Und er nahm Maurice beim Arm und zog ihn unter dem Vorwand, zu suchen, aus dem Garten.

„Ja, suchen wir,“ sagten die Soldaten, „doch ehe wir suchen. . . .“

Und einer von ihnen warf seine Fackel unter einen ganz mit Reißbündeln und trockenen Brettern vollgestopften Schoppen.

„Komm,“ sagte Lorin, „komm.“

Maurice leistete keinen Widerstand. Er folgte Lorin wie ein Kind; Beide liefen bis zur Brücke, ohne mehr zu sprechen; hier blieben sie stehen, Maurice wandte sich um.

Der Himmel war roth am Horizont der Vorstadt und man sah über den Häusern zahlreiche Funken aufsteigen. (Fortsetzung folgt.)

Heinrich Heine.

(Schluß.)

Dadurch (durch eine von seinem Onkel, dem verstorbenen Banquier Salomon Heine in Hamburg ihm ausgesetzte Pension) seine sonstigen Einkünfte abgerechnet, ist Heines Lage nichts weniger als trostlos. Es wird für ihn eine eigene Köchin gehalten und zwei Wärterinnen wechseln bei ihm Tag und Nacht ab. Er hat einen Vorleser und einen Sekretär und sein Arzt ist der ausgezeichnete, sowohl in Deutschland als Frankreich berühmte Dr. Grube.“

Mit seiner Krankheit sollte auch wie viele behaupten, eine bedeutende geistige Umwandlung in ihm vorgegangen sein; er sollte fromm geworden sein. Sein Bruder sagt darüber (1851): „Ich fragte ihn plötzlich, ob es wahr sei, daß er, wie man sage, eine Betschwester geworden? Er antwortete lächelnd: „Nein, ich bin vielmehr ein Betbruder geworden und bete täglich zum lieben Gott, daß er Dir, lieber Bruder, bessere politische Gesinnungen einflöße.“ Ich bemerkte darauf scherzend, daß es mich freue, in seiner Antwort den Namen Gottes genannt zu hören, woraus zu schließen, daß er kein Atheist mehr sei — — Mit ernsthafter Miene antwortete er mir: „Dem großen weißen Elephanten des Königs von Siam kann es ganz gleichgültig sein, ob ein kleines Mäuschen in der Rue d'Amsterdam zu Paris an seine Größe und Weisheit glaubt oder nicht. Soviel kann ich Dir sagen, ich bin jetzt einer der treuesten Anhänger Gottes, ich bin für Gott quand meme.“ Dieses bedeutungsvolle quand meme erläutert Adolf Stahr in seiner Schrift „Zwei Monate in Paris“ (1851) dahin: „Niedergeworfen von unheilbarer Krankheit, bei lebendigem Leibe schon ausgestrichen aus dem Buche des Lebens, gemartert von dem entsetzlichen Schmerzenslager hat dieser Mann die ganze Energie seines aristophantischen Geistes, die volle Kraft seines unverwüstlichen Humors und all die schneidende Schärfe seines vernichtenden Witzes bewahrt. Man hat von ihm berichtet, er habe sich bekehrt, der deutsche Aristophanes des 19. Jahrhunderts sei „fromm,“ sei ein Betbruder geworden. Es ist kein wahres Wort daran. Die Leute, die dergleichen verbreitet, haben sich entweder selbst getäuscht oder sich von ihm täuschen lassen. Es ist wahr, daß er die Bibel liest, weil er ihre poetischen Schönheiten wie wenige empfindet; wahr, daß er gern von Gott und Unsterblichkeit redet. Aber sein freies Verhältniß zu diesen Dingen bleibt unverändert und selbst, wo er eine gewisse Gläubigkeit zeigte, war er doch stets seiner Freiheit bewußt und überhaupt geistig in allen Dingen vollkommen der Alte.“ Heine selbst zeigt im Nachwort zum Romanzero, der 1851 gleichzeitig mit dem Tanzpoem „Faust“ erschien, der Welt an, daß er zu Gott und Unsterblichkeitsglauben zurückgekehrt sei; aber es will einem beim Lesen dieses Bekenntnisses bedunken, der kranke Skeptiker, der seit Jahren, Jahr aus, Jahr ein, jeden Tag, jede Stunde, dem Tod in den dunklen Rachen sehen muß, suche sich selbst diesen Trost aufzuzwingen, aber die Armseligkeit desselben dränge

sich ihm zugleich auf und verhindere das Gelingen, denn während er den „großen weißen Elephanten" anpreist, treibt er gleich wieder sein witziges Spiel mit ihm. Den gleichen Eindruck machen die hierauf bezüglichen Geständnisse im ersten Band der Vermischten Schriften, seinen letzten, im vorigen Jahre erschienenen Werken.

Wir müssen hier die in mancher Beziehung mangelhafte biographische Skizze schließen, da uns mehr Nachrichten nicht vorliegen. Der Tod sitzt am Bette des großen Dichters und lauert auf sein Opfer; jeder Dämpfer kann uns die traurige Nachricht bringen, daß sein Leib jene große Umwandlung erfahren, die seine Ansichten über Unsterblichkeit widerlegen wird, wenn ihm auch die Lehre nichts mehr fruchten kann. Aber er hadert auch vielleicht noch lange mit dem Feind; er hängt noch am Leben trotz seiner Qualen, weil er eben nur skeptisch mit der Unsterblichkeit der Seele liebäugelt; er trotzt dem Tode. „Habe keine Furcht," sagte er beim Abschied zu seinem Bruder, „jetzt sterbe ich noch nicht, ich habe noch viel zu thun. Ich muß die Gesammtausgabe meiner Werke ordnen, ich habe es Campe versprochen, Du kennst ihn, früher läßt er mich nicht sterben."

Frühlings-Kur der Sommersprossen, für den Herbst und Winter des Lebens.

(Von M. G. Saphir.)

Schon wieder eine große Akademie gegeben, schon wieder eine Praterfahrt vorüber, schon wieder das große Los nicht gewonnen, schon wieder einige Hoffnungen in den ersten April geschickt, schon wieder Frühling und schon wieder ein Hundewetter!

Bravo! Bravissimo!

War das der Mühe werth, ein Jahr älter zu werden, 600 fl. Miethe zu bezahlen, Schuh, Stiefel und Kleider zu zerreißen?

O Ledernheit, Altgebackenheit, Aschfärbigkeit, Salzlosigkeit und Rückenmarkdörrigkeit der alten Leyer!

Also Frühling! Der Kalender sagts und ich wills glauben. Bin ich besser wie eine Straßenlaterne? Die Straßenlaterne glaubt dem Kalender, daß Mondschein ist, ich glaub' ihm, daß Frühling ist, und ziehe einen Frack an; daß ich unter dem Frack zwei Hemden und ein Flanellkleid trage, das geht den Kalender nichts an, das sind meine Privatneckereien mit dem Frühling. Der Frühling selbst hat sich auch im vorigen Jahre am ersten Mai im Augarten verkühlt, hat das Gliederreißen bekommen, und geht jetzt selbst in lauter Futterbarchent.

Also der Frühling ist entschuldigt, aber mit dem Sommer will ich furchtbar zu Gericht gehen! Er geht vor Juni nicht aus, und doch friert er, und ihm klappern die Zähne!

Und was das Schlimmste ist, das Unbegreiflichste, die Sommer nehmen ab, aber die Sommersprossen nehmen zu!

Wo kommen also die Sommersprossen ohne Sommer her? Es geht den Menschen mit den Sommersprossen wie mit den Liebesliedern, die Liebe ist dahin, die Lieder nehmen gräßlich überhand!

Aber, meine holden Leserinnen, glauben Sie ja nicht, daß die Sommersprossen im Sommer entstehen! Beileibe! Sie entstehen alle im Frühling. Sie sollten also Frühlings-Sprossen heißen, so wie eigentlich auch unsere Altersschwächen aus Jugend-Schwächen herstammen!

Ja, meine holden Mädchen, im Frühlinge, in Eurem und in dem Jahres-Frühling, da hütet Euch vor Sprossen und Flecken!

Eure Haut und Euren Ruf bewahrt im Frühlinge Eures Daseins. Dann werden sie im Sommer, Herbst und Winter keine Sprossen und keine Flecken haben.

Die zarte Haut der Mädchen bekömmt leicht Sommersprossen und Leberflecken. Der zarte Ruf der Mädchen bekömmt noch leichter Promenade-Sprossen und Salon-Flecken!

Der Ruf eines Mädchens ist wie ihre Haut, und wie sie selbst, je mehr sie

an's Sonnenlicht kommen und gehen, desto mehr Sommer-Sprossen bekommen alle drei!

Der Ruf eines Mädchens ist zart, wie die zarteste Farbe, sie schießen Beide ab, wenn sie viel an's Tageslicht kommen!

Die Mädchen sind wie die Kerzen, je mehr sie in die Luft kommen, desto leichter schmelzen sie, desto früher sind sie ausgebrannt. Die Mädchen sind wie die Kerzen, je öfter sie geputzt werden müssen, desto weniger sind sie nutz, und je öfter sie ausgehen, desto weniger taugen sie für's Haus!

Die Haut und der Ruf eines Mädchens bekommen leicht Flecken, aber sie gehen schwer oder nie aus; und bringt man auch mit Mühe nach langer Zeit so einen Fleck aus, so geht es wie mit einem Flecken in Sammt, bringt man auch den Fleck weg, der Glanz dieses Punktes ist auf ewig dahin!

Wisset ihr denn, meine theuern Mädchen, wie die Sommersprossen entstehen? Gerade wie die Sprossen und Flecken im guten Ruf!

Zuerst bilden sich in der reizbaren Haut kleine Schweißtröpfchen, in diesen Tröpfchen, die nicht zusammenfließen, werden die Sonnenstrahlen, wie durch ein konveres Glas, in einen Brennpunkt vereinigt, der Brennpunkt fällt auf die Malpighische Netzhaut und der dadurch gesäuerte Kohlenstoff bringt diese Sprossen hervor.

So ist's auch mit dem guten Ruf, wenn sich zuerst auch nur ein kleines Tröpfchen daran ansetzt, die Sonnenstrahlen aus allen Blicken und Lorgnetten der Welt vereinigen sich in diesem Brennpunkte, und finden da Kohlenstoff genug zum Anschwärzen und Sauersehen, und verderben den guten Ruf auf ewig!

Gegen die Sommersprossen der Haut, meine lieben Leserinnen, gibt es viele bewährte Mittel, die alle nichts helfen, z. B. Waschwasser, Molken, Seife, Rahm u. s. w., aber gegen die Sprossen und Flecken im guten Ruf eines Mädchens, gibt es kein Waschwasser und kein Reinigungspulver; nicht einmal die zu spät vergossenen Thränen waschen diese Sprossen weg, nicht einmal der Höllenstein der zu späten Reue ätzt diese Flecken auf!

Es gibt Frauenzimmer, deren Haut mit Sommersprossen übersäet, und sie sind dennoch schön, liebenswürdig, gesucht, geliebt, geschätzt; aber ein Mädchen, welches Sommersprossen im Rufe hat, ist häßlich wie die Sünde, und wär' es so schön wie ein Engel; es ist eckelhaft wie eine Spinne, und wär es so appetitlich wie ein Blumenstrauß; es wird von ehreliebenden Männern geflohen, und wenn sie es auch liebten wie ihr Selbst!

Gegen die Sommersprossen in der Haut hat man Fächer, Hut und Sonnenschirm, gegen die Sommersprossen in dem Rufe, gibt es keinen Fächer und keinen andern Schirm, als den Schirm der jungfräulichen Sitte, und die Schirmgötter des stillen, väterlichen Hauses.

Wehe dem Manne, wehe dem Jüngling, der sein Herz an ein Mädchen hängt, das nicht Acht gibt, daß ihr Ruf keine Sommersprossen bekomme, denn sie bekommt die Sommersprossen und er muß sein Gesicht zu waschen geben!

Also, meine lieben Mädchen, im Frühling, da bewahrt Haut und Ruf vor Sommersprossen! Hütet Euch vor zu viel Sonnenlicht, vor zu viel Zugluft, die zu viel zieht, vor den Brennstrahlen der Lorgnetten u. s. w. u. s. w.

Ein Zustand.

„Unruh' im Blute, Pochen in den Adern,
Ein zischendes Gebrause vor dem Ohr,
Bedeutendes Begehren toll zu hadern
Mit Jedermann, im Haupte einen Chor
Von hunderttausend Stimmen, welche summend
Verschiedenart'ges sprechen und ein Baß,
Der das Gehirn mit tiefem Grundton brummend
Und laut erschüttert ohne Unterlaß;
Ein Fieber in den Gliedern und ein Schwanken,
Unsichrer Schritt und allzuleichter Tritt,
Ein wirres Durcheinander von Gedanken,
Die Zunge, wie von eines Messers Schnitt
Gelähmt — nein, sage mir, was soll das werden?
In solchem Zustand war ich ja noch nie!"
So sprach Eugen mit stürmischen Geberden,
Zum Freund der ihn begleitet, während sie

In schräger Richtung durch die Straße wallten.
„Ich bin", so fuhr er fort, derselbe Mensch nicht mehr,
Es scheint mir Alles gar nicht mehr beim Alten,
Im Kreise geht's herum und flattert hin und her;
Millionen Sterne prangen mehr am Himmel
Als sonst, und doppelt strahlen sie sogar;
Die Menschen, die wir sehn — welch ein Gewimmel!

Ein Auflauf scheint fast Jeder mir, fürwahr:
Doch lieb' ich sie und an den Busen drücken
Möcht' ich sie alle; ja, die ganze Welt
Ich fühle ein unsägliches Entzücken
Und achte absolut für Nichts das Geld
D'rum sag', hat eine Krankheit mich betroffen?
Sind wir der Erd' entrückt? o, sprich es aus.
Beruh'ge dich!"—„Du bist total besoffen"
Entgegnet ihm der Andre — „komm nach Haus!"

Wie sich's der Bruder Zwirn in Amerika vorstellt.

O Bruder in Amerika
Da braucht man nichts zu schaffen,
Denn dort sind keine Amtsleut' ja
Und äußerst wenig Pfaffen.

Und dort ist kein Soldatenheer,
Nicht Tambour noch Trompeter,
Da gibt es keine Fürsten mehr
Und dutzen darf sich Jeder.

Dort gibt es keine Polizei
Mit Säbeln und mit Spießen,
Dort gibt es keine Frohnvogtei,
Worein man könnt' uns schließen.

Dort tritt kein trotziger Gensdarm
Uns auf die Hühneraugen,
Dort darf das Blut von unsrer Farm
Kein Edeljunker saugen.

Auch zahlt man in Amerika
Nicht einen Pfennig Steuern,
Und läßt sein Wanderbuch allda
Kein einzigmal erneuern.

Dort kann man stets spazieren gehn,
Dort braucht man nicht zu schwitzen,
Dort kann man schlafen bis um zehn
Und täglich übersitzen.

Dort braut man Zucker weiß wie Schnee
Aus allen Ahornstämmen,
Dort kann man sich mit Milchkaffee
Beliebig überschwemmen.

Dort jagt und fischt man, wo man mag
Und schießt sich, zum Erstaunen,
In einem halben Vormittag
Ein Dutzend Wildkapaunen.

Da fährt man schneller als der Wind,
Und das ganz ungefährlich,
Und alle Menschen dorten sind
Ganz ungeheuer ehrlich.

Ich höre, in Amerika
Da wohnt ein reicher Schlächter
In Dings, in Philadelphia,
Der hat vier große Töchter.

Und diesen hübschen Mädchen gibt
Der Alte hübsche Batzen,
Und alle Viere sind verliebt,
Verliebter wie die Katzen.

Ich seh' nicht ein, was ich noch da
Im Land herum spaziere,
Ich geh' nach Philadelphia
Und nehm' sie alle viere. D. d. Di.

Zwischen zwei Thüren.

(Von Fr. Flow.)

Rechts die Kirche, links die Schenke!
Welche Thüre soll ich wählen?
Besser ist's bei'm Wein, ich denke,
Unser'n Glaubensmuth zu stählen.
Seht ihn doch, den feisten Pfaffen!
Lammessanftmuth in den Mienen,
Während all sein Streben, Schaffen,
Ist, der Finsterniß zu dienen.

Wenn mit halbgeschloss'nem Munde
Dort sie ein Te Deum singen,
Lasset fröhlich in die Runde
Hier ein Gaudeamus klingen!
Wenn sie drüben flehen, büßen,
Wähnen in der Höll' zu rosten,
Will ich hier die schwellend süßen
Lippen einer Schönen kosten.

Heda! Mädel, reich die Flaschen
Mit dem heißen Blut der Traube,
Deine Küsse laß mich naschen —
Dieses ist der rechte Glaube!

Der
Chevalier von Maison-Rouge.
(Fortsetzung.)

XXXII.
Der Schwur.

Maurice schauerte; er streckte die Hand nach der Rue Saint-Jacques aus.

„Es brennt!“ sagte er, „es brennt.“

„Nun ja,“ versetzte Lorin, „es brennt, und was hernach?“

„Oh! mein Gott, mein Gott, wenn sie zurückgekommen wäre!“

„Wer dies?“

„Genevieve.“

„Genevieve, das ist Madame Dirmer, nicht wahr?“

„Ja, sie ist es.“

„Es ist nicht zu befürchten, daß sie zurückgekommen ist, deßhalb war sie nicht weggegangen.“

„Lorin, ich muß sie wiederfinden, ich muß mich rächen.“

„Oh! oh!“ versetzte Lorin.

„Tyrann hienieden und in hohen Sphären
Braucht Amor Weihrauch nicht auf den Altären.“

„Du hilfst mir sie wiederfinden, nicht wahr Lorin?“

„Bei Gott! das wird nicht schwierig sein.“

„Und wie?“

„Allerdings, wenn Du Dich, so sehr als ich glauben muß, für das Schicksal der Bürgerin Dirmer interessirst, so mußt Du sie auch kennen, und wenn Du sie kennst, mußt Du wissen, wer ihre vertrautesten Freunde sind; sie wird Paris nicht verlassen haben; sie haben alle die Wuth, hier zu bleiben; sicherlich hat sie sich zu irgend einer Vertrauten geflüchtet, und morgen erhältst Du durch irgend eine Rosa oder eine Marthon ein kleines Billet, ungefähr in folgenden Worten:

Will Mars Cythere wiederfinden,
So borge von der Nacht er ihre Azurtinten

und finde sich bei dem Concierge, Straße so und so, Numero so und so ein, und frage nach Madame Dreigestirn.“

Maurice zuckte die Achseln; er wußte wohl, daß Genevieve Niemand hatte, zu dem sie sich flüchten konnte.

„Wir werden sie nicht wiederfinden,“ murmelte er.“

„Erlaube mir, Dir etwas zu sagen, Maurice,“ versetzte Lorin.“

„Was?“

„Es wäre vielleicht kein so großes Unglück, wenn wir sie nicht wiederfänden.“

„Wenn wir sie nicht wiederfinden, Lorin, so sterbe ich.“

„Ah, Teufel!“ sprach der junge Mann, „das ist also jene Liebe, an der Du bereits beinahe gestorben wärest?“

„Ja,“ anwortete Maurice.

Lorin dachte dann einen Augenblick nach und sagte dann:

„Maurice, es ist ungefähr eilf Uhr; das Quartier ist öde und verlassen; hier steht eine steinerne Bank, welche ausdrücklich zur Aufnahme von zwei Freunden angebracht worden zu sein scheint. Bewillige mir die Gunst einer Privatunterredung, wie man unter dem alten Regime sagte, ich gebe Dir mein Wort, daß ich nur in Prosa sprechen werde.“

Maurice schaute umher und setzte sich dann auf die Bank. Lorin schaute ebenfalls umher und setzte sich neben seinen Freund.

„Sprich," sagte Maurice, indem er seine beschwerte Stirne in seine Hand fallen ließ.

„Höre, lieber Freund, ohne Eingang, ohne Umschreibung, ohne Erläuterung sage ich Dir Folgendes: wir stürzen uns in das Verderben, oder vielmehr Du stürzest uns in das Verderben."

„Wie so?" fragte Maurice.

„Theurer Freund, es giebt einen gewissen Beschluß des Wohlfahrtsausschusses, welcher für einen Verräther am Vaterland Jeden erklärt, der Verbindungen mit den Feinden des genannten Vaterlandes unterhält. Wie! kennst Du diesen Beschluß?"

„Allerdings," antwortete Maurice.

„Du kennst ihn?"

„Ja."

„Nun wohl, mir scheint, Du bist nicht übel Verräther am Vaterland. Was sagst Du dazu?"

„Lorin!"

„Ganz gewiß, wenn Du nicht etwa als Vergötterer des Vaterlandes diejenigen betrachtest, welche Wohnung, Tisch und Bett dem Herrn Chevalier von Maison-Rouge geben, der, wenigstens wie mir scheint, kein überspannter Republikaner und für den Augenblick durchaus nicht beschuldigt ist, er habe die Septembertage gemacht."

„Ah! Lorin," versetzte Maurice, einen Seufzer ausstoßend.

„Deßhalb," fuhr der Moralist fort, „deßhalb kommt es mir vor, als wärest Du ein wenig zu sehr der Freund eines Feindes des Vaterlandes gewesen, als wärest Du dies noch. Ruhig, ruhig, empöre Dich nicht, theurer Freund, Du bist wie der selige Enkelados, Du würdest einen Berg von der Stelle rücken, wenn Du Dich umdrehtest. Ich wiederhole Dir also, empore Dich nicht und gestehe ganz einfach, daß Du kein Eifriger mehr bist."

Lorin sprach diese Worte mit der ganzen Sanftheit, der er fähig war, und indem er mit einer völlig ciceronianischen Kunstfertigkeit darüber hinschlüpfte.

Maurice begnügte sich, durch eine Geberde zu protestiren.

Doch die Geberde wurde für nicht gesehen erklärt und Lorin fuhr fort:

„Oh! wenn wir in einer von jenen Treibhaustemperaturen lebten, in einer ehrlichen Temperatur, wo der Thermometer nach den Regeln der Botanik unveränderlich 15 Grad anzeigte, so würde ich Dir sagen: Mein lieber Maurice, das ist elegant, das ist geschmackvoll; seien wir von Zeit zu Zeit ein wenig Aristokraten, das thut wohl und riecht gut. Doch wir kochen heut zu Tage in 35 bis 40 Grad Wärme, das Tischtuch brennt, so daß man nur lau ist; bei dieser Wärme scheint man kalt zu sein; ist man kalt, so ist man verdächtig; Du weißt das, Maurice, und wenn man verdächtig ist ... Du hast zu viel Verstand, mein lieber Maurice, um nicht zu wissen, was man denn bald ist, oder vielmehr nicht mehr ist."

„Nun wohl, so tödte man mich, und die Sache nehme ein Ende!" rief Maurice; „auch gut, ich bin des Lebens müde."

„Seit einer Viertelstunde," sagte Lorin; „in der That, das ist noch nicht lang genug, daß ich Dich in diesem Punkte nach Deinem Willen handeln lassen sollte; und dann begreifst Du, wenn man heutigen Tages stirbt, muß man als Republikaner sterben, während Du als Aristokrat sterben würdest."

„Oh! oh!" rief Maurice, dessen Blut sich durch den ungeduldigen Schmerz, der aus dem Bewußtsein der Schuld entspringt, zu entflammen anfing; „oh! oh! Du gehst zu weit, mein Freund."

„Ich werde noch weiter gehen, denn ich sage Dir zum Voraus, wenn Du Aristokrat wirst ..."

„So zeigst Du mich an?"

„Pfui doch! Nein, ich schließe Dich in einen Keller ein und lasse Dich beim Rasseln der Trommeln wie einen verlorenen Gegenstand suchen; dann erkläre ich öffentlich, die Aristokraten haben Dich, bekannt mit dem, was Du ihnen zugedacht, eingesperrt, gemartert, ausgehungert, so daß Du wie der Prevot Elie von Beau-

mont, Herr Latude und Andere, wenn man Dich wiederfindet, öffentlich von den Damen der Halle und den Lumpensammlerinnen der Section Victor mit Blumen bekränzt wirst. Beeile Dich also, wieder ein Aristides zu werden, oder Deine Sache ist klar."

„Lorin, Lorin, ich fühle, daß Du Recht hast, es reißt mich fort, ich gleite auf einem Abhange hin. Grollst Du mir, weil mich das Mißgeschick fortzieht?"

„Ich grolle Dir nicht, aber ich muß mit Dir zanken. Erinnere Dich ein wenig der Scenen, die Pilades täglich dem Orestes machte, dieser Scenen, welche siegreich beweisen, daß die Freundschaft ein Paradoron ist, da diese Muster von Freunden sich vom Morgen bis zum Abend stritten."

„Verlasse mich, Lorin, das wird das Beste sein."

„Niemals."

„Dann laß mich lieben, nach meinem Gefallen närrisch, vielleicht verbrecherisch sein, denn ich fühle, wenn ich sie wiedersehe, tödte ich sie."

„Oder Du fällst vor ihr auf die Knie. Ah! Maurice, Maurice verliebt in eine Aristokratin, das hätte ich nie geglaubt. Du bist nun wie der arme Osselin bei der Marquise von Charry."

„Genug, Lorin, ich bitte Dich."

„Maurice, ich werde Dich heilen, oder der Teufel soll mich holen. Ich will nicht, daß Du in der Lotterie der heiligen Guillotine gewinnst, wie der Spezereihändler der Rue des Lombards sagte. Nimm Dich in Acht, Maurice, Du bringst mich in Verzweiflung. Maurice, Du machst einen Blutsäufer aus mir. Maurice, ich fühle das Bedürfniß, die Insel Saint-Louis in Brand zu stecken; eine Fackel, eine Fackel!

„Doch warum Brände und Fackeln begehren,
Dein inneres Feuer kann Städte verzehren."

Maurice lächelte unwillkührlich.

„Du weißt, daß es unter uns verabredet war, nur in Prosa zu sprechen," sagte er.

„Du bringst mich auch in Verzweiflung mit Deiner Narrheit," versetzte Lorin; „es ist auch . . . Höre, komm, laß uns trinken, Maurice, werden wir Trunkenbolde, machen wir Motionen, studiren wir Nationalökonomie; doch beim Jupiter, seien wir nicht verliebt, lieben wir nur die Freiheit."

„Oder die Vernunft."

„Ah! es ist wahr, die Göttin sagt Dir viele schöne Dinge und findet, Du seist ein reizender Sterblicher."

„Und Du bist nicht eifersüchtig?"

„Maurice, um meinen Freund zu retten, fühle ich mich zu allen Opfern fähig."

„Ich danke, mein armer Lorin, und weiß Deine Ergebenheit zu schätzen; aber das beste Mittel, mich zu trösten, besteht darin, daß ich mich mit meinem Schmerze sättige. „Gute Nacht, Lorin, besuche Arthemise."

„Und Du, wohin gehst Du?"

„Ich gehe nach Hause."

Maurice machte einige Schritte gegen die Brücke.

„Du wohnst also jetzt in der Gegend der Rue Vieille-Saint-Jacques?"

„Nein; doch es gefällt mir, diesen Weg einzuschlagen."

„Um noch einmal den Ort zu sehen, den Deine Unmenschliche bewohnte."

„Um zu sehen, ob sie nicht dahin zurückgekehrt ist, wo sie weiß, daß ich sie erwarte. O Genevieve! Genevieve! ich hätte nicht geglaubt, daß Du eines solchen Verrathes fähig wärest."

„Maurice, ein Tyrann, der das schöne Geschlecht gut kannte, denn er starb, weil er es zu sehr geliebt hatte, sagte:

Auf die Treu' der Frauen,
Darf der Mensch nicht bauen."

Maurice stieß einen Seufzer aus, und die zwei Freunde schlugen wieder den Weg nach der Rue Vieille-Saint-Jacques ein.

Als sie sich dieser Gegend näherten, hörten sie immer deutlicher ein gewaltiges

Geräusch und sahen das Licht sich vermehren; sie hörten patriotische Gesänge, welche am hellen Tage, im vollen Sonnenschein, in der Athmosphäre des Kampfes als Heldenhymnen erschienen, aber in der Nacht, beim Schimmer des Brandes den finsteren Ausdruck einer Trunkenheit von Cannibalen annahmen.

„O, mein Gott! mein Gott!“ sagte Maurice, der vergaß, daß Gott abgeschafft war.

Und er ging, Schweiß auf der Stirne, immer weiter.

Lorin betrachtete ihn und murmelte zwischen den Zähnen:

„Sitzt die Lieb' im Capitol
Dann, o Klugheit, fahre wohl!“

Ganz Paris schien sich nach dem Schauplatz der von uns erzählten Ereignisse zu begeben. Maurice war genöthigt, ein Spalier von Grenadieren, die Reihe der Sectionäre und die gedrängten Banden jenes stets rasenden, stets lachen Pöbels zu durchschreiten, der damals brüllend von Schauspiel zu Schauspiel lief.

Je näher er kam, desto mehr beschleunigte Maurice in seiner wüthenden Ungeduld die Schritte. Lorin folgte ihm mit Mühe, aber er liebte ihn zu sehr, um ihn in einem solchen Augenblick allein zu lassen.

Es war beinahe Alles vorüber; das Feuer hatte sich den Schoppen, unter den der Soldat die angezündete Fackel geworfen, und dann den nur von Brettern erbauten Werkstätten mitgetheilt; die Waaren waren verbrannt, das Haus selbst fing an zu brennen.“

„Oh! mein Gott!“ sagte Maurice zu sich selbst, „wenn sie zurückgekehrt wäre, wenn sie sich, umhüllt von kreisenden Flammen, in irgend einem Zimmer befände, mich erwartete, mich riefe! . .“

Und halb verrückt vor Schmerz stürzte Maurice, der lieber an den Wahnsinn derjenigen, welche er liebte, als an ihren Verrath glauben wollte, gerade auf die Thüre zu, die er im Rauch erblickte.

Lorin folgte ihm beständig; er wäre ihm in die Hölle gefolgt.

Das Dach brannte, das Feuer fing an sich der Treppe mitzutheilen.

Maurice durchsuchte keuchend den ganzen ersten Stock, den Salon, das Zimmer von Genevie e, das Zimmer des Chevalier von Maison-Rouge, die Gänge, und rief mit erstickter Stimme:

„Genevieve! Genevieve!“

Niemand antwortete.

Als sie in das erste Zimmer zurückkehrten, sahen die zwei Freunde Flammenwirbel, welche durch die Thüre einzudringen anfingen. Trotz des Geschreis von Lorin, der ihm das Fenster zeigte, ging Maurice mitten durch die Flammen.

Dann lief er nach dem Hause durchschritt, ohne sich bei irgend etwas aufzuhalten, den mit zerbrochenen Geräthschaften bestreuten Hof, und fand den Speisesaal, das Wohnzimmer von Dirmer, das Cabinet des Chemikers Morand, Alles voll von Rauch, Trümmern und zerbrochenen Scheiben; das Feuer hatte auch diesen Theil des Hauses errricht und fing an ihn zu verzehren.

Maurice machte es, wie er es bei dem Pavillon gemacht hatte, er ließ kein Zimmer undurchsucht, keinen Gang undurchlaufen. Er stieg bis in die Keller hinab, vielleicht hatte sich Genevieve, um dem Brande zu entgehen, dahin geflüchtet.

Niemand.

„Alle Teufel!“ sagte Lorin, „Du siehst wohl, daß sich Niemand hier halten würde, mit Ausnahme der Salamander, und es ist nicht gerade dieses fabelhafte Thier, was Du suchst. „Komm, laß uns gehen, wir fragen, wir erkundigen uns bei den Anwesenden; es hat sie vielleicht irgend Jemand gesehen.“

Es hätte vieler vereinigter Kräfte bedurft, um Maurice aus dem Hause zu bringen; die Hoffnung zog ihn an einem ihrer Haare fort.

Dann begannen die Nachforschungen; sie durchliefen die Umgegend, sie hielten die vorübergehenden Frauen an, sie durchsuchten die Gänge, aber ohne Erfolg. Es war ein Uhr Morgens. Maurice war trotz seiner Athletenstärke gelähmt vor Müdigkeit: er leistete endlich auf sein Laufen und Steigen und auf seine beständigen Conflikte mit der Menge Verzicht.

Ein Fiacre fuhr vorüber, Lorin hielt ihn an.

„Mein Lieber," sagte er zu Maurice, „wir haben gethan, um Deine Genevieve wieder aufzufinden, was Menschen zu thun möglich war; wir haben uns lendenlahm gelaufen; wir haben uns geröstet; wir haben uns für sie geprügelt; Cupido, so anspruchsvoll er auch sein mag, kann nicht mehr von einem Menschen fordern, der verliebt ist, und besonders von einem, der es nicht ist. Steigen wir in diesen Fiacre und kehren wir Beide nach Hause zurück."

Maurice antwortete nicht und ließ mit sich schalten. Man kam vor die Thüre von Maurice, ohne daß die zwei Freunde ein einziges Wort gewechselt hatten.

An dem Augenblick, wo Maurice ausstieg, hörte man ein Fenster der Wohnung von Maurice sich öffnen.

„Ah! gut," sagte Lorin, „man erwartet Dich, und ich bin nun ruhiger. Klopfe."

Maurice klopfte, die Thüre öffnete sich.

„Gute Nacht!" sagte Lorin, „morgen früh erwarte mich, um mit mir auszugehen."

„Gute Nacht," sprach Maurice maschinenmäßig.

Und die Thüre schloß sich hinter ihm.

Auf den ersten Stufen der Treppe begegnete er seinem Willfährigen.

„Oh! Bürger Lindey," rief dieser, „welche Unruhe haben Sie uns bereitet."

Das Wort u n s fiel Maurice auf.

„Euch!" sagte er.

„Ja, mir und der kleinen Dame, die Sie erwartet."

„Der kleinen Dame!" wiederholte Maurice, der den Augenblick schlecht gewählt fand, um mit der Erinnerung zu correspondiren, die ihm ohne Zweifel eine seiner alten Freundinnen gab; „Du thust wohl daran, daß Du mir das sagst, ich werde bei Lorin schlafen."

„Oh! unmöglich, sie stand am Fenster, sah Sie aussteigen und rief: „Hier kommt er!""

„Ei! was ist mir daran gelegen, wenn sie weiß, daß ich es bin; ich habe kein Herz für die Liebe. Gehe wieder hinauf und sage dieser Frau, sie habe sich getäuscht."

Der Willfährige machte eine Bewegung, um zu gehorchen; doch er blieb wieder stehen und sagte:

„Ah! Bürger, Sie haben Unrecht: die kleine Dame war schon sehr traurig und meine Antwort wird sie in Verzweiflung bringen."

„Aber wer ist denn diese Frau?"

„Bürger, ich habe ihr Gesicht nicht gesehen, sie ist in einen Mantel gehüllt und weint, das ist Alles, was ich weiß."

„Sie weint," versetzte Maurice.

„Ja, aber sehr sanft und indem sie ihr Schluchzen unterdrückt."

„Sie weint," wiederholte Maurice. „Es gibt also Jemand auf der Welt, der sich hinreichend für mich interessirt, um sich über meine Abwesenheit zu beunruhigen."

Und er stieg hinter dem Willfährigen die Treppe hinauf.

„Hier ist er, Bürgerin, hier ist er!" rief dieser in das Zimmer stürzend.

Maurice trat hinter ihm ein.

Er sah dann in einem Winkel des Salon eine zitternde Frau, die ihr Gesicht unter Kissen verbarg, eine Frau, die man für todt gehalten hätte, ohne das krampfhafte Seufzen, das sie beben machte.

Er hieß seinen Willfährigen durch ein Zeichen hinausgehen.

Dieser gehorchte und schloß die Thüre.

Maurice lief auf die junge Frau zu, welche nun das Haupt erhob.

„Genevieve!" rief Maurice, „Genevieve bei mir, mein Gott, bin ich denn verrückt!"

„Nein, Sie haben ihre ganze Vernunft, mein Freund," erwiederte die junge Frau. „Ich versprach, die Ihrige zu sein, wenn Sie den Chevalier von Maison-Rouge retten würden, Sie haben ihn gerettet, hier bin ich, ich erwartete Sie."

Maurice täuschte sich im Sinne dieser Worte, wich einen Schritt zurück, schaute die junge Frau traurig an und sprach mit sanftem Tone:

„Genevieve, Genevieve, Sie lieben mich also nicht?“

Der Blick von Genevieve verschleierte sich unter Thränen, sie wandte den Kopf ab, stützte sich auf die Lehne des Sopha und brach in ein Schluchzen aus.

„Ach!“ sagte Maurice, „ich sehe wohl, daß Sie mich nicht mehr lieben, und Sie lieben mich nicht nur nicht mehr, Genevieve, sondern Sie müssen sogar eine Art von Haß gegen mich empfinden, da Sie so sehr in Verzweiflung sind.“

Maurice hatte so viel Begeisterung und Schmerz in diese letzten Worte gelegt, daß Genevieve sich aufrichtete, ihn bei der Hand faßte und zu ihm sprach:

„Mein Gott! derjenige, welchen man für den Besten hielt, wird also stets selbstsüchtig sein.“

„Selbstsüchtig! Genevieve, was wollen Sie damit sagen?“

„Sie begreifen also nicht, daß ich leide? Mein Gatte auf der Flucht, mein Bruder geächtet, mein Haus in Flammen, dies Alles in einer Nacht, und dann die furchtbare Scene zwischen Ihnen und dem Chevalier.“

Maurice hörte mit Entzücken, denn selbst die tollste Leidenschaft mußte nothwendig zugeben, daß solche Erschütterungen angehäuft zu dem Zustande des Schmerzes führen konnten, in welchem sich Genevieve befand.

„Sie sind also gekommen, Sie sind hier, Sie werden mich nicht verlassen!“

Genevieve bebte.

„Wohin sollte ich gehen?“ erwiederte sie voll Bitterkeit. „Habe ich eine Zufluchtstätte, ein Obdach, einen andern Beschützer, als denjenigen, welcher einen Preis auf seinen Schutz setzte? Oh! wüthend und toll schritt ich über den Pont-Neuf, Maurice, und als ich darüber ging, hielt ich an, um das düstere Wasser an der Ecke der Pfeiler brausen zu sehen; das zog mich an, das bezauberte mich . . . hier, sagte ich zu mir, hier, arme Frau, ist eine Zufluchtstätte für Dich; hier ist unverletzliche Ruhe, hier ist Vergessenheit.“

„Genevieve! Genevieve!“ rief Maurice, „Sie haben das gesagt? . . . Sie lieben mich also nicht mehr?“

„Ich habe es gesagt,“ antwortete Genevieve mit leiser Stimme; „ich habe es gesagt und bin gekommen.“

Maurice athmete, sank sachte zu ihren Füßen nieder und flüsterte:

„Genevieve, weinen Sie nicht, Genevieve, trösten Sie sich über all Ihr Unglück, da Sie mich lieben. Genevieve, im Namen des Himmels, sagen Sie mir, es sei nicht die Heftigkeit meiner Drohungen gewesen, was Sie hieher geführt. Sagen Sie mir, daß Sie, selbst wenn Sie mich diesen Abend nicht gesehen hätten, nunmehr allein, vereinzelt, ohne Zufluchtstätte, hierher gekommen wären, und empfangen Sie meinen Schwur, Sie von dem Eide zu entbinden, den ich Sie zu leisten genöthigt habe.“

Genevieve senkte auf den jungen Mann einen Blick voll unaussprechlicher Dankbarkeit und rief:

„Edelmüthiger! oh! mein Gott, ich danke Dir, er ist edelmüthig!“

„Hören Sie mich, Genevieve,“ sagte Maurice, „Gott, den man hier aus seinen Tempeln vertreibt, den man aber nicht aus unsern Herzen vertreiben kann, in welche er die Liebe pflanzte, Gott hat diesen Abend scheinbar düster, aber im Grunde von Freude und Glück funkeln gemacht. Gott hat Sie zu mir geführt, er hat Sie in meine Arme gelegt, er spricht zu Ihnen durch meinen Hauch; Gott will endlich so viele Leiden, die wir ausgestanden, so viele Tugenden belohnen, die wir entwickelten, indem wir diese Liebe bekämpften, welche ungesetzlich zu sein schien, als ob ein so lange Zeit reines und so tiefes Gefühl ein Verbrechen sein könnte. Weinen Sie also nicht, Genevieve! Genevieve, geben Sie mir Ihre Hand. Wollen Sie bei einem Bruder sein? Soll dieser Bruder voll Ehrfurcht den Saum Ihres Kleides küssen, sich mit gefalteten Händen entfernen und über die Schwelle schreiten, ohne den Kopf umzuwenden? Sagen Sie ein Wort, und Sie werden mich weggehen sehen, Sie werden allein, frei und in Sicherheit sein, wie eine Jungfrau in der Kirche. Doch, meine angebetene Genevieve, wollen Sie sich im Gegentheil erinnern, ich habe Sie so sehr geliebt, daß ich beinahe darüber gestorben wäre, daß ich um dieser Liebe willen, die Sie unselig oder glücklich machen können, die Meinigen verrathen, daß ich mich in meinen eigenen Augen verhaßt und niedrig gemacht habe; wollen Sie an

die Kraft und an die Energie denken, welche sich in unserer Jugend und in unserer Liebe findet, um dieses beginnende Glück gegen Jeden, der es angreifen wollte, zu vertheidigen? Oh, Genevieve, Du, die Du ein Engel bist, willst Du, sprich? Willst Du einen Menschen so glücklich machen, daß er das Leben nicht mehr beklagt und nicht nach der ewigen Seligkeit begehrt? Dann lächle mir, meine Genevieve, statt mich zurückzustoßen, laß mich Deine Hand auf mein Herz legen, neige Dich herab zu demjenigen, welcher mit seiner ganzen Macht, mit seiner ganzen Seele, mit allen seinen Sinnen, mit allen seinen Wünschen zu Dir emporstrebt. Genevieve, meine Liebe, mein Leben, Genevieve, nimm Deinen Schwur nicht zurück!"

Das Herz der jungen Frau dehnte sich aus bei diesen Worten: das Schmachten der Liebe, die Anstrengung der vorhergegangenen Leiden erschöpften ihre Kräfte, die Thränen traten nicht mehr in ihre Augen, und dennoch hob ein Schluchzen ihre brennende Brust. Maurice begriff, daß sie nicht den Muth hatte, zu widerstehen, und schloß sie in seine Arme. Da ließ sie ihr Haupt auf seine Schulter sinken und ihre langen Haare entrollten sich an den glühenden Wangen ihres Geliebten.

Zu gleicher Zeit fühlte Maurice seine Brust springen, denn sie wurde emporgehoben wie die Welle nach dem Sturme.

„Oh! Du weinst, Genevieve," sagte er mit tiefer Traurigkeit, „Du weinst. Oh! beruhige Dich. Nie werde ich die Liebe einen verächtlichen Schmerze aufdringen. Nie sollen sich meine Lippen mit einem Kusse beflecken, den eine einzige Thräne des Bedauerns vergiften würde."

Und er löste den lebendigen Ring seiner Arme, er entfernte seine Stirne von der von Genevieve und wandte sich langsam um; doch durch eine von jenen Gegenwirkungen, die so natürlich sind bei der Frau, welche sich vertheidigt, und während sie sich vertheidigt, dennoch verlangt, warf Genevieve rasch ihre zitternden Arme um den Hals von Maurice, hielt ihn mit aller Gewalt umfangen, drückte ihre eisige, noch von Thränen feuchte Wange auf die glühende Wange des jungen Mannes und flüsterte ihm zu:

„Oh! verlasse mich nicht, Maurice, denn ich habe nur Dich auf der Welt!"

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Affenleben.

Im Jahre 1823, erzählt ein englischer Offizier, kam ich auf einem Marsche meines Regiments nach den Hügel-Forts von Badaumi in der Provinz Singaporte, einem Platz, welchen man selten erwähnt findet, dessen Anblick aber zu den überraschendsten gehört, die das an malerischen Ansichten so überreiche Indien bietet. Badaumi bildet in seiner Lage auf und zwischen schroffen Felsen und Bergen eine wichtige militairische Position, deren sich die Mahratten bemächtigt haben, und ist außerdem die Residenz berühmter indischer Götzenbilder, die sich's in Tempeln, Höhlen und mysteriösen Katakomben bequem gemacht haben, zu welchen man durch unterirdische Wendeltreppen und in Stein gehauene Gänge gelangt.

Ich sah nie die Wunder von Elora oder Elephanten, weiß aber aus persönlicher Erfahrung, daß auch die von Badaumy nicht zu verachten sind und auch dem am wenigsten enthusiastischen Beobachter seinen Zoll der Bewunderung abnöthigen. An den Hügelforts, welche eine Bergkette beherrschen, in deren Thälern die Stadt liegt, sieht man, wozu die Kunst im Stande ist, wenn ihr die Natur die Hand reicht. Auf den Gipfeln der schroffsten Felsen befinden sich Teiche, deren aus unerschöpflichen Quellen sprudelnde Frische selbst die Gluthhitze eines indischen Sommers nicht zu beeinträchtigen vermag, und unten in den niedrigen Thälern spendet dasselbe Element, wenn auch eine smaragdgrüne Farbe tragend, dem lechzenden Gaumen an den heißesten Tagen Erquickung.

Wir kampirten außerhalb der Stadt, und kaum war die Nacht angebrochen, als wir auch schon die Berichte von den Tausenden heiliger Affen, welche in den nahen Wäldern hausen sollten, bestättigt fanden. Hätten wir diesen Platz ohne diese Vorbereitung mitten in der Nacht erreicht, so hätte sich uns der Gedanke aufdrängen müs-

sen, daß wir von den gräulichsten Kannibalen umringt und eben im Begriffe seien, gefressen zu werden, denn von jedem Hügel, von jeder Klippe, aus jedem Baume gellte eine namenlose Disharmonie, welche man nur dämonischen Wesen zuschreiben konnte. Ein unsäglich abscheuliches Geschrei, Geheul, Gebrüll, Gekreisch erfüllte die Luft während mehr als einer Stunde. Uns wurde ganz unheimlich dabei.

Endlich ging der Mond auf und wir sahen die infernalischen Gestalten von Baum zu Baum, von Fels zu Fels mit einer so fabelhaften Behendigkeit und mit solchem Eifer klettern, springen und klimmen, daß wir erst ein kriegerisches Manöver, dann ein besonderes feierliches Affenfest vermutheten, endlich zu dem Glauben veranlaßt wurden, unsere geschwänzten Nachbarn hätten uns zu Ehren eine musikalisch-gymnastisch-dramatische Vorstellung veranstaltet.

Am nächsten Tage erfuhren wir, daß die beiden einander gegenüberliegenden Bergreihen von zwei verschiedenen Affen-Familien oder Stämmen bewohnt würden, die in beständiger Fehde lebten und sich häufig Bataillen lieferten. Ob auch ein Romeo und eine Julia dazwischen war, vermag ich nicht zu sagen.

Einige Monate nachdem wir unsern Bestimmungsort erreicht, bat ich um Urlaub, um Badaumy einen zweiten Besuch abstatten zu können. Als ich dort anlangte, prangte die Gegend im üppigsten Grün und in aller Pracht eines indischen Sommerschmucks. Ein mir befreundeter Muselmann, der den schönen Namen Noor-Dod-Den trug, begleitete mich auf meinen Wanderungen und bereicherte mich mit einer Kenntniß der indischen Pflanzen- und Thierwelt, welch: mir später oft zu Statten gekommen ist.

Er machte mich auch auf das seltsame Treiben der Affen aufmerksam, welche uns vor Kurzem durch ihre nächtlichen Kunstleistungen in Schrecken gesetzt hatten. Er lehrte mich die grau und weiß gefleckte, giftige Baumschlange von der harmlosen, braun und grün gefärbten unterscheiden. Er erzählte mir wunderbare Dinge von der Rachsucht und dem Gedächtniß der Cobra da Capello, einer der gefährlichsten Schlangen, von ihrer Verfolgung derjenigen, welche einst einen Versuch machten, sie zu tödten, von dem Widerwillen des Affen gegen den Hahn, die Schlange und die anscheinend doch so harmlose Schildkröte. Vor letzterer hat er eine wirklich lächerliche Angst, fast eben so sehr wie vor der Viper. Ich machte mir wiederholt den Spaß, einem mir gehörenden Affen ein solches Reptil in einem irdenen, mit einem Deckel versehenen Topfe nahe zu bringen. In seiner charakteristischen Wißbegierde springt er augenblicklich herbei, um den Inhalt der neuen Erscheinnng zu untersuchen. Sobald er aber vorsichtig den Deckel hebt und der Kopf der Schlange sichtbar wird, ist es unendlich amüsant, die Mischung von Furcht und Klugheit zu beobachten, welche sich in seinem Benehmen offenbart. Mit einer blitzschnellen Bewegung schließt er den Deckel, schreit, macht die schauderhaftesten Grimassen, tanzt um den Topf herum, setzt sich oben auf den Deckel und springt entsetzt durch den Gedanken an das unter ihm kauernde Ungeheuer, mit einem fabelhaften Satze davon.

(Schluß folgt.)

Aus dem Berliner Kladderadatsch.

Schultze. Victoria will Ludewig Napoleon ooch den Hosenbandorden ertheilen.

Müller. Wäre et nich besser, ihm jleich den hanfenen Halsbandorden zu ertheilen.

Schultze. Bonaparte will nu jar eenen Jesuiten nach England mitnehmen.

Müller. Versteht sich!

Schultze. Woso?

Müller. Weil die Jesuiten in der letzten Zeit allenthalben unjeheuer mitjenommen sind.

Der
Chevalier von Maison-Rouge.
(Fortsetzung.)

XXXIII.

Am andern Tag.

Eine schöne Sonne drang durch die grünen Vorhänge und vergoldete die Blätter von drei großen Rosenstöcken, welche in hölzernen Gefäßen auf dem Fenster von Maurice standen.

Um so kostbarer für den Blick, als die Jahreszeit zu fliehen anfing, durchdufteten diese Blumen einen kleinen, von Reinlichkeit glänzenden, geplatteten Speisesaal, in welchem sich so eben Genevieve und Maurice an einen ohne Ueberfluß, aber zierlich bestellten Tisch gesetzt hatten. Die Thüre war geschlossen, denn der Tisch trug Alles, was die Gäste brauchten. Man begriff, daß sie sich gesagt hatten:

„Wir werden uns selbst bedienen."

In dem anstoßenden Zimmer hörte man den Willfährigen sich mit einem Eisen wie der Arbelion von Phädrus hin und herbewegen. Die Wärme und das Leben der letzten schönen Tage drangen durch den halbgeöffneten Sommerladen ein und machten die Blätter der von der Sonne geliebkosten Rosenstöcke wie Gold und Smaragd glänzen.

Genevieve riß die goldene Frucht, die sie in der Hand hielt, aus einem ihrer Finger auf einen Teller fallen und blieb träumerisch, nur mit den Lippen lächelnd, während ihre großen Augen in Schwermuth schmachteten, stillschweigend, unbeweglich, obgleich lebend und glücklich in der Sonne der Liebe, wie es diese schönen Blumen in der Sonne des Himmels waren.

Bald suchten ihre Augen die von Maurice und sie begegneten ihnen, denn er schaute sie auch an und träumte.

Da legte sie ihren so zarten und so weißen Arm auf die Schulter des bebenden jungen Mannes; dann stützte sie ihren Kopf mit jenem Vertrauen und jener Hingebung darauf, welche mehr sind, als die Liebe.

Genevieve schaute ihn an, ohne mit ihm zu sprechen, und erröthete, indem sie ihn anschaute.

Maurice hatte nur leicht den Kopf zu neigen, um seine Lippen auf die halbgeöffneten Lippen seiner Geliebten zu drücken.

Er neigte den Kopf; Genevieve erbleichte und ihre Augen schloßen sich wie die Blätter der Blume, welch ihren Kelch vor den Lichtstrahlen verbirgt.

So blieben sie in dieser ungewohnten Glückseligkeit entschlummert, als der scharfe Ton der Klingel sie beben machte.

Sie trennten sich von einander.

Der Willfährige trat ein, schloß die Thüre wieder geheimnißvoll und meldete:

„Es ist der Bürger Lorin."

„Ah! der liebe Lorin," sagte Maurice, „ich will ihn wegschicken. Verzeihen Sie, Genevieve."

Genevieve hielt ihn zurück.

„Ihren Freund wegschicken, Maurice," sagte sie, „einen Freund, der Sie getröstet, unterstützt hat. Nein, ich will einen solchen Freund ebenso wenig aus Ihrem Herzen vertreiben; lassen Sie ihn eintreten, Maurice, lassen Sie ihn eintreten."

„Wie, Sie erlauben?" versetzte Maurice.

„Ich will es," sprach Genevieve.

„Oh! Sie finden also, daß ich Sie nicht genug liebe!" rief Maurice entzückt über dieses Zartgefühl, „und Sie brauchen Vergötterung!"

Genevieve reichte dem jungen Mann ihre erröthende Stirne; Maurice öffnete die Thüre und Lorin trat ein, schön wie der Tag, in der Tracht eines Halbmuscadin. Als er Genevieve erblickte, gab er ein Erstaunen kund, auf das alsbald eine ehrfurchtsvolle Begrüßung folgte.

„Komm, Lorin," sprach Maurice, „komm und schau' diese Frau an; Du bist entthront, Lorin; es gibt nun Jemand, den ich Dir vorziehe; für Dich hätte ich mein Leben geopfert; für sie, damit sage ich Dir nichts Neues, Lorin, für sie habe ich meine Ehre geopfert.

„Madame," sprach Lorin mit einem Ernste, der bei ihm eine tiefe Erschütterung bezeichnete, „ich werde bemüht sein, Maurice mehr zu lieben, als Sie, daß er nicht ganz und gar aufhört, mich zu lieben."

„Setzen Sie sich, mein Herr," erwiederte Genevieve lächelnd.

„Ja, setze Dich," sprach Maurice, der, nachdem er rechts die Hand seines Freundes, links die seiner Geliebten gedrückt hatte, sein Herz voll von aller Glückseligkeit fühlte, nach der ein Mensch auf dieser Erde streben kann. „Du willst also nicht mehr sterben, Du willst Dich also nicht mehr tödten lassen."

„Wie so?" fragte Genevieve.

„Oh, mein Gott! was für ein wankelmüthiges Thier ist doch der Mensch," agte Lorin, „wie sehr haben die Philosophen Recht, daß sie seinen Leichtsinn verachten! Sollten Sie es wohl glauben, Madame, hier ist Einer, der sich gestern in das Feuer stürzen, in das Wasser werfen wollte, der erklärte, es sei keine Glückseligkeit mehr für ihn auf dieser Welt möglich, und nun finde ich ihn diesen Morgen heiter, lustig, das Lächeln auf den Lippen, das Glück auf der Stirne, das Leben im Herzen, vor einer wohlbestellten Tafel; es ist wahr, er ißt nichts, doch dies beweist nicht, daß er unglücklich ist."

„Wie!" rief Genevieve, „er wollte dies Alles thun?"

„Dies Alles, und noch viele andere Dinge, ich werde Ihnen das später erzählen, doch für den Augenblick habe ich gewaltig Hunger, das ist der Fehler von Maurice, der mich gestern Abend in dem ganzen Quartier Saint-Jacques umherlaufen ließ; erlauben Sie also, daß ich Ihr Frühstück angreife, welches, wie mir scheint, noch gar nicht berührt worden ist."

„In der That, er hat Recht!" rief Maurice mit einer kindischen Freude; „wir wollen frühstücken, ich habe nichts gegessen, und Sie auch nicht, Genevieve."

Er beobachtete das Auge von Lorin bei diesem Namen; dieser aber verzog keine Miene.

„Ah! Du hattest also errathen, daß sie es war?" fragte Maurice.

„Bei Gott!" antwortete Lorin und schnitt sich ein großes Stück weiß und rosenfarbigen Schinken ab.

„Ich habe Hunger," sagte Genevieve und reichte ihm ihren Teller.

„Lorin," sprach Maurice, „ich war gestern Abend krank."

„Du warst mehr als krank, Du warst verrückt."

„Nun, ich glaube, Du bist diesen Morgen leidend."

„Wie so."

„Du hast noch keinen Vers gemacht."

„Ich dachte in diesem Augenblicke daran," versetzte Lorin.

„Weilt Phöbus in der Grazien Chor,
Tönet die Lyra olympisch empor.
Doch wenn Aphroditens Zauber ihn leiten,
Verstummen der Lyra goldene Saiten."

„Gut, das ist immerhin ein Quatrain," sprach Maurice lachend.

„Und Du mußt Dich damit begnügen, da wir nun von etwas minder heiteren Dingen sprechen werden."

„Was gibt es denn?" fragte Maurice unruhig.

„Ich werde nächstens die Wache in der Conciergerie haben."

„In der Conciergerie!“ versetzte Geneviève, „bei der Königin?“

„Bei der Königin . . . ich glaube, ja, Madame.“

Geneviève erbleichte, Maurice faltete die Stirne und machte Lorin ein Zeichen. Dieser nahm sich abermals eine Schnitte Schinken, doppelt so groß, als die erste. Die Königin war in der That in die Conciergerie gebracht worden, wohin wir ihr nun folgen werden.

XXXIV.

Conciergerie.

An der Ecke des Pont au Change und des Quai aux Fleurs erheben sich Ueberreste vom alten Palaste des heiligen Ludwig, den man vorzugsweise den Palast nannte, wie man Rom die Stadt genannt hat, und der fortwährend diesen erhabenen Namen bewahrt, obgleich die einzigen Könige, die ihn bewohnen, Gerichtsschreiber, Richter und Prozeßführende sind.

Es ist ein großes, düsteres Haus, das Haus der Justiz, daß die strenge Göttin mehr fürchten, als lieben macht. Man sieht hier das ganze Geräthe und alle Attribute der menschlichen Rache in einem engen Raume vereinigt. Hier die Säle, wo man die Vorgeladenen bewacht, dort die, wo man sie verurtheilt, weiter unten die Kerker, wo man sie einschließt, wenn sie verurtheilt sind; an der Thüre der kleine Platz, wo man sie, um sie ehrlos zu machen, mit dem glühenden Eisen brandmarkt; hundert und fünfzig Schritte endlich von dem ersten der andere größere Platz, auf dem man sie tödtet, nämlich die Greve, wo man vollendet, was im Palast untermalt worden ist.

Die Justiz hat, wie man sieht, Alles unter der Hand. Diese ganze Partie aneinander gehängter, düsterer, grauer Gebäude mit den kleinen, vergitterten Fenstern, woran die gähnenden Gewölbe vergitterten Höhlen von wilden Thieren gleichen, welche sich an dem Quai des Lunettes hinziehen, ist die Conciergerie.

Dieses Gefängniß mit Kerkern, welche das Wasser der Seine mit seinem schwarzen Schleime befeuchtet, hat geheimnißvolle Ausgänge, die einst nach dem Flusse die Opfer führten, welche verschwinden zu lassen man sich veranlaßt sah.

Eine unermüdliche Lieferantin des Schaffots, war die Conciergerie im Jahr 1793 mit Gefangenen vollgepfropft, aus denen man in einer Stunde zum Tode Verurtheilte machte, in jener Zeit war das alte Gefängniß vom heiligen Ludwig wirklich der Gasthof des Todes.

Unter den Gewölben der Thore schaukelte sich in der Nacht eine Laterne mit rothem Feuer, ein düsteres Aushängeschild dieses Ortes der Schmerzen.

Am Vorabend des Tages, wo Maurice, Lorin und Geneviève mit einander frühstückten, erschütterte ein dumpfes Rollen das Pflaster des Quai und die Scheiben des Gefängnisses; dann hörte das Rollen vor dem gewölbten Thore auf, Gendarmen klopften an dieses mit dem Griffe ihres Säbels; das Thor öffnete sich, der Wagen fuhr in den Hof, und als sich die Angeln hinter ihm gedreht, als die Riegel geklirrt hatten, stieg eine Frau aus.

Sogleich verschlang sie die vor ihr gähnende Pforte. Drei oder vier neugierige Köpfe, die sich beim Schimmer der Fackeln vorgestreckt hatten, um die Gefangene zu betrachten, und in der Halbdinte erschienen waren, tauchten sich wieder in die Dunkelheit; dann hörte man ein gemeines Gelächter und ein paar plumpe Worte des Abschieds, die unter den Männern, welche sich entfernten und die man wahrnahm, ohne sie zu sehen, ausgetauscht wurden.

Diejenige, welche man brachte, war innerhalb der ersten Pforte mit ihren Gendarmen geblieben; sie sah, daß sie noch durch eine zweite zu schreiten hatte, aber sie vergaß, daß man, um durch eine Pforte zu gelangen, zugleich den Fuß aufheben und den Kopf bücken muß, denn man findet unten eine Stufe, welche emporsteht, und von oben ein Gewölbe, das sich herabsenkt.

Ohne Zweifel noch nicht sehr gewöhnt an die Architektur der Gefängnisse, so

lange sie sich auch in solchen aufgehalten hatte, vergaß die Gefangene, ihre Stirne zu bücken, und stieß sich heftig an der eisernen Stange.

„Haben Sie sich wehe gethan, Bürgerin?“ fragte einer von den Gendarmen.

„Es thut jetzt nichts mehr wehe,“ antwortete sie ruhig.

Und sie ging weiter, ohne eine Klage von sich zu geben, obgleich man über der Augenbraune die blutige Spur sah, welche hier das Anstoßen an die eiserne Stange zurückgelassen hatte.

Bald gewahrte man den Lehnstuhl des Concierge, einen Lehnstuhl, der in den Augen der Gefangenen ehrwürdiger war, als es in den Augen der Höflinge der Thron eines Königs ist, denn der Concierge eines Gefängnisses ist der Spender der Gnaden, und jede Gnade ist wichtig für einen Gefangenen; häufig verwandelt die geringste Gunst seinen düsteren Himmel in ein leuchtendes Firmament.

In seinem Lehnstuhl sitzend, den er, von seiner Wichtigkeit überzeugt, trotz des Geräusches der Gitter und des rollenden Wagens, der einen neuen Gast verkündigte, nicht verlassen hatte, schnupfte der Concierge Richard seinen Tabak, schaute die Gefangene an, öffnete ein sehr fettiges Register und suchte eine Feder auf dem kleinen Tintenzeug von schwarzem Holz, woran die Tinte, auf dem Rande versteinert, in der Mitte noch ein wenig schlammige Feuchtigkeit bewahrte, wie in der Mitte des Kraters eines Vulkans immer noch ein wenig flüssige Materie bleibt.

„Bürger Concierge,“ sagte der Anführer der Escorte, „mache rasch den Eintrag, denn man erwartet uns ungeduldig bei der Gemeinde.“

„Oh! das wird nicht lange dauern,“ versetzte der Concierge, indem er in sein Tintenfaß ein paar Tropfen Wein goß, welche im Grunde eines Glases übrig waren; „man hat, Gott sei Dank, eine Hand, welche dazu gemacht ist! Sage mir Deine Namen und Deine Vornamen, Bürgerin?“

Und er tauchte seine Feder in die improvisirte Tinte und schickte sich an, unten an die Seite, welche schon zu sieben Achteln voll war, die Neuangekommene einzutragen, während hinter seinem Stuhle stehend die Bürgerin Richard, eine Frau, aus deren Augen Wohlwollen sprach, mit beinahe ehrfurchtsvollem Erstaunen die Dame von zugleich so traurigem und so edlem und stolzen Anblick, welche ihr Gatte befragte, anschaute.

„Marie Antoinette Josephe von Lothringen, Erzherzogin von Oesterreich, Königin von Frankreich.“

„Königin von Frankreich!“ wiederholte der Concierge, indem er sich erstaunt auf dem Arme seines Lehnstuhles erhob.

„Königin von Frankreich!“ wiederholte die Gefangene in demselben Tone.

„Sonst genannt Witwe Capet,“ sprach der Anführer der Escorte.

„Unter welchen von diesen zwei Namen soll ich sie einschreiben?“ fragte der Concierge.

„Unter welchem Du willst, wenn Du sie nur schnell einschreibst,“ erwiederte der Anführer der Escorte.

Der Concierge fiel in seinen Stuhl zurück und schrieb mit einem leichten Zittern die Vornamen, den Namen und den Titel nach der Angabe der Gefangenen ein, ein Eintrag, der noch heut zu Tage röthlich in dem Register sichtbar ist, in welchem die Ratten der revolutionären Conciergerie das Blatt gerade an der kostbarsten Stelle zernagt haben.

Die Richard stand immer noch hinter dem Stuhl ihres Mannes, nur hatte sie ein Gefühl religiösen Mitleids die Hände zu falten bewegen.

„Ihr Alter?“ fuhr der Concierge fort.

„Sieben und dreißig Jahre und neun Monate,“ antwortete die Gefangene.

Richard schrieb wieder, entwarf dann das Signalement und schloß mit den besondern Formeln und Noten.

„Gut,“ sagte er, „es ist geschehen.“

„Wohin führt man die Gefangene?“ fragte der Anführer der Escorte.

Richard nahm eine zweite Prise Tabak und schaute seine Frau an.

„Ah!“ sagte diese, „wir waren nicht davon in Kenntniß gesetzt und wissen es kaum.“

„Suche," versetzte der Brigadier.

„Da ist das Rathszimmer," sagte die Frau.

„Hm! das ist sehr groß," murmelte Richard.

„Desto besser; wenn es groß ist, kann man leicht Wachen hineinstellen."

„Es mag also sein, das Rathszimmer," sagte Richard, „doch es ist für den Augenblick unbewohnbar, denn es findet sich kein Bett darin."

„Das ist wahr," erwiederte die Frau, „daran dachte ich nicht."

„Bah!" bemerkte einer von den Gendarmen, „man bringt morgen ein Bett hinein, und morgen ist bald da."

„Uebrigens kann die Bürgerin diese Nacht in unserem Zimmmer zubringen, nicht wahr, Mann?" versetzte die Richard.

„Nun, und wir?" sagte der Concierge.

„Wir gehen nicht zu Bette; eine Nacht ist bald vorüber, wie der Bürger Gendarme gesagt hat."

„So führt die Bürgerin in mein Zimmer," sprach Richard.

„Während dieser Zeit schreibt Ihr uns den Empfangschein, nicht wahr?"

„Ihr werdet ihn bei Eurer Rückkehr finden."

Die Richard nahm ein Licht, das auf dem Tisch brannte, und ging voran.

Marie Antinette folgte ihr, ohne ein Wort zu sagen, ruhig und bleich wie immer; zwei Kerkerknechte, denen die Richard ein Zeichen machte, schloßen den Zug. Man zeigte der Königin ein Bett, in welchem die Richard schleunigst weiße Tücher ausbreitete. Die Kerkerknechte stellten sich vor die Ausgänge, dann wurde die Thüre doppelt geschlossen und Marie Antoinette befand sich allein.

Wie sie diese Nacht hinbrachte, weiß Niemand, denn sie brachte sie von Angesicht zu Angesicht mit Gott hin.

Erst am andern Morgen wurde die Königin in das Rathszimmer versetzt, das ein langes Viereck bildete, dessen Eingangsthüre auf einen Corridor der Conciergerie führte, und das man in seiner ganzen Länge mit einem Verschlag durchschnitten hatte, der nicht die Höhe der Decke erreichte.

Die eine von den Abtheilungen war das Zimmer der Wachmannschaft.

Die andere das der Königin.

Ein mit dicken eisernen Stangen vergittertes Fenster beleuchtete jede von diesen zwei Zellen.

Ein Windschirm, der die Stelle einer Thüre einnahm, trennte die Königin von ihren Wächtern und schloß die Oeffnung in der Mitte.

Dieses ganze Gemach war mit Backsteinen beplattet.

Die Wände waren einst mit einem Rahmen von vergoldetem Holz geschmückt gewesen, von welchem noch die Fetzen einer mit Lilien besäten Tapete herabhingen.

Ein Bett dem Fenster gegenüber und ein Stuhl, dies war die ganze Ausstattung des königlichen Gefängnisses.

Als die Königin eintrat, verlangte sie ihre Bücher und ihre Arbeit.

Man brachte ihr die Revolution von England, welche sie im Temple angefangen hatte, die Reisen des jungen Anarchasis und ihre Stickerei.

Die Gendarmen quartierten sich ihrerseits in der anstoßenden Zelle ein. Die Geschichte hat ihre Namen aufbewahrt, wie sie es mit den geringsten Wesen thut, welche das Mißgeschick mit großen Katastrophen in Verbindung bringt, wodurch sie auf sich ein Bruchstück des Lichtes wiederstrahlen sehen, das der Blitz ausschleudert, wenn er die Throne der Könige oder die Könige selbst zerschmettert.

Sie hießen Duchesne und Gilbert.

Die Gemeinde hatte diese zwei Männer bezeichnet, welche sie als gute Patrioten kannte, und sie sollten in ihrer Zelle als beständiger Posten bleiben, bis der Urtheilsspruch über Marie Antoinette erfolgt wäre: man hoffte durch dieses Mittel die beinahe unvermeidlichen Unregelmäßigkeiten eines Dienstes zu beseitigen, welcher mehrere Male im Tage wechselt, und übertrug dadurch den Wächtern eine furchtbare Verantwortlichkeit.

Die Königin wurde schon an diesem Tage durch das Gespräch der zwei Männer, von denen jedes Wort bis zu ihr gelangte, wenn sie nicht irgend ein Grund ver-

anlaßte, die Stimme zu dämpfen, die Königin, sagen wir, wurde von dieser Maßregel unterrichtet; sie fühlte darüber Freude und Unruhe, denn wenn sie sich einerseits sagte, diese Männer müßten sehr sicher sein, da man sie unter so Vielen gewählt, so bedachte sie andererseits, daß ihre Freunde viel mehr Gelegenheit finden würden, zwei bekannte Wächter, welche beständig auf dem Posten wären, zu bestechen, als hundert Unbekannte, von dem Zufall bezeichnete, welche unversehens und für einen einzigen Tag an ihr vorübergingen.

In der ersten Nacht rauchte einer der Gendarmen seiner Gewohnheit gemäß, ehe er zu Bette ging; der Tabaksgeruch drang durch die Oeffnungen des Verschlags und bedrückte die unglückliche Königin, bei der das Mißgeschick, statt sie abzustumpfen, alle Feinheiten der Sinne geschärft hatte.

Bald fühlte sie sich betäubt von den übelriechenden Dünsten, es ergriff sie wie ein verwirrender Schwindel; doch ihrem Systeme eines unbezähmbaren Stolzes getreu, beklagte sie sich nicht.

Während sie in jenem schmerzlichen Wacher verharrte und nichts die Stille der Nacht störte, glaubte sie etwas wie ein Seufzen zu hören, das von Außen kam; dieses Seufzen war traurig und lange ausgedehnt, es war etwas Düsteres, Durchdringendes, wie das Geräusch des Windes in den öden Hausgängen, wenn der Sturm eine menschliche Stimme entlehnt, um den Leidenschaften der Elemente Leben zu geben.

Bald erkannte sie, daß das Geräusch, welches sie Anfangs beben gemacht, das schmerzhafte, beharrliche Geschrei, die finstere Klage eines auf dem Quai heulenden Hundes war. Sie dachte an ihren armen Black, an den sie in dem Augenblick nicht gedacht hatte, wo man sie aus dem Temple wegführte, und dessen Stimme sie nun zu erkennen glaubte. Das arme Thier, das seine Gebieterin aus zu viel Wachsamkeit verlor, war in der That unsichtbar hinter ihr hinabgestiegen, ihrem Wagen bis zu dem Gitter der Conciergerie gefolgt, und hatte sich von hier entfernt, weil es durch die doppelte eiserne Platte, die sich hinter ihr geschlossen, hätte entzwei geschnitten werden müssen.

Doch bald war das arme Thier zurückgekehrt, es begriff, daß man seine Gebieterin in dieses große steinerne Grab eingeschlossen, rief ihr heulend und wartete, zehn Schritte von der Schildwache, auf die Liebkosung einer Antwort.

Die Königin antwortete durch einen Seufzer, der ihre Wächter aufmerksam horchen machte.

Doch da dieser Seufzer der einzige war und kein Geräusch in dem Zimmer von Marie Antoinette darauf folgte, so beruhigten sich die Wächter bald wieder und versanken in ihren halbwachen Zustand.

Am andern Morgen bei Tagesanbruch war die Königin aufgestanden und angekleidet. An dem vergitterten Fenster sitzend, dessen Licht, durch die eisernen Stangen gedämpft, bläulich auf ihre abgemagerten Hände fiel, las sie scheinbar, doch ihr Geist war sehr fern von dem Buch.

Der Gendarme Gilbert öffnete den Windschirm ein wenig und schaute sie stillschweigend an; Marie Antoinette hörte das Geräusch des Schirmes, der sich den Boden streifend auf sich selbst drehte, doch sie schaute nicht empor.

Sie saß so, daß die Gendarmen ihren Kopf völlig von diesem Morgenlichte übergossen sehen konnten.

Der Gendarme Gilbert bedeutete seinem Kameraden durch ein Zeichen, er möge mit ihm durch die Oeffnung schauen.

Duchesne näherte sich.

„Siehst Du," sagte Gilbert mit leiser Stimme, „siehst Du, wie bleich sie ist; das ist furchtbar; ihre roth geränderten Augen offenbaren, daß sie leidet: man sollte glauben, sie habe geweint."

„Du weißt wohl, daß die Witwe Capet nie weint," entgegnete Duchesne; „sie ist viel zu stolz hiezu."

„Dann ist sie krank," sprach Gilbert.

Und die Stimme erhebend, fragte er:

„Sage doch, Bürgerin Capet, bist Du krank?"

Die Königin schlug langsam die Augen auf und ihr Blick richtete sich klar und forschend auf diese zwei Männer.

„Sprechen Sie mit mir, meine Herren?“ sagte sie mit einer Stimme voll Sanftheit, denn sie hatte eine Nuance von Theilnahme in dem Tone desjenigen, welcher das Wort an sie gerichtet, zu bemerken geglaubt

„Ja, Bürgerin, mit Dir,“ erwiederte Gilbert, „wir fragen Dich, ob Du krank seist.“

„Warum dies?“

„Weil Du sehr rothe Augen hast.“

„Und weil Du zu gleicher Zeit sehr bleich bist“, fügte Duchesne bei.

„Ich danke, meine Herren. Nein, ich bin nicht krank; ich habe nur in dieser Nacht viel gelitten.“

„Ah! ja, Dein Kummer.“

„Nein, meine Herren, da mein Kummer stets derselbe ist und mich die Religion denselben zu dem Fuße des Kreuzes niederlegen gelehrt hat, so macht er mich nicht einen Tag mehr leiden, als den andern; nein, ich bin krank, weil ich in dieser Nacht nicht geschlafen habe.“

„Ah! die Neuheit der Wohnung, die Veränderung des Bettes,“ sagte Duchesne.

„Und dann ist die Wohnung nicht schön,“ fügte Gilbert bei.

„Das ist es ebenfalls nicht, meine Herren,“ versetzte die Königin den Kopf schüttelnd. „Häßlich oder schön, meine Wohnung ist mir gleichgültig.“

„Was ist es denn?“

„Was es ist?“

„Ja.“

„Ich bitte Sie um Vergebung, wenn ich es Ihnen sage, doch ich war ungemein belästigt von dem Tabaksgeruche, den der Herr noch in diesem Augenblick ausdampft.“

Gilbert rauchte in der That, was übrigens seine gewöhnliche Beschäftigung immer war.

„Ah! mein Gott,“ rief er, ganz bewegt durch die Sanftmuth, mit der die Königin zu ihm sprach. „Das ist es? . . . Warum sagtest Du es mir nicht, Bürgerin?

„Weil ich mich nicht für berechtigt hielt, Sie in Ihren Gewohnheiten zu beengen, mein Herr.“

„Oh! Du sollst wenigstens durch mich nicht mehr belästigt werden,“ sagte Gilbert, indem er seine Pfeife wegwarf, welche auf dem Boden zerbrach; denn ich werde nicht mehr rauchen.“

Und er wandte sich um, führte seinen Gefährten weg und schloß den Windschirm.

„Möglich, daß man ihr den Kopf abschlägt, das ist die Sache der Nation, doch wozu diese Frau leiden lassen? Wir sind Soldaten und keine Henker wie Simon.“

„Was Du da machst, ist ein wenig aristokratisch, Kamerad,“ versetzte Duchesne den Kopf schüttelnd.

„Was nennst Du aristokratisch? sprich, erkläre mir das ein wenig.“

„Ich nenne aristokratisch Alles, was die Nation quält und ihren Feinden Vergnügen macht.“

„Deiner Ansicht nach quäle ich also die Nation, weil ich aufhöre, die Bürgerin Capet einzuräuchern. Stille doch! Siehst Du,“ fuhr der brave Mann fort, „ich erinnere mich nur meines Schwures, den ich dem Vaterland geleistet, und des Befehles, den mir mein Brigadier gegeben hat. Meinen Befehl weiß ich auswendig: die Gefangene nicht entschlüpfen lassen; Niemand bei ihr eindringen lassen; jede Correspondenz verhindern, die sie anknüpfen oder unterhalten wollte, und auf meinem Posten sterben. Dies habe ich versprochen, und ich werde es halten. Es lebe die Nation!“

„Was ich Dir da sage,“ versetzte Duchesne, „sage ich nicht, weil ich Dir böse bin, im Gegentheil; doch es wäre mir unangenehm, wenn Du Dich gefährden würdest.“

„Stille! hier kommt Jemand.“

Die Königin hatte kein Wort von dieser Unterredung verloren, obgleich sie mit leiser Stimme geführt worden war: die Gefangenschaft verdoppelt die Schärfe der Sinne.

Das Geräusch, das die Aufmerksamkeit der zwei Wächter erregt hatte, rührte von den Triten mehrerer Personen her, welche sich der Thüre näherten.

Die Thüre öffnete sich. Zwei Municipale traten, gefolgt von dem Concierge und einigen Kerkerknechten, ein.

„Nun!“ fragten sie, „was macht die Gefangene?“

„Sie ist dort,“ antworteten die zwei Gendarmen.

„Wie ist ihre Wohnung?“

„Seht selbst!“ antwortete Gilbert und klopfte an den Windschirm.

„Was wollen Sie?“ fragte die Königin.

„Es ist der Besuch der Gemeinde, Bürgerin Capet.“

„Dieser Mann ist gut,“ dachte Marie Antoinette, „und wenn meine Freunde wollen . . .“

„Es ist gut, es ist gut,“ sagten die Municipale, indem sie Gilbert auf die Seite schoben und bei der Königin eintraten; „es bedarf nicht so vieler Umstände.“

Die Königin schaute nicht empor, und aus ihrer Unbeweglichkeit zu schließen, hätte man denken sollen, sie habe weder gesehen, noch gehört, was vorging, und glaube sich immer noch allein.

Die Abgeordneten der Gemeinde nahmen ängstlich alle Einzelnheiten der Stube in Augenschein, untersuchten das Täfelwerk, das Bett, die Gitterstangen des Fensters, das in den Frauenhof ging, empfahlen den Gendarmen die ängstliche Wachsamkeit und entfernten sich wieder, ohne ein Wort an Marie Antoinette zu richten, und ohne daß sie ihre Anwesenheit bemerkt zu haben schien.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Berliner Kladderadatsch.

Napoleons Reise nach England.

Erster Tag. Napoleon und Eugenie kommen unter dem angenommenen Namen „Eduard und Kunigunde“ in England incognito an.

Zweiter Tag. Zu Ehren des französischen Kaisers wird im königlichen Theater die Auber'sche Oper „Der Schwur“ gegeben.

Dritter Tag. Victoria ertheilt an Ludwig Napoleon den Hosenbandorden und bindet ihm die Insignien eigenhändig um. Prinz Albert will dasselbe mit der Kaiserin Eugenie vornehmen. Victoria will es aber nicht leiden.

Vierter und fünfter Tag. Empfang der hohen Gäste durch das englische Volk.

Sechster Tag. Die Universität zu Oxford creirt Ludwig Napoleon zum Doctor. Die dabei abgehaltene Doctorrede handelt über das Thema: „Vare, Vare, redde legiones meas“ (Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder.)

Siebenter Tag. Abreise. Die Musik spielt dazu: „Wenn Jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen!“

Schultze. Wat Ludwig Napoleon wohl zu die spanischen Anjelegenheiten meent?

Müller. Jar nischt; dem is aus janz andern Jründen schon spanisch jenug zu Muthe.

Schultze. So is et.

Warum ziehen die Oberbefehlshaber der englisch-französischen Armee die Belagerung von Sebastopol so sehr in die Länge.

Weil sie sonst den russischen Truppen gegenüber den Kürzern zu ziehen befürchten.

Der
Chevalier von Maison-Rouge.
(Fortsetzung.)

XXXV.
Die Salle des Pas-Perdus.

Gegen das Ende desselben Tages, an welchem wir die Municipale mit einer ängstlichen Sorgfalt das Gefängniß der Königin haben untersuchen sehen, ging ein Mann in einer grauen Carmagnole, den Kopf bedeckt mit dicken, schwarzen Haaren, und über diesen schwarzen Haaren mit einer von jenen Pelzmützen, welche damals die übertriebensten Patrioten unter dem Volke auszeichnete, in dem großen Saale spazieren, den man philosophisch die Salle des Pas-Perdus nannte, und schien sehr aufmerksam die Hin- und Hergehenden zu betrachten, welche die gewöhnliche Bevölkerung dieses Saales bilden, eine Bevölkerung, die ungemein in jener Zeit vermehrt war, wo der Proceß eine höhere Bedeutung erlangt hatte, und wo man kaum mehr anders plaidirte, als um seinen Kopf den Henkern oder dem Bürger Fouquier-Tinville, ihrem unermüdlichen Lieferanten, streitig zu machen.

Die Haltung, welche der Mann, dessen Portrait wir skizzirten, angenommen hatte, war eine Haltung von sehr gutem Geschmack: die Gesellschaft war in jener Zeit in zwei Klassen getheilt, in die Wölfe und in die Schafe; die einen mußten natürlich den andern Angst machen, weil die eine Hälfte der Gesellschaft die andere verschlang.

Unser ungestümer Spaziergänger war von kleinem Wuchse; er schwang mit einer schwarzen, schmutzigen Hand einen von jenen Knütteln, die man Constitutionen nannte; es ist nicht zu leugnen, die Hand, welche diese furchtbare Waffe die Luft durchschneiden ließ, müßte Jedem klein vorgekommen sein, der sich das Vergnügen gemacht hätte, diesem seltsamen Manne gegenüber die Rolle des Inquisitors zu spielen, die er sich in Beziehung auf die Andern angemaßt hatte; doch Niemand hätte es gewagt, einen Mann von so furchtbarem Aussehen zu controliren.

Der Mann mit dem Knüttel bereitete in der That eine nicht geringe Unruhe gewissen Schreibern, die über die öffentliche Frage stritten, welche in jener Zeit immer schlimmer oder immer besser zu gehen anfing, je nachdem man die Sache aus dem conservativen oder aus dem revolutionären Gesichtspunkte betrachtet. Diese braven Leute beschauten aus einem Augenwinkel seinen langen, schwarzen Bart, sein grünliches, unter bürstenartig buschigen Brauen eingerahmtes Auge und zitterten, so oft der Spaziergang des furchtbaren Patrioten, der die Salle des Pas-Perdus in ihrer ganzen Länge in Anspruch nahm, ihnen denselben näherte.

Dieser Schrecken rührte hauptsächlich davon her, daß der Mann mit dem Knüttel, so oft es Jemand in den Sinn kam, sich ihm zu nähern oder gar ihn aufmerksam anzuschauen, auf den Platten seine gewichtige Waffe erschallen ließ, welche den Steinen, auf die sie fiel, bald einen matten, dumpfen, bald einen sonoren, scharfen Ton entriß.

Doch nicht allein die erwähnten Schreiber, die man gewöhnlich unter dem Namen der Ratten des Palastes bezeichnet, empfanden diesen furchtbaren Eindruck, sondern auch die verschiedenen Menschen, welche in die Salle des Pas-Perdus durch ihre große Pforte, oder durch eine von ihren engen Vomitorien eintraten und eiligst vorübergingen, wenn sie den Mann mit dem Knüttel erblickten, der seine Wanderung von einem Ende des Saales zum andern unabläßig fortsetzte und jeden Augenblick einen Vorwand fand, seinen Knüttel auf den Platten schallen zu lassen.

Wären die Schreiber minder erschrocken und die Spaziergänger hellsehender gewesen, so würden sie ohne Zweifel entdeckt haben, daß unser Patriot, launenhaft wie alle excentrische oder extreme Naturen, gewissen Platten einen Vorzug zu geben schien, denjenigen zum Beispiel, welche, in geringer Entfernung von der Mauer rechts oder ungefähr mitten im Saale liegend, die reinsten und stärksten Töne von sich gaben.

Er drängte endlich seinen Zorn auf einigen Platten zusammen und dies waren besonders die Platten im Mittelpunkte. Einen Augenblick vergaß er sich sogar so weit, daß er stehen blieb, um mit dem Auge etwas wie eine Entfernung zu messen.

Diese geistige Abwesenheit dauerte allerdings nur kurze Zeit und er nahm bald wieder den wilden Ausdruck in seinem Blicke an, den ein Blitz der Freude ersetzt hatte.

Beinahe in derselben Minute trat ein anderer Patriot (in jener Zeit war Jedem seine Meinung auf seine Stirne, oder vielmehr auf seine Kleider geschrieben,) beinahe in derselben Minute, sagen wir, trat ein anderer Patriot durch die Thüre der Gallerie ein und kreuzte, ohne daß es schien, als theilte er nur im Geringsten den Eindruck des Schreckens, den der erste einflößte, seinen Spaziergang mit einem Schritte, der dem seinigen beinahe gleich war, so daß sie sich ungefähr in der Hälfte des Saales begegneten.

Der Neuangekommene trug wie der Andere eine Pelzmütze, eine Carmagnole, und hatte schmutzige Hände und einen Knüttel, dabei hatte er außerdem noch einen großen Säbel, der ihm an die Waden schlug; was übrigens den zweiten noch furchtbarer machte, als den ersten, war, daß er in demselben Grade, in welchem der Anblick des ersten Schrecken erregte, ein falsches, gehässiges, gemeines Gesicht hatte.

Obgleich diese zwei Männer derselben Sache anzugehören und dieselbe Meinung zu theilen schienen, wagten doch die Anwesenden einen Blick, um zu sehen, was, nicht aus ihrem Zusammentreffen, denn sie marschirten nicht gerade auf derselben Linie, sondern aus ihrer Annäherung hervorgehen würde. Bei dem ersten Gange wurde ihre Erwartung getäuscht; die zwei Patrioten begnügten sich, einen Blick zu wechseln, und sogar dieser Blick machte den kleineren von beiden leicht erbleichen; nur war an der unwillkührlichen Bewegung seiner Lippen sichtbar, daß diese Blässe nicht durch ein Gefühl der Furcht, sondern durch Ekel veranlaßt wurde.

Und dennoch, als ob der erste Patriot eine gewaltige Anstrengung gegen sich selbst gemacht hätte, und dennoch hellte sich sein bis dahin so zurückstoßendes Gesicht auf, etwas wie ein Lächeln, das freundlich zu sein suchte, schwebte über seinen Lippen hin, und er lenkte seinen Spaziergang leicht auf die linke Seite, offenbar in der Absicht, den zweiten Patrioten in dem seinigen aufzuhalten.

Ungefähr im Mittelpunkte trafen sie zusammen.

„Ei, bei Gott! das ist der Bürger Simon," sagte der erste Patriot.

„Er selbst; doch was willst Du von dem Bürger Simon und wer bist Du vor Allem?"

„Stelle Dich doch, als ob Du mich nicht kennen würdest!"

„Ich kenne Dich durchaus nicht, und zwar aus einem vortrefflichen Grunde, weil ich Dich nie gesehen habe."

„Gehe doch! Du solltest denjenigen nicht kennen, der die Ehre gehabt hat, den Kopf der Lamballe zu tragen?"

Mit einer dumpfen Wuth ausgesprochen, stürzten diese Worte gleichsam brennend aus dem Munde des Patrioten mit der Carmagnole hervor. Simon bebte.

„Du?" versetzte er, „Du?"

„Nun, Du wunderst Dich darüber ... Ah! Bürger, ich glaubte, Du wärest ein besserer Kenner von Freunden ... von Getreuen. Ich bemitleide Dich."

„Was Du gethan hast, ist sehr gut; doch ich kannte Dich nicht," sagte Simon.

„Es ist mehr Vortheil, wenn man den kleinen Capet bewacht, man ist mehr im Gesichte, denn ich kenne Dich und schätze Dich."

„Ah! ich danke."

„Keine Ursache ... Du gehst also spazieren?"

„Ja, ich erwarte Jemand; und Du?"

„Ich auch."

„Wie heißest Du, ich werde im Club von Dir sprechen."

„Ich heiße Theodor.“

„Und dann?“

„Und dann, das ist Alles; genügt Dir das nicht?“

„Oh! vollkommen . . . Wen erwartest Du, Bürger Theodor?“

„Einen Freund, dem ich eine gute kleine Anzeige machen will.“

„In der That! erzähle mir das.“

„Eine Aristokratenbrut.“

„Sie heißt?“

„Wahrhaftig, ich kann es nur einem Freund sagen.“

„Du hast Unrecht, denn hier kommt der meinige auf uns zu und mir scheint, dieser kennt das Verfahren hinreichend, um Deine Angelegenheit auf der Stelle zu ordnen . . .“

„Fouquier Tinville!“ rief der erste Patriot.

„Nur dieses, lieber Freund.“

„Nun wohl, das ist gut . . . guten Morgen, Bürger Fouquier.“

Bleich, ruhig, seiner Gewohnheit gemäß schwarze, tief unter dicken Brauen liegende Augen weit aufsperrend, kam Fouquier Tinville, sein Register in der Hand, seine Akten unter dem Arm aus einer Seitenthüre hervor.

„Guten Morgen, Simon,“ sagte er, „was gibt es Neues?“

„Vielerlei; zuerst eine Anzeige des Bürger Theodor, der den Kopf der Lamballe getragen hat. Ich stelle ihn Dir vor.“

Fouquier heftete rasch seinen gescheiten Blick auf den Patrioten, den dieses scharfe Anschauen, trotz der muthigen Spannung seiner Nerven, beunruhigte.

„Theodor,“ sagte er, „wer ist dieser Theodor?“

„Ich,“ antwortete der Mann mit der Carmagnole.

„Du hast den Kopf der Lamballe getragen, Du?“ versetzte der öffentliche Ankläger mit einem sehr scharfen Ausdruck des Zweifels.

„Ich, in der Rue Saint-Antoine.“

„Aber ich kenne auch Einen, der sich dessen rühmt,“ sagte Fouquier.

„Ich kenne zehn,“ entgegnete muthig der Bürger Theodor; „doch da diese etwas verlangen und ich nichts verlange, so hoffe ich den Vorzug zu haben.“

Dieser Zug machte Simon lachen und entrunzelte Fouquier.

„Du hast Recht,“ sagte er, „und wenn Du es auch nicht gethan hast, so hättest Du es thun müssen. Laß uns, ich bitte Dich, Bürger, Simon hat mir etwas zu sagen.“

Theodor entfernte sich, sehr wenig verletzt durch die Offenherzigkeit des öffentlichen Anklägers.

„Warte einen Augenblick,“ rief Simon, „schicke ihn nicht so weg, höre zuerst die Anzeige, die er uns bringt“

„Ah!“ machte Fouquier-Tinville mit zerstreuter Miene, „eine Anzeige?“

„Ja, eine Brut,“ fügte Simon bei.

„Gut, so sprich, wovon handelt es sich?“

„Oh! es ist beinahe nichts, der Bürger Maison-Rouge und einige Freunde.“

Fouquier machte einen Sprung rückwärts, Simon hob die Arme zum Himmel empor.“

„Wahrhaftig!“ riefen sie gleichzeitig.

„Reine Wahrheit, wollt Ihr sie fangen.“

„Auf der Stelle, wo sind sie?“

„Ich habe den Maison-Rouge in der Rue de la Grand-Truanderie getroffen.“

„Du täuschest Dich, er ist nicht in Paris,“ entgegnete Fouquier.

„Ich habe ihn gesehen, sage ich Dir.“

„Unmöglich, man hat hundert Menschen mit seiner Verfolgung beauftragt, und er würde sich nicht in den Straßen zeigen.“

„Er! er! er!“ versetzte der Patriot, „ein großer Mann, braun, stark wie drei Starke und bärtig wie ein Bär.“

Fouquier zuckte verächtlich die Achseln und erwiederte:

„Abermals eine Albernheit, Maison-Rouge ist klein, mager und hat nicht ein Barthaar.“

Der Patriot ließ seine Arme mit bestürzter Miene sinken.

„Gleichviel, die gute Absicht gilt für die That. Nun ist es aus, Simon, beeile Dich, man erwartet mich in der Kanzlei, es ist die Stunde, wo die Karren abgehen.“

„Nun, nichts Neues; bei dem Kinde geht es gut.“

Der Patriot wandte den Rücken, um nicht indiscret zu scheinen, jedoch so, daß er hören könnte.

„Ich gehe, wenn ich beläſtige,“ sagte er.

„Adieu,“ sprach Simon.

„Guten Morgen,“ versetzte Fouquier.

„Sage Deinem Freunde, Du habest Dich getänscht,“ fügte Simon bei.

„Gut, ich erwarte ihn.“

Theodor trat ein wenig auf die Seite und stützte sich auf seinen Knüttel.

„Ah! bei dem Kleinen geht es gut,“ versetzte nun Fouquier, „doch wie steht es mit dem Sittlichen?“

„Ich knete ihn nach Belieben.“

„Er spricht also?“

„Wann ich will.“

„Ich glaube, er könnte in dem Prozesse von Antoinette zeugen?“

„Ich glaube es nicht nur, ich bin dessen gewiß.“

Theodor lehnte sich an einen Pfeiler an und hatte das Auge gegen die Thüre gerichtet, doch dieses Auge war ohne einen bestimmten Blick, während die Ohren entblößt und gespannt unter der großen Pelzmütze erschienen. Er sah vielleicht nichts, hörte aber sicherlich etwas.

„Bedenke wohl,“ sagte Fouquier, „laß die Commission nicht das machen, was man einen Schreibersschnitt nennt*); Du bist sicher, daß Capet sprechen wird?“

„Er wird Alles sagen, was ich will.“

„Er hat Dir das gesagt, was wir ihn fragen werden?“

„Er hat es mir gesagt.“

„Was Du da versprichst, ist wichtig, Bürger Simon. Das Geständniß des Kindes bringt seiner Mutter den Tod.“

„Bei Gott, ich rechne darauf.“

„Man wird nichts Aehnliches gesehen haben, seit den Bekenntnissen, welche Nero Narcissus machte,“ murmelte Fouquier mit düsterem Tone; „noch einmal, bedenke wohl, Simon.“

„Bürger, man sollte glauben, Du haltest mich für einen Dummkopf, daß Du mir immer dasselbe wiederholst. Höre folgenden Vergleich: Wenn ich Leder in das Wasser lege, wird es geschmeidig?“

„Ich weiß das nicht,“ versetzte Fouquier.

„Es wird geschmeidig. Nun wohl, der kleine Capet wird in meinen Händen so geschmeidig als das weichste Leder. Ich habe mein eigenes Verfahren zu diesem Ende.“

„Es sei,“ sagte Fouquier; „das ist Alles, was Du mir sagen wolltest?“

„Alles ... doch nein, ich vergaß eine Anzeige.“

„Immer und immer! Du willst mich also mit Geschäften überladen?“

„Man muß dem Vaterlande dienen.“

Simon reichte Fouquier ein kleines Papier, so schwarz als eines von den Ledern, von denen er so eben gesprochen, doch sicherlich minder geschmeidig. Fouquier nahm es und las.

„Abermals Dein Bürger Lorin! Du hassest diesen Mann also ungemein?“

„Ich finde ihn stets feindlich gegen das Gesetz. Er sagte: „„Adieu, Madame,““ zu einer Frau, die ihn gestern Abend von einem Fenster aus grüßte. Morgen hoffe ich Dir ein paar Worte über einen andern Verdächtigen mittheilen zu können, über jenen Maurice, der bei der Geschichte mit der Nelke Municipal im Temple war.“

*) Ein Fehler aus Mangel an Erfahrung oder Unwissenheit.

„Genau, genau!“ sagte Fouquier, Simon zulächelnd.

Er reichte ihm die Hand und wandte den Rücken mit einer Eilfertigkeit, welche wenig zu Gunsten des Schusters sprach.

„Was Teufels soll ich genau angeben? Man hat Leute guillotinirt, welche weniger gethan.“

„Ei! Geduld, Geduld,“ erwiederte Fouquier ruhig; „man kann nicht Alles auf einmal thun.“

Und er kehrte mit raschem Schritte unter die Pforte zurück. Simon suchte mit den Augen den Bürger Theodor, um sich mit ihm zu trösten. Er sah ihn nicht mehr im Saal.

Kaum trat er aus dem dem östlichen Gitter, als Theodor wieder an der Ecke einer Schreiberhütte erschien. Der Bewohner der Hütte begleitete ihn.

„Um wie viel Uhr schließt man die Gitter?“ sagte Theodor zu diesem Mann.

„Um fünf Uhr.“

„Und was geschieht dann?“

„Nichts; der Saal ist leer bis zum andern Tag.“

„Keine Runden? kein Visitiren?“

„Nein, mein Herr, unsere Baraken werden mit dem Schlüssel geschlossen.“

Bei dem Worte Herr runzelte Theodor die Stirne und schaute mißtrauisch umher.

„Die Hebestange und die Pistolen sind in der Barake?“ sagte er.

„Ja, unter dem Teppich.“

„Kehre zurück . . . doch zeige mir zuvor noch das Zimmer jenes Tribunals, dessen Fenster nicht vergittert ist und das auf einen Hof bei der Place Dauphine geht.“

„Links zwischen den Pfeiler, unter der Laterne.“

„Gut. Gehe und halte die Pferde am bezeichneten Orte bereit.“

„Oh! gut Glück, mein Herr, gut Glück! . . zählen Sie auf mich.“

„Das ist der günstige Augenblick, Niemand schaut, öffne Deine Barake.“

„Es ist geschehen, mein Herr, ich werde für Sie beten!“

„Nicht für mich mußt Du beten! Gott befohlen.“

Und nach einem beredten Blicke schlüpfte der Bürger so behende und geschickt unter das kleine Dach der Barake, daß er verschwand, wie es der Schatten des Schreibers gethan hätte, der die Thüre schloß.

Dieser würdige Schreiber zog den Schlüssel aus dem Schlosse, nahm Papiere unter den Arm und verließ den Saal mit den wenigen Beamten, welche der Schlag fünf Uhr wie eine Nachthut verspäteter Bienen aus den Kanzleien trieb.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Affenleben.

(Schluß.)

Eines Morgens streifte ich allein, ohne die Begleitung meines Muselmannes, unter meinen Lieblingsbergen umher und ergötzte mich an dem Gewirr wilder Kräuter und Blumen, welche ich, den Bemühungen meines Lehrers sei es gedankt, jetzt bedeutend besser zu nennen und zu schätzen wußte als zuvor.

Plötzlich bemerkte ich, daß eine auffallende Bewegung unter den Affen herrschte, denen ich eine so gewohnte Erscheinung geworden war, daß sie mich kaum noch einer Beachtung würdigten und mich nur dann und wann, wenn sie eben die Laune anwandelte, scherzweise mit abgerissenen Zweigen und Früchten bombardirten, worüber sie sich in ihrer eigenthümlichen Mundart immer halb todt lachten. Es schien mir als müsse ihnen eine Gefahr drohen oder einem ihrer Brüder ein Unglück zugestoßen sein, und da ich wußte, daß die Eingebornen der Aberglaube von ihrer Verfolgung abhalte, war ich neugierig, wer wohl ihr Feind sein möge. Ich schlich mich um den Felsen, hinter welchem sie sich zu versammeln schienen und auf welchem ein kolossaler Gummi-Arabikum-Baum, von einer Unmasse duftiger Blüthen übergoldet, seine gigantischen Aeste ausbreitete.

Ich brauchte nicht lange umzuschauen, um eine spannende Affentragödie sich vor meinen Augen entrollen zu sehen. Ein schöner, brauner Affe wurde von den mächtigen Ringen einer Boa umstrickt. Sein immer schwächer werdendes Wimmern, sein krampfhaftes Zucken zeigte, daß, wenn ich auch zu einem Kampf mit der Schlange gerüstet und bereit, dies doch für die Rettung des armen Geschöpfes zu spät gewesen wäre. Die entsetzten Affen liefen hin und her, klagten, heulten, schwatzten, hielten einen Kriegsrath, aber keiner wagte sich in die Nähe des Ortes, wo der Bedrängte in den Umarmungen des Zerstörers schon fast unsichtbar geworden war.

Entschlossen, den Verlauf der Affaire zu beobachten, setzte ich mich ruhig nieder und sah, wie nach und nach der arme Affe zur Mahlzeit zubereitet wurde. Seine Knochen krachten unter dem Druck des Riesenleibes und er gab keinen Laut mehr von sich. Als die Schlange mit ihrem Werk zufrieden war, lösten sich die Ringe und ich hatte Gelegenheit, ihre prachtvoll flimmernden Muskeln mit Muße zu betrachten. Mich schauderte, als ihr großes, drohendes Haupt mich gewahrte und ihre hervorspringenden, ein elektrisches Feuer sprühenden Augen mich anstarrten.

Die Bestie war wenigstens zwanzig Fuß lang und offenbar durch ein mehrtägiges Fasten in ihrem guten Humor gestört. Ohne sich um das von den Affen erhobene Lamento zu kümmern, schickte sie sich ruhig an, ihr Opfer, welches jetzt eine unkenntliche, überschleimte Masse bildete, in aller Gemüthlichkeit zu verzehren.

Während sie mit ihrer Mahlzeit beschäftigt war und ihr zuvor schlaffer Leib sich nach und nach füllte, zog ich mich zurück, um meinen Muselmann zu holen und mit ihm zusammen die Unschuld am gesättigten Reptil zu rächen, wozu er sofort bereit war.

Von einem stämmigen Laskar begleitet, der uns einen Knittel und ein Messer zur Erlegung und Schindung des Feindes nachtrug, erreichten wir bald den Wahlplatz, wo sich indessen die Scene so wesentlich geändert hatte, daß wir verwundert stehen blieben. Die Affen hatten nämlich die Offensive ergriffen und waren mit einem Manöver beschäftigt, welches einen neuen Beweis dafür lieferte, daß der Trieb der Rache sich nicht allein im Menschen geltend macht.

Die Boa Constrictor lag, gesättigt und ungelenk wie ein Holzbock, unter einer vorspringenden Felsenmasse. Auf dem Gipfel derselben hatte sich eine Affenschaar versammelt und vier von den stärksten waren damit beschäftigt, ein großes Stück von dem durch den Zahn der Zeit gelockerten Gestein loszubrechen. Mit Aufwand aller ihrer Kräfte, nach stundenlangen Anstrengungen, während deren die übrigen ein Schweigen beobachteten, dessen ich sie gar nicht für fähig gehalten hätte, gelang es ihnen endlich, ihren Zweck zu erreichen und den Stein bis zum Rande des Abhanges zu wälzen, bis er sich gerade über dem Kopf der Schlange befand.

Jetzt sprangen Alle herbei und mit einem Geschrei voll unbeschreiblicher Disharmonie, in welcher jede Kehle einstimmte, stießen sie den Stein hinab.

Die schwere Masse fiel gerade auf den Kopf der Schlange und zerschmetterte denselben vollständig, und als sie in den letzten Todeszuckungen mit ihrem gewaltigen Schweif mit sich peitschte, da konnten auch wir uns nicht enthalten, in den triumphirenden Jubelhymnus der Affen einzustimmen.

Die Affenschädel hatten hier eine Kriegslist ausgeheckt, auf welche vielleicht das Menschenhirn nicht verfallen wäre. Wahrscheinlich liegt ihr überlegenes Genie im Schwanz, wie die Kraft des Simsons in seinen Haaren liegt.

Die Kunst ein Dandy zu werden. „Sehen Sie, lieber Onkel, hier in der Residenz müssen Sie mehr Sorgfalt auf Ihre Kleidung legen!“

„So so? Ich denk' doch meine Kleider sitzen ganz gut!“

„Das ist eben das Unglück! Bei einem Residenzler darf gar Nichts gut sitzen! Passen Sie auf! Der Hut muß zu groß, der Rock zu kurz oder zu lang, die Aermel zu weit, die Hose zu eng, Stiefel und Handschuhe zu knapp, der Stock zu dünn sein! Verderben Sie sich obendrein Ihre guten Augen durch eine Brille und der Löwe ist fertig! Sehen Sie, das ist ganz einfach!!“

Adieu.

Von August Braß.

Wir Deutsche können's nun einmal nicht lassen,
Das Fremde stets dem Eig'nen vorzuziehn,
Und mag's auch herzlich schlecht mitunter passen,
Doch wird das Fremde ewig bei uns blüh'n
Französisch Schauspiel, feine Windsorseifen
Die italien'sche Oper, (na — o weh!)
Und wenn auch die Puristen schrei'n und keifen,
Wir sagen doch Madame, allons, Adieu!

Adieu — da klingt nun freilich nicht so zierlich
Das ehrlich biedre, deutsche Lebewohl,
Drum hört man auch dies kleine Wort natürlich
Des Tages tausendmal und öfter wohl.
Leb' wohl — das ist ein biedres Wort und tüchtig,
Doch Vielerlei steckt hinter dem Adieu,
Und zum Beweis, daß die Behauptung richtig
Erzähl ich Euch ein Wenig vom Adieu.

So liebt Amanden Alfred schon drei Wochen,
Amanden, reich an Schönheit und an Geist.
In möglichst kurzer Zeit sind sie versprochen,
Als in Geschäften er von dannen reis't.
Die Arme! — Wird sie auch den Schmerz ertragen?
Erliegt sie nicht des Abschieds bitt'rem Weh?
Es bläst der Postillon — fort rollt der Wagen,
Sie ruft ihm nach: Adieu, Alfred, Adieu!

Er kehrt zurück, die Hochzeit kommt, nach dieser
Reist Alfred wieder in Geschäften fort.
'S ist noch sehr früh, mit Mantel und Pariser
Tritt er an's Bett der jungen Frau, die dort
Behaglich liegt. „Amande, guten Morgen!" —
Was willst du denn? Ach so, nun geh nur, geh,
Den Kaffee kann das Mädchen ja besorgen
Nun laß mich schlafen, — hörst du wohl,
(Gähnend) Adieu!

Sie ließen gestern mich vergeblich warten
Spricht Henriette barsch zu Theodor;
Sie waren wohl bei Kroll im Wintergarten?
Nun freilich, so etwas das geht auch vor.
„Bei Kroll? — Mein Gott, ich war mit meinen Schwestern
Auf Ehre bei der Tante nur zum Thee."
— Sie glauben wohl, mein Herr, ich bin von gestern,
Bei Ihrer Tante? — lächerlich — Adieu!

„Wie thöricht! — Mußt du immer mit mir schmollen! —
Ich kam um Dich zu fragen liebes Kind,
Ob wir heut' Abend nach der Oper wollen?
Hier sind Billets — du weißt es singt die Lind." —
„Ich will nicht — nein — das Wetter ist abscheulich,
Ich geh' nicht aus, der Kopf thut mir zu weh." —
„Kopfschmerz? — Du armes Kind, da muß ich freilich
Allein hingehn, nun gute Beß'rung denn — Adieu.

„Adieu! — doch halt man kann es ja nicht wissen —
Mein Kopfschmerz legt vielleicht sich später noch. —
„Mein Kind, du wirst ein Brausepulver nehmen müssen —
Bei Deiner Tante warst Du wirklich doch?
„Mein Wort darauf: — Nun diesmal üb' ich Gnade.
Ich bin zu gut für Dich — wahrhaftig ja — gesteh'.
Es wäre auch um die Billets wohl schade
In einer Stunde also denn, — Adieu!

Zwei Freunde stehn im Posthof — in den Wagen
Steigt Gustav, reicht die Hand noch mal hinaus!
„'S ist wirklich schwer vom Freund sich los zu sagen
„Nun leb' mir wohl, leb wohl du altes Haus" —
Nichts soll den Bund den wir geschlossen trennen,
Bedeckt das Haupt auch einst des Alters Schnee.
Wir werden stets mit Stolz uns Freunde nennen. —
Nun grüße mir die Andern noch — Adieu!

Zehn Jahr darauf, — wie Anders ist's geworden,
Den flotten Studio hätt' Niemand wohl erkannt,
Am Knopfloch trägt er lange schon den Orden
Und ward zum Hofrath kürzlich erst ernannt.
Da öffnet eines Tages sich das Zimmer,
Ein Mann stürzt 'rein: „He theurer Gustav — he
Da bin ich und der Alte noch wie immer,
Gedenkst Du noch des Tages, wo Adieu —

Wohnt hier Herr Schmidt? mit dieser barschen Frage
Tritt der Er'cutor bei demselben ein,
Der halb entkleidet, da 's schon spät am Tage
Behaglich sitzt bei seiner Lampe Schein.
Herr Schmidt, der noch im Leben nie gelogen,
Er deutet lächelnd auf sein Negligee,
„Bedaure sehr, — Herr Schmidt ist a u s g e z o g e n —
Na denn entschuld'gen Sie — Adje! — Adieu."

Pscht — Pscht. An meinem Schlafrock sehn Sie doch den Orden,
Auch werd' ich nur Herr Hofrath titulirt.
Ich hörte, Sie sind Literat geworden,
Da wissen Sie denn doch was sich gebührt.
Sie müssen doch die Stellung auch ermessen.
In der ich Ihnen gegenüber steh'. —
Ja so, ich hätt's wahrhaftig bald vergessen,
Empfehle mich, Adieu, mein Herr, Adieu!

So könnt' ich Euch noch vielerlei erzählen,
Wie das Adieu verschiedenartig klingt,
Doch will ich das zum letzten mir erwählen,
Das wohl nicht gern zu meinem Ohre dringt,
Und dies ist das Adieu aus ihrem Munde.
Es thäte mir wahrhaftig herzlich weh.
Wenn Sie statt Bravo mir in dieser Runde
Zurufen sollten — Gott sei Dank, — Adieu!

Werth und Gewicht der Deutschen.

Zwei Dinge haben mich stets befremdet:
Der W e r t h der Deutschen und ihr G e w i c h t,
Das wunderbar im Wechsel begriffen,
Sich immer besaht und widerspricht.

Ich meine Werth und Gewicht der Deutschen,
So wie man sie findet im Jänkiland,
Wo Alles außer dem Werth des Dollars,
Im Nu verändert den alten Stand.

Die Deutschen steigen im Werth der Jänkis
Als „Deutsche Freunde" v o r jeder Wahl,
So lang die Parteien die Hoffnung hegen,
Für sich zu gewinnen die größte Zahl.

Sobald die Einen enttäuscht darüber,
So sind die Deutschen als „Dötsch" verhöhnt,
Behandelt sogar als „Lumpengesindel",
Das allen Lastern entfesselt fröhnt.

Die d e u t s c h e n K o f f e r auf Eisenbahnen,
Wenn noch so leicht und noch so leer,
Stets wiegen sie schwerer als Jänkikoffer,
Wenn gleich die letzteren doppelt schwer.

Sie haben die Ehr', gewogen zu werden,
Wo Jänkikoffer dagegen nicht,
Sie haben die Ehr', die Fracht zu zahlen,
Als hätten sie stets das Uebergewicht.

Sogar der Watschmann, die Herr'n der Themis,
Sie geben den Deutschen die Ehre gern,
Behüten sie unter allen Andern,
Wie ihren geliebten Augenstern.

Der Deutsche vor Allen bei Raufereien
Wird stets am Kragen und Beutel gepackt,
Die Koffer und Raubies scheinen entwerthet,
Die deutsche Perle wird eingesackt.

Doch siehe! wieder zu anderen Zeiten
Hat Alles wieder ein and'res Gesicht:
Kein Hund bekümmert sich um die Deutschen,
Millionen „Dötsch" sind ohne Gewicht.

Das sind die Zeiten a u ß e r der Mahlzeit,
Die ersten Stunden schon n a c h der Wahl;
Der „Dschermän" ist wieder „Dötsch" geworden
Und trägt als „Fremder" das Niggermal.

Kein Hund bekümmert sich um den Deutschen,
Sobald er sein Recht und Hülfe sucht,
Sobald ihn die „christliche Bruderliebe"
In Muckergestalt zur Hölle flucht.

Drum wär's an der Zeit, die Deutschen machten
Nicht immer und ewig den Hampelmann,
Den jeder Bube der „smarten" Bande
Nach Links oder Rechts nasführen kann!

F. J. E g e n t e r.

Der

Chevalier von Maison-Rouge.

(Fortsetzung.)

XXXVI.

Der Bürger Theodor.

Die Nacht hatte in ihren großen, grauen Schleier den ungeheuren Saal gehüllt, dessen unglückliche Echos die Aufgabe haben, das scharfe Wort der Advokaten und die flehenden Worte der Kläger und Beklagten zu wiederholen.

In einer gewissen Entfernung von einander schien mitten in der Dunkelheit eine weiße Säule wie ein diesen Ort beschützender Geist im Saal zu wachen.

Das einzige Geräusch, das sich in dieser Dunkelheit hören ließ, war das Geknaupel und der Galopp der Ratten, welche die in den Hütten der Schreiber enthaltenen Papierstöße zernagten, nachdem sie mit dem Zernagen des Holzes angefangen.

Man hörte auch wohl zuweilen das Geräusch eines Wagens, das bis zu diesem Heiligthum der Themis drang, wie ein Akademiker sagen würde, und ein unbestimmtes Klirren von Schlüsseln, das unter der Erde hervorzukommen schien; doch Alles dies ertönte in der Ferne und nichts hebt so sehr die vollkommene Stille hervor, als ein entferntes Geräusch, wie nichts so sehr die Dunkelheit hervorhebt, als die Erscheinung eines entfernten Lichtes.

Gewiß wäre derjenige von einem schwindelartigen Schrecken ergriffen worden, welcher sich zu dieser Stunde in den weiten Saal des Palastes gewagt hätte, dessen Mauern außen noch roth waren von dem Blut der Opfer des September, dessen Treppen an demselben Tage fünf und zwanzig zum Tode Verurtheilte hatten hinabsteigen sehen, und dessen Platten nur eine Dicke von ein paar Fuß von den mit gebleichten Skeletten bevölkerten Kerkern der Conciergerie trennte.

Doch mitten in dieser furchtbaren Nacht, mitten in diesem feierlichen Stillschweigen, ließ sich ein schwaches Knirschen hören; die Thüre einer Schreiberhütte drehte sich auf ihren Angeln und ein Schatten, schwärzer als der Schatten der Nacht, schlüpfte vorsichtig aus der Baracke.

Dann streifte der wüthende Patriot, den man ganz leise Herr nannte und der ganz laut Theodor zu heißen behauptete, mit leichtem Fuße die holperigen Platten.

Er hielt in der rechten Hand eine schwere eiserne Hebestange und sicherte mit der linken in seinem Gürtel eine Pistole mit zwei Läufen.

„Ich habe zwölf Platten von dem Laden an gezählt," murmelte er; „hier ist das Ende der ersten."

Und während er rechnete, betastete er mit der Fußspitze die Spalte, welche die Zeit zwischen jeder Fuge der Steine noch fühlbarer macht.

„Habe ich meine Maßregeln auch gut genommen?" murmelte er; „werde ich stark genug sein? Wird sie Muth genug haben? Oh! ja, denn ihr Muth ist mir bekannt. Oh! mein Gott! wenn ich ihre Hand nehme und zu ihr sage: „„Madame, Sie sind gerettet!""

Er blieb stehen, wie niedergedrückt unter dem Gewichte einer solchen Hoffnung.

„O!" fuhr er fort, „verwegener, wahnsinniger Versuch! werden die Anderen sagen, indem sie sich unter ihre Decken stecken oder sich damit begnügen, daß sie als Lackeien verkleidet um die Conciergerie herstreichen; aber bei ihnen ist nicht der Fall, was bei mir der Fall ist, um so viel zu wagen; ich will nicht nur die Königin retten, ich will hauptsächlich die Frau retten. Auf, zum Werke, und wiederholen wir

noch einmal unsere Aufgabe. Die Platte aufheben, das ist nichts; sie offen lassen, darin liegt die Gefahr, denn es kann eine Runde kommen; doch es kommen nie Runden. Man hat keinen Verdacht, denn ich habe keine Genossen, und dann, wie viel Zeit braucht es für einen Eifer wie der meinige ist, um den düsteren Gang zu durchdringen? In drei Minuten bin ich unter ihrem Zimmer, in fünf weiteren Minuten hebe ich den Stein auf, der ihrem Kamin als Herd dient; sie wird mich arbeiten hören, doch sie hat zu viel Festigkeit, um darüber zu erschrecken; sie wird begreifen, daß ein Befreier naht; sie wird von zwei Männern bewacht; ohne Zweifel werden diese zwei Männer herbeieilen. Nun! was sind im Ganzen zwei Männer," sagte der Patriot mit einem finsteren Lächeln, indem er abwechselnd die Waffe, die er in seinem Gürtel hatte, und die anschaute, welche er in seiner Hand hielt; „zwei Männer, das braucht einen Doppelschuß mit dieser Pistole, oder zwei Schläge mit dieser eisernen Stange; arme Leute! Oh! es sind wohl Andere gestorben, welche nicht mehr schuldig waren. Vorwärts!"

Und der Bürger Theodor drückte entschlossen seine Hebestange zwischen die Fuge von zwei Platten.

In demselben Augenblick schlüpfte ein scharfes Licht wie eine goldene Furche über die Platten hin, ein durch das Echo des Gewölbes wiederholtes Geräusch bewog den Verschwörer, sich umzuwenden, und mit einem einzigen Sprunge kehrte dieser in die Hütte zurück und verbarg sich in derselben.

Bald drangen Stimmen, geschwächt durch die Entfernung, geschwächt auch durch die Gemüthsbewegung, welche sich aller Menschen zur Nachtzeit in einem weiten Gebäude bemächtigt, an das Ohr von Theodor.

Er bückte sich und sah durch eine Oeffnung der Hütte einen Mann in militärischer Tracht, dessen großer Säbel, auf den Platten wiederhallend, eines von den Geräuschen veranlaßte, die seine Aufmerksamkeit erregt hatten; dann einen Mann in pistaziengrünem Rocke, der einen Meßstab in der Hand und Papierrollen unter seinem Arme hielt: dann einen dritten in einem Wamms von Ratine und mit einer Pelzmütze, und endlich einen vierten mit Holzschuhen und einer Carmagnole.

Die vier Männer traten ein.

„Eine Runde," murmelte Theodor; „Gott sei gelobt, zehn Minuten später wäre ich verloren gewesen."

Dann betrachtete er mit tiefer Aufmerksamkeit die Personen, welche diese Runde bildeten. Er erkannte in der That drei derselben. Derjenige, welcher in der Tracht eines Generals voranging, war Santerre. Der Mann mit dem Ratinewamms und der Pelzmütze war der Concierge Richard. Der Mann mit den Holzschuhen und der Carmagnole war ohne Zweifel ein Schließer.

Doch den Mann mit dem pistaziengrünen Rocke, der einen Meßstab in der Hand und Papiere unter seinem Arm hielt, hatte er nie gesehen.

Wer mochte dieser Mensch sein, und was thaten um zehn Uhr Abends in der Salle des Pas-Perdus der General der Gemeinde, der Wächter der Concierge, ein Schließer und dieser Unbekannte?"

Der Bürger Theodor stützte sich auf ein Knie, hielt mit einer Hand seine Pistole mit den gespannten Hahnen und ordnete mit der anderen seine Mütze auf seinen Haaren, welche seine hastige Bewegung zu viel an ihrer Base verwirrt hatte, als daß sie natürlich gewesen wären.

Bis jetzt hatten die vier nächtlichen Gäste geschwiegen, oder die Worte, die sie gesprochen, waren wenigstens an die Ohren des Verschwörers nur wie ein leeres Geräusch gedrungen.

Doch zehn Schritte von dem Versteck sprach Santerre und seine Stimme gelangte deutlich bis zum Bürger Theodor.

„Hört," sagte er, „wir sind nun in der Salle des Pas-Perdus. Du hast uns zu führen, Bürger Baumeister, und mußt Dich hauptsächlich bemühen, daß Deine Offenbarung keine Posse ist, denn siehst Du, die Revolution hat allen diesen Albernheiten ihr Recht angethan, und wir glauben eben so wenig an unterirdische Gänge, als an Geister. Was sagst Du dazu, Bürger Richard?" fügte Santerre bei, indem er sich an den Mann mit der Pelzmütze und dem Ratinewamms wandte.

„Ich habe nie gesagt, es gebe keinen unterirdischen Gang unter der Conciergerie," antwortete dieser, „und hier steht Gracchus, der seit zehn Jahren Schließer ist, der folglich die Conciergerie wie seine Hosentasche kennt und dennoch nichts von dem Dasein des unterirdischen Ganges weiß, von welchem der Bürger Giraud spricht; da jedoch der Bürger Giraud Baumeister der Stadt ist, so muß er das besser wissen, als wir, denn es gehört zu seinem Amte."

Theodor schauerte vom Scheitel bis zu den Zehen, als er diese Worte hörte.

„Zum Glück," murmelte er, „ist der Saal groß, und ehe sie finden, was sie suchen, werden sie wenigstens zwei Tage suchen müssen."

Doch der Baumeister öffnete seine große Papier-Rolle, setzte seine Brille auf und kniete vor einem Plan nieder, den er aufmerksam bei der zitternden Helle der Laterne, welche Gracchus in der Hand hielt, betrachtete.

„Ich befürchtete, der Bürger Giraud hat nur geträumt," sagte Santerre spottend.

„Du wirst sehen, Bürger General," versetzte der Baumeister, „Du wirst sehen, ob ich ein Träumer bin; warte, warte."

„Du siehst wohl, wir warten," rief Santerre.

„Gut," sprach der Baumeister und fuhr dann rechnend fort:

„Zwölf und vier macht sechzehn und acht macht vier und zwanzig, das gibt mit sechs dividirt vier, wonach uns eine halbe bleibt; so ist es, ich habe meine Stelle und wenn ich mich um einen Fuß täusche, so sagt, ich sei ein Ignorant."

Der Baumeister sprach diese Worte mit einer Sicherheit, welche den Bürger Theodor vor Schrecken in Eis verwandelte.

Santerre schaute den Plan mit einer gewissen Ehrfurcht an; man sah, daß er um so mehr bewunderte, je weniger er etwas davon begriff.

„Folgt wohl dem was ich Euch sagen werde."

„Wo dies?" fragte Santerre.

„Auf dieser Karte, die ich gezeichnet habe! Seid Ihr dabei? Dreizehn Fuß von der Mauer ist eine bewegliche Platte, die ich mit A bezeichnete. Seht Ihr sie?"

„Gewiß sehe ich ein A," erwiederte Santerre, „glaubst Du, ich könne nicht lesen?"

„Unter dieser Platte ist eine Treppe," fuhr der Baumeister fort; „seht, ich habe sie mit B bezeichnet."

„B," wiederholte Santerre, „ich sehe das B, aber ich sehe die Treppe nicht.

Und der General lachte geräuschvoll über diesen Scherz.

„Ist einmal die Platte aufgehoben, habt Ihr einmal den Fuß auf der letzten Stufe," fuhr der Baumeister fort, „so zählt fünfzig Schritte von drei Fuß, und schaut in die Luft, Ihr werdet Euch gerade vor der Kanzlei befinden, in welche dieser unterirdische Gang, unter dem Kerker der Königin hinlaufend, ausmündet."

„Der Wittwe Capet, willst Du sagen, Bürger Giraud," entgegnete Santerre, die Stirne faltend.

„Ah! ja, der Wittwe Capet."

„Du sagtest: der Königin."

„Alte Gewohnheit."

„Und Du behauptest, man werde sich unter der Kanzlei befinden?" fragte Richard.

„Nicht nur unter der Kanzlei, sondern ich sage sogar, unter welchem Theile der Kanzlei man sich befinden wird: unter dem Ofen."

„Das ist seltsam," sprach Gracchus; „in der That, so oft ich ein Scheit Holz an diesem Orte fallen lasse, wiederhallt der Stein."

„Wahrhaftig, wenn wir finden, was Du da sagst, Bürger Baumeister, so werde ich zugestehen, daß die Geometrie eine schöne Sache ist."

„Nun, so gestehe, Bürger Santerre, denn ich führe Dich an den durch den Buchstaben A bezeichneten Ort."

Der Bürger Theodor drückte sich die Nägel in das Fleisch.

„Wenn ich gesehen haben werde," versetzte Santerre; ich bin wie der heilige Thomas."

„Ah! Du sagst der heilige Thomas.“

„Meiner Treue, ja, wie Du gesagt hast die Königin, aus Gewohnheit; doch man wird mich nicht beschuldigen, ich conspirire für den heiligen Thomas.“

„Mich auch nicht, ich thue dies für die Königin.“

Nach dieser Antwort nahm der Baumeister den Meßstab, zählte die Klafter und schlug, nachdem er alle Entfernungen wohl berechnet zu haben schien, auf eine Platte.

Diese Platte war gerade dieselbe, auf welche der Bürger Theodor in seinem wüthenden Zorne geschlagen hatte.

„Es ist hier, Bürger General,“ sagte der Baumeister.

„Du glaubst, Bürger Giraud?“

Der Patriot in der Hütte vergaß sich so weit, daß er heftig mit seiner geschlossenen Faust auf seinen Schenkel schlug und ein dumpfes Gemurre ausstieß.

„Ich bin meiner Sache sicher,“ erwiederte Giraud, „und Eure Besichtigung wird in Verbindung mit meinem Berichte dem Convent beweisen, daß ich mich nicht täuschte. Ja, Bürger General,“ fuhr der Baumeister mit Nachdruck fort, „diese Platte öffnet sich über einem unterirdischen Gange, der unter dem Kerker der Wittwe Capet hinläuft und in die Kanzlei ausmündet. Heben wir diese Platte auf, steigt mit mir in den Gang hinab, und ich werde Euch beweisen, daß zwei Männer, daß ein Mann sogar die Wittwe Capet in einer Nacht, ohne daß es Jemand vermuthete, entführen konnte.“

Ein Gemurmel des Schreckens und der Bewunderung, den Anwesenden durch die Worte des Baumeisters entrissen, durchlief die ganze Gruppe und erstarb am Ohr des Bürger Theodor, der in eine Bildsäule verwandelt zu sein schien.

„Einer solchen Gefahr waren wir preisgegeben,“ sprach Giraud. „Nun wohl, mit einem Gitter, das ich in dem unterirdischen Gange anbringe, und das diesen in der Mitte durchschneidet, ehe er zu dem Kerker der Wittwe Capet gelangt, rette ich das Vaterland.“

„Oh! Bürger Giraud,“ rief Santerre, „Du hast da einen erhabenen Gedanken.“

„Die Hölle verwirre Dich, dreifacher Dummkopf!“ brummte der Patriot mit verdoppelter Wuth.

„Hebe nun die Platte auf,“ sagte der Baumeister zudem Bürger Gracchus, der außer seiner Laterne auch eine Hebestange trug.

Der Bürger Gracchus schritt zum Werke, und in einem Augenblick war die Platte aufgehoben.

Da erschien das unterirdische Gewölbe gähnend mit der Treppe, die sich in den Tiefen verlor, und ein ganzer Strom schimmeliger Luft drang dick wie ein Dampf hervor.

„Abermals ein gescheiterter Versuch,“ murmelte der Bürger Theodor. „Oh! der Himmel will also nicht, daß sie entkomme, und ihre Sache ist also eine verfluchte Sache!“ (Fortsetzung folgt.)

Mädchenherz, Mädchenstub' und Mädchenschrein, Müssen aufgeräumt all' drei sein!

(Von M. G. Saphir.)

Erlauben Sie mir, meine lieben Mädchen, daß ich dieses Sprichwort ein Bischen auslege. Ihr Herz, Ihre Stube und Ihr Schrein, sollen stets aufgeräumt sein!

Ach Gott, wie erfährt man das aber? Wer sieht den Mädchen ins Herz hinein? Kaum einmal durchs Schlüsselloch: durch die Rede! Und nun gar in den Schrein! Da guckt ein Mann gar nie hinein! Aber, beim Himmel, es ist wahr! Laßt mich einmal einem Mädchen in ihren Schrein, in ihren Schrank, in ihren Schreibtisch hineinschauen, und ich will euch auf ein Haar sagen, wie es in seinem Herzen aussieht!

Aufgeräumt! das ist ein schönes Wort! Gut aufgeräumt! was heißt aufgeräumt? Wenn Alles im Zimmer am rechten Orte steht, wenn nichts herum steht, nichts schief hängt, nichts im Wege liegt, nichts überladen ist, nichts zuleer ist, dann ist die Stube aufgeräumt! Eben so ist es im Herzen; wenn in dem Herzen Alles am rechten Orte steht, nichts schief und nichts verschoben ist, wenn weder ein Mangel noch ein Ueberfluß an dem nöthigen Herzensgeräth da ist, dann ist das Herz aufgeräumt!

Wenn in dem Schrein die Tagskleider nicht unter den Nachtkleidern, die Gallasachen nicht zwischen den Alltagsdingen liegen; wenn der Feiertagsstaat nicht unter den Schlafröcken herumfährt; wenn alle Bänder, Ketten, Schleier ihren bestimmten Platz haben, und nicht verwirrt durcheinander geworfen sind; wenn man auch im Finstern Alles finden kann, weil man weiß, was in jedem Winkelchen wohlgeordnet liegt; wenn man alle Abend hübsch wieder nachsieht, ob Alles in Ordnung ist, damit man Morgens beim Erwachen wieder Alles in Ordnung finde, dann ist der Schrein aufgeräumt!

Wenn in dem Mädchen-Herzen die fleißigen Tagesgedanken nicht schon unter den Abenderholungsgedanken herumfahren; wenn die edlen, feierlichen Gefühle der Weiblichkeit nicht unter die Alltags-Empfindungen des frivolen Augenblicks gemischt sind; wenn jedes Band seinen gehörigen Ort ausfüllt, das Band der Häuslichkeit, der Liebe, der Freundschaft, der Zärtlichkeit, und keine Verwirrung unter ihnen selbst ist; wenn alle güldnen Ketten des Familienlebens, der züchtigen Jungfräulichkeit, der stillen Bescheidenheit in freundlicher Ordnung, blank und lachend liegen; wenn in jedem Herzenswinkel das liegt, was da liegen soll, von allen den spielenden Pflichten und tausenderlei sinnigen, kostbaren Zierden der Jungfräulichkeit; wenn so ein Mädchenherz in den dunkeln Fällen des Lebens, aus Instinkt, aus natürlicher Sittsamkeit und Tugend alles zu finden weiß, was einem Mädchen-Herzen noth thut, dann ist das Mädchenherz aufgeräumt!

Ein Mädchen, wenn es Morgens die Augen aufmacht; ein Stube, wenn sie Morgens die Fenster anfmacht; ein Schrein, wenn Morgens seine Thüre aufgemacht wird, müssen sogleich auf- und zusammen-geräumt sein und werden, sonst sind Mädchen, Stube und Schrein nicht sonderlich liebenswürdig!

Ein Mädchen muß sein wie eine Rose, die gleich beim ersten Erwachen ihr einfaches Kleid für den ganzen lieben Tag anzieht, und nicht wie ein Sumpf-Salamander, der sich bis Mittag in der alten Haut schlammig wälzt, und sich erst gegen Mittag häutet. Ein Mädchen soll sein wie eine Frühlerche, sie muß gleich Morgens singend und heiter sich zum Himmel erheben, im Morgengebet, und dann immer trillernd und heiter sich niedersenken in die grünen Aehren der vollen Tagessaat.

Ein Mädchen soll sein wie das muntere Vöglein, beim Erwachen soll sie mit den lustigen, unschuldigen Auglein erst heiter in die Höhe schauen, im Wasser sich waschen, und das Haupt schlichten wie das kluge Vöglein, und dann munter in seinem Häuschen von einer Pflichtsprosse auf die andere hüpfen, und stets freundlich und munter schauen!

Glauben Sie mir, meine holden Mädchen, je öfter ein Mädchen sich anzieht, desto seltener zieht sie Andere an. Ein einziger niedergetretener Schuh, mit dem ein junges Weibchen den halben Tag herumgeht, hat bei dem jungen Mann die ganze Liebe niedergetreten! Die nachlässige Broschüre, in welcher die Mädchen oft einen halben Tag lang erscheinen, verlöscht den Eindruck ganz, den ihr Prachteinband des Nachmittags und des Abends machen kann.

Der feurigste Liebhaber, wenn er ungefähr Vormittag in die Stube seiner Geliebten tritt, und der Staub liegt auf dem Kasten, und das Nachtkleid hängt über dem Armsessel, und die Kämme liegen auf dem Lesetisch, und die Handschuh von gestern Abend liegen halb umgekehrt am Boden, und vom Schranke stehen die Fächer halb offen, als ob sie im Schlafe gähnten, und von gar nichts ist der Staub abgekehrt, als vom — Spiegel, wahrhaftig, er denkt sich: So wie in ihrer Stube mag es in ihrem Herzen aussehen; vielleicht liegt da auch der Staub auf allen

Gefühlen, nur auf dem Spiegel der Selbstbeschauung nicht; vielleicht ist auch da nichts recht verschlossen, und nichts zeitig genug bewahrt, verwahrt und gut aufgehoben, denn, wahrlich, Mädchenherz, Mädchenstube und Mädchenschrein stehen im magnetischen Rapport miteinander!

Ein Mädchen soll aber Niemanden in ihr Herz, in ihre Stube und in ihren Schrein zu zeitlich schauen lassen, noch weniger soll sie Jemanden in ihr Herz und ihre Stube eintreten lassen, bevor sie beide gut aufgeräumt hat, und sie weiß, daß sie den Gast mit Anstand empfangen kann; am allerwenigsten aber soll ein Mädchen in ihrem Herzen und in ihrer Stube zu Jemanden sagen: „Nehmen Sie Platz!“ ohne zu wissen, welchen Platz er in der moralischen Welt einnimmt, ob er würdig sein dürfte, Platz-Kommandant zu werden. In einem Mädchen-Herzen und in seiner Mädchen-Stube soll aber auch nur Platz sein für Zwei, und es soll Niemand hineintreten, als der, welcher den Schlüssel zu Beiden empfing, aus der Hand der geheiligten Liebe!

Ein Mädchenherz und eine Mädchenstube sollen nicht auf die Straßenseite gehen; denn das Herz und die Stube haben Fenster, und Fenster, die auf die Straße gehen, sind die Augengläser des Bösen! Ein Mädchenherz und eine Mädchenstube müssen den ganzen lieben Tag Vorhänge an den Fenstern haben, die nur dann und wann zurückgezogen werden, um den reinen Strahl der Sonne herein zu lassen, aber nicht um die Mücken anzulocken, die auf den Sonnenstäubchen tanzen!

Ein Mädchenherz und ein Mädchen-Schrein müssen stets gleich verschlossen sein, stets gleich in allen nöthigen Fächern wohlversehen, stets gleich rein und blank! Ja, ja, es ist wahr:

„Mädchenherz, Mädchenstub' und Mädchenschrein,
Müssen aufgeräumt all' drei sein!“

Eine Novelle aus dem New-Yorker Leben.

Erstes Kapitel.

Fanny wohnt in der Nähe von Churchstreet. Sie ist nicht schön, aber schwärmerisch. Sie ißt gern Plumpudding, kauft sich jeden Sonntag den „Dispatsch“ und fristet ihr Leben mit Nähen und andern weiblichen Arbeiten.

Ueber ihr wohnte Charles der Maschinist, unter ihr William, der Schiffskapitän, neben ihr Henry, der Clerk, hinter ihr Robert, der Maler, ihr gegenüber Alfred, der Musiker.

Aber sie war noch unschuldig.

Zweites Kapitel.

In Fanny's bescheidenem Zimmer herrschte eine drückende Hitze. Fanny konnte nicht länger bleiben — sie mußte an die Luft. Sie machte Toilette und schritt auf die Straße. Sie war noch nicht zehn Schritte gegangen, da bemerkte sie, daß ihr in einiger Entfernung ein hübscher Mann folge. Der Raum zwischen ihr und ihm ward immer kürzer. Fanny's Herz pochte hörbar. Jetzt war er an ihrer Seite. Noch schwieg er, doch sein Auge sprach. Fanny aber konnte die heißen Gefühle, die ihr das Herz zersprengen drohten, nicht länger zurückhalten, sondern rief mit Leidenschaft aus:

„Es ist heute Abend sehr schönes Wetter, mein Herr!“

„So is es,“ antwortete der Unbekannte, aber Du hast Dich verrathen, Unglückselige! Folge mir in die Tombs!“

Und bei diesen Worten ging an der Brust des Mannes ein „Stern“ und der erschütterten Jungfrau ein Seifensieder auf.

„Was?“ rief sie blaß, wie Müller's Luise im 5. Akt, aus, „Sie glauben wohl, ich bin auch so Eine?!“

„Der Glaube hört auf, wo das Wissen anfängt,“ antwortete der Polizist, der

früher deutsche Philosophie getrieben hatte, kalt und schleppte seine schöne Gefangene mitleidlos den Tombs zu.

Drittes Kapitel.

Die Zelle, in welche man Fanny gebracht hatte, war spärlich erleuchtet. Es war Mitternacht. Jetzt nahm die Gefangene einen Strick, den sie aus einem ihrer Unterröcke gedreht, und schritt einem Posten zu. In ihren Gesichtszügen lag entsetzlicher Ausdruck, der darüber nicht in Zweifel ließ, was sie zu thun entschlossen war. Ja, sie wollte ihre Schande nicht überleben. Was konnte sie auch nach einer solch schmachvollen Affaire vom Leben hoffen? Wird man nicht ein Frauenzimmer, das schon einmal gesessen hat, erst recht sitzen lassen? Dieser Gedanke trieb sie zum Selbstmord. Schon legte sie die Schlinge um den schönen, blendend weißen Schwanenhals, schon war sie im Begriffe, den Stuhl, worauf sie stand, umzustoßen — da öffnete sich die Thüre ihrer Zelle und — hereintritt ein Polizist und bringt ihr die Nachricht, daß die Supreme-Court desavouirt und die Freilassung aller verhafteten Schönen und Unschönen angeordnet habe.

Viertes Kapitel.

Fanny war frei. Ihr war freilich geholfen. Aber wie? Was sollen wir mit dieser angefangenen Novelle beginnen? Wir wissen es nicht. So viel steht fest: es ist sehr ärgerlich. Wenn man wirklich einmal einen Stoff hat, aus dem sich was machen ließe, gleich kömmt ein, höherer Gerichtshof, und zerstört ihn.

Kinderſetzen. Seit zwei Wochen unterhält sich die Stadt Smyrna von einem Ereigniß, das in einem französischen tragikomischen Romane würdig als eine Haupt-Episode figuriren könnte. Ein deutscher Musicus, der in der genannten Stadt seit Jahren und mühselig genug mit seiner Kunst nach Brod geht, wurde von seiner Ehehälfte mit Zwillingen überrascht. Traurig betrachtet der arme Mann diesen unmäßigen Zuwachs seiner Familie, die bereits aus mehreren kleinen Musicus männlichen und weiblichen Geschlechtes bestand. Die Angst nun, zwei Wesen mehr ernähren zu müssen, überfällt ihn mit ungeheurer Gewalt, und er kommt zu dem Entschluß, die Neugeborenen dem französischen Kloster zu bescheeren. Die Mutter beschwört ihn, es nicht zu thun, auf Gottes Hülfe zu bauen und ihr die armen Würmlein zu lassen. Aber er beweist ihr, um wie viel besser es die Kinder in dem reichen Kloster haben werden, beharret auf seinem Entschluß und macht sich mit seinen jungen Sprößlingen noch in derselben Nacht auf. Er bindet das Paket an die Thür des Klosters und hebt den Klopfer, um ein Zeichen zu geben und sich dann so schnell als möglich zu entfernen. Kaum aber hat er den Klopfer leise mit der Hand berührt, als auch schon die Thür sich öffnet und der Pförtner herausstürzt. „Schelm!“ ruft dieser, bist du wieder da? Du scheinst das Kinderaussetzen handwerksmäßig zu betreiben.“ Er faßt den armen Musicus beim Kragen, hält ihn fest und ruft etwas ins Haus. Sofort bringt man ihm ein Kind heraus, das er dem Musicus in die Arme legt. „Da nimm auch das wieder, das du vor einer halben Stunde gebracht hast!“

Mit diesen Worten schließt sich die Thür, und da steht der Musicus mit drei Säuglingen in den Armen. Er glaubt, schwer zu träumen, und wie träumend kommt er mit den drei Säuglingen in seine Wohnung zurück. Die Mutter vergißt über das Glück, ihre Kinder wieder zu haben, das neue Mißgeschick und nimmt selbst den ungebetenen Freund mit Freuden auf. Sie legt den Kleinen zu sich ins Bett, und beginnt, nach Weiberart, seine Wäsche zu untersuchen, die ihr beim ersten Blick als besonders fein aufgefallen ist. Sie wickelt nun den kleinen Jungen auf, und findet zu ihrer nicht geringen und höchst freudigen Ueberraschung, in seinen Windeln eine Fünfzig Pfund-Note, ferner eine an den ersten Banquier Smyrna's gerichtete Anweisung auf eine sehr anständige monatliche Pension, die hinreicht, die ganze Musikanten-Familie zu ernähren, und einen Brief, in welchem gebeten wird, den Jungen gut und so lange zu pflegen, bis er eines Tages reclamirt wird. (Die Geschichte ist von Anfang bis zu Ende wahr.)

Die erste Beichte. Ein junger Geistlicher war zu Ehren seines angetretenen Amtes in ein befreundetes Haus zu Tische geladen. Bei seinem Eintritt in die Gesellschaft fragte man ihn scherzweise, was man ihm zuerst gebeichtet; er wollte lange nichts sagen, doch die Tochter bat mit einschmeichelndem Wesen, „er brauche ja den Namen nicht zu nennen, sondern nur das Vergehen."

„Gut," sagte er endlich, „ich will es Ihnen sagen, aber ich darf auf Ihre Diskretion rechnen. Es war eine Frau, welche sich anklagte, ihrem Gemahl öfter untreu gewesen zu sein.

Kaum hatte er dieses gesagt, als eine sehr schöne Dame in's Zimmer trat, welche auch zur Freundschaft des Hauses gehörte, sie näherte sich dem Geistlichen und schloß ihren Glückwunsch mit den Worten: „Ich fühle mich um so mehr dazu angeregt, da ich heute bei Ihrer Einweihung Ihr erstes Beichtkind war."

Splitter und Balken.

(Von M. G. Saphir.)

Viel Richter giebt es auf der Welt,
Man nennt sie Splitterrichter —
Wenn Jemand was in's Auge fällt,
So schneiden sie Gesichter; —
Und schneiden gleich den Splitter aus
Und tragen ihn von Haus zu Haus,
Und frägt man so 'ne Fledermaus,
Was sind Balken und was Splitter? —
Dann sind sie verdonnert wie beim Gewitter.

Ein Eh'paar schmollt ein Bischen grad,
Da kommt dazu ein Dritter,
Der klatscht es aus, von früh bis spat —
Und 's war doch nur ein Splitter! —
Kömmt er zu Haus zu seinem Weib,
Fährt sie ihm hölisch auf den Leib,
Daß er nicht hinter'm Ofen bleib! —
Und sagen Sie auch zehn Mal: nein! —
Ich sag', da muß ein Balken sein.

Die Nachbarn! — sagt zum Mann das Weibchen,
Die leben gar nicht bitter! —
Die Woche eß'n's drei vier Täubchen,
Das ist doch nur — ein Splitter —
Ihr Mann — ein Wächter an der Eisenbahn,
Sieht aber nicht des Weibes Bahn,
Und sie frißt täglich nur Fasan,
Und — sagen sie auch zehnmal — nein! —
Da drunter muß ein Balken sein.

Kind! sagt das Weib zu ihrem Mann,
Die drüben hat 'nen Ritter,
Denn er spielt tüchtig den Galan —
Das ist doch nur ein Splitter. —
Doch kommt er früh nach Haus, o weh,
Da sitzen Zwei auf'm Canapee
Und sprechen verlegen von Wind und Schnee —
Und sagen Sie mir zehnmal: nein!
Im Canapee muß ein Balken sein. —

Ich hab' kein Geld — so sagt der Mann,
Für lauter Band und Flitter,
Und fährt die Frau recht heftig an —
— Das ist doch nur ein Splitter;
Allein der hübschen Gouvernant
Der schenkt er gleich ein Seideng'wand,
Den Kindern zu Liebe, sagt er dann —
Und sagen Sie mir zehnmal — nein!
Dabei muß doch ein Balken sein! —

Durch Unglück macht ein Mann Bankerott,
Da kommt denn gleich's Gewitter;
Er trank Champagner! lebte flott! —
Und 's war doch nur ein Splitter. —
Doch sein Kassier, jetzt Millionär,
Ja, dem erzeigt man alle Ehr,
Und „Hochgeehrter!" hin und her —
Und sagen Sie mir zehnmal: nein! —
Solch' Balken findt man allgemein —

Das Menschenleben anzuschau'n,
Aus Schmerz und Lust ein Zwitter,
Der Maibaum und der Distelzaun,
Sie haben Blüthen und Splitter,
Doch endlich kommt der Tod herauf
Zieht alle Splitter aus in Hauf'
Und legt ein Bischen Erde drauf',
Und in dem kleinen, kleinen Schrein
Wird dies der letzte Balken sein.

Der

Chevalier von Maison-Rouge.

(Fortsetzung.)

XXXVII.

Der Bürger Gracchus.

Einen Augenblick blieb die Gruppe der drei Männer unbeweglich an der Mündung des unterirdischen Ganges, während der Schließer in die Oeffnung seine Laterne streckte, welche die Tiefe nicht zu erleuchten vermochte.

Der triumphirende Baumeister beherrschte seine drei Gefährten mit der ganzen Höhe seines Genies.

„Nun?“ sagte er nach einigen Secunden.

„Meiner Treue, ja,“ antwortete Santerre, „hier ist der unterirdische Gang, daran läßt sich nicht zweifeln. Man muß nur noch wissen, wohin er führt.“

„Ja,“ wiederholte Richard, „man muß wissen, wohin er führt.“

„Nun wohl, steige hinab, Bürger, Richard, und Du wirst selbst sehen, ob ich die Wahrheit gesprochen habe.“

„Es läßt sich etwas Besseres thun, als hier hinabzusteigen,“ entgegnete der Concierge. „Wir kehren mit Dir und dem General in die Conciergerie zurück. Dort hebst Du die Platte vom Ofen auf und wir werden sehen.“

„Sehr gut, wir wollen gehen,“ sagte Santerre.

„Doch nimm Dich in Acht,“ versetzte der Baumeister, „die offen gebliebene Platte kann irgend Jemand Gedanken geben.“

„Wer Teufels soll zu dieser Stunde hierher kommen?“ versetzte Santerre.

„Uebrigens ist der Saal öde, und wenn wir Gracchus hier lassen, so wird das genügen,“ sprach Richard. „Bleibe hier, Bürger Gracchus, und wir holen Dich von der andern Seite des unterirdischen Ganges wieder ab.“

„Gut,“ sagte Gracchus.

„Bist Du bewaffnet?“ fragte Santerre.

„Ich habe meinen Säbel und diese eiserne Stange, Bürger General.“

„Vortrefflich! halte gut Wache. In zehn Minuten sind wir bei Dir.“

Und alle Drei begaben sich, nachdem sie das Gitter geschlossen, durch die Gallerie des Merciers nach dem besondern Eingange der Conciergerie.

Der Schließer sah sie weggehen; er folgte ihnen mit den Augen, so lange er sie sehen konnte, er horchte, so lange er sie hören konnte; als aber Alles wieder still und einsam geworden zu sein schien, stellte er seine Laterne auf den Boden, setzte sich nieder, ließ seine Beine in die Tiefe des unterirdischen Ganges hängen und fing an zu träumen.

Die Schließer träumen auch zuweilen; nur gibt man sich in der Regel nicht die Mühe, zu untersuchen, was sie träumen.

Plötzlich und als er gerade in die tiefste Tiefe seiner Träumerei versunken war, fühlte er, wie eine Hand sich auf seine Schulter legte.

Er wandte sich um, sah eine unbekannte Gestalt und wollte schreien, doch in demselben Augenblick wurde ihm eine eiskalte Pistole vor die Stirne gesetzt.

Seine Stimme blieb in seiner Kehle stecken, seine Arme fielen träge an seinem Leibe herab, seine Augen nahmen den flehendsten Ausdruck an, den sie finden konnten.

„Kein Wort, oder Du bist todt,“ sprach die Erscheinung.

„Was wollen Sie, mein Herr?“ stammelte der Schließer.

Selbst im Jahre 93 gab es, wie man sieht, Augenblicke, wo man sich nicht duzte, und wo man sich Bürger zu nennen aufhörte.

„Ich will, daß Du mich hier hineinlässest," antwortete der Bürger Theodor.

„Warum dies?"

„Was geht es Dich an."

Der Schließer schaute denjenigen, welcher diese Frage an ihn richtete, mit dem tiefsten Erstaunen an.

Der Bürger Theodor glaubte aber in der Tiefe dieses Blickes einen Blitz des Verstandes zu erkennen. Er senkte sein Gewehr und sprach:

„Würdest Du Dich weigern, Dein Glück zu machen?"

„Ich weiß es nicht, es hat mir noch Niemand Vorschläge in dieser Hinsicht gemacht."

„Nun wohl, ich werde anfangen."

„Sie bieten mir an, mein Glück zu machen?"

„Ja."

„Was verstehen Sie unter einem Glück?"

„Fünfzig tausend Livres in Gold zum Beispiel: das Gold ist selten, und fünfzig tausend Livres in Gold sind heut zu Tage eine Million werth."

„Wenn ich Sie da hineinlasse?"

„Ja; doch unter der Bedingung, daß Du mit mir kommst und mir bei dem, was ich thun will, hilfst."

„Aber was werden Sie denn thun? In fünf Minuten ist dieser unterirdische Gang voll von Soldaten, welche Sie verhaften."

Der Bürger Theodor war betroffen von dem Gewichte dieser Worte.

„Kannst Du verhindern, daß die Soldaten hinabsteigen?"

„Ich habe kein Mittel, ich kenne keines und suche vergebens."

Man sah wirklich, daß der Schließer den ganzen Scharfsinn seines Geistes zusammenraffte, um das Mittel zu finden, das ihm fünfzig tausend Franken eintragen sollte.

„Doch morgen können wir hinein?" fragte der Bürger Theodor.

„Ja, ohne Zweifel; aber zwischen heute und morgen soll in diesem unterirdischen Gang ein Gitter angebracht werden, das seine ganze Breite einnehmen wird, und es ist beschlossen, daß dieses Gitter zu größerer Sicherheit voll, solid, und ohne Thüre sein soll."

„Dann muß man etwas Anderes finden," sagte der Bürger Theodor.

„Ja, man muß etwas Anderes finden," versetzte der Schließer, „suchen wir."

Aus der collectiven Art, in der sich der Bürger Gracchus ausdrückte, ersieht man, daß bereits ein Bündniß zwischen ihm und dem Bürger Theodor stattfand.

„Das ist meine Sache," sagte Theodor. „Was machst Du in der Conciergerie?"

„Ich bin Schließer."

„Das heißt?"

„Ich öffne die Thüren und schließe sie."

„Du schläfst darin?"

„Ja, mein Herr."

„Du issest darin?"

„Nicht immer. Ich habe meine Erholungsstunden."

„Und dann?"

„Ich benütze sie."

„Wozu?"

„Um der Herrin der Schenke zum Brunnen Noä den Hof zu machen; sie hat mir versprochen, mich zu heirathen, wenn ich zwölf hundert Franken besitzen würde."

„Wo liegt die Schenke zum Brunnen Noä?"

„Bei der Rue de la Vielle-Draperie."

„Sehr gut."

„Stille, Herr."

Der Patriot horchte.

„Ah! ah!“ sagte er.

„Hören Sie?“

„Ja . . . Stimmen, Tritte.“

„Sie kommen zurück. Sie sehen wohl, daß wir nicht Zeit gehabt hätten.“

Dieses wir wurde immer bündiger.

„Das ist wahr. Du bist ein braver Junge, und Du kommst mir vor, als wärest Du vorherbestimmt . . .“

„Wozu?“

„Eines Tages reich zu werden.“

„Gott höre Sie!“

„Du glaubst noch an Gott?“

„Zuweilen, stellenweise. Heute zum Beispiel . . .“

„Nun?“

„Heute würde ich gern an ihn glauben.“

„So glaube an ihn,“ sprach der Bürger Theodor und drückte dem Schließer zehn Louis d'or in die Hand.

„Teufel!“ sagte dieser, indem er das Gold bei dem Scheine seiner Laterne anschaute, „das ist also Ernst?“

„Es kann nichts ernster sein.“

„Was muß ich thun?“

„Finde Dich morgen im Brunnen Noä ein, ich werde Dir dann sagen, was ich von Dir will. Wie heißest Du?“

„Gracchus.“

„Nun wohl, Bürger Gracchus, laß Dich zwischen jetzt und morgen von dem Concierge Richard wegjagen.“

„Wegjagen! und mein Platz?“

„Gedenkst Du, mit fünfzig tausend Franken Eigenthum Schließer zu bleiben?“

„Nein, doch so lange ich Schließer und arm bin, habe ich die Sicherheit, nicht guillotinirt zu werden.“

„Sicherheit?“

„Oder wenigstens ungefähr. Während ich frei und reich . . .“

„Du verbirgst Dein Geld und machst einer Strickerin den Hof, statt der Wirthin zum Brunnen Noä.“

„Nun wohl, es ist abgemacht.“

„Morgen in der Schenke.“

„Um welche Stunde?“

„Um sechs Uhr Abends.“

„Fliegen Sie rasch davon, sie kommen . . . ich sage: fliegen Sie davon, weil ich annehme, daß Sie durch die Gewölbe hinabsteigen.“

„Morgen!“ wiederholte Theodor und entfloh.

Es war in der That Zeit, das Geräusch der Tritte und Stimmen näherte sich. Man sah schon in dem dunklen Gange den Schein der Lichter.

Theodor erreichte die Thüre, die ihm der Schreiber, dessen Hütte er genommen, bezeichnet hatte; er sprengte das Schloß mit seinem Hebeeisen, eilte auf das angegebene Fenster zu, öffnete es, ließ sich auf die Straße hinabgleiten, und befand sich wieder auf dem Pflaster der Republik.

Doch ehe er die Salle des Pas-Perdus verlassen hatte, konnte er noch den Bürger Gracchus Richard fragen und diesen antworten hören:

„Der Bürger Baumeister hatte vollkommen Recht; der unterirdische Gang läuft unter dem Zimmer der Wittwe Capet hin. Das war gefährlich.“

„Ich glaube es wohl,“ sagte Gracchus, der das Bewußtsein hatte, daß er eine große Wahrheit sprach.

Santerre erschien wieder an der Mündung der Treppe.

„Und Deine Arbeiter, Bürger Baumeister?“ fragte er Giraud.

„Sie sind vor Tag hier und man wird dann auf der Stelle das Gitter anbringen,“ antwortete eine Stimme, welche aus der Tiefe der Erde hervorzukommen schien.“

„Und Du wirst das Vaterland gerettet haben!“ sagte Santerre halb spöttisch, halb ernsthaft.

„Du glaubst nicht, wie sehr Du Recht hast, Bürger General,“ murmelte Gracchus.

XXXVIII.

Das königliche Kind.

Der Proceß der Königin hatte indessen begonnen, wie man im vorhergehenden Kapitel sehen konnte.

Bereits ließ man durchschauen, durch das Opfer dieses erhabenen Hauptes würde der seit langer Zeit murrende Volkshaß endlich gestillt werden.

Es fehlte nicht an Mitteln, um diesen Kopf fallen zu machen, und dennoch hatte Fouquier-Tinville, der öffentliche Ankläger, beschlossen, die neuen Anklagemittel, welche Simon zu seiner Verfügung zu stellen versprochen, nicht zu vernachlässigen.

Am Tage, nachdem Simon und er sich in der Salle des Pas-Perdus begegnet hatten, machte das Geräusch der Waffen im Temple die Gefangenen, welche denselben noch bewohnten, abermals beben.

Diese Gefangenen waren Madame Elisabeth, Madame Royale und das Kind das, nachdem man es in der Wiege Majestät genannt hatte, nur noch der kleine Louis Capet hieß.

Der General kam mit seinem dreifarbigen Federbusch, seinem dicken Rosse und seinem großen Säbel, gefolgt von mehreren Nationalgarden, in den Thurm, worin das königliche Kind schmachtete.

An der Seite des Generals ging ein Schreiber von schlimmem Aussehen, der ein Schreibzeug und eine Rolle Papier trug und mit einer übermäßig langen Feder focht.

Hinter dem Schreiber kam der öffentliche Ankläger. Wir haben ihn gesehen, wir kennen ihn und werden ihn später wiederfinden, diesen trockenen, gelben, kalten Mann, dessen blutiges Auge selbst den wilden Santerre in seinem Kriegsharnisch schauern machte.

Einige Nationalgarden und ein Lieutenant folgten ihnen.

Mit einem falschen Gesichte lächelnd und in einer Hand seine Mütze von Bärenfell, und in der andern seinen Knieriemen haltend, schritt ihnen Simon voran, um der Commission den Weg zu zeigen.

Sie kamen an ein ziemlich dunkles, geräumiges, kahles Zimmer, in dessen Hintergrund auf seinem Bett der junge Ludwig in einem Zustande völliger Unbeweglichkeit saß.

Als wir das arme Kind vor dem viehischen Zorne Simons fliehen sahen, war in ihm noch eine Art von Lebensthätigkeit, welche gegen die unwürdige Behandlung des Schusters vom Temple sich sträubte: es floh, es schrie, es weinte; es hatte also Furcht, es litt, es hoffte.

Heute waren Furcht und Hoffnung verschwunden; ohne Zweifel bestand sein Leiden noch, doch wenn es bestand, so verbarg das Märtyrerkind, das man die Fehler seiner Eltern auf eine so grausame Weise bezahlen ließ, sein Leiden in der Tiefe seines Herzens und verschleierte es unter dem Anscheine völliger Unempfindlichkeit.

Das Kind schaute nicht einmal empor, als die Commissäre auf sein Bett zugingen.

Diese nahmen ohne Umstände Sitze und ließen sich nieder: der öffentliche Ankläger oben am Bett, Simon unten, der Schreiber beim Fenster, die Nationalgarden und ihr Lieutenant auf der Seite und ein wenig im Schatten.

Diejenigen unter den Anwesenden, welche den kleinen Gefangenen mit einiger Theilnahme oder mit einiger Neugierde anschauten, bemerkten die Blässe des Kindes, den seltsamen Umfang seines Leibes, was nichts Anderes als Aufgedunsenheit war, und die Biegung seiner Beine, die an den Gelenken aufzuschwellen begannen.

„Dieses Kind ist sehr krank,“ sagte der Lieutenant mit einer Bestimmtheit,

welche Fouquier-Tinville, der bereits saß und zu fragen im Begriff war, sich umzuwenden veranlaßte.

Der kleine Capet schlug die Augen auf, suchte im Halbschatten denjenigen, welcher diese Worte gesprochen, und erkannte denselben jungen Mann, welcher schon einmal im Hofe des Temple Simon ihn zu schlagen verhindert hatte. Eine sanfte, verständige Strahlung kreiste in seinen dunkelblauen Augensternen, doch dies war Alles."

„Ah! ah! Du bist es, Bürger Lorin," sprach Simon, der auf diese Art die Aufmerksamkeit von Fouquier-Tinville auf den Freund von Maurice lenkte.

„Ich selbst, „Bürger Simon," erwiederte Lorin mit seiner unstörbaren Festigkeit.

Und da Lorin, obgleich stets bereit, der Gefahr in's Auge zu schauen, nicht der Mann war, der sie unnöthig suchte, so benützte er diesen Umstand, um Fouquier-Tinville zu grüßen, welcher ihm seinen Gruß höflich erwiederte.

„Du bemerkst, glaube ich, Bürger, das Kind sei krank," sagte der öffentliche Ankläger; „bist Du ein Arzt?"

„Ich habe wenigstens die Arzneiwissenschaft studirt, wenn ich auch kein Doctor bin."

„Nun, was findest Du an ihm?"

„Als Symtom von Krankheit?" fragte Lorin.

„Ja."

„Ich finde die Backen und die Augen aufgedunsen, die Hände bleich und mager, die Knie geschwollen, und wenn ich ihm den Puls fühlen würde, so fände ich sicherlich eine Bewegung von fünf und achtzig bis neunzig Schlägen in der Minute."

Das Kind schien unempfindlich für die Aufzählung seiner Leiden.

„Und welchem Umstande kann die Wissenschaft den Zustand des Gefangenen zuschreiben?" fragte der öffentliche Ankläger.

Lorin kratzte sich an der Nasenspitze und murmelte:

„Phillis will mich sprechen machen,
Doch ich fühle keine Luft dazu."

„Meiner Treue, Bürger," erwiederte er, „ich kenne die Lebensordnung des kleinen Capet nicht genug, um Dir zu antworten, aber . . ."

Simon horchte aufmerksam und lachte in die Faust, als er seinen Feind sich zu compromittiren im Begriff sah.

„Aber ich glaube," fuhr Lorin fort, „er macht sich nicht genug Bewegung."

„Ich glaube es selbst, der kleine Schelm will nicht gehen," sagte Simon.

Das Kind blieb unempfindlich für die Rede des Schusters.

Fouquier-Tinville stand auf, ging auf Lorin zu und sprach ganz leise mit ihm. Niemand hörte die Worte des öffentlichen Anklägers, doch diese Worte hatten offenbar die Form der Frage.

„Oh! oh! glaubst Du das, Bürger? Das ist sehr ernst für eine Mutter."

„In jedem Fall werden wir es erfahren," sprach Fouquier; Simon behauptet, er habe es selbst den Knaben sagen hören, und macht sich anheischig, es ihn zugestehen zu lassen."

„Das wäre abscheulich," versetzte Lorin; doch es ist am Ende möglich; die Oesterreicherin ist nicht frei von Sünden und man hat, mit Recht oder mit Unrecht, das geht mich nichts an, eine Messalina aus ihr gemacht; doch daß man sich nicht hiemit begnügt und auch noch eine Agrippina aus ihr machen will, das kommt mir, ich muß es gestehen, ein wenig stark vor.

„Es ist dies von Simon berichtet worden," sprach Fouquier unempfindlich.

„Ich zweifle nicht daran, daß Simon dies gesagt hat . . . es gibt Menschen, welche vor keiner Anklage zurückschrecken . . . Doch findest Du nicht," fuhr Lorin fort, indem er Fouquier fest anschaute, „findest Du nicht, Du, der Du ein verständiger und rechtschaffener Mann bist, Du, der Du ein starker Mann bist, daß von einem Kinde solche Einzelnheiten über diejenigen fordern, welche zu verehren ihm durch die heiligsten Gesetze der Natur geboten ist, beinahe das ganze Menschengeschlecht in der Person dieses Kindes verletzen heißt?"

Der öffentliche Ankläger veränderte keine Miene; er zog eine Note aus seiner Tasche und zeigte sie Lorin.

„Der Convent befiehlt mir, eine Untersuchung anzustellen," sagte er, „das Uebrige geht mich nichts an, und ich untersuche."

„Das ist richtig," sprach Lorin, „und ich gestehe, wenn dieses Kind bekennen würde . . ."

Hier unterbrach sich der junge Mann und schüttelte den Kopf voll Abscheu.

„Uebrigens verfahren wir nicht allein auf die Denunciation von Simon," fuhr Fouquier fort; „sieh, die Anklage ist öffentlich."

Und er zog ein zweites Papier aus seiner Tasche.

Dies war eine Nummer von einem Blatt, das le Pere Duchesne hieß und bekanntlich von Hebert redigirt wurde.

Die Anklage war wirklich ganz scharf und mit allen Buchstaben hierin gestellt.

„Es ist geschrieben, es ist sogar gedruckt," sagte Lorin; „doch gleichviel, bis ich eine solche Anklage aus dem Munde des Kindes, wohl verstanden, freiwillig, ohne Zwang, ohne Drohungen habe kommen hören . . . nun! . . ."

„Nun?"

„Werde ich trotz Simon und Hebert zweifeln, wie Du selbst zweifelst."

Simon beobachtete ungeduldig den Ausgang dieses Gespräches; der Elende wußte nichts von der Gewalt, den auf den verständigen Menschen der Blick ausübt, welchem er in der Menge begegnet; es ist ein Anziehungsmittel voll Sympathie, oder ein Eindruck voll scharfen Hasses. Zuweilen ist es eine Macht, welche zurückstoßt, zuweilen eine Kraft, welche anzieht, welche den Geist und die Persönlichkeit des einen Menschen bis zu dem andern Menschen von gleicher Kraft oder von überlegener Kraft, den er in der Menge erkennt, überfließen macht.

Doch Fouquier hatte das Gewicht dieses Blickes von Lorin gefühlt und wollte von diesem Beobachter begriffen sein.

„Das Verhör beginnt," sprach der öffentliche Ankläger; „Schreiber, nimm die Feder."

Dieser hatte den Eingang eines Protokolls geschrieben und wartete, wie Simon, wie Santerre, kurz, wie Alle, bis das Gespräch von Fouquier-Tinville und Lorin beendigt wäre.

Das Kind allein schien völlig der Scene fremd, dessen Hauptperson es war, und hatte wieder den abgespannten Blick angenommen, der einen Moment von dem Blitze einer höheren Intelligenz erleuchtet worden war.

„Stille!" sagte Santerre; der Bürger Fouquier-Tinville wird das Kind verhören."

„Capet," sprach der öffentliche Ankläger, „weißt Du, was aus Deiner Mutter geworden ist?"

Der kleine Louis ging von einer Marmorblässe zu einer brennenden Röthe über, doch er antwortete nicht.

„Hast Du nicht gehört, Capet?" fragte der Ankläger.

Dasselbe Stillschweigen.

„Oh! er hört wohl," sagte Simon, „doch er ist wie die Affen, er will nicht antworten, aus Furcht, man könnte ihn für einen Menschen halten und arbeiten lassen."

„Antworte, Capet," sprach Santerre; „die Commission des Convents befragt Dich und Du bist den Gesetzen Gehorsam schuldig."

Das Kind erbleichte, antwortete aber nicht.

Simon machte eine Geberde der Wuth; bei solchen viehischen, albernen Naturen ist die Wuth eine Trunkenheit, begleitet von den häßlichen Symptomen der Weinrausches.

„Willst Du antworten, kleiner Wolf?" rief er, indem er ihm die Faust wies.

„Schweige, Simon," sprach Fouquier-Tinville, „Du hast nicht das Wort."

Diese Rede, welche er sich bei dem Revolutionstribunal angewöhnt hatte, entschlüpfte ihm.

„Hörst Du, Simon?" sagte Lorin, „Du hast nicht das Wort; es ist das zweite

Mal, daß man es Dir in meiner Gegenwart sagt; das erste Mal geschah es, als Du die Tochter der Tison anklagtest, welcher Du den Kopf abschlagen zu lassen das Vergnügen hattest."

Simon schwieg.

„Liebte Dich Deine Mutter, Capet?" fragte Fouquier.

Dasselbe Stillschweigen.

„Man sagt, nein," fuhr der Ankläger fort.

Etwas wie ein bleiches Lächeln zog über die Lippen des Kindes hin.

„Aber wenn ich Euch sage," brüllte Simon, „daß er mir selbst gesagt hat, sie habe ihn nur zu sehr geliebt."

„Schau', Simon, wie ärgerlich es ist, daß der kleine Capet, unter vier Augen so schwatzhaft, vor den Leuten stumm wird," versetzte Lorin.

„Oh! wenn wir allein wären!" rief Simon.

„Ja, wenn Ihr allein wäret, doch Ihr seid leider nicht allein. Oh! wenn Ihr allein wäret, braver Simon, vortrefflicher Patriot, wie würdest Du das arme Kind durchprügeln, nicht so? Doch Du bist nicht allein, und Du wagst es nicht, schändlich zu sein, vor uns ehrlichen Leuten, Die wir wissen, daß die Alten, nach denen wir uns zu formen suchen, Alles respectirten, was schwach war; Du wagst es nicht, denn Du bist nicht allein und bist nicht muthig, mein würdiger Mann, wenn Du Kinder von fünf Fuß sechs Zoll zu bekämpfen hast."

„Oh!... murmelte Simon mit den Zähnen knirschend.

„Capet," fuhr Fouquier fort, hast Du Simon ein Geständniß gemacht?"

Der Blick des Kindes nahm, ohne sich abzuwenden, einen nicht zu beschreibenden Ausdruck von Ironie an.

„Ueber Deine Mutter," sagte der Ankläger.

Ein Blick der Verachtung zuckte in dem Blicke.

„Antworte, ja oder nein!" rief Santerre.

„Antworte ja!" brüllte Simon, seinen Knieriemen über dem Kinde schwingend.

Das Kind bebte, machte aber keine Bewegung, um den Schlag zu vermeiden.

Die Anwesenden stießen einen Schrei des Widerwillens aus.

Lorin that mehr, er stürzte vor und packte Simon, ehe sich sein Arm gesenkt hatte, beim Faustgelenk.

„Willst Du mich loslassen?" schrie Simon, purpurroth vor Wuth.

„Laß hören," sagte Fouquier, „es ist nichts Schlimmes daran, daß eine Mutter ihr Kind liebt; sage uns, auf welche Weise Deine Mutter Dich liebte, Capet. Das kann ihr nützlich sein."

Der junge Gefangene bebte bei dem Gedanken, er könnte seiner Mutter nützlich sein, und antwortete:

„Sie liebte mich wie eine Mutter ihren Sohn liebt, mein Herr; es gibt nicht zwei Weisen für die Mütter, ihre Kinder zu lieben, und eben so wenig für die Kinder, ihre Mutter zu lieben."

„Und ich, kleine Schlange, behaupte, daß Du mir gesagt hast, Deine Mutter .."

„Du wirst Das geträumt haben," unterbrach ihn Lorin ruhig, „Du mußt oft den Alp haben, Simon."

„Lorin! Lorin!" knirschte Simon.

„Nun wohl, ja, Lorin, und was hernach? Es ist nicht möglich, ihn zu schlagen, diesen Lorin, er schlägt die Andern, wenn sie boshaft sind; es ist nicht möglich, ihn zu denunciren, denn das, was er gethan, indem er Deinen Arm zurückgehalten, hat er vor dem General Santerre, und dem Bürger Fouquier-Tinville, die es billigen, gethan, und diese sind keine Laue! Es ist also nicht möglich, ihn ein wenig guillotiniren zu lassen, wie Heloise Tison; das ist ärgerlich, das ist sogar zum Rasendwerden, doch es ist nun einmal so, mein armer Simon!"

„Später! später!" erwiederte der Schuster mit seinem hyänenartigen Grinsen.

„Ja, lieber Freund," sagte Lorin, „doch mit der Hülfe des höchsten Wesens!... ah! Du erwartetest, ich würde sagen mit der Hülfe Gottes...? Mit der Hülfe des höchsten Wesens und meines Säbels hoffe ich Dir zuvor den Bauch auf-

geschlitzt zu haben; doch tritt nun auf die Seite, Simon, Du hinderst mich, zu sehen . . ."

„Schurke!"

„Schweig! Du hinderst, mich zu hören."

Lorin schmetterte Simon gleichsam mit seinem Blicke nieder.

Simon ballte seine Fäuste, auf deren schwarze Flecken er stolz war; doch er mußte sich, wie Lorin gesagt hatte, hierauf beschränken.

„Nun, da er zu sprechen begonnen hat, wird er wohl auch fortfahren," sagte Santerre; „fahre fort, Bürger Fouquier."

„Willst Du nun antworten?" fragte Fouquier.

Das Kind schwieg wieder.

„Du siehst, Bürger, Du siehst!" rief Simon.

„Die Hartnäckigkeit dieses Kindes ist seltsam," sagte Santerre, unwillkührlich bewegt durch diese ganz königliche Festigkeit.

„Es ist schlecht berathen," bemerkte Lorin.

Durch wen?" fragte Santerre.

„Verdammt! durch seinen Patron."

„Du klagst mich an?" rief Simon, „Du denuncirst mich! Ah! das ist sonderbar!"

„Wir wollen das Kind durch sanfte Worte zu gewinnen suchen," sagte Fouquier und wandte sich gegen den Knaben um, den man hätte für gänzlich unempfindlich halten sollen.

„Lassen Sie hören, mein Kind," sprach er, antworten Sie der Nationalcommission; erschweren Sie nicht Ihre Lage dadurch, daß Sie uns nützliche Aufklärungen verweigern; Sie haben dem Bürger Simon von Liebkosungen erzählt, die Ihnen Ihre Mutter machte, Sie haben ihm von der Weise, wie sie Ihnen diese Liebkosungen machte, von ihrer Weise, Sie zu lieben, gesprochen."

Ludwig ließ auf der Versammlung einen Blick umhergehen, der von Haß entbrannte, als er zu Simon gelangte.

„Sie finden sich unglücklich?" fragte der öffentliche Ankläger; „Sie finden Ihre Wohnung schlecht, Sie finden Ihre Kost schlecht, Sie finden sich schlecht behandelt; wollen Sie mehr Freiheit, einen andern Tisch, ein anderes Gefängniß, einen andern Wächter? Wollen Sie ein Pferd, um spazieren zu reiten? Wollen Sie, daß man Ihnen die Gesellschaft von Kindern Ihres Alters bewilligt?"

Ludwig verharrte in seinem tiefen Stillschweigen, von dem er nur abgewichen war, um seine Mutter zu vertheidigen.

Die Commission blieb verblüfft vor Erstaunen; so viel Festigkeit, so viel Verstand waren unglaublich.

„Oh! diese Könige" sagte Santerre mit leiser Stimme, „welch eine Race! es ist wie bei den Tigern, noch ganz klein sind sie voll Bosheit."

„Wie soll ich das Protokoll abfassen?" fragte der Schreiber ganz verlegen.

„Damit kann man nur Simon beauftragen," versetzte Lorin, „es ist nichts zu schreiben, und das wird am Besten in seinen Kram taugen."

„Simon wies seinem unversöhnlichen Feinde die Faust.

Lorin lachte.

„Du wirst nicht so lachen an dem Tag, wo Du in den Sack nießen mußt," rief Simon trunken vor Wuth.

„Ich weiß nicht, ob ich bei der kleinen Ceremonie, mit der Du mich bedrohst, vorangehen oder folgen werde," sprach Lorin; „aber ich weiß, daß Viele an dem Tage, wo die Reihe an Dich kommt, lachen werden. Götter . . . ich habe gesagt Götter in der Mehrzahl . . . Götter! wie häßlich wirst Du an diesem Tage sein, Simon, Du wirst abscheulich aussehen!" rief Lorin und zog sich mit einem treuherzigen Gelächter hinter die Commission zurück.

Die Commission hatte nichts mehr zu thun; sie entfernte sich.

Als das Kind sich von seinen Fragen befreit sah, fing es auf seinem Bett ein schwermüthiges, kleines Lied zu singen, welches das Lieblingslied seines Vaters gewesen war. (Fortsetzung folgt.)

Der
Chevalier von Maison-Rouge.
(Fortsetzung.)

XXXIX.

Der Veilchenstrauß.

Der Friede konnte, wie man vorher wußte, nicht lange in dem glücklichen Gebäude wohnen, das Genevieve und Maurice umschloß.

Bei den Stürmen, die den Wind und den Blitz entfesseln, wird das Nest der Tauben mit dem Baume erschüttert, der es birgt.

Genevieve verfiel von einem Schrecken in den andern; sie fürchtete nicht mehr für Maison-Rouge, sie zitterte für Maurice.

Sie kannte ihren Gattten hinreichend, um zu wissen, daß er, sobald er verschwunden, auch gerettet war; über sein Heil in Sicherheit, zitterte sie für sich selbst.

Sie wagte es nicht, ihre Schmerzen dem unerschrockensten Manne jener Zeit, wo Niemand bange hatte, anzuvertrauen; doch sie traten klar in ihren geröthteten Augen und auf ihren erbleichenden Lippen hervor.

Eines Tages kehrte Maurice stille und ohne daß Genevieve, welche in eine tiefe Träumerei versunken war, ihn kommen hörte, nach Hause zurück. Maurice blieb auf der Schwelle stehen und sah Genevieve unbeweglich, die Augen starr, ihre Arme träge auf dem Schoße liegend, ihren nachdenkenden Kopf auf die Brust gesenkt, auf einem Stuhle sitzen.

Er schaute sie einen Augenblick mit tiefer Traurigkeit an; denn Alles, was in dem Herzen der jungen Frau vorging, wurde ihm geoffenbaret, als ob er ihren letzten Gedanken darin hätte lesen können.

Dann machte er einen Schritt gegen sie und sprach:

„Sie lieben Frankreich nicht mehr, Genevieve, gestehen Sie es mir. Sie fliehen sogar die Luft, die man hier athmet, und nicht ohne Widerstreben nähern Sie sich dem Fenster.“

„Ach!“ versetzte Genevieve, „ich weiß wohl, daß ich Ihnen meine Gedanken nicht verbergen kann, Sie haben richtig errathen, Maurice.“

„Es ist doch ein schönes Land,“ entgegnete der junge Mann; „das Leben ist heute von Bedeutung und angefüllt; diese brausende Thätigkeit der Tribune, der Clubs, der Verschwörungen macht die Stunden am Herde sehr süß. Man liebt so glühend, wenn man nach Hause kehrt mit der Furcht, am andern Tage nicht mehr zu lieben, weil man am andern Tage zu leben aufgehört haben wird.“

Genevieve schüttelte den Kopf und erwiederte:

„Ein undankbares Land gegen diejenigen, welche ihm dienen!“

„Wie so?“

„Ja, Sie, der Sie so viel für seine Freiheit gethan haben, sind Sie nicht heute halb so verdächtig?“

„Aber Sie, theure Genevieve,“ sprach Maurice mit einem liebestrunkenen Blicke, „Sie, die geschworene Feindin dieser Freiheit, Sie, die Sie so viel gegen dieselbe gethan haben, Sie schlafen friedlich und unverletzbar unter dem Dache des Republikaners; es findet eine Ausgleichung statt, wie Sie sehen.“

„Ja, ja; doch dies wird nicht lange währen, denn was ungerecht ist, hat keinen Beistand.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Ich will damit sagen, daß ich, das heißt eine Aristokratin, die ich hinterhältig von der Niederlage Ihrer Partei und dem Untergange Ihrer Ideen träume, ich, die ich sogar in Ihrem Hause für die Rückkehr der alten Ordnung der Dinge conspirire, ich, die ich, erkannt, Sie zum Tode und zur Schmach verurtheile, wenigstens Ihren Ansichten nach, daß ich, Maurice, nicht hier bleiben werde, als der böse Geist des Hauses . . . nein, ich werde Sie nicht nach dem Schaffot fortreißen “

„Und wohin werden Sie gehen, Genevieve?“

„Wohin ich gehen werde? Eines Tags, wenn Sie sich von hier entfernt haben, gehe ich hin und zeige mich selbst an, ohne zu sagen, woher ich komme.“

„Oh! schon Undank!“ rief Maurice in der Tiefe seines Herzens getroffen.

„Nein,“ entgegnete die junge Frau, indem sie mit ihren Armen den Hals von Maurice umschlang, „nein, mein Freund, Liebe, und zwar die ergebenste Liebe, das schwöre ich Ihnen. Ich wollte nicht, daß mein Bruder gefangen genommen und als ein Rebell getödtet werden sollte; ich will nicht, daß man meinen Geliebten gefangen nehme und als einen Verräther tödte.“

„Sie werden das thun, Genevieve?“ sprach Maurice.

„So wahr als ein Gott im Himmel ist! Uebrigens ist es nicht die Furcht allein, was mich bewegt, ich habe Gewissensbisse.“

Und sie neigte das Haupt, als ob die Reue für sie zu schwer gewesen wäre.

„O Genevieve!“ sprach Maurice.

„Sie verstehen wohl, was ich sage, und besonders was ich empfinde, Maurice,“ fuhr Genevieve fort, „denn diese Gewissensbisse haben Sie auch. Sie wissen, daß ich mich gegeben habe, Maurice, ohne mir zu gehören; daß Sie mich genommen haben, ohne daß ich befugt war, mich zu geben.“

„Genug!“ sagte Maurice, „genug!“

Seine Stirne faltete sich und ein düsterer Entschluß glänzte in seinen Augen.

„Ich werde Ihnen zeigen, Genevieve,“ sprach der junge Mann, „daß ich Sie einzig und allein liebe. Ich werde Ihnen den Beweis geben, daß kein Opfer über meiner Liebe steht. Sie hassen Frankreich, nun wohl! es sei, wir verlassen Frankreich.“

Genevieve faltete die Hände und schaute ihren Geliebten mit einem Ausdruck enthusiastischer Begeisterung an.

„Sie täuschen mich nicht, Maurice?“ stammelte sie.

„Wann habe ich Sie getäuscht?“ versetzte Maurice; „etwa an dem Tage, an welchem ich mich entehrte, um Sie zu erwerben?“

Genevieve näherte ihre Lippen den Lippen von Maurice und blieb gleichsam am Halse ihres Geliebten hängen.

„Ja, Du hast Recht, Maurice,“ sprach sie, „ich täuschte Dich. Was ich empfinde, ist nicht mehr Reue, es ist vielleicht eine Entartung meiner Seele, doch Du wirst sie wenigstens verstehen, ich liebe Dich zu sehr, um ein anderes Gefühl zu hegen, als die Furcht, Dich zu verlieren. Gehen wir sehr fern, mein Freund, gehen wir dahin, wo Niemand uns erreichen kann.“

„Oh! Dank, Dank,“ sprach Maurice voll Entzücken.

„Doch wie fliehen?“ fragte Genevieve, bebend bei diesem furchtbaren Gedanken. „Man entgeht heute nicht leicht dem Dolche der Mörder vom 2. September, oder dem Beile der Henker vom 21. Januar.“

„Genevieve, Gott beschützt uns. Höre: eine gute Handlung, welche ich in Beziehung auf den 2. September, wovon Du eben sprachst, thun wollte, wird heute ihren Lohn bringen. Ich hatte den Wunsch, einen armen Priester zu retten, der mit mir studirte. Ich suchte Danton auf, und auf sein Verlangen unterzeichnete der Wohlfahrtausschuß einen Paß für diesen Unglücklichen und für seine Schwester. Diesen Paß übergab mir Danton; doch statt ihn bei mir zu holen, wie ich es ihm empfohlen hatte, schloß sich der unglückliche Priester bei den Carmelitern ein und starb dort.“

„Und dieser Paß?“

„Ich habe ihn immer noch; er ist heute eine Million werth; er ist mehr werth als das, er ist das Leben, er ist das Glück werth.“

„Oh! mein Gott, mein Gott, sei gelobt!“ rief die junge Frau.

„Mein Vermögen besteht nun, wie Du weißt in einem Gute, das ein Diener meiner Familie verwaltet, ein reiner Patriot, eine redliche Seele, der wir vertrauen können. Er wird mir die Einkünfte zukommen lassen, wohin ich es haben will. Wenn wir nach Boulogne reisen, kommen wir bei ihm vorüber.“

„Wo wohnt er denn?“

„Bei Abbeville.“

„Wann brechen wir auf, Maurice?“

„In einer Stunde.“

„Man darf nicht wissen, daß wir abreisen.“

„Niemand wird es erfahren. Ich laufe zu Lorin; er hat ein Cabriolet ohne Pferd, ich habe ein Pferd ohne Wagen: wir reisen ab, sobald ich zurückgekommen bin. Du bleibst hier, Genevieve, und trifft alle Vorkehrungen zu unserer Abreise. Wir brauchen wenig Gepäcke, denn wir kaufen in England, was uns fehlt. Ich gebe Skävola einen Auftrag, der ihn entfernt. Lorin wird ihm diesen Abend unsere Abreise erklären, und diesen Abend sind wir schon fern.“

„Doch wenn man uns auf dem Wege verhaftet?“

„Haben wir nicht unsern Paß? Wir gehen zu Hubert, das ist der Name des Verwalters, Hubert gehört zur Muncipalität von Abbeville; von Abbeville nach Boulogne begleitet er uns und dient uns als Schutzwache; in Boulogne kaufen oder miethen wir eine Barke. Ich kann übrigens in das Comite gehen und mir einen Auftrag nach Abbeville geben lassen. Doch nein, keinen Betrug, nicht war, Genevieve? Wir wollen unser Glück gewinnen, indem wir unser Leben einsetzen.“

„Ja, ja, mein Freund, und es wird uns gelingen. Doch wie bist Du diesen Morgen parfumirt, mein Freund!“ sagte die junge Frau, indem sie ihr Gesicht an der Brust von Maurice verbarg.

„Es ist wahr; ich kaufte diesen Morgen einen Veilchenstrauß für Dich, als ich am Palais Egalite vorüberkam; doch da ich hier eintrat und Dich so traurig sah, dachte ich nur noch daran, Dich nach der Ursache dieser Traurigkeit zu fragen.“

„Oh! gib ihn mir, ich gebe ihn Dir zurück.“

Genevieve athmete den Geruch des Straußes mit jenem Fanatismus ein, den nervige Organisationen beinahe immer für die Wohlgerüche haben.

Plötzlich befeuchteten sich ihre Augen mit Thränen.

„Was hast Du?“ fragte Maurice.

„Arme Heloise,“ flüsterte Genevieve.

„Ah! ja,“ sagte Maurice mit einem Seufzer. „Doch denken wir an uns, theure Freundin, und lassen wir die Todten, von welcher Partei sie auch sein mögen, in dem Grabe schlummern, das ihre Ergebenheit ihnen begraben hat. Adieu, ich gehe.“

„Komm' bald zurück.“

„In weniger als einer halben Stunde bin ich hier.“

„Doch wenn Lorin nicht zu Hause wäre?“

„Was ist daran gelegen! sein Diener kennt mich; kann ich nicht bei ihm Alles nehmen, was mir beliebt, selbst in seiner Abwesenheit, wie er es hier thun würde?“

„Gut, gut.“

„Du, meine Genevieve, halte Alles bereit, und beschränke Dich dabei, wie ich es Dir sagte, auf das streng Nothwendige; unsere Abreise soll nicht das Aussehen eines Wegzuges haben.“

„Sei unbesorgt.“

Der junge Mann machte einen Schritt gegen die Thüre.

„Maurice!“ rief Genevieve

Er wandte sich um und sah die junge Frau ihre Arme nach ihm ausstrecken.

„Auf Wiedersehen!“ sprach er, „auf Wiedersehen, meine Liebe, und guten Muth! in einer halben Stunde bin ich zurück.“

Genevieve blieb allein, wie wir gesagt, mit den Vorbereitungen zur Abreise beauftragt.

Diese Vorbereitungen traf sie mit einer Art von Fieber. So lange sie sich in

Paris befand, machte sie auf sich selbst die Wirkung, als wäre sie doppelt schuldig. Einmal außerhalb Frankreich, einmal im Auslande, meinte sie, ihr Verbrechen, ein Verbrechen, das mehr dem Mißgeschick als ihr selbst zur Last zu legen war, würde sie weniger bedrücken.

Sie ging sogar so weit, daß sie hoffte, in der Einsamkeit würde sie am Ende vergessen, daß es andere Menschen gebe als Maurice.

Sie sollten nach England fliehen, das war verabredet. Sie würden dort ein kleines Haus, eine vereinzelte, vor Aller Augen geschlossene Hütte haben; sie würden den Namen ändern und aus ihren beiden Namen einen einzigen machen.

Sie würden dort zwei Diener nehmen, die durchaus nichts von ihrer Vergangenheit wüßten. Der Zufall fügte es, daß Maurice und Genevieve Beide Englisch sprachen.

Weder das Eine noch das Andere ließ in Frankreich etwas zurück, was es zu beklagen hatte, wenn nicht jene Mutter, deren Verlust man stets beklagt und wäre es auch eine Stiefmutter, jene Mutter, die man das Vaterland nennt.

Genevieve fing also an die Gegenstände zu ordnen, welche für ihre Reise oder vielmehr für ihre Flucht unerläßlich waren.

Sie fand ein unsägliches Vergnügen darin, unter diesen Gegenständen diejenigen von den andern auszuscheiden, für welche Maurice eine besondere Vorliebe hatte, den Rock, der am Besten seinen Wuchs hervorhob, die Halsbinde, welche am Besten zu seiner Gesichtsfarbe stand, die Bücher, die er am Häufigsten durchblätterte.

Sie hatte schon ihre Wahl getroffen; schon bedeckten in Erwartung der Koffer, die sie aufnehmen sollten, Kleider, Wäsche, Bücher, die Stühle, die Canapes das Klavier.

Plötzlich hörte sie den Schlüssel im Schlosse knirschen.

„Gut," sagte sie, „Scävola kehrt zurück; sollte ihm Maurice nicht begegnet sein?"

Und sie setzte ihr Geschäft fort.

Die Thüren des Salon waren offen; sie hörte den Willfährigen im Vorzimmer sich bewegen.

Genevieve hielt gerade eine Musikrolle in der Hand und suchte ein Band um sie zu umwickeln.

„Scävola!" rief sie

Ein Tritt, der sich näherte, erscholl im anstoßenden Zimmer.

„Scävola!" wiederholte Genevieve, „kommen Sie, ich bitte."

„Hier bin ich!" sprach eine Stimme.

Bei dem Tone dieser Stimme wandte sich Genevieve ungestüm um und stieß einen furchtbaren Schrei aus.

„Mein Gatte!" rief sie.

„Ich selbst," sagte Dirmer ruhig.

Genevieve war auf einem Stuhle und erhob die Arme, um in einem Schrank irgend ein Band zu suchen; sie fühlte, daß ihr der Kopf schwindelte, streckte die Arme aus, und ließ sich rückwärts sinken, nur wünschend, sie möchte einen Abgrund untee sich finden, um sich hineinzustürzen.

Dirmer fing sie in seinen Armen auf und trug sie auf das Canape.

„Nun, was haben Sie denn, meine Liebe, was gibt es denn?" fragte Dirmer, „bringt meine Anwesenheit eine so unangenehme Wirkung auf Sie hervor?"

„Ich sterbe," stammelte Genevieve, indem sie sich zurückwarf und ihre beiden Hände auf die Augen drückte, um die schreckliche Erscheinung nicht zu sehen.

„Gut," sagte Dirmer, „hielten Sie mich bereits für todt, meine Liebe, und mache ich den Eindruck eines Gespenstes auf Sie?"

Genevieve schaute mit irren Augen umher, glitt, als sie das Portrait von Maurice erblickte, von dem Canape herab und fiel auf die Kniee, als wollte sie von diesem ohnmächtigen, unempfindlichen Bilde, das zu lächeln fortfuhr, Beistand verlangen.

Die arme Frau begriff, welche Drohungen Dirmer unter der Ruhe verbarg, die er heuchelte.

„Ja, mein liebes Kind," fuhr der Rothgerbermeister fort, „ich bin es, „vielleicht glaubten Sie mich sehr fern von Paris; doch nein, ich bin geblieben. Am Tage, nachdem ich das Haus verlassen, kehrte ich dahin zurück und erblickte an seinem Platze einen sehr schönen Aschenhaufen. Ich erkundigte mich nach Ihnen, Niemand hatte Sie gesehen. Ich suchte Sie überall und hatte viel Mühe, Sie zu finden. Ich gestehe, ich glaubte nicht, daß Sie hier wären; doch ich hegte Verdacht, da ich, wie Sie sehen, hierher kam. Die Hauptsache ist jedoch, daß ich hier bin und daß Sie hier sind. Wie befindet sich der liebe Maurice? In der That, ich bin fest überzeugt, daß Sie viel gelitten haben. Sie, eine so gute Royalistin, waren genöthigt, unter demselben Dache mit einem so fanatischen Republikaner zu leben." (Fortsetzung folgt.)

Pepita de Oliva.

Frei nach Schiller und Göthe.

Ein Festgeschenk

für alte und junge Narren.

Von ihrem Cousin

Don Meyer de Oliva.

Göthe. (Mignon.)

Kennst Du das Land, wo nicht Orangen blühn,
Und Beefsteaks still in Wilkens Keller glühn?
Ein kalter Wind vom grauen Himmel weht,
Das Banco hoch und tief die Kunst nur steht?
Kennst Du es wohl? Dahin! dahin!
Möcht ich mit meinen Beinen ziehn.

Schiller. (Maria Stuart.)

Eilende Wolken, Segler der Lüfte,
Wer mit Euch wanderte, wer mit Euch schiffte,
Grüßet mir freundlich das deutsche Land!
Ich raf', ich bin außer Rand und Banden,
Nehm' einen Paß vom hamburg'schen Gesandten,
Der ist nicht dieser Königin Unterthan,—
Dahin zu fahren per Eisenbahn.

Göthe. (Erlkönig.)

Wer fährt da so spät durch Nacht und Wind?
Es ist Pepita, das spanische Kind.
Sie hält den Contract wohl unter dem Arm,
Sie hält ihn sicher, sie hält ihn warm.

Schiller. (Hero und Leander.)

Seht Ihr dort die altergrauen
Häuser sich entgegenschauen,
Leuchtend in der Blitze Gold—
Wo die Alster ihre schnellen,
Sturmgepeitschten, grünen Wellen
Durch die Lombardsbrücke rollt?
Hört Ihr jenen Sturmwind rasen,
Der sich an den Häusern bricht?
Hunde scheucht er von den Straßen,
Aber Enthusiasten nicht.

Schiller. (Bürgschaft.)

Es gießet unendlicher Regen herab,
Die Rinnsteine fürchterlich schwellen—
In die Siele rauscht es gleich Wellen—
Doch laufen sie Alle im Trab
Den Neuenwall und den Gänsmarkt hinab,
Und Equipagen und Droschken rollen
Zum Dammthorhäusel dem vollen.

Schiller. (Das Mädchen a. d. Fremde.)

In einem Thal, reich an Moneten
Erschien am Schluß vom alten Jahr,
Sobald die ersten Krähen krähten
Ein Mädchen braun und wunderbar.

Sie war in Deutschland nicht geboren,
Und pauvre war sie, als sie kam;
Doch schleppt sie schwer an Louisd'oren
So oft das Mädchen Abschied nahm.
Sie lächelt Allen zu mit Blicken,
Und reckt die Beine Allen 'raus;
Der Jüngling und der Greis an Krücken,
Ein Jeder ging verrückt nach Haus.

Göthe. (Gott und Bajadere.)

Wenn man hin zum Thor gegangen,
Wo die letzten Häuser sind,
Sieht man mit gemalten Wangen,

Ein schon ziemlich altes Kind. —
Gruß Dir, Jungfrau! — Zu viel Ehre,
Ruft mich lieber oft heraus! —
Und wer bist Du? — Bajadere,
Und dies ist der Muse Haus.
Sie eilt Castagnetten zum Tanze zu schlagen,
Sie weiß sich so lüstern im Kreise zu tragen,
Sie neigt sich, und biegt sich, und hebt sich den Rock.

Schiller. (Handschuh.)

Und in dem Schauspielhause,
Zum üpp'gen Sinnenschmause,
Ist's voll schon ganz.
Und rings auf den ersten Balconen,
Und im Parquet sieht man thronen
Die Damen im schönen Kranz.
Wie Kappelhoff *) winkt mit dem Finger,
Auf thut sich der weite Zwinger,
Und heraus mit gewaltigem Schritt
Pepita tritt,
Und sieht sich stumm,
Rings um,
Mit langer Locke,
Und kurzem Rocke,
Und recket die Glieder,
Und kniet nieder,
Doch hebt sie sich wieder,
Und springet behend
Wie elastisches Rohr
Mit wildem Sprunge
Vom Boden empor,
Und recket die Zunge
Und blöckt mit den Zähnen
Im grinsenden Gähnen.

Schiller. (Der Alpenjäger.)

Willst Du nicht Don Carlos hören?
Schön ist Schiller's Poesie,
Nicht Messina's Braut mit Chören,
Nicht die Piccolomini? —
Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Ich muß die Pepita sehen!

Magst Du nicht den Egmont leiden?
Nicht das Wunderwerk, den Faust?
Desdemona bei den Weiden,
Macbeth, der so schrecklich haust? —
Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Muß Pepita's Beine sehen!

Kann dich nicht der Freischütz locken,
Oder Weber's Oberon,
Und der Zauberflöte Glocken? —
Mutter, was hab' ich davon?

Laß die Dichter und Componisten,
Nach Pepita'n thut mich lüsten!

Schiller. (Klage des Ceres.)

Neu ist mir der Lenz erschienen!
Hat die Erde sich verjüngt?
Welche Blicke! welche Mienen!
Wie sie auf Entdeckung springt!
Ruh' sind' ich nicht auf dem Lager,
Denk' ich an ihr Wadenpaar,
Zwar sind sie jetzt etwas mager,
Und sie scheint bankrott an Haar.
Doch was soll'n mir Opernlieder
Und dramatische Gedicht?
Göth' und Mozart kehren wieder,
Die Pepita kehret nicht.

Göthe. (König von Thule.)

Da kommt ein alter Buhle,
Gar nahe seinem Grab,
Dem seine Frau, die Jule,
Viel Söhn' und Töchter gab.

Der sitzet im Parquette,
Doch paßt es für ihn eh',
Er läge still im Bette,
Und tränt' Kamillenthee.

Da sitzt der alte Junge,
Und bang wird ihm zu Muth,
Als er, im wilden Sprunge,
Pepita schauen thut.

Göthe. (Fischerknabe.)

Der Vorhang rauscht, der Vorhang schwoll;
Sie hebt den Rock zum Gruß,
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Schwenkt sie den linken Fuß.
Sie sah ihn an, sie tanzt' ihn an,
Da war's um ihn gescheh'n;
Halb zog es ihn, halb sank er hin —
Hat wohl **zu viel** gesehn.

Schiller. (Taucher.)

Und aus der Coulissen bergendem Schooß,
Da hebt es sich schwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,
Und es stampfet mit Kraft und mit emsigem Fleiß —
Und sie ist's! und mit Hüftenverrenken
Hebt sie das Bein im rasenden Schwenken.

Schiller. (Nadoweſſiſche Todtenklage.)

Seht, da steht sie auf den Brettern,
Aufrecht steht sie da,
Lauter Springen, Hüpfen, Klettern —
Und kein ein'ger Pas!
Hebt die Schenkel viel behender
Als das schnellste Reh,

*) Musik-Direktor.

Röckchen, kürzer als Vierländer,
Wirft sie im Ole.

Schiller. (Kraniche des Ibicus.)
Und lächelnd nach hispan'scher Sitte,
Mit einem riesenmäß'gen Schritte,
Hervor nun aus dem Hintergrund
Springt sie rings um die Bühne rund.
So schreiten keine deutschen Weiber,
So zeigen sie nicht ihr Tricot,
So riesig reckten ihre Leiber
Die Damen sonst bei Dorgerloh.

Der Unterrock deckt kaum die Lenden,
Doch hebt sie mit den zarten Händen
Ihn etwas höher noch empor,
Und nichts verdeckt der dünne Flor;
Doch wo die Haare sonst geflattert,
Und um die Schultern frei geweht,
Ein Kranz von Ziedel rauscht und nattert,
Indeß der Unterrock sich bläht.
Und, schauerlich gedreht im Kreise,
Beginnt sie auf span'sche Weise
Den Tanz, indem sie toll sich schwingt;
Die Castagnette hölzern klingt.
Besinnungraubend, herzbethörend
Wirkt dieses Rasen sonder Ruh, —
Die keusche Sittlichkeit empörend,
Doch für die Lüsternheit hautgout.

So klappernd dreht sie sich im Reigen,
Und Göthe, Mozart müssen schweigen;
Das Haus, bei ihren Werken leer,
Erweist der Spring'rin Götterehr! —
Und mit dem Ausdruck: „bitte, bitte!"
Rings knixend rechts und links die Runde
Mit Schwänzeln und verdrehtem Schritt,
Verschwindet sie im Hintergrund.

Schiller. (Ring des Polykrates.)
Sie sitzen in der Loge drinnen,
Und schauen mit vergnügten Sinnen
Auf Madrilena und Ole;
„Die Einnahm' wahrlich ist nicht wenig!"
So spricht — stolz wie ein märk'scher
König —
Die Stadttheater-Committee.

Schiller. (Worte des Glaubens.)
„Pepita", das ist kein leerer Ton,
Erzeugt im Gehirne der Thoren,
Fragt die provisorische Direction,
Ob sie bei ihr was verloren;
Und wenn die Pepita tanzen soll
Würd's bei Iphigenia und Tasso selbst voll

Schiller. (Kassandra.)
Oede war's im Stadttheater,
Eh' die span'sche Donna kam,
Und als wahre artium mater
Fünfundzwanzig Louis nahm,
Gage haben sie und Miethe,
Brauchen keine Subvention,
Denn die herrliche Pepite
Rettete die Direktion.

Sie nur machet volle Häuser,
Strömend wallet Schaar auf Schaar;
Jeder will, ob Thor, ob Weiser,
Seh'n das straffe Wadenpaar.
Dumpf erbraust es durch die Gänge,
Voll sind schon Parterre, Parquet;
Aus den Logen starrt in Menge
Operngucker und Lorgnett.

Freud'los nur aus den Soffiten,
Bei der Freude ganz verwaist,
Aufgescheuchet von Pepiten,
Schaut hernieder Schröders Geist;
Und er sieht nach Schillers Feier
Hopsen wild die Spanierin,
Und er wirft die goldne Leier
Zürnend auf das Podium hin.

„Ach, sie jubeln wie besoffen,
Applaudiren wie verrückt,
Mund und Augen stieren offen,
Von der Nicht-Kunst ganz entzückt;
Wie lang' soll die Wirthschaft dauern?
Solche Häuser sind nur Wahn,
Und geflügelt diesen Mauern
Seh' ich das Verderben nah'n.

Schiller. (Jungfrau von Orleans.)
Göthe! Schiller! hätt' man nimmer
Mit Pepita Euch vertauscht!
Hätt' man niemals Euren Opern
Mozart, Weber, Gluck, gelauscht!
Welch' ein Glück, daß Du erschienen,
Wunderbare Spanierin,
Ohne Dich — nichts zu verdienen;
Nimm d'rum un[s]'re Achtung hin!
Kümmert uns das Loos der Schlachten,
Auf der Alma blut'ger Höh?

Treib! Du Deinen Hocuspocus
Nur, trotz Noth und Krieg und Weh!
Du allein bringst neues Leben
In der Muse gold'nen Saal;
Müssen wir den Shakespeare geben,
Ist's gewiß nicht unsre Wahl.
Komm, der Tempel steht Dir offen,
Und Hammonia's Muse spricht;
Nur Pepita ist mein Hoffen,
Und die Dichter sind es nicht!

Schiller. (Glocke.)
„Brovau!" und „Brävä" hört man
schallen,

"Dá Capo!" donnert's rings umher,
„Pepita raus!" ſo tönt's von Allen,
Es tobt, wie ein empörtes Meer.
Noch zuckend von den tollen Sprüngen
Tritt ſie hervor zum Gaslichtſtrahl,
Mit ſchlanker Beine wildem Schwingen
Tanzt ſie den Ole noch einmal,
Nichts hält jetzt mehr! Welch Toben, Raſen!
Es zuckt durch's Haus ein geller Schrei;
Tuſch muß ihr das Orcheſter blaſen,
Und Alles jauchzt und klatſcht dabei.
Gefährlich iſt's, den Leu zu wecken,
Verderblich iſt des Stickſtoff's Dunſt;
Jedoch das Schrecklichſte der Schrecken,
Das ſind Pepita's für die Kunſt.

Schiller. (Die Ideale.)

„Und willſt Du treulos von uns ſcheiden,
Mit Deiner goldentflammten Gluth?
Soll ſich nicht am Gehopps mehr weiden
Das Schröderiſche Inſtitut?
Kann nichts Dich Fliehende verweilen?
Tanz' noch, wie Fanny und die Grahn!"
Vergebens! hin nach Lübeck eilen
Muß ſie bald auf der Eiſenbahn.

Göthe. (Fauſt.)

Pepita iſt fort,
Das Haus iſt leer
Wir kriegen ſie nimmer
Und nimmermehr.

Wo ich ſie nicht hab,
Iſt mir das Grab;
Die ganze Welt
Giebt ihr ja Geld

Die ganze Welt
Iſt ja entzückt,
Die ganze Welt
Iſt ja verrückt.

Pepita iſt fort,
Das Haus iſt leer,
Wir kriegen ſie nimmer
Und nimmermehr.

Nach ihr nur ſchau' ich
Zum Vorhang hinaus,
Wo mag ſie nur weilen?
Wie leer iſt das Haus!

Ihr ſtolzer Gang,
Ihre holde Geſtalt,
Ihres Mundes Lächeln,
Ihrer Beine Gewalt!

Welch' tolles Gedränge
War das im Parterr'!
Der Raum war zu enge,
Sie muß nochmal her!

Sie muß nochmal her,
Um jeden Preis,
In's Theater zu locken
So Knaben als Greis.

Wir ſchreiben 'nen Brief
Wie es ſich gebührt,
Daß ſie noch drei Mal
In Hamburg gaſtirt.

Pepita iſt fort,
Das Haus iſt leer,
Wir kriegen ſie nimmer
Und nimmermehr.

Schiller. (Wallenſteins Lager.)

Was weinen die Hamburger und zergrämen ſich ſchier?
Laßt fahren dahin, laßt fahren!
Sie hat in Deutſchland kein bleibend Quartier,
Muß für ein Gut ſich in Spanien ſparen.
Von Sprüngen zu Sprüngen treibt es ſie fort.
Und Narren find't ſie an jedem Ort.

Sie kehrt nochmals wieder, doch dann geht ſie weg,
Drum kommt, müßt Ihr's Geld Euch auch borgen.
Sie tanzet noch dreimal den Ole keck,
Heut, morgen und dann übermorgen;
Und wer da möcht' ſehen, wie ſie hebt ihr Kleid,
Der benutze noch eilig die Neige der Zeit.

Drum friſch, Ihr Leute, den Beutel heraus,
Friſch auf, zur Pepita gezogen!
Doch gebt Ihr das Geld gar drei Mal aus,
Sind wir Euch beſonders gewogen;
Und ſetzt Ihr nicht zwanzig Schillinge ein.
So kommt ihr nicht mehr zur Pepita hinein!

Der
Chevalier von Maison-Rouge.
(Fortsetzung.)

XXXIX.
Der Veilchenstrauß. (Schluß.)

„Mein Gott!“ murmelte Genevieve, „mein Gott, habe Mitleid mit mir.“

„Aber im Ganzen,“ fuhr Dirmer umherschauend fort, „im Ganzen tröstet es mich, meine Liebe, daß Sie hier so gut wohnen und nur wenig unter der Achtung gelitten zu haben scheinen. Ich irrte seit dem Brande unseres Hauses und dem Verluste unseres Vermögens ziemlich auf den Zufall umher, wohnte in der Tiefe der Keller, im untersten Raume der Schiffe, und zuweilen auch in den Kloaken, welche in die Seine ausmünden “

„Mein Herr!“ rief Genevieve.

„Sie haben da sehr schönes Obst; ich mußte oft das Dessert entbehren und hatte häufig nicht einmal ein Mittagsbrod.“

„Genevieve verbarg schluchzend ihren Kopf in ihren Händen.

„Nicht als ob es mir an Geld gefehlt hätte,“ fuhr Dirmer fort; ich nahm, Gott sei Dank, ungefähr dreißig tausend Franken in Geld mit mir, was heut zu Tage so viel werth ist, als hundert tausend Franken. Doch wie kann ein Kohlenbauer, ein Fischer oder ein Lumpensammler Louisd'or aus der Tasche ziehen, um ein Stück Käse oder eine Wurst zu kaufen? Ei! mein Gott! ja, Madame, ich habe nach und nach diese drei Trachten angenommen. Heute bin ich, um mich besser zu verkleiden, als Patriot, als Ueberspannter, als Marseiller, Ich schwöre und ich fluche. Bei Gott! ein Geächteter geht nicht so leicht in Paris umher, als eine hübsche junge Frau, und ich hatte nicht das Glück, einen glühenden Republikaner zu kennen, der mich vor Aller Augen zu verbergen vermochte.“

„Mein Herr, mein Herr,“ rief Genevieve, „haben Sie Mitleid mit mir! Sie sehen wohl, daß ich sterbe.“

„Vor Unruhe, ich begreife das, Sie waren sehr besorgt für mich; doch trösten Sie sich, ich bin nun hier, ich komme zurück und wir werden uns nicht mehr verlassen, Madame.“

„Oh! Sie werden mich tödten!“ rief Genevieve.

Dirmer schaute sie mit einem furchtbaren Lächeln an.

„Eine unschuldige Frau tödten! O! Madame, was sagen Sie da? Sie müssen durch den Kummer, den Ihnen meine Abwesenheit bereitete, den Verstand verloren haben.“

„Mein Herr,“ rief Genevieve, „ich bitte Sie mit gefalteten Händen, mich eher zu tödten, als mich durch so grausamen Spott zu martern. Nein, ich bin nicht unschuldig; ja, ich verdiene den Tod, mein Herr. Tödten Sie mich, mein Herr, tödten Sie mich!“

„Sie gestehen also, daß Sie den Tod verdienen?“

„Ja, ja.“

„Und daß Sie, um, ich weiß nicht, welches Verbrechen, dessen Sie sich beschuldigen, zu sühnen, den Tod erdulden würden, ohne sich zu beklagen?“

„Schlagen Sie, mein Herr, ich werde keinen Schrei außstoßen, und statt Sie zu verfluchen, werde ich die Hand, die mich schlägt segnen.“

„Nein, Madame, ich will nicht schlagen, doch Sie werden sterben, das ist wahr-

scheinlich. Nur wird Ihr Tod, statt schmachvoll zu sein, wie Sie befürchten konnten, glorreich werden, gleich dem schönsten Tode. Danken Sie mir, Madame, ich strafe Sie, indem ich Sie unsterblich mache."

„Was wollen Sie thun?"

„Sie werden das Ziel verfolgen, nach dem wir strebten, als wir auf unserer Bahn unterbrochen wurden. Für Sie und für mich werden Sie schuldbefleckt fallen; für Alle sterben Sie als Märtyrin."

„Oh mein Gott! Sie machen mich wahnsinnig, indem Sie so zu mir sprechen. Wohin führen Sie mich, wohin schleppen Sie mich?"

„Zum Tode wahrscheinlich."

„Lassen Sie mich ein Gebet verrichten."

„Ein Gebet?"

„Ja!"

„An wen?"

„Das geht Sie nichts an! sobald Sie mich tödten, bezahle ich meine Schuld, und wenn ich bezahlt habe, bin ich Ihnen nichts mehr schuldig."

„Es ist richtig," sprach Dirmer, „ich erwarte Sie."

Und er begab sich in das andere Zimmer.

Genevieve kniete vor dem Portrait nieder und preßte mit ihren beiden Händen ihr Herz zusammen, das dem Brechen nahe war.

„Maurice," sprach sie ganz leise, „verzeihe mir. Ich erwartete nicht, glücklich zu sein, doch ich hoffte, Dich glücklich machen zu können. Maurice, ich raube Dir ein Glück, das Dein Leben bildete; verzeihe mir Deinen Tod, mein Vielgeliebter."

Und sie schnitt eine Locke von ihren langen Haaren ab, wickelte sie um den Veilchenstrauß und legte diesen unter das Portrait, das so unempfindlich auch diese kalte Leinwand war, einen schmerzlichen Ausdruck anzunehmen schien, als es sie scheiden sah.

So kam es wenigstens Genevieve durch ihre Thränen vor.

„Nun, sind Sie bereit, Madame?" fragte Dirmer.

„Schon!" murmelte Genevieve.

„Oh! nehmen Sie sich Zeit, Madame," erwiederte Dirmer; „ich habe keine Eile! Uebrigens wird Maurice wahrscheinlich bald zurückkehren, und ich wäre entzückt, ihm für die Gastfreundschaft, die er Ihnen gewährt, danken zu dürfen."

Genevieve bebte vor Schrecken bei dem Gedanken, ihr Geliebter und ihr Gatte könnten zusammentreffen.

Sie erhob sich wie von einer Feder bewegt und sprach:

„Es ist beendigt, mein Herr, ich bin bereit."

Dirmer ging voran. Die zitternde Genevieve folgte ihm, die Augen halb geschlossen, den Kopf zurückgeworfen. Sie stiegen in einen Fiacre, der vor der Thüre wartete; der Wagen rollte fort.

Es war beendigt, wie Genevieve gesagt hatte!

XL.

Die Schenke zum Brunnen Noä.

Der Mann in der Carmagnole, den wir die Salle des Pas-Perdus durchmessen sahen und sodann während der Expedition des Baumeisters Giraud, des General Santerre und des Vater Richard ein paar Worte mit dem als Wache vor der Thüre des unterirdisches Ganges zurückgebliebenen Schließer wechseln hörten, der wüthende Patriot mit seiner Bärenmütze und seinem dicken Schnurrbart, der bei Simon behauptete, er habe den Kopf der Prinzessin von Lamballe getragen, fand sich am Tage nach dem an Gemüthsbewegungen so wechselreichen Abend gegen sieben Uhr Nachmittags in der Schenke zum Brunnen Noä ein, welche, wie wir wissen, an der Ecke der Rue de la Vielle-Draperie lag.

Er saß hier bei dem Wirthe, oder vielmehr bei der Wirthin im Hintergrunde einer schwarzen, von Tabak und Lichtern durchräucherten Stube und gab sich den Anschein, als verzehrte er eine Platte Fische in schwarzer Butter.

Die Stube, wo er sein Abendbrod verzehrte, war beinahe verlassen, nur ein paar

Stammgäste des Hauses waren nach den Andern geblieben und genoßen das Vorrecht, das ihnen der tägliche Besuch in der Anstalt verlieh. Die meisten Tische standen leer, doch wir müssen zur Ehre der Schenke zum Brunnen Neä sagen, die rothen, oder vielmehr violetten Tischtücher zeugten von dem Durchzug einer befriedigenden Anzahl gesättigter Gäste.

Die drei letzten Gäste verschwanden hinter einander, und gegen drei Viertel auf acht Uhr fand sich der Patriot allein.

Dann schob er mit einem höchst aristokratischen Ekel die gemeine Platte zurück, welche ihm einen Augenblick zuvor einen köstlichen Genuß bereitet zu haben schien, und zog aus seiner Tasche ein Täfelchen spanische Chocolade, die er langsam und mit einem Ausdruck aß, der sehr verschieden von dem war, welchen wir ihn seiner Physiognomie geben sahen.

Von Zeit zu Zeit, während er an seiner spanischen Chocolade und an seinem schwarzen Brode knaupelte, warf er auf die Glasthüre, an welcher ein Vorhang mit weiß und rothen Vierecken hing, Blicke voll ängstlicher Ungeduld; zuweilen horchte er und unterbrach sein frugales Mahl mit einer Zerstreuung, die der Wirthin des Hauses viel zu denken gab; diese saß an ihrem Comptoir in der Nähe der Thüre, auf welche der Patriot seine Augen heftete, so daß sie sich ohne zu viel Eitelkeit für den Gegenstand seiner Unruhe halten konnte.

Endlich ertönte die Klingel der Eingangsthüre auf eine gewisse Weise, welche unsern Mann beben machte; er griff wieder nach seinem Fische, ohne daß die Herrin der Schenke bemerkte, daß er die eine Hälfte davon einem Hunde zuwarf, der ihn hungerig anschaute, und die andere Hälfte einer Katze, die dem Hunde zarte, aber dennoch sehr fühlbare Krallenhiebe versetzte.

Die Thüre mit dem weiß und rothen Vorhang öffnete sich; ein Mann trat ein, der ungefähr wie der Patriot gekleidet war, mit Ausnahme der Pelzmütze, die er durch die rothe Mütze ersetzt hatte.

Ein ungeheurer Bund Schlüssel hing an em Gürtel dieses Mannes, an welchem auch ein breiter Infanteriesäbel befestigt war.

„Meine Suppe! meinen Schoppen!" rief dieser Mann, der in den gemeinschaftlichen Saal eintrat, ohne seine rothe Mütze zu berühren, und sich nur darauf beschränkte, daß er der Frau vom Hause ein Zeichen mit dem Kopfe machte.

Dann ließ er sich mit einem Seufzer der Müdigkeit an dem Tische nieder, welcher zunächst an dem stand, wo unser Patriot speiste.

Die Herrin der Schenke erhob sich in Folge der Ehrerbietung, die sie für den Neuangekommenen hegte, und bestellte selbst die verlangten Gegenstände.

Die zwei Männer wandten sich den Rücken zu, der eine schaute nach der Straße, der andere nach dem Hintergrund des Zimmers. Nicht ein Wort wurde zwischen den zwei Männern ausgetauscht, so lange die Herrin der Schenke nicht völlig verschwunden war.

Als sich die Thüre hinter ihr geschlossen hatte und der Mann mit der Pelzmütze bei dem Schimmer eines einzigen Lichtes, das so geschickt am Ende eines Eisendrahtes hing, daß die Beleuchtung zwischen den zwei Gästen theilbar war, als dieser Mann, sagen wir, in dem ihm gegenüber angebrachten Spiegel bemerkt hatte, das Zimmer wäre vollkommen leer, sagte er zu seinem Gefährten, ohne sich umzuwenden:

„Guten Abend."

„Guten Abend, mein Herr," erwiederte der Neuangekommene.

„Nun, fragte der Patriot mit derselben geheuchelten Gleichgültigkeit, „wie weit sind wir?"

„Es ist vorbei."

„Was ist vorbei?"

„Ich bin mit dem Vater Richard, wie es unter uns abgemacht war, wegen des Dienstes uneinig geworden. Ich schützte mein schwaches Gehör, meine Blendungen vor, und es wurde mir übel mitten in der Schreibstube."

„Sehr gut, und hernach?"

„Hernach rief der Vater Richard seine Frau, und seine Frau rieb mir die Schläfe mit Essig ein, worauf ich wieder zu mir kam."

„Gut, und hierauf?“

„Hierauf, wie es unter uns abgemacht war, sagte ich, der Mangel an Luft bringe bei mir diese Blendungen hervor, insofern ich sanguinisch sei, und der Dienst der Conciergerie, in der sich in diesem Augenblick vierhundert Gefangene finden, tödte mich.“

„Und was sprachen sie hiezu?“

„Die Mutter Richard beklagte mich.“

„Und der Vater Richard?“

„Er wies mir die Thure.“

„Daß er Dir die Thüre gewiesen hat, ist noch nicht genug.“

„Warten Sie doch; die Mutter Richard, die eine gute Frau ist, warf ihm vo, er habe kein Herz, in Betracht, daß ich ein Familienvater sei.“

„Und was erwiederte er?“

„Er erwiederte, sie habe Recht, doch die erste Bedingung für den Stand eines Schließers bestehe darin, daß er in dem Gefängniß bleibe, bei welchem er angestellt; die Republik scherze nicht, sie schlage denjenigen die Köpfe ab, welche bei Ausübung ihrer Functionen Blendungen haben.“

„Teufel!“ versetzte der Patriot.

„Und er hat nicht Unrecht, der Vater Richard. Seitdem die Oesterreicherin dort ist, findet eine höllenmäßige Ueberwachung statt.“

Der Patriot gab seinen Teller dem Hunde zu lecken, der von der Katze gebissen wurde.

„Vollenden Sie,“ sprach er, ohne sich umzuwenden.

„Endlich fing ich an zu seufzen und zu behaupten, ich fühle mich sehr unwohl; ich verlangte in die Krankenstube gebracht zu werden und versicherte, meine Kinder müßten sterben, wenn man mir meinen Lohn entziehe.“

„Und der Vater Richard?“

„Der Vater Richard antwortete mir, wenn man Schließer sei, so zeuge man keine Kinder.“

„Doch ich denke, Du hast die Mutter Richard für Dich?“

„Zum Glück! sie machte ihrem Manne eine andere Scene und warf ihm vor, er habe ein schlechtes Herz, und der Vater Richard sagte am Ende: „„Nun wohl, Bürger Grachus, verständige Dich mit einem von Deinen Freunden, der Dir etwas auf Deinen Lohn gibt; stelle ihn mir als Ersatzmann vor und ich verspreche Dir, daß er angenommen werden soll.““ Hienach entfernte ich mich, indem ich zu ihm sagte: „„Es ist gut, Vater Richard, ich werde suchen.““

„Und Du hast gefunden, mein Braver!“

In diesem Augenblick kehrte die Wirthin zurück und brachte dem Bürger Grachus seine Suppe und seinen Schoppen. Das behagte weder Grachus, noch dem Patrioten, denn sie hatten sich noch einige Mittheilungen zu machen.

„Bürgerin,“ sagte der Schließer, „ich habe ein kleines Geschenk vom Vater Richard erhalten, so daß ich mir heute ein Schweinsrippchen mit Gurken und eine Flasche Burgunderwein erlauben werde; schicke wegen des Rippchens Deine Magd zum Garkoch und hole mir die Flasche im Keller.“

Die Wirthin gab sogleich ihre Befehle. Die Magd ging durch die Hausthüre hinaus, jene entfernte sich durch die Kellerthüre.

„Gut,“ sagte der Patriot, „Du bist ein verständiger Bursche.“

„So verständig, daß ich mir trotz Ihrer schönen Versprechungen nicht verhehle, um was es sich für uns Beide handelt. Sie vermuthen es wohl?“

„Ja, vollkommen.“

„Wir spielen Beide um unsern Hals.“

„Sei unbesorgt um den meinigen.“

„Ich muß es gestehen, mein Herr, es ist auch nicht gerade der Ihrige, der mir am meisten Unruhe bereitet.“

„Es ist der Deinige?“

„Ja.“

„Doch wenn ich ihn zu seinem doppelten Werthe anschlage?“

„Ei! mein Herr, ein Hals ist ein sehr kostbares Ding.“

„Der Deinige nicht.“

„Wie, der meinige nicht?“

„In diesem Augenblick wenigstens.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Ich will damit sagen, daß dein Hals keinen Heller werth ist, insofern Du, wenn ich zum Beispiel ein Agent des Wohlfahrtsausschusses wäre, morgen guillotinirt würdest.“

Der Schließer wandte sich mit einer so ungestümen Bewegung um, daß der Hund gegen ihn kläffte.

Er war bleich wie der Tod.

„Wende Dich nicht um, erbleiche nicht,“ sprach der Patriot, „iß im Gegentheil vollends ruhig Deine Suppe; ich bin kein herauslockender Agent, mein Freund. Verschaffe mir Eintritt in die Conciergerie, setze mich an Deinen Platz, und ich bezahle Dir morgen fünfzig tausend Livres in Gold.“

„Ist es aber auch gewiß wahr?“

„Oh! Du hast eine vortreffliche Caution, Du hast meinen Kopf.“

Der Schließer sann einige Secunden nach.

„Vorwärts!“ sagte der Patriot, der ihn in seinem Spiegel sah, „vorwärts! stelle keine schlimme Betrachtungen an; denuncirst Du mich, so gibt Dir die Republik, da Du im Ganzen nur deine Pflicht gethan hast, nicht einen Sou; dienst Du mir, so gebe ich Dir, da Du im Gegentheil Dich gegen Deine Pflicht verfehlt hast, und es in dieser Welt unbillig ist, daß Jemand etwas für nichts thun soll, die fünfzig tausend Livres.“

„Oh! ich verstehe Sie,“ entgegnete der Schließer, „ich habe allen Vortheil dabei, daß ich thue, was Sie von mir verlangen, doch ich befürchte die Folgen . . .“

„Die Folgen . . . und was hast Du zu fürchten, sprich? Ich werde Dich nicht anzeigen, im Gegentheil.“

„Ohne Zweifel.“

„Am Tage nach meiner Bestallung machst Du einen Gang nach der Conciergerie, ich gebe Dir fünf und zwanzig Rollen, von denen jede zwei tausend Franken enthält; diese fünf und zwanzig Rollen werden bequem in Deinen zwei Säcken Platz haben. Mit dem Gelde gebe ich Dir eine Karte, mit der Du aus Frankreich Auslaß findest, Du reisest ab, und wohin Du gehst, bist Du, wenn nicht reich, doch wenigstens unabhängig.

„Nun wohl, es ist abgemacht, mein Herr, mag kommen, was da will. Ich bin ein armer Teufel und mische mich nicht in die Politik; Frankreich ist immer gut marschirt ohne mich, und wird in Ermangelung meiner Person nicht umkommen; begehen Sie eine schlechte Handlung, desto schlimmer für Sie.“

„In jedem Fall glaube ich nichts Schlimmeres zu thun, als man sonst in diesem Augenblick thut.“

„Der Herr wird mir erlauben, daß ich die Politik des Nationalconventes nicht beurtheile.“

„Du bist ein in Beziehung auf Philosophie und Sorglosigkeit bewunderungswürdiger Mann. Nun sprich, wann stellst Du mich dem Vater Richard vor?“

„Diesen Abend, wenn Sie wollen.“

„Ja gewiß. Wer bin ich?“

„Mein Vetter Mardoche.“

„Mardoche, es sei, der Name gefällt mir. Was für ein Stand?“

„Ein Beutler.“

„Der Beutler ist vom Gerber nur um eine Hand entfernt.“

„Sind Sie Gerber?“

„Ich könnte es sein.“

„Das ist wahr.“

„Um welche Stunde soll die Vorstellung stattfinden?“

„In einer halben Stunde, wenn Sie wollen.“
„Um neun Uhr also.“
„Wann bekomme ich das Geld?“
„Morgen.“
„Sie sind ungeheuer reich?“
Ich bin wohlhabend.“
„Ein Ci-devant, nicht wahr?“
„Was geht das Dich an?“
„Geld haben und sein Geld dafür weggeben, daß man Gefahr läuft, guillotinirt zu werden, in der That, die Ci-devant müssen sehr dumm sein!“
„Was willst Du? Die Sans-culottes haben so viel Geist, daß für die Andern nichts mehr übrig ist.“
„Stille, hier kommt mein Wein.“
„Diesen Abend vor der Conciergerie.“
„Ja.“
Der Patriot bezahlte seine Rechnung und entfernte sich.
Von der Thüre aus hörte man ihn mit seiner Donnerstimme rufen:
„Vorwärts, Bürgerin! die Rippchen mit Gurken! mein Vetter Grachus stirbt vor Hunger.“
„Dieser gute Mardoche!“ sagte der Schließer, indem er den Burgunder verkostete, welchen ihm die Wirthin mit einem zärtlichen Blicke eingeschenkt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Das kommt davon.

Sociales Sittengemälde, nach der „Waise von Lowood“, bearbeitet in zwölf Bänden.

1.

Henriette war die bildschöne Tochter des steinreichen Kornmaklers Wuchermann. Von der Natur begabt mit natürlichem Verstande, war dieselbe in einer Erziehungsanstalt für junge Mädchen und für Töchter höherer Stände so kunstgerecht verarbeitet worden, daß Henriette die Geheimnisse von Paris weit besser kannte, als das Kochbuch der Madame Scheible; auch wußte sie sich in der französischen Sprache mit größerer Sicherheit auszudrücken, als in der gemeinen Volkssprache mit welcher ihr ungebildeter Vater sie anzureden öfters die Freiheit hatte.

2.

Henriette hatte eben „Romeo und Julia“ in der Ursprache gelesen. Mitgefühlstropfen, wie Kirschkörner groß, träufelten ihr aus den seelenvollen Augen, deren Pupillen etwas verschoben waren, was ihr aber gar nicht zur Unzier gereichte.
„O Romeo!“ hauchte sie in einem langen Seufzer und breitete die Arme aus.
Da wurde die Thüre aufgerissen und herein gestürzt kam Gustav, der schwarzköpfige, glühaugige und feuriglebende Steueraufseher vom einsamen Thore.
Es ist wohl nicht nöthig, hinzuzufügen, daß Gustav und Henriette sich bereits vor vierzehn Tagen gegenseitige ewige Liebe geschworen hatten.
Sie hielten sich lange und sprachlos umarmt.

3.

„Jette! sagte der Vater unserer Heldin eines Tages zu seinem Töchterchen, „Jette, Du bist heute siebenzehn Jahre alt, und dem äußeren Anscheine nach ganz entwickelt. Ich habe eine propere Partie für Dich — Du sollst heirathen.“
Henriette wurde bei diesen Worten feuerroth; ihr Herz erbebte. „Gustav,“ stammelte sie leise und hielt sich dabei an die Kommoden-Ecke, denn sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe. —

4.

Acht Tage darauf las man in den Zeitungen:

Als Verlobte empfehlen sich:
Henriette Wuchermann,
Gottlieb Mehlwurm, Bäckermeister.

Es war Henriette nicht gelungen, das Felsenherz ihres Vaters für den schwarzlockigen Gustav zu gewinnen. Ach, wie eine geknickte Lilie sichlich sie zu einer Modenhandlung und kaufte ein Brautkleid, die Elle sieben Thaler; und ihr Kummer wurde nur dadurch einigermaßen gemildert, daß Mehlwurm ihr einen Brillantschmuck als Hochzeits-Angebinde zugesendet hatte.

5.

Düster brannte es in dem kleinen Hinterstübchen, das Gustav für zwei Thaler monatlich bewohnte. Er saß den Kopf in die Hand gestützt, an einem Tisch und blickte mit stieren Augen bald auf eine Busenschleife, das letzte Andenken an seine Henriette, bald auf eine Flasche Cognac, die er für die letzten zwanzig Groschen seines Monatsgehaltes gekauft hatte, um sich Muth zu trinken zum — Selbstmord.

Wer ihn so gesehen hätte, diesen sonst so lebensfrischen Jüngling, mit der sorgenlosen Miene, wie er jetzt da saß und eben den siebzehnten Cognac verzweiflungsvoll hinuntergoß, — ach, er hätte nicht geglaubt, daß man so viel Muth zum Selbstmord braucht.

6.

Der letzte Tropfen war aus der Flasche verschwunden. Jetzt griff der Bedauernswerthe zum Pistol, setzte die Mündung desselben vor die Stirne, seufzte noch einmal tief auf, drückte ab und — das Pistol versagte. Gustav hatte in der Verzweiflung vergessen, dasselbe zu laden.

7.

„Herr Steuerinspektor, hier ist ein Brief an Sie;" Diese Worte seiner Wirthin vernahm Gustav in halber Besinnungslosigkeit. Er versuchte es, die Hand auszustrecken, um den Brief in Empfang zu nehmen. Mit einiger Anstrengung gelang es ihm — Es war Henriettens Handschrift. Sie schrieb:

Innigst geliebter Gustav!

Morgen Abend 8 Uhr geht mein Mann in den Pollacksklubb. Dann bin ich allein. Das Nähere mündlich. Deine Dich ewig liebende Henriette.

Nach Lesung dieser Zeilen fiel Gustav vom Stuhle. Die plötzliche Freude und „einundzwanzig Cognacs" — o wer ergründet die Tiefen des menschlichen Herzens!

Gustav schlief sechszehn Stunden auf derselben Diele, und würde vielleicht noch länger geschlafen haben, wenn nicht zufällig seine Wäscherin gekommen wäre, um sich einen halben Thaler alte Schulden von ihm einzufordern. Gustav drückte der Wäscherin tiefgerührt die Hand und begleitete sie zur Thür mit dem Bemerken, er habe heute kein Geld.

8.

Es war am andern Abend um halb neun Uhr. Gustav war bei Henriette. — — Henriette hatte ihm das Nähere mündlich mitgetheilt. — — —

9.

Von Seligkeit fast eben so berauscht, wie gestern von den Cognacs, wollte sich Gustav eben entfernen, als etwas die Treppe herauf gepoltert kam.

„Himmel, mein Mann!" schrie Henriette. „Hol ihn der Teufel!" brummte Gustav, sah sich aber nichts desto weniger nach einer etwaigen Hinterthüre um; denn Herr Mehlwurm war ein Mann von kräftigem Gliederbau und wer konnte wissen, was Herr Mehlwurm denken und diesem Gedanken folgen würde, wenn er eintrat und seine Frau nicht allein fand. —

Henriette war todtenbleich; jeder Tritt auf die Treppenstufen fand in ihrem Herzen einen schmerzlichen Wiederhall. Sollte sie Gustav ihrem Manne vorstellen, vielleicht als Cousin, aber so 'was dergleichen? — Ach welcher Mann glaubt heute

noch an solche Cousins? Oder sollte sie Gustav verbergen? Nein! nimmermehr! Das würde von einem bösen Gewissen zeugen. Allein ein Entschluß mußte gefaßt werden. Schon scharrte Herr Mehlwurm auf der Decke vor der Stubenthüre mit dem Fuße. Henriette erblickte den Mantel ihres Mannes an der Wand hängend. Mit der Schnelligkeit des Gedankens schob sie den Geliebten dahinter gerade als ihr Mann die Thüre öffnet. Er hatte nichts bemerkt.

9.

„Liebes Männchen, Du kommst ja heute so früh zurück aus Deinem Club, flötete Henriettchen, und drückte einen keuschen Kuß auf die geschwollenen Lippen des ziemlich verstörten Gatten."

„Ja", erwiderte Mehlwurm, „ich muß aber noch einmal fort, denn unser Friedrich steht in der Nebenstraße mit einer Fuhre Mehl, die durch das einsame Thor von ihm geschmuggelt wurde, wo heute gar kein Steuerbeamter sichtbar gewesen sein soll."

„Noch einmal fort? Ach Du Böser;" schmollte Henriettchen. Bleib aber nur nicht zu lange, setzte sie schmeichelnd hinzu.

Ich komme in einer Viertelstunde wieder. Ich wollte nur meinen Mantel holen, denn es regnet da draußen, als ob es mit Mollen gösse.

Mit diesen Worten faßte Herr Mehlwurm nach dem Mantel, Henriette brach mit einem Schrei zusammen und wie eine Salzsäule stand er im nächsten Augenblick, den Mantel in der Hand und vor sich — den Steuerbeamten vom einsamen Thor! — Zu dieser Gruppe fehlte nichts, als die bengalische Beleuchtung.

11.

Die beiden Männer hatten sich ausgesprochen.

Sie werden also nichts von meiner Schmuggelei erzählen? fragte Herr Mehlwurm.

Und Sie werden darüber schweigen, daß ich meinen Posten verlassen habe? gegenfragte Gustav.

Beide Männer reichten sich zum Zeichen der Verschwiegenheit die Hand und Gustav verließ das Haus frohen Herzens, denn er hatte Mehlwurm die Ueberzeugung beigebracht von der Harmlosigkeit seines späten Besuches.

12.

Mehlwurm besuchte seit dieser Zeit nie wieder den Pollaksklub; denn er hatte, durch Erfahrung gewitzigt, einsehen gelernt, daß Häuslichkeit eine der schönsten Tugenden ist, und so oft er in der Folge seinen Mantel an der Wand hängen sah, rief er sich selbst zu:

Das kommt davon,
wenn man eine junge Frau hat und des Abends zum Biere geht.

Wie der Mensch sich irren kann.

Himmeltausend Donnerwetter!
Ich bin ein geschlag'ner Mann!
Hin zum Landtag wollt' ich gehen,
Und mein Hoffen ist ein — Wahn.
Mich dafür zu lassen wählen,
Ich zu allen Nachbarn rann,
Und — doch bin ich sitzen blieben. —
Wie der Mensch sich irren kann. —

Mancher Thaler ging da flöten,
Als man zu den Wahlen schritt.
Wo ein kleiner Pump vorhanden,
Rief ich: Bürger, wir sind quitt!
Alle List ist fehlgeschlagen,
Die ich Tag und Nacht ersann.
Himmeltausend Donnerwetter,
Wie der Mensch sich irren kann! —

Freundlich grüßt ich jeden Laffen,
Der da kam des Weg's einher,
Daß zuletzt an meinem Hute
Kaum ein Zollbreit Krämpe mehr.
Fort! sonst hau' mit meinem Stocke
Ich die Menschheit Mann für Mann. —
Nichts errungen als — Gelächter,
Wie der Mensch sich irren kann! —

Drobisch.

Der
Chevalier von Maison-Rouge.
(Fortsetzung.)

XLI.
Der Greffier des Kriegsministeriums.

Der Patriot war weggegangen, hatte sich aber nicht entfernt. Durch die rauchigen Fenster beobachtete er den Schließer, um zu sehen, ob er nicht in Verbindung mit einem der Agenten der republikanischen Polizei, einer der besten Polizeien, die je bestanden, trete, denn die eine Hälfte der Gesellschaft bespähte die andere, minder noch zum Ruhme der Regierung, als zur Sicherheit ihres Kopfes.

Doch nichts von dem, was der Patriot befürchtete, geschah; einige Minuten vor neun Uhr stand der Schließer auf, nahm die Wirthin beim Kinn und ging weg.

Der Patriot stieß auf dem Quai der Conciergerie zu ihm, und Beide traten in das Gefängniß ein.

Schon an demselben Abend wurde der Handel abgeschlossen; der Vater Richard nahm den Schließer Mardoche an der Stelle des Bürger Grachus an.

Zwei Stunden, ehe diese wichtige Angelegenheit im Kerker geordnet wurde, fiel in einem Theile des Gefängnisses eine Scene vor, welche, obgleich scheinbar ohne Interesse, eine nicht minder große Bedeutung für die Hauptpersonen dieser Geschichte hatte.

Müde seines Tagewerks, war der Greffier der Conciergerie im Begriff, seine Register zusammenzulegen und wegzugehen als ein Mann, geführt von der Bürgerin Richard, sich vor seinem Schreibtische zeigte.

„Bürger Greffier," sprach sie, „hier ist Ihr College vom Kriegsministerium, er kommt im Auftrage des Bürger Ministers, um einige militärische Listen zu entwerfen."

„Ah! Bürger," sagte der Greffier, „Sie kommen ein wenig spät, ich packe so eben zusammen."

„Lieber College, verzeihen Sie," erwiederte der Andere, „wir haben so viele Geschäfte, daß sich unsere Gänge nur in verlorenen Augenblicken machen lassen, und unsere verlorenen Augenblicke sind diejenigen, wo die Andern speisen oder schlafen."

„Wenn dem so ist, so thun Sie es, mein lieber College, doch beeilen Sie sich, denn es ist, wie Sie sagen, die Stunde des Abendbrodes und ich fühle Hunger. Haben Sie Ihre Vollmachten?"

„Hier sind sie," sagte der Greffier des Kriegsministeriums, indem er ein Portefeuille vorwies, das sein College, so sehr er auch Eile hatte, mit ängstlicher Aufmerksamkeit prüfte.

„Oh! Alles dies ist in Ordnung," sagte die Richard, „mein Mann hat bereits die Durchsicht vorgenommen."

„Gleichviel," versetzte der Greffier, in seiner Prüfung fortfahrend.

Der Greffier des Kriegministeriums wartete geduldig und wie ein Mann, der auf strenge Erfüllung dieser Formlichkeiten gefaßt war.

„Vortrefflich," sagte der Greffier der Conciegerie, „Sie können nun anfangen, wann Sie wollen. Haben Sie viele Gefangene zu verzeichnen?"

„Etwa hundert."

„Dazu brauchen Sie mehrere Tage."

„Mein lieber College, ich will auch eine kleine Anstalt bei Ihnen gründen, das heißt, wenn Sie es erlauben.“

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte der Greffier der Conciergerie.

„Ich werde Ihnen das erklären, indem ich Sie mit mir zum Abendbrod nehme; Sie haben Hunger, sagen Sie?“

„Ich leugne es nicht.“

„Nun wohl, Sie werden meine Frau sehen, sie ist eine gute Köchin; dann werden Sie mit mir Bekanntschaft machen, ich bin ein guter Junge.“

„Meiner Treue, ja, Sie kommen mir so vor; doch lieber College . . .“

„Oh!“ nehmen Sie ohne Umstände die Austern an, die ich im Vorbeigehen beim Chatelet kaufen werde, sodann ein Huhn, das ich bei unserem Garkoch bestelle, und ein paar kleine Schüsseln, welche Madame Durand vortrefflich macht.“

„Sie verführen mich, lieber College,“ sagte der Greffier der Conciergerie, geblendet durch dieses Mahl, an das ein Greffier nicht gewöhnt war, den das Revolutionstribunal mit zehn Livres in Assignaten bezahlte, welche einen wirklichen Werth von kaum zwei Franken hatten.

„Sie nehmen also an?“

„Ich nehme an.“

„Dann verschieben wir die Arbeit auf morgen; für diesen Abend gehen wir.“

„Gehen wir.“

„Kommen Sie.“

„Sogleich; lassen Sie mich nur die Gendarmen benachrichtigen, welche die Oesterreicherin bewachen.“

„Warum sie benachrichtigen?“

„Damit sie wissen, daß ich weggehe, und damit ihnen, weil sie folglich wissen, daß Niemand mehr in der Kanzelei ist, jedes Geräusch verdächtig vorkommt.“

„Ah! sehr gut, meiner Treue eine vortreffliche Vorsicht.“

„Nicht wahr, Sie begreifen?“

„Ganz gut, gehen Sie.“

Der Greffier der Conciergerie klopfte wirklich an die Pforte, einer der Gendarmen öffnete und fragte:

„Wer ist da?“

„Ich, der Greffier, Sie wissen, ich gehe. Guten Abend, Bürger Gilbert.“

Und die Pforte schloß sich wieder.

Der Greffier des Kriegsministeriums hatte die ganze Scene mit der größten Aufmerksamkeit beobachtet, und als die Thüre des Gefängnisses der Königin offen war, tauchte sein Blick rasch bis in den Hintergrund der ersten Abtheilung: er sah den Gendarme Dufresne an einem Tische und überzeugte sich folglich, daß die Königin nur zwei Wächter hatte.

Es versteht sich von selbst, daß, als der Greffier der Conciergerie sich umwandte, sein College wieder die gleichgültigste Miene, die er nur immer seiner Physiognomie geben konnte, angenommen hatte.

Als sie die Conciergerie verließen, traten zwei Männer hier ein.

Diese zwei Männer, welche eben eintraten, waren die Bürger Grachus und sein Vetter Mardoche.

Mit einer Bewegung, welche einem ähnlichen Gefühle zu entspringen schien, drückten der Vetter Mardoche und der Greffier des Kriegsministeriums, als sie sich erblickten, der eine seine Pelzmütze, der andere seinen breitkrämpigen Hut auf die Augen.

„Wer sind diese Männer?“ fragte der Greffier des Kriegsministeriums.

„Ich kenne nur einen, er ist ein Schließer Namens Grachus.“

„Ah!“ versetzte der Greffier des Krieges mit einer geheuchelten Gleichgültigkeit, „die Schließer der Conciergerie gehen also aus?“

„Sie haben ihren Tag.“

Die Forschung wurde nicht weiter getrieben; die zwei neuen Freunde schlugen den Weg nach dem Pont au Change ein. An der Ecke der Place du Chatelet kaufte

der Greffier des Kriegs nach dem angekündigten Programm einen Korb von zwölf Duzend Austern; dann ging man weiter über den Quai de Gevres.

Die Wohnung des Greffier vom Kriegsministerium war sehr einfach: der Bürger Durand bewohnte drei kleine Zimmer auf der Place de Greve in einem Hause ohne Portier. Jeder Miethsmann hatte einen Schlüssel zu der Gangthüre und es war verabredet, daß man sich, wenn man seinen Schlüssel nicht mitgenommen, durch einen, zwei oder drei Schläge mit dem Klopfer, je nach dem Stockwerk, das man bewohnte, benachrichtigen sollte; die Person, welche eine andere erwartete und das Zeichen erkannte, kam dann herab und öffnete die Thüre.

Der Bürger Durand hatte seinen Schlüssel in der Tasche und brauchte also nicht zu klopfen.

Man stieg zwei Stockwerke hinauf, der Bürger Durand zog einen zweiten Schlüssel aus seiner Tasche und trat ein.

Der Greffier des Palastes fand die Frau Greffiere des Kriegs sehr nach seinem Geschmack; es war in der That eine reizende Frau, der ein über ihrem Gesicht verbreiteter Ausdruck tiefer Traurigkeit beim ersten Anblick ein mächtiges Interesse verlieh. Wir haben zu bemerken, daß die Traurigkeit eines der sichersten Verführungsmittel hübscher Frauen ist: die Traurigkeit macht alle Männer, ohne Ausnahme, selbst die Greffiers verliebt; denn die Greffiers sind Menschen, was man auch sagen mag, und es gibt keinen Menschen von großer Eigenliebe oder von empfindsamen Herzen, der nicht eine betrübte hübsche Frau zu trösten und die weißen Rosen einer bleichen Gesichtsfarbe in lachende Rosen zu verwandeln hofft, wie der Bürger Dorat sagte.

Die zwei Greffiers speisten mit sehr gutem Appetit, nur Madam Durand aß nicht.

Die Fragen nahmen indessen von der einen Seite wie von der andern ihren Fortgang.

Der Greffier des Kriegs fragte seinen Collegen mit einer, in jenen Zeiten täglicher Dramen, sehr merkwürdigen Neugierde, was die Gebräuche des Palastes, die Gerichtstage und die Mittel der Ueberwachung wären.

Entzückt, daß man ihn mit so viel Aufmerksamkeit anhörte, antwortete der Greffier des Palastes mit großer Gefälligkeit und erzählte von den Gebräuchen der Schließer, von denen von Fouquier-Tinville und endlich von denen des Bürger Samson, des Hauptschauspielers der Tragödie, die man täglich auf dem Revolutionsplatze spielte.

Dann wandte er sich an seinen Collegen und Wirth und erbat sich von ihm Auskunft über sein Ministerium.

„Oh!“ sprach Durand, „ich bin minder gut unterrichtet, insofern ich eine bei Weitem geringere Stellung einnehme, als Sie, da ich viel mehr Secretäre des Greffier, als Titulaire *) dieses Platzes bin; ich besorge das Geschäft des ersten Greffier; ich, der unbekannte, der dunkle Beamte habe die Mühe, den Vornehmen kommt der Nutzen zu; das ist die Gewohnheit bei allen Bureaukratien, selbst bei den revolutionären. Die Erde und der Himmel werden sich vielleicht eines Tages verändern, doch die Bureaux verändern sich nie.“

„Nun wohl, ich werde Sie unterstützen, Bürger,“ sagte der Greffier des Palastes, entzückt über den guten Wein seines Wirthes und besonders über die schönen Augen von Madame Durand.

„Oh! ich danke,“ erwiederte derjenige, welchem dieses artige Anerbieten gemacht wurde, „Alles was die Gewohnheiten und die Oertlichkeiten verändert, ist eine Zerstreuung für einen armen Beamten, und ich befürchte viel mehr, meine Arbeit in der Concergerie zu Ende gehen, als sich in die Länge ziehen zu sehen, und wenn ich jeden Abend Madame Durand, welche sich hier langweilen würde, mit in die Kanzlei nehmen kann . . .“

*) In Frankreich nennt man Titulaire den wirklichen Besitzer eines Amtes, wenn er es auch nicht selbst verwaltet.

„Ich sehe darin nichts Unpassendes," versetzte der Greffier des Palastes, höchlich erfreut über die liebenswürdige Zerstreuung, die ihm sein College versprach.

„Sie wird mir die Listen dictiren," fuhr der Bürger Durand fort, „und von Zeit zu Zeit, wenn das Geschäft beendet ist, und wenn Sie das Abendbrod heute nicht zu schlecht gefunden haben, kommen Sie und nehmen ein ähnliches bei uns ein."

„Ja, doch nicht zu oft, nicht zu oft," erwiederte mit einer gewissen Geckenhaftigkeit der Greffier des Palastes, „denn ich muß Ihnen gestehen, ich würde gezankt, käme ich später als gewöhnlich in ein gewisses Haus der Rue du Petit-Musc zurück."

„Ah! das läßt sich vortrefflich ordnen," sagte Durand, „nicht wahr, meine liebe Freundin?"

Immer sehr bleich und sehr traurig, erhob Madame Durand ihre Augen zu ihrem Gatten und erwiederte:

„Ihr Wille geschehe."

Es schlug eilf Uhr und es war Zeit sich zurückzuziehen. Der Greffier des Palastes stand auf und nahm Abschied von seinen neuen Freunden, wobei er sie versicherte, daß es ihm unendlich Vergnügen gewährt habe, mit ihnen und ihrem Abendbrode Bekanntschaft zu machen.

Der Bürger Durand führte seinen Gast bis auf den Ruheplatz zurück, ging dann wieder in das Zimmer und sagte:

„Vorwärts, Geneviève, legen Sie sich nieder."

Die junge Frau erhob sich, ohne zu antworten, nahm eine Lampe und ging in das Zimmer rechts.

Durand, oder vielmehr Dirmer, schaute ihr nach, blieb einen Augenblick nachdenkend und mit düsterer Stirne stehen und begab sich dann ebenfalls in sein Zimmer, das auf der entgegengesetzten Seite lag.

XLII.

Die zwei Billets.

Von diesem Augenblicke an arbeitete der Greffier des Kriegsministeriums jeden Abend emsig im Bureau seines Collegen vom Palaste. Madame Durand entnahm die Listen aus den zum Voraus bereiteten Registern und Durand copirte voll Eifer.

Nach einer Stunde des Gespräches oder der Betrachtung, denn dem Greffier des Palastes gefiel es ungemein, seine Collegin vom Kriegsministerium anzuschauen, blieben der Mann und die Frau gewöhnlich allein. Dann kehrte der Beamte von Fouquier-Tinville nach der Rue du Petit-Musc zurück und murmelte:

„Alle Wetter! wie schön ist sie, diese kleine Madame Durand; aber was Teufels kann sie haben, daß sie so traurig macht?"

Dann entfernte sich Durand ebenfalls, nachdem er die Gendarmen der Gewohnheit gemäß unterrichtet und die Bücher sorgfältig wieder geschlossen hatte.

Dies dauerte so vier Tage. Durand prüfte Alles, ohne daß er auf etwas aufmerksam zu sein schien.

Er hatte wahrgenommen, daß jeden Abend um neun Uhr ein Korb mit Mundvorräthen, den Richard oder seine Frau brachten, vor der Thüre niedergesetzt wurde.

Jeden Abend, wenn der Greffier zu dem Gendarme sagte: „Ich gehe, Bürger," kam der Gendarme Gilbert oder Dufresne heraus, nahm den Korb und brachte ihn zu Marie Antoinette.

Während der drei auf einander folgenden Abende, wo Durand länger an seinem Posten geblieben war, war der Korb auch länger an dem seinigen geblieben, denn nur wenn er die Thüre öffnete, um dem Greffier guten Abend zu sagen, nahm der Gendarme die Mundvorräthe auf.

Eine Viertelstunde, nachdem er den vollen Korb hineingenommen, stellte einer von den Gendarmen einen leeren Korb vom vorhergehenden Tage vor die Thüre, auf dieselbe Stelle, wo der andere gewesen war.

Am Abend des vierten Tages, es war am Anfang des Monats October, nach der gewöhnlichen Sitzung und als der Greffier des Palastes sich entfernt hatte und

Durand, oder vielmehr Dirmer mit seiner Frau allein geblieben war, ließ er seine Feder fallen, schaute umher, horchte mit einer Aufmerksamkeit, als ob sein Leben davon abhängen würde, stand rasch auf, lief mit gedämpften Tritten auf die Thüre des Gefängnisses zu, hob die Serviette auf, welche den Korb bedeckte, und drückte in das für die Gefangene bestimmte weiche Brod ein silberes Etui.

Bleich und zitternd durch die Aufregung, die selbst bei der mächtigsten Organisation den Menschen ergreift, welcher einen Akt von höchster Bedeutung, der lange vorbereitet war und sehnlichst erwartet wurde, vollzogen hat, kehrte er dann an seinen Platz zurück und drückte eine Hand auf seine Stirne, die andere auf sein Herz.

Genevieve schaute ihm zu, doch ohne ein Wort an ihn zu richten; seitdem sie ihr Gatte von Maurice geholt, wartete sie gewöhnlich, bis er zuerst mit ihr sprach.

Diesmal aber brach sie ihr Stillschweigen.

„Soll es diesen Abend geschehen?" fragte sie.

„Nein, morgen," antwortete Dirmer.

Und nachdem er abermals geschaut und gehorcht hatte, schloß er die Register, näherte sich der Pforte und klopfte an.

„Was gibt es?" rief Gilbert.

„Bürger," antwortete er, „ich gehe."

„Gut," sagte der Gendarme aus dem Hintergrunde der Zelle, „guten Abend."

„Guten Abend, Bürger Gilbert."

Durand hörte das Klirren der Riegel, er begriff, daß der Gendarme öffnen wollte, und ging.

In dem Gange, der von der Wohnung des Vater Richard in den Hof führte, stieß er an einen Schließer, der eine Pelzmütze auf dem Kopf hatte und einen schweren Schlüsselbund in der Hand trug.

Dirmer ergriff die Angst, er befürchtete, grob wie die meisten Leute seines Standes, würde dieser Mensch ihn anrufen, anschauen, vielleicht erkennen.

Er drückte seinen Hut auf die Stirne, während Genevieve die Garnitur ihres schwarzen Mäntelchens über die Augen zog.

Er täuschte sich.

„Ah! ich bitte um Verzeihung," sagte der Schließer, obgleich er gestoßen worden war.

Dirmer bebte bei dem Tone dieser Stimme, welche sanft und artig klang. Doch der Schließer hatte ohne Zweifel Eile, er schlüpfte in den Gang, öffnete die Thüre des Vater Richard und verschwand.

Dirmer ging mit Genevieve seines Wegs.

„Das ist seltsam," sagte er, als er außen war, als die Thüre sich wieder hinter ihm geschlossen und der Eindruck der Luft seine brennende Stirne abgekühlt hatte.

„Oh! ja, sehr seltsam," flüsterte Genevieve.

Zur Zeit ihres innigen Verhältnisses hätten sich die zwei Gatten einander die Ursache ihres Erstaunens mitgetheilt.

Doch Dirmer verschloß seine Gedanken in seinem Innersten und bekämpfte sie wie ein Gebilde erhitzter Einbildungskraft, während Genevieve sich darauf beschränkte, daß sie, als sie sich um die Ecke des Pont au Change wandte, einen letzten Blick auf den düstern Palast warf, wo etwas wie das Gespenst eines verlornen Freundes in ihr so viele süße und zugleich bittere Erinnerungen geweckt hatte.

Beide kamen nach der Greve, ohne ein einziges Wort gesprochen zu haben.

Mittlerweile war der Gendarme herausgegangen und hatte den für die Königin bestimmten Korb mit Mundvorräthen aufgenommen.

Er enthielt Obst, ein kaltes Huhn, eine Flasche weißen Wein, eine Caraffe Wasser und die Hälfte eines zweipfündigen Brodes.

Gilbert hob die Serviette auf und erkannte die gewöhnliche Anordnung der von der Bürgerin Richard in den Korb gelegten Gegenstände.

„Gut, hier ist mehr, als sie essen wird," sagte er zu seinem Gefährten, der, seitdem er nicht mehr rauchte, seine Zeit damit hindrachte, daß er alle alte Almanache las, die er sich verschaffen konnte. „Hier ist mehr, als sie essen wird, und dennoch bedurf-

te es nicht so vieler Köche, um ihr Mittagsbrod zu bereiten, als es in Versailles an dem Tage gab, wo wir sie holten, um sie nach den Tuilerien zurückzuführen."

„Ei, mein Gott! ja," erwiederte Dufresne, philosophisch, „jetzt hat sie zum Küchenmeister den Bratkoch an der Ecke."

„Das muß ihr hart vorkommen."

„Oh! für das, was sie ißt . . ."

Gilbert machte mit den Schultern ein Zeichen, welches wohl sagen wollte:

„Ah! was Du da sprichst, ist wahr."

Dann schob er den Windschirm auf die Seite und rief laut:

„Bürgerin, hier ist das Abendbrod."

Der würdige Mann vermied es zu sagen: Dein Abendbrod, um die Königin nicht zu duzen, und Ihr Abendbrod, um nicht der Aristokratie beschuldigt zu werden.

„Ich danke, mein Herr," antwortete die Königin, „ich habe keinen Hunger."

„Ei! Bürgerin," versetzte Gilbert mit einer Erschütterung, die er nicht zu bemeistern vermochte, „es ist nicht damit abgemacht, daß man immer sagt: „„Ich habe keinen Hunger,"" was Teufels, man muß auch essen."

„Warum dies?" fragte die Königin so leise, daß es Dufresne nicht hörte.

Doch Gilbert hörte es.

„Ei! Bürgerin, wenn es nur wäre, um mir ein wenig Vergnügen zu machen!" rief Gilbert, fortgerissen durch die Rührung, die ihm diese lange, heilige Resignation verursachte.

Die Königin lächelte traurig und sprach:

„Um Ihnen Vergnügen zu machen, mein Freund, werde ich ein wenig Brod brechen."

Und sie hob den Deckel vom Korb ab und nahm das Brod heraus, während Gilbert den Kopf durch die Oeffnung des Windschirmes streckte und ihr, Thränen in den Augen, zuschaute.

Marie Antoinette brach das Brod, doch kaum hatten sich ihre Finger in dasselbe eingedrückt, als sie die kalte Berührung des Silbers fühlte und errieth, daß dieses Brod etwas Außerordentliches enthielt.

Da machte sie unwillkührlich eine Bewegung, das Blut stieg ihr zu Gesicht und verlieh ihren Augen und ihren Wangen einen fieberhaften Glanz.

Mit einem maschinenartigen Instinkte schaute sie gleichzeitig umher, erblickte Gilbert und stieß einen schwachen Schrei aus.

„Ah! ich bitte um Verzeihung," sagte er, „indem er sich rasch zurückzog, „ich habe Ihnen bange gemacht, Bürgerin."

Diesmal war Gilbert so bewegt durch den Schrei der Königin, daß er geradezu Ihnen sagte, auf die Gefahr, was daraus entstehen dürfte, wenn er gehört würde.

„Nein, aber es ist . . ."

Sie hielt inne, denn sie wußte nicht, womit sie sich entschuldigen sollte.

„Gut," sagte er, „gut, speisen Sie ruhig zu Nacht, es ist traurig für Männer, eine Frau so ohne zu essen leben zu sehen; wenn Sie dann gespeist haben, so suchen Sie zu schlafen, ohne zu seufzen, wie Sie es gewöhnlich im Schlafe thun. So wahr ich Gilbert heiße, ich würde lieber sehen, daß Sie sich am Tage beklagten und ärgerten, statt Sie in der Nacht so seufzen zu hören."

Die Königin blieb einen Augenblick unbeweglich; sie hörte nicht nur auf das, was er sagte, sondern sie berechnete auch seine stufenweise Entfernung.

Als sie gewiß zu sein glaubte, daß er sich zu seinem Kameraden gesetzt hatte, zog sie das Etui aus dem Brod.

Das Etui enthielt ein Billet.

Sie entfaltete es und las, wie folgt:

„Madame, halten Sie sich morgen zur Stunde, wo Sie dieses Billet empfangen werden, bereit, denn morgen zu dieser Stunde wird eine Frau in den Kerker Eurer Majestät eingeführt. Diese Frau nimmt Ihre Kleider und gibt Ihnen die ihrigen, dann verlassen Sie die Conciergerie am Arm von einem Ihrer ergebensten Diener.

„Kümmern Sie sich nicht um den Lärm, der im ersten Zimmer entstehen wird; halten Sie sich weder bei dem Geschrei noch bei den Seufzern auf; sorgen Sie einzig und allein dafür, daß Sie rasch das Kleid und den Mantel der Frau anziehen, welche den Platz Eurer Majestät einnehmen soll."

„Eine Ergebenheit!" flüsterte die Königin; „ich danke Dir, mein Gott, ich bin also nicht, wie man sagte, ein Gegenstand der Verwünschung für Alle!"

Sie las das Billet noch einmal.

Da fiel ihr der zweite Paragraph auf.

„„Halten Sie sich weder bei dem Geschrei noch bei den Seufzern auf,"" murmelte sie; „oh! das bedeutet, daß wan meine zwei Wächter niederstrecken will, arme Leute, die mir so viel Mitleid bewiesen haben; oh! nie! nie!"

Sie riß die zweite Hälfte des Billets, welche weiß war, ab, und da sie weder Bleistift noch Feder hatte, um dem unbekannten Freund, der sich mit ihr beschäftigte, zu antworten, so nahm sie die Nadel von ihrem Halstuch und stach in das Papier Buchstaben, welche folgende Worte bildeten:

„Ich darf und kann das Opfer irgend eines Menschenlebens gegen das meinige nicht annehmen." M. A.

Dann schob sie das Papier in das Etui und steckte dieses in den zweiten Theil des gebrochenen Brodes.

Diese Operation war kaum vollendet, es schlug eben zehn Uhr, die Königin hielt das Stück Brod in der Hand und zählte die Glockenschläge, welche langsam und in Zwischenräumen vibritten, als sie an einer der Scheiben ihres Fensters, das nach dem Hofe ging, den man den Frauenhof nannte, ein scharfes Geräusch, dem ähnlich, hörte, welches ein auf dem Glase knirschender Brillant hervorbringen würde. Auf dieses Geräusch folgte ein leichter Stoß an die Scheibe, der mehrere Male wiederholt wurde und den absichtlich das Husten eines Menschen bedeckte.

Dann erschien an der Ecke der Scheibe ein kleines zusammengerolltes Papier, das langsam hereinschlüpfte und an den Fuß der Mauer fiel.

Endlich vernahm die Königin das Geräusch eins Bundes von Schlüsseln, welche an einander schlugen, und von Tritten, die sich auf dem Pflaster schallend entfernten.

Sie erkannte, daß die Scheibe an ihrer Ecke durchlöchert worden, und daß durch diese Ecke der Mann, der sich entfernte, ein Papier geschoben hatte, welches ohne Zweifel ein Billet war.

Dieses Billet lag auf dem Boden.

Die Königin schaute es starr an, während sie horchte, ob sich ihr nicht einer ihrer Wächter näherte; doch sie hörte sie mit leiser Stimme sprechen, wie sie es gewöhnlich und in Folge einer Art von stiller Uebereinkunft thaten, um sie nicht zu belästigen.

Dann hob sie das Papier sachte und den Athem an sich haltend auf.

Ein dünner, harter Gegenstand schlüpfte wie aus einer Scheide und klang metallisch, als er auf den Backstein fiel.

Es war eine Feile von der größten Feinheit, mehr ein Juwel als ein Werkzeug, eine von jenen stählernen Federn, mit denen eine Hand, so schwach und ungeschickt sie auch sein mag, in einer Viertelstunde die dickste Eisenstange zu durchschneiden im Stande ist.

„Madame," sagte das Billet, „morgen um halb zehn Uhr wird ein Mann kommen und mit den Gendarmen, welche Sie bewachen, durch die Fenster des Frauenhofes sprechen.

„Während dieser Zeit wird Eure Majestät die dritte Stange Ihres Fensters, von der Linken zur Rechten gerechnet, durchfeilen.

„Feilen Sie schief, eine Viertelstunde wird Eurer Majestät genügen; dann halten Sie sich bereit, durch das Fenster zu schlüpfen.

„Diese Kunde kommt Ihnen von einem Ihrer treusten und ergebensten Unterthanen zu, welcher sein Leben dem Dienste Eurer Majestät gewidmet hat und glücklich sein wird, es für Sie aufzuopfern."

„Oh!" flüsterte die Königin, „das ist eine Falle. Doch nein, mir scheint, ich

kenne diese Handschrift, es ist dieselbe wie im Temple; es ist die des Chevalier von Maison-Rouge. Auf! Gott will vielleicht, daß ich entkomme."

Und die Königin fiel auf ihre Kniee und flüchtete sich in das Gebet, in diesen mächtigen Balsam der Gefangenen. (Fortsetzung folgt.)

Historisch wahr.

Man kann's in alten Büchern lesen,
Wie schön es war im Paradies,
Und billig ist es schon gewesen,
Als Eva in den Apfel biß;
Da lebten wohlfeil Mensch und Vieh,
Geld brauchte man zum Beispiel nie;
Auch gab es damals keine Schneider,
Die Menschen gingen ohne Kleider.
Das ist nun allerdings historisch wahr,
Doch heut' zu Tage nicht mehr anwendbar.

Sonst wußte man in alten Zeiten
Nichts von Papier und Preßfreiheit;
Und dennoch waren die Juden, Heiden
Noch zehnmal mehr, als wir, gescheidt.
Als Moses die Gesetze gab
Vom Berge Sinai herab,
In Stein hat er sie eingravirt
Und so den Juden oktroyrt.
Das ist nun allerdings historisch wahr,
Doch heut' zu Tage nicht mehr anwendbar.

Man weiß, daß Joseph in Egypten
Vor Zeiten Reichsverweser war,
Und alle Völker sehr ihn liebten,
Die Madam Potiphar sogar.
Sie wollte gar zu gern ihn küssen;
Doch er mocht' gar nichts von ihr wissen,
Ließ eher um zu retten sich,
Selbst seinen Paletot im Stich.
Das ist nun allerdings historisch wahr,
Doch heut' zu Tage nicht mehr anwendbar.

Es ist bekannt aus alten Zeiten,
Daß die Philister groß an Zahl
Sich stets beim Bierkrug immer streiten
Und raufen auch wohl allzumal.
Doch Simson der war gar nicht faul
Schlug 100 Stück zugleich auf's Maul
Mit eines Eselems Kinnbacken,
Daß Ihnen die Zähne darnach knacken.
Das ist nun allerdings historisch wahr,
Doch heut' zu Tage nicht mehr anwendbar.

Die Römer hatten auch Komödie
Und lernten ihre Rollen gut;
Sie hatten Lustspiel und Tragödie,
Da spielten sie voll Künstlergluth.
Auch lernten sie die Rollen sehr
Und brauchten niemals 'nen Souff'leur,
Man mochte, wo man wollte, stehn,
So'n Kasten, war niemals zu sehn.
Das ist nun allerdings historisch wahr,
Doch heut' zu Tage nicht mehr anwendbar. Röder.

Guckkasten-Bilder in heiterer Beleuchtung.

(Sichere Hippothek.) Der vor Kurzem in Paris verstorbene Schauspieler Montrond war ein Liebling des Fürsten von Talleyrand. Montrond liebte sehr den Luxus, und dachte nie daran, sich eine Zukunft zu gründen; er lebte unbesorgt in den Tag hinein, und wenn er heute hunderttausend Franken besaß, so konnte er morgen vielleicht nicht fünf Sous sein nennen. Einst hatte er in einer glücklichen Speculation zwei Millionen Franken gewonnen. Der Fürst Talleyrand machte ihn aufmerksam auf die bei dem Anlegen seines Geldes zu beobachtende Vorsicht. — „O, ich bin deshalb gar nicht in Verlegenheit," sagte Montrond. — Wo wollen Sie denn Ihre zwei Millionen anlegen? fragte der Fürst. — „Das ist sehr einfach, erwiederte Montrond, ich lege sie in meinen Secretär."

Der

Chevalier von Maison-Rouge.

(Fortsetzung.)

XLIII.

Die Vorkehrungen von Dirmer.

Dieser andere Tag, vorbereitet durch eine schlaflose Nacht, kam endlich furchtbar und man kann wohl ohne Uebertreibung sagen, blutroth.

In der That, in jener Zeit und in jenem Jahre hatte die schönste Sonne jeden Tag ihre schwarzblauen Flecken.

Die Königin schlief beinahe nicht und ihrem Schlafe gebrach es an Ruhe; kaum hatte sie die Augen geschlossen, da schien es ihr, als sähe sie Blut fließen, als hörte sie Schreie ausstoßen.

Sie war, ihre Feile in der Hand, entschlummert.

Einen Theil des Tages widmete sie dem Gebet. Ihre Wächter sahen sie so oft beten, daß sie keinen Verdacht aus diesem Zuwachs von Andacht schöpften.

Von Zeit zu Zeit zog die Gefangene aus ihrem Busen die Feile, die ihr von einem ihrer Retter übermacht worden war, und sie verglich die Schwäche des Werkzeugs mit der Kraft der Gitterstangen.

Zum Glück waren diese Stangen in der Mauer nur auf einer Seite, das heißt unten, befestigt.

Der obere Theil war in einer Querstange eingefügt; hatte man den untern Theil durchfeilt so durfte man nur an der Stange ziehen und diese kam.

Doch es waren nicht die physischen Schwierigkeiten, was die Königin aufhielt, sie begriff vollkommen, daß die Sache möglich war, und gerade diese Möglichkeit machte aus der Hoffnung eine blutige Flamme, welche ihre Augen blendete.

Sie fühlte, daß ihre Freunde, um bis zu ihr zu gelangen, ihre Wächter tödten mußten, und sie hätte um keinen Preis zu ihrem Tode eingewilligt. Diese Männer waren die einzigen, die ihr seit langer Zeit Mitleid bewiesen hatten.

Dagegen waren jenseits der Gitterstangen, die man sie durchfeilen hieß, jenseits der Leichname dieser zwei Männer, welche fallen sollten, indem sie ihre Retter zu ihr zu gelangen hindern würden, die Freiheit, das Leben und vielleicht die Rache, drei so süße Dinge für eine Frau besonders, daß sie Gott um Verzeihung bat, weil sie sich so glühend nach denselben sehnte.

Sie glaubte übrigens zu bemerken, daß kein Verdacht ihre Wächter in Bewegung setzte, und daß sie nicht einmal das Bewußtsein der Falle hatten, in welche man ihre Gefangene locken wollte, vorausgesetzt, daß das Complott eine Falle war.

Diese einfachen Menschen hätten sich so geübten Augen verrathen, wie es die der Königin waren, welche sich dadurch, daß sie es so oft erduldet, das Schlimme zu errathen gewöhnt hatte.

Die Königin verzichtete beinahe gänzich auf den Theil ihrer Gedanken, welcher sie die doppelte Oeffnung, die man ihr als eine Falle gemacht, prüfen ließ; doch je mehr die Scham, in einer Falle gefangen zu werden, von ihr wich, desto mehr verfiel sie in die noch größere Furcht, unter ihren Augen ein für sie vergossenes Blut fließen zu sehen.

„Seltsames Geschick, erhabenes Schauspiel!“ sagte sie; „zwei Verschwörungen vereinigen sich, um eine arme Königin, oder vielmehr eine arme gefangene Frau zu retten, welche nichts gethan hat, um die Verschwörer zu verführen oder zu ermu-

thigen, und sie sollen beide gleichzeitig zum Ausbruch kommen ... Wer weiß! vielleicht bilden sie beide nur eine Verschwörung. Vielleicht ist es eine doppelte Mine, welche an einem einzigen Punkte ausmünden soll... Wenn ich wollte, wäre ich also gerettet .. Doch eine arme Frau an meiner Stelle geopfert ... Doch zwei Männer getödtet, damit diese Frau zu mir gelangt ... Gott und die Zukunft würden es mir nicht vergeben! Unmöglich! unmöglich!"

Dann durchkreuzten ihren Geist jene großen Ideen von der Ergebenheit der Diener für die Gebieter und jene antiken Ueberlieferungen vom Rechte der Herrn über das Leben der Diener, beinahe verschwundene Phantome des sterbenden Königthums.

„Anna von Oesterreich hätte eingewilligt," sagte sie, „Anna von Oesterreich hätte über Alles das große Princip der Wohlfahrt der königlichen Personen gestellt. Anna von Oesterreich war von demselben Blute wie ich und beinahe in derselben Lage wie ich. Ein Wahnsinn, daß ich nach Frankreich kam, um hier das Königthum von Anna von Oesterreich zu verfolgen! Ich bin auch nicht gekommen; zwei Könige sprachen: „„Es ist wichtig, daß zwei königliche Kinder, die sich nie gesehen, die sich nicht lieben, die sich vielleicht nie lieben werden, an demselben Altar sich heirathen, um auf demselben Blutgerüste zu sterben."" Und dann ... wird mein Tod nicht den des armen Kindes nach sich ziehen, das in den Augen meiner wenigen Freunde noch König von Frankreich ist? Und wenn mein Sohn gestorben sein wird, wie mein Gemahl gestorben ist, werden ihre zwei Schatten nicht vor Mitleid lächeln, wenn sie, um ein paar Tropfen gemeines Blut zu ersparen, mit meinem Blute die Trümmer des Thrones vom heiligen Ludwig bespritzen sehen?"

Unter dieser immer zunehmenden Angst, in diesem Fieber des Zweifels, dessen Pulsschläge sich unablässig verdoppelten, im Schauer dieser Bangigkeiten erreichte die Königin den Abend.

Wiederholt hatte sie ihre Wächter prüfend beobachtet; nie hatten sie ruhiger ausgesehen.

Nie auch waren ihr die kleinen Aufmerksamkeiten dieser plumpen, aber guten Leute mehr aufgefallen.

Als es im Kerker finster wurde, als der Schritt der Runden erscholl, als das Geräusch der Waffen und das Geheule der Hunde das Echo in den finsteren Gewölben weckten, als sich endlich das ganze Gefängniß furchtbar und hoffnungslos darstellte, da erhob sich Marie Antoinette, welche die der Natur der Frau inwohnende Schwäche gezähmt hatte, voll Schrecken.

„Oh! ich werde fliehen," sagte sie, „ja, ja, ich werde fliehen. Wenn man kommt, wenn man spricht, durchfeile ich eine Stange und erwarte, was Gott und meine Befreier von mir verlangen. Ich bin mich meinen Kindern schuldig, man wird sie nicht tödten, oder wenn man sie tödtet, kann ich wenigstens ..."

Marie Antoinette vollendete nicht, ihre Augen schlossen sich, ihr Mund erstickte ihre Stimme. Es war ein furchtbarer Traum, den diese arme Königin in einer mit Riegeln und Gittern geschlossenen Stube träumte. Doch bald fielen, immer in ihrem Traume, Gitter und Riegel; sie sah sich inmitten eines finstern, unbarmherzigen Heeres; sie befahl der Flamme, zu glänzen, dem Schwerte, aus der Scheide zu gehen; sie rächte sich an einem Volke, das am Ende nicht das ihrige war.

Während dieser Zeit plauderten Gilbert und Dufresne ruhig und bereiteten ihr Abendbrod.

Während dieser Zeit kamen auch Dirmer und Geneviève in die Conciergerie und begaben sich wie gewöhnlich in die Kanzlei. Nachdem sie ungefähr eine Stunde hier waren, beendigte, ebenfalls wie gewöhnlich, der Greffier des Palastes sein Geschäft und ließ sie allein.

Sobald die Pforte hinter seinem Collegen geschlossen war, stürzte Dirmer auf den leeren Korb zu, der vor der Thüre zum Austausch gegen den Korb vom Abend stand.

Er nahm das Stück Brod, brach es und fand das Etui.

Das Wort der Königin war darin enthalten: er las es erbleichend.

Und da Geneviève ihn beobachtete, zerriß er das Papier in tausend Stücke und warf diese in den entflammten Schlund des Ofens.

„Es ist gut," sagte er, „Alles ist abgemacht."

Dann sich gegen Genevieve umwendend:

„Kommen Sie, Madame."

„Ich?"

„Ja, ich muß leise mit Ihnen sprechen."

Unbeweglich und kalt wie Marmor machte Genevieve eine Geberde der Resignation und näherte sich ihm.

„Madame, die Stunde ist gekommen," sprach Dirmer, „hören Sie mich."

„Ja, mein Herr."

„Sie ziehen einen Ihrer Sache nützlichen Tod, für den Sie eine ganze Partei segnet und ein ganzes Volk beklagt, einem schmählichen Tode, einem nur der Rache entspringenden Tode vor, nicht wahr?"

„Ja, mein Herr."

„Ich hätte Sie auf der Stelle tödten können, als ich Sie bei Ihrem Geliebten traf; doch ein Mann, der, wie ich, sein Leben einem ehrenvollen und heiligen Werke geweiht hat, muß auch aus seinem Unglück Nutzen zu ziehen wissen, indem er es dieser Sache opfert; dies habe ich gethan oder gedenke ich vielmehr zu thun. Ich habe mir, wie Sie sehen, das Vergnügen versagt, mein Recht zu üben. Ich habe auch Ihren Geliebten verschont."

Etwas wie ein flüchtiges Lächeln, flüchtig aber furchtbar, schwebte über die entfärbten Lippen von Genevieve.

„Doch was Ihren Liebhaber betrifft, so müssen Sie begreifen, Sie, die Sie mich kennen, daß ich nur gewartet habe, um etwas Besseres zu finden."

„Mein Herr," sprach Genevieve, „ich bin bereit, warum also diese Umschweife?"

„Sie sind bereit?"

„Ja, Sie tödten mich, Sie haben Recht, ich warte."

Dirmer schaute Genevieve an und bebte unwillkührlich; sie war in diesem Augenblick erhaben: eine Glorie beleuchtete sie, die glänzendste von allen, die Glorie, welche von der Liebe herrührt.

„Ich fahre fort," sagte Dirmer. „Ich habe die Königin benachrichtigt, sie wartet; ohne Zweifel wird sie eine Einwendung machen, doch Sie werden sie nöthigen."

„Gut, mein Herr, geben Sie Ihre Befehle, und ich werde Sie vollziehen."

„Sogleich," sprach Dirmer, „ich klopfe an die Thüre, Gilbert wird öffnen, mit diesem Dolche (Dirmer knöpfte seinen Rock auf und zeigte, indem er ihn halb aus der Scheide zog, einen zweischneidigen Dolch), mit diesem Dolche tödte ich ihn."

Genevieve bebte unwillkührlich. Dirmer machte ein Zeichen mit der Hand, um Aufmerksamkeit von ihr zu heischen.

„In dem Augenblick, wo ich stoße," fuhr er fort, „stürzen Sie in das zweite Zimmer, in das, wo die Königin ist. Es hat keine Thüre, wie Sie wissen, sondern nur einen Windschirm, und Sie wechseln die Kleider mit ihr, während ich den zweiten Soldaten tödte. Dann reiche ich der Königin den Arm und gehe mit ihr durch die Pforte."

„Sehr gut," sprach Genevieve mit kaltem Tone.

„Sie begreifen?" sagte Dirmer; „jeden Abend sieht man Sie in diesem Mantel von schwarzem Taffet, der das Gesicht verbirgt. Legen Sie Ihrer Majestät Ihren Mantel über und drapiren Sie ihn, wie Sie ihn selbst zu drapiren pflegen."

„Ich werde thun, wie Sie sagen, mein Herr."

„Nun habe ich Ihnen nur noch zu verzeihen und zu danken, Madame," sprach Dirmer.

Genevieve schüttelte den Kopf mit einem kalten Lächeln und entgegnete, die Hand ausstreckend:

„Ich bedarf weder Ihrer Verzeihung, noch Ihres Dankes, mein Herr; was ich thue, oder vielmehr, was ich thun werde, würde ein Verbrechen tilgen, und ich habe mich nur einer Schwäche schuldig gemacht, und diese Schwäche, erinnern Sie sich Ihres Benehmens, mein Herr, haben Sie mich zu begehen beinahe gezwungen. Ich entfernte mich von ihm und Sie stießen mich wieder in seine Arme, somit sind Sie der Urheber, der Richter und der Rächer. Es ist also an mir, Ihnen meinen Tod zu verzeihen, und ich verzeihe Ihnen auch. Es ist an mir, Ihnen zu danken, mein Herr,

daß Sie mir das Leben nehmen, da mir das Leben unerträglich wäre, getrennt von dem Mann, den ich einzig und allein liebe, seit jener Stunde besonders, wo Sie durch Ihre leidenschaftliche Rache alle Bande zerrissen haben, die mich mit Ihnen verknüpften."

Dirmer drückte sich die Nägel in die Brust; er wollte antworten, die Stimme fehlte ihm.

Er machte ein paar Schritte in der Kanzlei.

„Die Stunde würde vorübergehen," sagte er endlich; „jede Stunde hat ihren Nutzen. Auf, auf, Madame; sind Sie bereit?"

„Ich habe Ihnen gesagt, mein Herr, ich warte!" antwortete Genevieve mit der Ruhe der Märtyrer.

Dirmer sammelte alle seine Papiere, sah ob, die Thüren gut geschlossen waren, ob Niemand in der Kanzlei eintreten konnte, und wollte dann seine Instructionen seiner Frau wiederholen.

„Unnöthig, mein Herr, ich weiß vollkommen, was ich zu thun habe," sprach Genevieve.

„Dann Gott befohlen!"

Und Dirmer reichte ihr die Hand, als ob in diesem erhabenen Augenblick jeder Vorwurf vor der Größe der Lage und der Erhabenheit des Opfers verschwinden müßte.

Genevieve berührte schauernd mit den Fingerspitzen die Hand ihres Gatten.

„Stellen Sie sich neben mich, Madame," sagte Dirmer, „und sobald ich Gilbert niedergestoßen habe, gehen Sie hinein."

„Ich bin bereit."

Dann faßte Dirmer mit seiner rechten Hand seinen breiten Dolch und klopfte mit der linken an die Thüre. (Fortsetzung folgt.)

Eine Spielbank.

Die preußische Regierung hat in neuester Zeit beim deutschen Bundestage die Aufhebung der Spielbanken angetragen. Bereits im Jahre 1845 wurde darüber verhandelt, die Beschlußfassung aber blieb dem Jahre 1849 vorbehalten. — Die Zeiten ändern sich! Executionstruppen rückten damals in Homburg ein, die Schließung zu vollziehen, und jetzt spielt man schon seit längerer Zeit wieder in verdoppeltem Maßstabe. — Ich will mich nicht im Allgemeinen über das Verdammenswerthe dieser Spielhölle ergehen, sondern aus meinem Reisetagebuche einfach erzählen, was ich an Ort und Stelle sah und hörte:

Auf einer Reise in die Rheingegenden besuchte ich auch Homburg. Eine liebe Familie, bei der ich durch einen Freund eingeführt wurde, wußte mich längere Zeit zu fesseln, als ich ursprünglich in meinem Reiseplane bestimmt hatte, und mit großer Freude gedenke ich noch heute der schönen Tage, die ich am Fuße der lieblichen Gebirgskette des Taunus verlebte Am Morgen erging ich mich in den schönen Anlagen am Elisabethbrunnen, des Nachmittags wurde zu Wagen, zu Pferde oder zu Fuß eine größere Excursion in die reitzende Umgegend unternommen und der Abend führte mich in das Kurhaus. Seine Säle sind mit fürstlicher Eleganz ausgestattet. Herrliche Fresken und geschmackvolle Bildhauerwerke von münchener Künstlern, Verzierungen von Gold und Marmor, schön ornamentirte Säulen, kostbare Wand- und Kronleuchter treten dem Beschauer mit würdevoller Anmuth entgegen, und suchen sich in das beste Licht zu stellen. Gleichwohl ließ mich das Alles so kalt. Es durchschauerte mich ein Frösteln und es war mir nicht anders, als sähe ich an den blitzenden Marmorfeldern der Wände helle Thränen und als hörte ich überall bange Seufzer und dumpfes Klagen.

Ich trat in den Spielsaal ein. Am Roulette wurde tüchtig gearbeitet. Die Croupiers in eleganten Fracks, mit großen Manchetten und einer Menge Ringen angethan, suchten durch äußern Glanz zu ersetzen, was ihnen an innerm Gehalt abgeht. Als Friseur, Kellner oder Lohndiener aus Frankreich herüberkommen, helfen sie sich jetzt mit der Krücke besser durch die Welt, als früher mit Brenneisen oder Ser-

viette. Vor ihnen glitzert helles Gold und neues Silber aufgethürmt in wohlgeordneten Schichten, und wie sich um den großen Lockvogel eine ganze Schaar kleiner Waldvögel drängt, so umeingen die goldnen Thürme die glänzenden Goldstücke und bescheidenen Gulden des spielenden Publikums und die Meisten — bleiben auf der Leimruthe sitzen. Mehr als vierzig Personen betheiligten sich heute am Spiele, gleichwohl herrschte eine beinahe lautlose Stille, die nur durch das Rollen der verhängnißvollen Kugel oder durch das Klingen der Münzen unterbrochen wurde. Herren und Damen von allen Altersstufen und von den verschiedensten europäischen Nationen brachten ihre Tribute. Ein englischer Lord, Spieler von Profession, saß ernst und verschlossen in der Nähe der Croupiers. Mit ungetheiltester Aufmerksamkeit verfolgte er jede ihrer Manipulationen, aber seine Gesichtszüge zeigten eine gleich marmorne Unbeweglichkeit, mochte er hundert Louisdor verlieren oder eine ebenso große Summe gewinnen. Ihm gegenüber stand sein Gegenstück, ein beweglicher junger Franzose. Sein blasses Gesicht überflog bei jedem entscheidenden Momente eine fieberhafte Röthe, die zusammengekniffenen Lippen zuckten, sein kleines, stechendes Auge irrte unstät auf dem Tische umher. Er spielte mit entschiedenem Unglück. Er verdoppelte, er verdreifachte seinen Satz, er versuchte alle Felder, alle Ziffern, nirgends aber war ihm seine Göttin hold. Endlich eine kurze Pause — eine stumme Frage an sich selbst — ein kühner Griff und — er setzte seine letzte Summe, zweihundert Louisd'ors, auf das betrügliche grüne Tuch. Einen Augenblick darauf waren sie der Krücke des kalten Croupiers verfallen, und er selbst verließ, ohne auch nur der geringsten Theilnahme sich getrösten zu können, die Hölle, um vielleicht in eine andere ..... Doch hinweg mit solchen Bildern.

Ein neuer Gast ersetzt die verlassene Stelle. Ein Handwerksbursch, ein Schneider seines Zeichens, war von dem Glanze der prächtigen Säle gelockt, mit schuellem Schritte in den Spielsaal eingedrungen. Die goldbordirten Portiers, die sonst nur dem anständig Gekleideten den Eintritt gestatten, hatte er durch sein sicheres, ungenirtes Auftreten zur völligen Passivität gebracht und er behauptete jetzt seinen Platz wie irgend Einer. Das Spiel schien ihm zu gefallen. Mit gemächlicher Ruhe überblickte er das Schlachtfeld, und endlich überkam ihn die Lust, selbst mit zu kämpfen.

„Was kost's, wenn man halt mitthun will?" ging er gemüthlich fragend seinen Nachbar an,

„Einen Gulden!" lautete dessen halbverächtliche, halb schelmische Antwort.

„A Gulden, das ist halt a viel Geld," brummte er halblaut vor sich hin, „müssen's aber doch a mal versuche" und damit griff er in die Tasche, zog einen langen baumwollenen Beutel heraus und zählte für sich in aller Seelenruhe, ohne nur im geringsten auf die neben ihm stehende feine Welt zu achten: „1 Kreuzer und 2 Kreuzer thut 3 Kreuzer und 4 Kreuzer thut 7 Kreuzer" — und so zählte er eine schwere Hand voll zusammengefochtener Kupfermünzen, bis er 60 Kreuzer zusammengebracht hatte. Mit einem Heldenblicke warf er diese seine Kerntruppen auf das Feld mit der größten der geschriebenen Zahlen, auf Nro. 36 und rieb sich dann, selig schmunzelnd, die erleichterten Hände. Das Echo des gewaltigen Niederschlags war ein lautes Lachen und Kichern der versammelten Menge und die servilen Kreaturen mit den Krücken lachten mit. Dann warf einer der Croupiers das schwarze Kupfer auf die Seite und setzte dafür einen blanken, schönen Gulden. Die Kugel rollte — und zwei Minuten später glänzten auf der glücklichen Nummer des Schneiders neben dem seinigen noch 36 nagelneue Silberstücke. Alles blickte das Glückskind an, Jeder meinte jetzt in seinen Gesichtszügen den Effekt der Freude am sichersten studiren zu können; doch sein Antlitz bleeb unbewegt und mit höchst gelassener Ruhe erwiederte er die auf ihn gerichteten Blicke. Viele Felder wurden unterdessen von Neuem besetzt, die Crouviers riefen ihr: "le jeu est fait!" — und eben sollte das neue Rennen beginnen: da erbarmte sich noch zur rechten Zeit ein getreuer Nachbar des mit seinem Glücke unbekannten Schneiders, indem er ihm in's Ohr raunte,: „Da laßt's doch nicht stehen, es geht Euch ja wieder verloren, das Geld ist Euer!" Aber das letzte Wort hören und seine gewonnen Gulden und dazu alle nur erreichbaren hie und da aufgepflanzten Geldstücke in den Hut hineinschieben, das war Alles das Werk nur eines

Augenblicks und eben so schnell sprang er spornstreichs zum Saale hinaus. Die ganze Versammlung blickte versteinert nach der Thür, unter welcher er verschwand und Niemand dachte daran, ihm nachzueilen, um ihm seinen Irrthum begreiflich zu machen. Das unerwartete der Scene hatte Augen und Füße zum Stillstehen gebracht und das allgemeine Gelächter, das dem Schweigen der Ueberraschung folgte, bewies deutlich genug, daß die betreffenden Spieler mit ihren paar Gulden, die in des Schneiders Hut mit hinabgerollt waren, das Komische der Situation sehr gern bezahlten. Doch die wahrhafte Herzensfreude ist an der Spielbank von nicht langer Dauer. Die Gesichtszüge der Spieler fanden sich bald wieder in ihre richtigen Verhältnisse und zeigten die Glut der Leidenschaft oder das Eis kalter Berechnung.

Am Auffälligsten erschien mir jetzt eine französische Marquise. Ihr Alter suchte sie hinter den rothen Bändern des geschmackvollen Häubchens zu verbergen, weniger wollte es ihr gelingen, die Gefühle zu verheimlichen, die die verschiedenen Chancen des Spiels in ihr hervorriefen, und das Lächerlichste war jedenfalls die Art und Weise, mit der sie diese den Croupiers gegenüber äußerte. Gewann sie, dann blickte sie unter freundlichem Zunicken mit dem süßesten Lächeln auf den Lenker der glückbringenden Kugel, verlor sie aber, dann ruhte ein Auge mit zwanzig Ahnen, ein Blick der zermalmenden Verachtung auf der bekrückten Kellnerseele. In dieser letzten Haltung war sie heute nur zu häufig zu bewundern; denn sie theilte das Schicksal ihres unglücklichen Landsmanns, dem man die Taschen völlig geleert hatte.

„Die arme Marquise!“ sagte mir mein Freund in's Ohr, „sie verliert heute ihren letzten Bedienten. Beim Beginne der Saison traf sie in glänzender Equipage, mit zwei Gesellschafterinnen, drei Dienern und diversem weiblichen niedern Dienstleuten in Homburg ein, bis jetzt hat sie von allem Dem nichts weiter, als einen alten Diener, und ich wette darauf, sie bekommt morgen von der Spielbank ihr zehn Louisd'ors Reisegeld, um, wenn auch sehr erleichtert, doch wenigstens unbehindert ihr Vaterland erreichen zu können.“

Ich war des Treibens müde und veranlaßte daher meinen Begleiter, den Spielsaal zu verlassen.

„Nur einige Augenblicke verweilen Sie noch,“ flüsterte mir dieser zu, „soeben kommt ein unglückliches Opfer dieser Hölle, dessen Anblick mich stets mit Trauer und Wehmuth erfüllt. Das weitere erzähle ich Ihnen draußen in freier, frischer Luft.“ Dabei lenkte er meine Aufmerksamkeit auf eine Persönlichkeit, die mir Zeit meines Lebens unvergeßlich sein wird. Ich erblickte einen langen, hagern Mann, in dem mittlern Lebensalter. Sein Gesicht war bleich die Augen starrten ohne Ausdruck und unbeweglich nach den goldenen und silbernen Bergen auf dem Spieltische, seine Haltung war gebückt, fast gebrochen. Mit dem Anstriche der Gewohnheit zog er einen Gulden aus der Tasche und setzte ihn auf noir. Die Kugel lief und — der Gulden gehörte der Bank. Ohne auch nur im Geringsten einen Zug des Aergers oder des Hohns oder irgend eines andern Gefühls durch seine Mienen zu erkennen zu geben, wandte sich der Räthelhafte der Thüre zu. Wir, mein Begleiter und ich, thaten das Gleiche.

„Dieser Mann, der soeben den Spielsaal verließ,“ erzählte mir jetzt mein führender Freund, „ist von Hause aus ein ehrbarer Handwerker. Er arbeitete in einem benachbarten Landstädtchen mit Glück und Geschick und erfreute sich eines ziemlichen Wohlstandes. Ein braves Weib und drei liebe Kinder theilten mit ihm in anspruchsloser Weise den Segen seines Fleißes. An einem Sommertage ging er mit den Seinen nach Homburg und an diesem Tage legte er im Glücke den Grund zu seinem jetzigen namenlosen Elende. Die Geschichte ist kurz. Er ging in den Kursaal, um dem Spiele zuzusehen, versuchte selbst auch einen Gulden, gewann in beinahe beispielloser Weise und kehrte am Abende mit einer beträchtlichen Summe voll Jubel und Freude in sein bescheidenes Städtchen zurück. Sie errathen selbst, daß ihn der nächste Sonntag von Neuem zum grünen Tisch führte, und es ging ihm auch diesmal so sehr nach Wunsch, daß er meinte, er habe nun die Schrift seines Schicksalbuches verstanden. Er spielte jetzt auch in den Wochentagen, und in kurzer Zeit war er ein Mann von 60,000 Gulden. Sein noch wachender Engel führte ihn zu sich selbst zurück. Er ließ jetzt ab vom Spiele, kaufte sich ein Haus, betrieb sein Ge-

werde im größeren Umfange und verlebte ein glückliches und segenreiches Jahr. Wie es aber den Meisten ergeht, die sich einmal einer Leidenschaft ergeben haben, so erging es auch ihm. Die Leidenschaft erwachte von Neuem, und wie vom Schlummer gekräftigt, erfaßte sie ihn mit doppelter Stärke. Er spielte wieder und von jetzt an mit ebenso entschiedenem Unglücke, als er früher glücklich gewesen war. Er verlor sein Haus, sein Vermögen, damit seinen Credit, und was das Schlimmste war, seine sittliche Kraft und seinen Verstand. Die Menschen haßte er, und gegen die Seinigen, die er ehedem von ganzer Seele liebte, wurde er Tyrann. Sein Weib lebt jetzt getrennt von ihm, die Kinder gehören der Mutter, er selbst aber wendete sich in eine benachbarte große Stadt, um unbemerkt zu bleiben. Hier arbeitet er nun für spärlichen Tagelohn von frühem Morgen bis zum spätesten Abend, ißt trockenes Brod und wohnt unter dem kalten Dache in einer elenden Kammer. Muß er doch jede Woche noch zwei blanke Gulden zurücklegen!"

„Für Weib und Kinder?" — unterbrach ich meinen Erzähler.

„O wenn es dazu geschähe, dann könnte er noch gerettet werden! Doch schon lange denkt er nicht mehr an die verlassenen Seinen. Ein böser Traum hat ihn gelehrt, daß ihm sein Glück auf schwarzem Grunde blühe, jeden Sonntag und jeden Donnerstag erscheint er daher, ermattet von Entbehrung, matter noch durch den dreistündigen Weg, im Kreise der Spieler, und wirft gewohnheitsmäßig seinen Gulden auf noir. Verliert er ihn, dann geht er, wie Sie ihn gesehen, augenblicklich davon, um seinen beschwerlichen Rückweg anzutreten; gewinnt er aber, dann läßt er das Gewonnene und den Einsatz stehen und treibt dies so lange, bis die Teufelsklücke des Croupiers das Feld ihm räumt. Der Blödsinnige lebt des irren Wahns, daß er auf diese Weise sicher einmal seine 60,000 Gulden wieder gewinnen werde."

Unterdeß hatten wir mein Gasthaus erreicht. Ich ging in den Speisesaal zum Souper und überblickte im Geiste noch einmal das eben Gesehene und Gehörte. Am Längsten verweilte meine Seele bei dem unglücklichen Irren, der jetzt in dunkler Nacht seiner öden Kammer zuschritt, und ich hätte vielleicht noch lange seiner Sorgen und Mühen um die zwei Gulden gedacht, die er nächste Woche als Sold der Leidenschaften einzeln wieder hierher bringen muß — hätte mich nicht plötzlich das Knallen der Champagnerpfropfe zu mir selbst gebracht. Beamte der Spielbank ergötzten sich beim schäumenden Nectar, sich erfreuend ihres Glücks und süß hinträumend in bachanalischer Lust. Nur einen Traum wollten sie nicht verstehen: den Traum vom Glück auf schwarzem Grunde.

Geben und Nehmen.

(Saphir.)

„Geben und Nehmen" sind die zwei Herkulessäulen des Lebens und die reichsten Würdeträger der Sprache. Nehmen Sie, verehrteste Zuhörer, diese Variationen, wie ich sie gebe. In der Liebe spielt Nehmen und Geben die bedeutendsten Rollen. Der erste Anblick nimmt ein; der Eindruck nimmt zu; man nimmt sich vor, sich die Freiheit herauszunehmen, seine Liebe zu gestehn. Er bittet, sie möge ihm Gehör geben; sie giebt es zu, bald giebt sie nach, daraus wird eine Ergebung, aus dieser Hingebung, und bald haben sich Beide etwas zu vergeben. Er giebt das Versprechen, sie zur Frau zu nehmen, und will sie ihn beim Wort nehmen, so sagt er: „Um Vergebung!" Im Kriege wird man zum Soldaten genommen und in die Kriegsschule gegeben. Der Feind nimmt sich viel heraus, doch selten wird er etwas herausgeben. Eine Stellung wird genommen, und eine Salve gegeben. Festungen werden entweder eingenommen oder übergeben. Man nimmt die Beute mit, giebt die Gefangnen selten los. — Wer sich kein Blatt vor den Mund nimmt, findet bald einen dienstfertigen Angeber. Man nimmt sich Vieles vor, und muß im Leben oft nachgeben. Bei einer Kasse darf die Ausgabe nicht die Einnahme übersteigen, sonst wird es ein schlechtes Ende nehmen. Man schreit oft sehr vernehmlich und spricht dabei doch sehr vergeblich; es

nimmt sich Manches in der Ferne schön aus, wofür man Nichts geben kann. Manche wollen Andern den Rock nehmen und geben sich eine Blöße; man will einen Andern beim Kopf nehmen, und giebt sich einen Nasenstüber. Was der Andre am Uebelsten nimmt, das giebt man oft zum Besten. Ein Unternehmen wird man bald aufgeben müssen, wozu man fremdes Geld entnehmen muß. Oft begiebt sich nur zu schnell an den Tag, wie man sich im Finstern benommen. Aber halt — sonst möchte ohne Ausnahme die Geduld des Zuhörers ein Ende nehmen. —

Das zieht nicht mehr!

(Original von W. Weiland.)

Sonst lief die ganze Welt zu Hauf,
Wenn sich ein neuer Ausverkauf
Von Tuch und Leinwand etablirt,
Die Menschheit hinter's Licht geführt.
Zwar sieht man jetzt noch hier und dort
An diesem und an jenem Ort
'nen Ausverkauf — doch immer leer — —
Das zieht nicht mehr, das zieht nicht mehr!

Ja! wenn es hieß': An diesem Ort
Bekömmt der arme Mann sofort
Zehn Ellen Tuch geschenkt, damit
Er sich mit einen Rock versieht;
Und, daß die Wohlthat nicht allein,
Giebt's noch'n Beinkleid oben ein! —
Ja seht, ihr Krämer in Berlin:
Das würde ziehn, das würde ziehn! —

Von Prinzen, Fürsten garantirt
Wird flugs geschaffen, etablirt,
'ne nagelneue Lotterie,
So schnell, man weiß es selbst nicht wie!
Sehr billig ist der Einsatz bloß,
Doch die Gewinne reich und groß ....
Ja! wenn nur der Verlust nicht wär' —
Das zieht nicht mehr, das zieht nicht mehr!

Doch, hieß's: In unsrer Lotterie
Gewinnt ein Jeder und verliert man nie,
Und ein Gewinn, der mächtig groß,
Fällt jedenfalls auf jedes Loos.
Zu allem Ueberfluß, bedenkt,
Wird gratis noch das Loos verschenkt! — —
Das würde nicht nur in Berlin,
Das müßt' in ganz Europa zieh'n.

Man ladet alle Menschen ein
Zu einem Mäßigkeitsverein,
Gestiftet von Herrn Ibikus,
Der Professor und Medikus.
Da wird des Satans Thun der Welt
Im Alkohole dargestellt — —
Das Unternehmen das ist schwer
Und zieht schon jetzt, schon jetzt nicht mehr.

Ja, hieß's: Der Mäßigkeitsverein
Trinkt statt des Schnapses Ungarwein,
Und jedes Mitglied kriegt allein
Zehn Flaschen Rhein- und Moselwein
Umsonst geliefert jeden Tag, —
Ei, ei, Berliner! denkt nur nach,
Ob der Verein nicht würde blühn?
Das müßte ziehn, das müßte ziehn!

Im Blatte heißt's: Ein junger Mann,
Der eine Frau ernähren kann,
Wünscht eine solche, die jedoch
Ein disponibles Sümmchen noch;
Ob sie nun häßlich oder schön,
Darauf wird nicht so sehr gesehn!!
Oft liest man das von ungefähr,
Doch zieht's nicht mehr, doch zieht's nicht mehr! —

Ja! wenn es hieß': Ein junger Mann,
Der ein Paar Frau'n ernähren kann,
Wünscht eine solche, die nur bloß
Die Hände lege in den Schooß,
Auch mit'm Pantoffelregiment
Bekannt ein wenig — — Sapperment!
Die Damenwelt würd' sich bemüh'n,
Und solch' ein Vorschlag müßte zieh'n.

Nichts für ungut.

Assessor: „Wie können Sie sich unterstehen, mir ein Geldstück in die Hände drücken zu wollen?"

Bauer: „No wissens, Ihr Gnaden Herr Assessor, i hab halt a gerne Trinkgeld genommen, wie i Hausknecht war."

Der

Chevalier von Maison-Rouge.

(Fortsetzung.)

XLIV.

Die Vorkehrungen des Chevalier von Maison-Rouge.

Während sich die im vorhergehenden Kapitel beschriebene Scene in der Kanzlei vor der Thüre ereignete, welche in das Gefängniß der Königin, oder vielmehr in das von den zwei Gendarmen besetzte Zimmer ging, fanden andere Vorbereitungen auf der entgegengesetzten Seite im Frauenhofe statt.

Ein Mann erschien plötzlich wie eine steinerne Bildsäule, die sich von der Wand losgemacht hätte. Diesem Mann folgten zwei Hunde, und während er das Caira, ein Lied, das damals sehr in der Mode war, trällerte, strich er mit seinem Schlüsselbunde an den fünf Stangen hin, welche das Fenster der Königin schloßen.

Die Königin bebte Anfangs, doch alsbald erkannte sie die Sache als ein Signal, öffnete sachte ihr Fenster und ging mit einer gewandteren Hand, als man hätte glauben sollen, an das Werk. Denn mehr als einmal hatte sie in der Schlosserwerkstätte, wo ihr königlicher Gemahl zu seinem Vergnügen einen Theil seiner Tage zubrachte, ähnliche Instrumente wie das berührt, auf welchem zu dieser Stunde alle Chancen ihrer Rettung beruhten.

Sobald der Mann mit dem Schlüsselbunde hörte, daß das Fenster der Königin geöffnet wurde, klopfte er an das der Gendarmen.

„Ah! ah!“ sagte Gilbert durch die Scheiben schauend, „es ist der Bürger Mardoche.“

„Er selbst,“ antwortete der Schließer. „Nun, es scheint, wir halten gut Wache?“

„Wie gewöhnlich, Bürger Schließer. Mir scheint, Ihr ertappt uns nicht oft bei einer Nachläßigkeit?“

„Ah!“ versetzte Mardoche, gerade in dieser Nacht ist die Wachsamkeit nothwendiger als je.“

„Bah!“ machte Dufresne, der sich ebenfalls genähert hatte.

„Gewiß.“

„Was gibt es denn?“

„Oeffnet das Fenster, und ich werde Euch das erzählen.“

„Oeffne,“ sagte Dufresne.

Gilbert öffnete und tauschte einen Händedruck mit dem Schließer, der sich schon zum Freunde der Gendarmen gemacht hatte.

„Was gibt es denn, Bürger Mardoche?“ wiederholte Gilbert.

„Die Sitzung des Convents ist etwas stürmisch gewesen? Habt Ihr es gelesen?“

„Nein, was ist denn vorgefallen?“

„Ah! vor Allem, daß der Bürger Herbert etwas entdeckt hat.“

„Was?“

„Daß Verschwörer, die man für todt hielt, leben und zwar sehr leben.“

„Ah! ja,“ sagte Gilbert; „Delessart und Thierrey; ich habe davon sprechen hören, sie sind in England, die Schurken!“

„Und der Chevalier von Maison-Rouge?“ sagte der Schließer, indem er die Stimme so erhob, daß ihn die Königin hörte.

„Wie, er ist auch in England?“

„Keines Wegs, er ist in Frankreich," fuhr Mardoche fort, ohne den Klang seiner Stimme zu dämpfen.

„Er ist also zurückgekehrt!"

„Er hat das Land gar nicht verlassen."

„Das ist ein Mensch von frecher Stirne!" sagte Dufresne.

„So ist er."

„Man wird sich Mühe geben, ihn festzunehmen?"

„Gewiß wird man sich Mühe geben; doch das ist nicht so leicht, wie es scheint."

Da die Feile der Königin in diesem Augenblick so stark auf den Gitterstangen knirschte, daß der Schließer befürchtete, man könnte es hören, so sehr er sich anstrengte um das Geräusch zu bedecken, so drückte er den Absatz auf die Pfote von einem seiner Hunde, der sogleich ein Schmerzgeschrei ausstieß.

„Ah! armes Thier," sagte Gilbert.

„Bah!" versetzte der Schließer, „warum hat er keine Holzschuhe angezogen. Willst Du wohl schweigen, Girondin, willst Du schweigen?"

„Dein Hund heißt Girondin, Bürger Mardoche?"

„Ja, es ist ein Name, den ich ihm gegeben habe."

„Du sagtest also," fragte Dufresne, der, selbst ein Gefangener, an den Neuigkeiten allen Antheil nahm, den die Gefangenen daran zu nehmen pflegen, „Du sagtest also?"

„Ich sagte, der Bürger Hebert, — das ist ein Patriot, — ich sagte der Bürger Hebert habe die Motion gemacht, die Oesterreicherin wieder in den Temple zurückzuführen."

„Und warum dies?"

„Verdammt! weil er behauptete, man habe sie nur aus dem Temple weggebracht, um sie der unmittelbaren Aufsicht der Gemeinde von Paris zu entziehen."

Oh! und dann ein wenig den Versuchen des verdammten Maison-Rouge," versetzte Gilbert; „mir scheint, der unterirdische Gang besteht."

„Das hat ihm auch der Bürger Santerre geantwortet, aber Hebert erwiederte, sobald man in Kenntniß gesetzt sei, gebe es keine Gefahr mehr, und man könne im Temple Marie Antoinette mit der Hälfte der Vorsichtsmaßregeln bewachen, die man nehmen müße, um sie hier zu bewachen; und der Temple ist in der That ein bedeutend festeres Haus als die Conciergerie."

„Meiner Treue," sprach Gilbert, „ich wollte, man würde sie in den Temple zurückführen."

„Ich begreife, es langweilt Dich, sie zu bewachen."

„Nein, es betrübt mich."

Maison-Rouge hustete gewaltig, die Feile machte um so mehr Geräusch, je tiefer sie in die eiserne Stange eingriff.

„Und was hat man beschlossen?" fragte Dufresne, als der Husten des Schließers vorüber war.

„Man hat beschlossen, sie hier zu lassen, aber der Prozeß soll ihr sogleich gemacht werden."

„Ah! arme Frau," sagte Gilbert.

Dufresne, dessen Ohr ohne Zweifel feiner war, als das seines Collegen, oder dessen Aufmerksamkeit vielleicht minder stark durch die Erzählung von Mardoche in Anspruch genommen wurde, bückte sich, um nach der Abtheilung links hin zu horchen.

Der Schließer sah die Bewegung und sprach lebhaft:

„Du begreifst, Bürger Dufresne, die Versuche der Verschwörer müssen um so verzweifelter werden, je weniger sie Zeit zu Ausführung derselben vor sich sehen. Man wird die Wachen der Gefängnisse verdoppeln, und das geht Dich an, Bürger Gendarme, insofern von nichts Geringerem die Rede ist, als von einem Einbruch mit gewaffneter Hand in die Conciergerie; die Verschwörer würden Alles tödten, bis sie zur Königin drängen, bis zur Wittwe Capet, will ich sagen."

„Ah! bah, wie sollten sie hereinkommen, Deine Verschwörer?"

„Als Patrioten verkleidet, würden sie sich stellen, als wollten sie einen 2. September wiederholen, und wären die Thore einmal geöffnet, dann guten Abend!"

Es trat einen Augenblick Stillschweigen, veranlaßt durch das Erstaunen der Gendarmen, ein. Der Schließer hörte mit einer mit Angst vermischten Freude, daß die Feile fortwährend knirschte. Es schlug neun Uhr.

Zu gleicher Zeit klopfte man an die Thüre, doch von anderen Gedanken in Anspruch genommen, antworteten die Gendarmen nicht.

„Nun wohl, wir werden wachen, wir werden wachen," sagte Gilbert.

„Und wenn es sein muß, als wahre Patrioten auf unserem Posten sterben," fügte Dufresne bei.

„Sie muß bald fertig sein," sagte der Schließer zu sich selbst und wischte seine von Schweiß befeuchtete Stirne ab.

„Und Ihr werdet Eurerseits ebenfalls wachen, wie ich denke," sprach Gilbert, „denn man würde Euch eben so wenig verschonen, sollte ein Ereigniß wie das, welches Ihr uns verkündigt, eintreten."

„Ich glaube wohl," antwortete der Schließer, „ich bringe die Nacht damit hin, daß ich Runden mache, und bin auch so müde, daß ich umfallen möchte; Ihr löst Euch wenigstens ab und Ihr könnt von zwei Stunden eine schlafen."

In diesem Augenblick klopfte man zum zweiten Male an die Thüre der Kanzlei. Marboche bebte; jedes Ereigniß, so geringfügig es auch war, konnte das Gelingen seines Planes verhindern.

„Was ist das?" fragte er gleichsam unwillkührlich.

„Nichts, nichts." erwiederte Gilbert; „es ist der Greffier des Kriegsministeriums, der weggeht und mich davon benachrichtigt."

„Ah! sehr gut," sagte der Schließer.

Dach der Greffier klopfte hartnäckig.

„Gut! gut!" rief Gilbert, ohne sein Fenster zu verlassen. „Guten Abend! ... Adieu ..."

„Mir scheint, er spricht mit Dir," versetzte Dufresne, indem er sich gegen die Thüre umwandte. „Antworte ihm doch."

Man hörte nun die Stimme des Greffier.

„Komm doch, Bürger Gendarme," sagte er, „ich möchte gern einen Augenblick mit Dir sprechen."

Diese Stimme, obgleich ihr die Erschütterung ihren gewöhnlichen Ausdruck zu benehmen schien, machte, daß der Schließer, der sie zu erkennen glaubte, aufmerksam horchte.

„Was willst Du denn, Bürger Durand?" fragte Gilbert.

„Ich will Dir ein Wort sagen."

„Du kannst es mir morgen sagen."

„Nein, diesen Abend; ich muß Dich diesen Abend sprechen," versetzte dieselbe Stimme.

„Oh! oh!" murmelte der Schließer, „was soll denn vorgehen? Das ist die Stimme von Dirmer."

Düster und vibrirend, schien diese Stimme etwas Unheilvolles dem entfernten Echo des dunklen Corridor zu entlehnen.

Dufresne wandte sich um.

„Ich gehe, da er es durchaus haben will," sagte Gilbert.

Und er wandte sich nach der Tyüre.

Der Schließer benützte diesen Augenblick, in welchem die Aufmerksamkeit der zwei Gendarmen durch einen unvorhergesehenen Umstand in Anspruchgenommen war. Er lief an das Fenster der Königin und fragte:

„Ist es geschehen?"

„Ich bin mehr als die Hälfte durch," antwortete die Königin.

„O mein Gott! mein Gott!" flüsterte er, „beeilen Sie sich!"

„Nun, Bürger Marboche, wo bist Du denn?" rief Dufresne.

„Hier bin ich," antwortete der Schließer und kehrte rasch zu dem Fenster des ersten Gelasses zurück.

In demselben Augenblick, und als er eben wieder seinen Platz einnehmen wollte,

erscholl in dem Gefängniß ein furchtbarer Schrei, dann eine Verwünschung, dann das Geräusch eines Säbels, der aus der Metallscheide sprang.

„Ah! Verruchter! ah! Schurke!“ rief Gilbert.

Und man vernahm den Lärmen eines Kampfes im Corridor.

In demselben Augenblick öffnete sich die Thüre und entblößte vor den Augen des Schließers zwei Schatten, die sich in der Pforte am Kragen gepackt hatten, und einer Frau Raum ließen, welche Dufresne zurückstieß und in das Gelaß der Königin stürzte.

Ohne sich um diese Frau zu bekümmern, eilte Dufresne seinem Kameraden zu Hülfe.

Der Schließer sprang nach dem andern Fenster; er sah die Frau auf den Knieen vor der Königin, sie bat, sie flehte die Gefangene an, die Kleider mit ihr zu wechseln.

Er neigte sich mit flammenden Augen und suchte die Frau zu erkennen, welche er bereits zu gut erkannt zu haben befürchtete. Plötzlich stieß er einen furchtbaren Schrei aus und rief:

„Genevieve! Genevieve!“

Die Königin hatte die Feile fallen lassen und schien vernichtet. Das war abermals ein gescheiterter Versuch.

Der Schließer packte mit beiden Händen die von der Feile angegriffene eiserne Stange und schüttelte sie mit einer äußersten Anstrengung.

Doch der Biß des Stahles war nicht tief genug und die Stange widerstand.

Während dieser Zeit war es Dirmer gelungen, Gilbert in das Gefängniß zurückzudrängen und er war im Begriff, mit diesem einzutreten, als ihn Dufresne, gewaltig auf die Thüre drückend, wieder zurückstieß.

Doch er vermochte sie nicht zu schließen. Ganz in Verzweiflung hatte Dirmer seinen Arm zwischen die Thüre und die Mauer geschoben.

Am Ende dieses Armes war der Dolch, welcher auf die kupferne Schnalle der Degenkuppel stoßend, an der Brust des Gendarmen herabgeglitten war und dabei seinen Rock und sein Fleisch geschlitzt hatte.

Die beiden Männer ermuthigten sich, um alle ihre Kräfte zu vereinigen, und riefen zu gleicher Zeit um Hülfe.

Dirmer fühlte, daß sein Arm dem Brechen nahe war; er stützte seine Schulter gegen die Thüre, stieß mit aller Gewalt, und so gelang es ihm, seinen gequetschten Arm zurückzuziehen.

Die Thüre schloß sich wieder geräuschvoll; Dufresne schob den Riegel vor, während Gilbert den Schlüssel umdrehte.

Ein rascher Schritt erscholl im Gange, dann war Alles vorbei. Die zwei Gendarmen schauten sich an und suchten um sich her.

Sie hörten das Geräusch, das der falsche Schließer machte, indem er die Stange zu zerbrechen suchte.

Gilbert stürzte in das Gefängniß der Königin; er fand Genevieve, welche sie anflehte, die Kleider mit ihr zu wechseln, auf ihren Knieen. Dufresne ergriff seinen Carabiner und lief an das Fenster; er sah einen Mann, der an den Stangen hing, die er mit aller Wuth schüttelte und vergebens zu erklettern suchte.

Er legte auf ihn an.

Der junge Mann sah den Lauf des Carabiners auf sich senken.

„Oh! ja,“ sagte er, „tödte mich, tödte!“

Und erhaben in seiner Verzweiflung, breitete er seine Brust aus, um der Kugel zu trotzen.

„Chevalier!“ rief die Königin, „Chevalier, ich flehe Sie an; leben Sie, leben Sie!“

Bei der Stimme von Marie Antoinette fiel Maison-Rouge auf die Kniee.

Der Schuß ging los: doch diese Bewegung rettete ihn, die Kugel fuhr über seinem Kopfe hin.

Genevieve glaubte, ihr Freund wäre getödtet, und fiel bewußtlos auf die Erde nieder.

Als sich der Rauch zerstreut hatte, war Niemand mehr im Frauenhof.

Zehn Minuten nachher durchforschten dreißig Soldaten, angeführt von zwei Commissären, die Conciergerie in ihren unzugänglichsten Winkeln.

Man fand Niemand; der Greffier war ruhig und lächelnd vor dem Lehnstuhle des Vater Richard vorübergegangen.

Der Schließer hatte sich mit einem Lärmgeschrei entfernt, die Schildwache wollte ihm das Bajonnet entgegenstrecken, doch seine Hunde fielen der Schildwache an den Hals.

Nur Genevieve wurde verhaftet, verhört, eingekerkert. (Fortsetzung folgt.)

Ein Bär auf Universitäten.

An einem denkwürdigen Tage des Jahres 1847 langte ein kolossaler Tragkorb per Eisenbahn in Oxford an und wurde sofort an den Adressaten, Francis Buckland, einen rühmlichst bekannten Zoologen, abgeliefert. Als dieser den Deckel löste, sprang ihm eine bräunliche Creatur von der Größe eines gewöhnlichen Schäferhundes mit langen, zottigen Haaren entgegen. Es war ein junger Bär vom Berg Libanon, welcher vor einigen Monaten von dort abgereist war und nun seine Erziehung auf der berühmten Universität Altenglands empfangen sollte.

Sobald er aus seiner unbequemen Lage erlöst war, machte er von der wieder erlangten Freiheit den ungezügeltsten Gebrauch und lief, da er die Thür geöffnet fand, die Treppe hinab. Unten im Hause befand sich eine Kapelle, in der gerade Gottesdienst abgehalten wurde. Durch den ihm noch unbekannten Klang der Orgel oder etwas Anderes angelockt, lenkte er seine Schritte dorthin. Als er zum Eingang kam, trat ihm der Küster entgegen, welcher, erschreckt durch den unerwarteten Besuch und das zottige Ungeheuer für den leibhaftigen Teufel haltend, mit Mordgeschrei Kehrt machte, in einen Kirchenstuhl hineinstürzte und die Thür hinter sich verrammelte.

Nebucadnezar (so lautete der christliche Name unsers Bären) fühlte sich durch diesen Empfang wahrscheinlich beleidigt, kehrte um und sprang auf das vor dem Hause befindliche Quadree hinaus, wo er große Verwirrung unter den Hunden, welche dort so eben eine Generalversammlung hielten, anrichtete. Nach einer hitzigen Jagd gelang es, ihm ein Tuch über den Kopf zu werfen. Während des Kampfes gerieth ein Finger seines Herrn ihm in den Mund hinein. Er biß denselben nicht ab, wie man zu erwarten berechtigt war, sondern — fing an darauf zu saugen, indem er dabei das Gebrumm ausstieß, wegen dessen die Bären so berühmt sind. Fortwährend saugend und auf den Hinterbeinen stolzierend, ließ er sich geduldig wie ein Lamm in sein Quartier zurückführen. Dort legte man ihm ein Halsband um und von nun an war er ein Gefangener.

Seine gutmüthigen, wenn auch zuweilen etwas plumpen Streiche machten ihn bald zum Liebling der Studenten. Es wurde nicht nur ein Kleid, sondern auch Mütze für ihn angefertigt; er wurde mit in Gesellschaft genommen und trug überall zur Erheiterung derselben bei. Besonders gern aß er Eis und andere Süßigkeiten. In der Regel war er friedfertiger Gemüthsart, zuweilen jedoch Wuthanfällen unterworfen, die indeß immer durch Liebkosungen zu überwältigen waren. Von der Einsamkeit war er ein entschiedener Feind. Wenn sein Herr einmal ohne ihn ausging, stieß er, namentlich wenn es dunkel war, so jämmerliche Klagetöne aus, daß er Diejenigen, welche sich tiefsinnigen Studien oder dem Schlaf hingeben wollten, zur Verzweiflung brachte.

Da es nicht recht thunlich war, ihn mit ins Colleg zu nehmen, wurde ihm ein Häuschen auf dem Hofplatz eingerichtet. In der Nähe desselben stand ein Baum, auf welchem, durch eine lange Kette auf gewisse Grenzen angewiesen, ein Affe sein Wesen trieb. Bald wurde es das Hauptvergnügen Jacks, seinen Nachbar Braun wo und wie er nur immer konnte zu foppen. Von der Höhe seines Territoriums herab schnitt er dem armen Nebukadnezar unglaubliche Grimassen zu, welche diesen in die grimmigste Wuth versetzten. Wollte sich der Bär im Sonnenschein ein Schläfchen nehmen, so stieg Jack vorsichtig vom Baum herab, zupfte ihn am Ohr, sprang dann blitzschnell davon und amüsirte sich königlich über die Wuth des Geplagten,

welcher auf den Hinterbeinen bald vor-, bald rückwärts tanzte, an seinen Pfoten sog und, die Augen auf Jack gerichtet, diesen mit den gräulichsten Invektiven beehrte, welche d as Lexikon der Bärensprache aufzuweisen hat. Nachdem er seinen Fe nd moralisch vernichtet zu haben glaubte, versuchte er abermals ein Schläfchen zu erhaschen, jedoch nur um wiederum vom kleinen Quälgeist gestört zu werden.

Zuweilen jedoch schlossen die kriegführenden Parteien, des langen Haders müde, einen Waffenstillstand und wurden die besten Freunde. Sie saßen dann stundenlang einander gegenüber und waren, ihren holdseligen Grimassen und Exclamationen nach zu urtheilen, in einer conventionellen Unterhaltung begriffen.

Um die Ferienzeit zog sich Braun mit den übrigen Studenten aufs Land zurück und machte täglich, zum großen Entsetzen der Bauern. mit seinem Herrn kleine Excursionen. Es befand sich am Eingang des Dorfes, in welchem er sich aufhielt, das Naritätencabinet einer alten Dame, welche Zwirn, Candy und dergleichen mehr verkaufte. Hier wurde Braun bei einer Gelegenheit mit seinem Lieblingsgericht, braunem Zucker, traktirt. Bald darauf gelang es ihm, zu entwischen. Des Traktements sowohl, wie des Weges eingedenk, rannte er spornstreichs nach seinem Canaan. Die bebrillte, hochbemützte Eigenthümerin, welche strickend hinter dem Ladentisch saß, war vor Schreck außer sich, als das struppige Ungethüm mit rasselnder Kette auf sie zugesprungen kam, und zahlte sofort Fersengeld. Als mit Knitteln, Schaufeln und andern Schuß- und Trutzinstrumenten eine heilige Schaar zum Ersatz heranrückte, saß Braun ruhig auf dem Tisch, schob ein Stück Zucker nach dem andern ins Maul und brummte dabei so vergnügt, als lebte er mit der ganzen Welt in Frieden. Nur nach einem hitzigen Kampf gelang es, ihn fortzuziehen.

Mr. Buckland hatte das Versprechen gegeben, daß sein Syrischer Freund einem etliche Meilen entfernten Dorf einen Besuch abstatten solle, und beschloß, ihn dorthin reiten zu lassen. Das Pferd wurde schen sobald der brummende Zottelpelz ihm nahe kam, endlich aber gelang es doch, ihn hinauf zu schaffen. Anfangs setzte sich Braun ganz ruhig vorn auf den Sattel, bald zog er es indeß vor, zu promeniren, stellte sich aufrecht hinter seinen Herrn und legte die Vorderpfoten vertraulich auf dessen Schultern. Die Situation gefiel Beiden unendlich, nicht aber dem Pferde, welches, einer doppelten Last nicht gewohnt, überdies noch die Klauen des Bären fühlte, sich bäumte und schüttelte und Alles aufbot, um den unberufenen Reiter abzuwerfen. Dieser aber hielt fest wie der grimme Tod, klammerte sich mit den kräftigen Klauen auf die erfolgreichste Weise fest und war schlechterdings nicht von der Stelle zu rücken. Auf diese Weise wurde die Tour glücklich abgemacht und Schaaren Landleute starrten mit offnem Munde der nie gesehenen Erscheinung nach.

Als die Ferienzeit abgelaufen war, kehrte Braun auf die Universität zurück. Sein Aeußeres hatte sich inzwischen sehr verändert. Er gehörte der Familie der Silberbären an und trug nachgerade ein fast schneeweißes Gewand; aber er war auch bedeutend größer und stärker geworden, zeigte ein mächtiges Gebiß und es wurde immer schwieriger, mit ihm umzugehen. In seinen Wuthanfällen, die immer häufiger vorkamen, ließ er sich nur dadurch bändigen, daß man ihn bei den Ohren festhielt. Einmal gerieth er dermaßen in Ertase, daß er sich von jeder Gemeinschaft mit dem Menschengeschlecht lossagte, Mütze und Kleid zerriß und sich den anwesenden Damen in dem Kostüm produzirte, welches die Natur ihm verliehen.

Um diese Zeit stattete die Brittische Association der Universität einen Besuch ab und Braun wurde der Gegenstand ihrer ganz besonderen Aufmerksamkeit. Wiederholt wurde er bei den Frühstücksgesellschaften der gelehrten Welt eingeführt und war, wenn er sich auch zuweilen etwas unmanierlich aufführte, stets ein gern gesehener Gast. Mehr als einmal richtete er unter den seidenen Gewändern und goldnen Geschmeiden der Damen die bedauerlichsten Verwüstungen an, im Ganzen aber wußte er die Ehre, sich in so auserlesener Gesellschaft zu befinden und von so schönen Händen gestreichelt zu werden, recht wohl zu schätzen und benahm sich wie ein Gentleman. Nur schienen ihm die Huldigungen, welche ihm von allen Seiten zu Theil wurden, ein wenig eitel zu machen. Wenn er von einer Gesellschaft heimkehrte, war er eigensinig und launisch wie ein verzogenes Kind oder eine verzärtelte Lady.

Aber die Herrlichkeit sollte ein schreckliches Ende nehmen. Der Mensch darf

nicht ungestraft im Rath der Götter, der Bär nicht ungestraft in dem der Menschen sitzen. Die Autoritäten von Oxford hatten keine Idee von zoologischem Enthusiasmus; sie hegten gegen den armen Braun die feindseligsten Gefühle und nach verschiedenen Drohungen und pecuniären Strafen erschien endlich der Tag, an welchem Herrn Francis Buckland ein förmliches Edikt die Weisung brachte: am nächsten Morgen habe entweder er oder der Bär Oxford zu verlassen.

Das war ein harter Schlag, aber alle Versuche, ihn rückgängig zu machen, blieben erfolglos. Der arme Nebucadnezar wurde daher abermals in einen Behälter — denen viel größern als denjenigen, worin er gekommen — gepackt und nach dem zoologischen Garten in Regents Park gesandt. Hier erhielt er eine Bärenwohnung ganz für sich allein und wie es nie eine schönere gegeben; aber umsonst, nichts konnte ihn für das Verlorne entschädigen. Er vermißte die ihm so lieb gewordene Gesellschaft, die Fidelität des Studentenlebens, die Freuden der Tafel, kurz alle die Genüsse, auf welche ein civilisirter Bär Anspruch machen kann. Er hatte einen zu tiefen Einblick in die Wissenschaften gewonnen, um noch für eine Bärenhöhle zu passen. Durch seine Schwermuth beunruhigt, ließ man seinen alten Freund und Feind, den Affen, kommen, aber selbst dieser vermochte ihn weder zu erheitern, noch zu ärgern. Er wies jede Nahrung von sich, und eines Morgens fand man ihn todt — das Opfer eines gebrochenen Herzens.

Eberhard's Monolog, ehe er vor die Jury tritt.

(Frei nach „Luthers Monolog, ehe er vor den Reichstag tritt" von Theod. Körner.)

Die Glocke tönt, die Jury ist versammelt,
Jetzt Christian Eberhard, jetzt gilt's, jetzt stehe fest,
Denn jene Seidel, die Du ausgeschenkt
Aus vollem Faß, um die Erhitzten labend zu beleben,
Sie schürt des Temperenzlers Wuth auf's neue an.
Und feindlich will die wassersüchtige Menge mich verderben,
Und jeder hofft, ein Aemtchen zu erwerben.
Man fordert mich vor ein Gericht Geschwoerner,
Vertheid'gen soll ich mich und mein Vergeh'n,
Erwartend blickt die ganze Stadt auf mich,
Ob ich das schwere Werk auch kühn vollende,
Und ob die Suade meines Anwalts siegt.
Doch nur getrost, der Anwalt lächelt mir,
Und tritt mit Zuversicht mit Christian vor die Schranken
Um zu beweisen, daß beim Lagerbier
Nicht üblich ist das stark verpönnte Wanken.
Mich treibt der Geist, ich traue seinem Wort,
Unwiderruflich bleibt's, ich „schenke" fort.

(Pause.)

Zum zweitenmal ertönt der Glocke Ruf,
Der Augenblick ist da, der es entscheidet,
Vor strenge Richter soll ich kühnlich treten,
Gambrinus, Du hör einmal noch mein Flehn
Laß mich noch einmal muthig zu Dir treten
Und freudig dann auch selbst zum Loche gehen.
(Christian füllt sich ein Seidel, blickt es wehmüthig an und trinkt es auf einen Zug leer; bietet dann seinem Advokaten, der dieser Scene mit sichtlicher Rührung beiwohnte, gleichfalls ein Glas an, dieser folgt seinem erhabenen Beispiel und schmunzelt, mit Thränen im Auge: „Thas is gut, Landsmann.")
Ich bin gestärkt und was die Jury mir verhängt:
Sieg oder Loch auf beides gleich gefaßt,
Doch hör' ich eine Stimme, die im Innern spricht,
Glück auf, verklagter Christ'an, denn Du siegst.
Der Jury tret' ich kühn und dreist entgegen
Und was geschieht erschrecken, kann's mich nicht,
Mich schützt der Schutzverein auf allen meinen Wegen,
Und ihm vertrauend tret' ich vor Gericht.
Streit' ich für mich, ich streit' in Volkes Namen
Und meine Feinde werden einst zu Spott.

Ob's Liquor Law heut' triumphiren soll, Ob „Schutzverein" heut groß und herrlich siegt.

Zum Kampfe hin, zum Kampfe! Amen' Amen, Entweder sieg' ich oder geh' capott.

[Auszüge aus „Kladderadatsch".]

Müller. Is denn des wahr, was in die Zeitungen steht, daß die Umstände es noch dahin bringen könnten, daß Frankreich seine Hand jejen Deutschland erhebt?

Schultze. Ob es wahr is, weeß ich nich, aber ich jlobe, **vor der Hand** brauchen wir uns noch nich zu fürchten.

Schultze. Nee, diese Franzosen vor Sebastopol. Immer een General nach'n andern! Ich möchte man wissen, wie lange das Stück noch spielen soll.

Müller. Des is ja noch jar keen Stück; des is ja man blos'ne Jeneral Probe!

Müller (liest in der Zeitung): Wirklich sehr interessant!

Schultze. Interessant? was denn, die Neuigkeiten von der Krimm?

Müller. Nee, die nich — aber janz was anders — wirklich sehr interessant.

Schultze. Na, was denn?

Müller. Die Kaiserin Eugenie!

Müller. Sag' mal, Schultze, was heeßt denn das, was in die Zeitungen steht: Russel und Droyn wären überzeugt, daß Oestreich nur eine **„wohlwollende Neutralität"** einnehmen werde?

Schultze. Was wird denn des jroß heeßen? Eine „wohlwollende Neutralität", des is eine Neutralität, die wohl **will**, aber —

Müller. Ach so! Nu weeß ich schon! Des kenn' ich aus eigener Erfahrung.

Nothgedrungene Erklärung.

Angesichts der neuesten scandalösen Vorgänge in Columbus sehe ich mich veranlaßt, hier öffentlich zu erklären, daß es mich reut, Amerika entdeckt zu haben.

Columbus, Furriner.

Albumblätter.

Ich liebe Dich; mich reizt Deine schöne Gestalt,
Und kommst Du nicht willig, — so brauch' ich Gewalt!

La grande nation in Oestreichs Album.

Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß
Als heimliche Liebe, — von der Niemand nichts weiß!

Oestreich in's Album der großen Nation.

Arm in Arm mit Dir,
So fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken.

Albion in das Album von Piemont.

Der

Chevalier von Maison-Rouge.

(Fortsetzung.)

XLV.

Die Nachforschungen.

Wir können nicht länger eine von den Hauptpersonen unserer Geschichte in Vergessenheit lassen, die Person, welche, während die im vorigen Kapitel angehäuften Ereignisse in Erfüllung gingen, am meisten von allen litt, und deren Leiden auch am meisten das Mitgefühl unserer Leser zu erwecken verdienen.

Es war voller Sonnenschein in der Rue de la Monnaie und die Gevatterinnen plauderten vor den Thüren so lustig, als ob nicht seit zehn Monaten eine Blutwolke über die Stadt stille zu stehen geschienen hätte; da kehrte Maurice mit dem Cabriolet zurück, das er zu bringen versprochen hatte.

Er ließ die Zügel des Pferdes in den Händen eines Schuhputzers vom Parvis Saint-Eustache und stieg, das Herz voll Freude, die Stufen seiner Treppe hinauf.

Es ist ein belebendes Gefühl, das Gefühl der Liebe: es weiß todte Herzen für jede Empfindung rege zu machen, es bevölkert die Wüsten, es erweckt vor den Augen das Gespenst des geliebten Gegenstandes, es macht, daß die Stimme, welche im Innern des Liebenden singt, ihm die ganze Schöpfung von dem hellen Lichte der Hoffnung und des Glückes überströmt zeigt, und da es zu gleicher Zeit ein ausdehnendes Gefühl ist, so ist es auch ein selbstsüchtiges Gefühl, es verblendet den Liebenden gegen Alles, was nicht der geliebte Gegenstand ist.

Maurice sah diese Frauen nicht, Maurice hörte ihre Commentare nicht; er sah nur, wie Geneviève Vorbereitungen zu einer Abreise traf, welche ihm endlich ein dauerhaftes Glück gewähren sollte; er hörte nur, wie Geneviève zerstreut ihr gewöhnliches Liedchen sang, und dieses Liedchen summte so anmuthig an sein Ohr, daß er geschworen hätte, er höre die verschiedenen Modulationen ihrer Stimme vermischt mit dem Geräusch eines Schlosses, das man schloß.

Auf dem Ruheplatze blieb Maurice stehen; die Thüre war halb geöffnet: sonst war sie beständig geschlossen und dieser Umstand setzte Maurice in Erstaunen. Er schaute umher, ob er nicht Geneviève im Gang erblicken würde. Geneviève war nicht hier. Er trat ein, durchschritt das Vorzimmer, das Speisezimmer, den Salon; er untersuchte das Schlafzimmer.

Vorzimmer, Speisezimmer, Salon, Schlafzimmer waren verlassen. Er rief, Niemand antwortete.

Der Willfährige war bekanntlich weggegangen; Maurice dachte, in seiner Abwesenheit hätte vielleicht Geneviève einer Schnur, um das Gepäcke zu binden, oder einiger Mundvorräthe bedurft, um sie für die Reise in den Wagen zu nehmen, und sie wäre hinabgegangen, um diese Gegenstände zu kaufen. Die Unklugheit kam ihm stark vor, doch er vermuthete noch nichts, obgleich er unruhig zu werden anfing.

Maurice wartete, ging im Zimmer auf und ab und legte sich von Zeit zu Zeit aus dem Fenster, durch dessen Oeffnung Luftströme mit Regen beladen eindrangen.

Bald glaubte Maurice einen Tritt auf der Treppe zu hören; er horchte; es war nicht der von Geneviève; er lief nichtsdestoweniger auf den Ruheplatz, neigte sich über das Geländer, und erkannte den Willfährigen, welcher mit der den Bedienten eigenthümlichen Sorglosigkeit die Treppe heraufstieg.

„Scävola!“ rief er.

Scävola schäute empor.

„Ah! Sie sind es, Bürger!“

„Ja, ich bin es; doch wo ist denn die Bürgerin?“

„Die Bürgerin?“ fragte Scävola erstaunt, während er immer weiter hinaufstieg.

„Allerdings. Hast Du sie unten gesehen?“

„Nein.“

„Dann gehe wieder hinab. frage den Concierge und erkundige Dich bei den Nachbarn.“

„Auf der Stelle.“

Scävola ging wieder hinab.

„Schneller, schneller!“ rief Maurice, „siehst Du nicht, daß ich auf feurigen Kohlen stehe.“

Maurice wartete fünf bis sechs Minuten auf der Treppe. Als er dann Scävola nicht wieder erscheinen sah, trat er in das Zimmer und neigte sich abermals aus dem Fenster.

Er sah Scävola in zwei oder drei Buden eintreten und herauskommen, ohne etwas Neues erfahren zu haben.

Ungeduldig rief er ihm.

Der Willfährige schaute empor und erblickte seinen ungeduldigen Herrn am Fenster.

Maurice hieß ihn durch ein Zeichen wieder heraufkommen.

„Sie kann unmöglich ausgegangen sein,“ sagte Maurice zu sich selbst.

Und er rief abermals:

„Geneviève! Geneviève!“

Alles war todt. Das einsame Zimmer schien nicht einmal mehr ein Echo zu haben.

Scävola erschien wieder.

„Nun?“ fragte Maurice.

„Der Concierge allein hat sie gesehen.“

„Der Concierge hat sie gesehen?“

„Ja, doch die Nachbarn haben nicht von ihr sprechen hören.“

„Der Concierge hat sie gesehen, sagst Du? Wie dies?“

„Er hat sie hinausgehen sehen.“

Sie ist also weggegangen?“

„Es scheint.“

„Allein? Geneviève kann unmöglich allein weggegangen sein.“

„Sie war nicht allein, Bürger, sie hatte einen Mann bei sich.“

„Wie! einen Mann?“

„Wenigstens wie der Bürger Concierge sagt.“

„Hole ihn, ich muß wissen, wer dieser Mann ist.“

Scävola machte zwei Schritte gegen die Thüre, wandte sich dann um und sagte, indem er nachzudenken schien:

„Warten Sie doch.“

„Wie? was willst Du? Sprich, Du machst mich sterben.“

„Vielleicht war es der Mann, der mir nachgelaufen ist.“

„Ein Mann ist Dir nachgelaufen?“

„Ja.“

„Warum?“

„Um in Ihrem Namen den Schlüssel von mir zu verlangen.“

„Was für einen Schlüssel, Unglücklicher, sprich doch, sprich doch!“

„Den Schlüssel der Wohnung.“

„Du hast den Schlüssel der Wohnung einem Fremden gegeben?“ rief Maurice und packte den Willfährigen mit beiden Händen am Kragen.

„Aber es war kein Fremder, mein Herr, es war einer von Ihren Freunden.“

„Ah! ja, einer von meinen Freunden, gut, es ist Lorin, sie wird ohne Zweifel mit Lorin weggegangen sein.“

Und unter seiner Bläſſe lächelnd, fuhr Maurice über seine von Schweiß befeuchtete Stirne.

„Nein! nein! nein! mein Herr, er iſt es nicht," ſagte Scävola; „bei Gott, ich kenne wohl Herrn Lorin."

„Aber wer iſt es denn?"

„Sie wiſſen wohl, Bürger, der hübſche Mann, der eines Tages kam . . ."

„An welchem Tag?"

„An dem Tag, wo Sie ſo traurig waren; der Mann, der Sie mit ſich nahm, wonach Sie ſo heiter zurückkehrten."

Scävola hatte alle dieſe Dinge bemerkt.

Maurice ſchaute ihn mit beſtürzter Miene an, ein Schauer durchlief ſeinen ganzen Leib; dann nach langem Stillſchweigen rief er:

„Dirmer?"

„Meiner Treue, ja, ich glaube ſo iſt es, Bürger," ſagte der Willfährige.

Maurice wankte und wäre bald rückwärts auf einen Lehnſtuhl gefallen.

Seine Augen verſchleierten ſich.

„Oh! mein Gott!" murmelte er.

Dann öffneten ſich ſeine Augen wieder und fielen auf den vergeſſenen, oder vielmehr von Genevieve zurückgelaſſenen Veilchenſtrauß

Er ſtürzte darauf, nahm ihn, küßte ihn und ſprach, als er ſodann die Stelle bemerkte, wo er niedergelegt geweſen war:

„Es iſt kein Zweifel mehr. Dieſe Veilchen ſind ihr letztes Lebewohl."

Maurice wandte ſich um und gewahrte nun erſt, daß der Koffer halb voll war, und daß die übrige Wäſche auf dem Boden oder in dem geöffneten Schrank lag.

Die Wäſche auf dem Boden war ohne Zweifel den Händen von Genevieve bei der Erſcheinung von Dirmer entfallen.

Von dieſem Augenblicke an erklärte er ſich Alles. Die Scene erhob ſich lebendig und gräßlich vor ſeinen Augen zwiſchen dieſen vier Wänden, welche kurz zuvor noch Zeugen von ſo viel Glück geweſen waren.

Bis dahin war Maurice niedergeſchlagen, gelähmt geblieben. Das Erwachen war furchtbar, der Zorn des jungen Mannes ſchrecklich.

Er ſtand auf, ſchloß das offen gebliebene Fenſter, nahm oben von ſeinem Secretär zwei für die Reiſe geladene Piſtolen, unterſuchte das Zündkraut und ſteckte, als er ſah, daß dieſes in gutem Zuſtande war, die Piſtolen in ſeine Taſche.

Dann ließ er in ſeine Börſe zwei Rollen Louisd'or gleiten, welche er, trotz ſeines Patriotismus, im Hintergrunde einer Schublade aufzubewahren für klug erachtet hatte, nahm ſeinen Säbel mit der Scheide in die Hand und ſagte zu ſeinem Willfährigen:

„Scävola, ich glaube, Du biſt mir anhänglich, Du haſt meinem Vater und mir ſeit fünfzehn Jahren gedient."

„Ja, Bürger," antwortete der Willfährige vom Schrecken erfaßt beim Anblick dieſer marmorartigen Bläſſe und des Nervenzitterns, das er nie an ſeinem Herrn wahrgenommen hatte, der mit Fug und Recht für den unerſchrockenſten und kräftigſten Mann galt; „ja, was befehlen Sie mir?"

„Höre, wenn dieſe Dame, welche hier wohnte . . ."

Er unterbrach ſich; ſeine Stimme zitterte ſo heftig, als er dieſe Worte ſprach, daß er nicht fortfahren konnte.

„Wenn ſie zurückkommt," ſagte er nach einem Augenblick, „empfange ſie, ſchließ' die Thüre hinter ihr; nimm dieſen Carabiner, ſtelle Dich auf die Treppe, und bei Deinem Kopfe, bei Deinem Leben, bei Deiner Seele laß Niemand herein; will man die Thüre ſprengen, vertheidige ſie; ſchlage! tödte! tödte! und fürchte nichts, Scävola, ich nehme Alles auf mich."

Der Ton des jungen Mannes, ſein gewaltiges Vertrauen electriſirten Scävola und er erwiederte:

„Ich werde nicht nur tödten, ich werde mich auch für die Bürgerin Genevieve tödten laſſen."

„Ich danke. Nun höre. Dieſe Wohnung iſt mir verhaßt, und ich will ſie nicht

mehr betreten, wenn ich sie nicht wieder aufgefunden habe. War es ihr möglich, zu entweichen, ist sie zurückgekommen, so stelle an das Fenster die große japanesische Vase mit den Margarethenblumen, welche sie so sehr liebte. Das ist für den Tag. In der Nacht stelle eine Laterne an diesen Platz. So oft ich am Ende der Straße vorüberkomme, werde ich unterrichtet sein; so lange ich weder Laterne noch Vase sehe, setze ich meine Nachforschungen fort."

„Oh! Herr, seien Sie klug, seien Sie klug!" rief Scävola.

Maurice hörte nicht einmal; er stürzte aus dem Zimmer, eilte die Treppe hinab, als ob er Flügel gehabt hätte, und lief zu Lorin.

Es wäre schwer, das Erstaunen, den Zorn, die Wuth des würdigen Dichters zu schildern, als er diese Nachricht erfuhr; man könnte eben so leicht die rührenden Elegien wieder beginnen, welche Orestes seinem Pilades eingeben mußte.

„Du weißt also nicht, wo sie ist?" wiederholte er unablässig.

„Verloren, verschwunden!" schrie Maurice in einem Paroxysmus der Verzweiflung; „er hat sie getödtet, Lorin, er hat sie getödtet!"

„Ei! nein, mein lieber Freund! nein, mein guter Maurice! er hat sie nicht getödtet; nein, nach so vielen Tagen der Ueberlegung ermordet man eine Frau wie Genevieve nicht; nein, wenn er sie getödtet hätte, so würde er sie auf der Stelle getödtet und als Zeichen seiner Rache den Leichnam bei Dir zurückgelassen haben. Nein, siehst Du, er ist mit ihr geflohen, nur zu glücklich, seinen Schatz wiedergefunden zu haben."

„Du kennst ihn nicht, Lorin, Du kennst ihn nicht," sagte Maurice; „dieser Mensch hatte etwas Unseliges in seinem Blicke."

„Nein, Du täuschest Dich, er machte auf mich immer den Eindruck eines braven Mannes. Er hat sie mitgenommen, um sie zu opfern. Er wird sich mit ihr verhaften lassen und man tödtet sie mit einander. Ah! darin liegt die Gefahr," sprach Lorin.

Diese Worte verdoppelten den Wahnsinn von Maurice.

„Ich werde sie wiederfinden! ich werde sie wiederfinden oder ich sterbe!" rief er.

„Oh! was das betrifft, sicherlich werden wir sie wiederfinden, nur beruhige Dich. Sieh, Maurice, mein guter Maurice, glaube mir, man sucht schlecht, wenn man nicht überlegt, man überlegt schlecht, wenn man sich so gewaltig aufregt."

„Gott befohlen, Lorin."

„Was machst Du denn?"

„Ich gehe."

„Du verlässest mich? warum dies?"

„Weil das nur mich allein angeht, weil nur ich allein mein Leben einsetzen darf, um das von Genevieve zu retten."

„Du willst sterben?"

„Ich werde Allem Trotz bieten: ich will den Präsidenten des Beaufsichtigungsausschusses aufsuchen; ich will mit Hebert, mit Danton, mit Robespierre sprechen; ich werde Alles gestehen, doch man muß sie mir zurückgeben."

„Es ist gut," sagte Lorin.

Und ohne ein weiteres Wort stand er auf, schnallte sich seinen Säbel um, setzte seinen Uniformshut auf, nahm, wie es Maurice gethan, ein Paar geladene Pistolen und steckte sie in seine Tasche.

„Gehen wir," fügte er dann einfach bei.

„Gut, und hernach?"

„Hat man das Stück zu Ende gesehen,
Muß man in guter Gesellschaft gehen."

„Wo suchen wir zuerst?" sagte Maurice.

„Suchen wir zuerst in dem alten Quartier, Du weißt? Rue Vieille-Saint-Jacques; dann lauern wir auf den Maison-Rouge; wo er ist, wird ohne Zweifel auch Dirmer sein; hernach nähern wir uns den Häusern der Vieille-Corderie, Du weißt, man spricht davon, Antoinette wieder in den Temple zu versetzen? Glaube mir, Leute wie diese werden die Hoffnung, sie zu retten, bis auf den letzten Augenblick nicht verlieren."

„Ja, in der That, Du hast Recht ... Du glaubst, Maison-Rouge sei in Paris?“
„Dirmer ist wohl hier.“

„Es ist wahr, es ist wahr, sie werden vereinigt sein,“ versetzte Maurice, dem ein entfernter Schimmer wieder etwas Vernunft verlieh. „Komm!“

Von diesem Augenblick an suchten die zwei Freunde mit allem Eifer. Doch es war vergebens. Paris ist groß, und sein Schatten ist dicht. Nie hat ein Schlund in tieferer Dunkelheit das Geheimniß, welches ihm das Verbrechen oder das Unglück anvertraut, zu verbergen vermocht.

Hundertmal gingen Lorin und Maurice über die Greve, hundertmal streiften sie an dem kleinen Hause hin, in welchem Genevieve lebte, unablässig bewacht von Dirmer, wie einst die Priester das Opfer bewachten, das zum Schlachten bestimmt war.

Als sich Genevieve ihrerseits dem Tode geweiht sah, nahm sie wie alle edle Seelen das Opfer an und wollte nur geräuschlos sterben; überdies befürchtete sie weniger noch für Dirmer, als für die Sache der Königin eine Oeffentlichkeit, welche Maurice unfehlbar seiner Rache gegeben haben würde.

Sie beobachtete also ein so tiefes Stillschweigen, als ob der Tod ihren Mund geschlossen hätte.

Maurice hatte indessen, ohne Lorin etwas zu sagen, die Mitglieder des furchtbaren Wohlfahrtsausschusses angefleht, und Lorin hatte seinerseits, ohne mit Maurice zu sprechen, sich denselben Schritten gewidmet.

An demselben Tage wurde auch ein rothes Kreuz von Fonquier-Tinville neben ihre Namen gezeichnet, und das Wort Verdächtige vereinigte sie in einer blutigen Umarmung. (Fortsetzung folgt.)

Ein Original-Roman aus dem New-Yorker Leben.

In zehn Bänden. [Copy-right secured.]

Von dem Verfasser der „Blutnacht,“ „Blutschande,“ Blutscenen in der Bluthöhle,“ des „Blutsaugers,“ des „blutigen Gespenstes,“ und vieler anderer blutigen Werke.

Erster Band.

Amalie war nicht schön, aber sie glaubte es zu sein. Das war genug, um ihr das Herz im Sechsachteltakt schlagen zu machen, als sie in der Zeitung die Anzeige Barnum's las, worin die Schönen Amerika's aufgefordert werden, ihre Photographien zu einer Preisausstellung einzusenden. Amalie war arm. Wie schlug ihr deshalb das Herz, als sie las, daß hundert Preise zuerkannt werden und der erste Preis tausend Dollars betragen solle. Mit elektro-magnetischer Geschwindigkeit durchzuckte sie der Gedanke, daß hier endlich einmal eine Gelegenheit geboten sei, ihr Glück zu machen.

Mit klopfendem Busen trat sie vor den Spiegel. Lange, lange ruhte ihr forschendes Auge auf ihrer zurückgespiegelten Gestalt. Endlich rief sie im Ton der Entschlossenheit aus: Es sei gewagt!

Zweiter Band.

Der Tag, an dem die Ausstellung der Portraits eröffnet werden sollte, war gekommen. Beflügelten Schritts eilte Amalie in's Museum. Nur hundert und eine Schöne waren dem Aufruf Barnum's nachgekommen — unter ihnen Amalie. Ihr Bildniß hatte Nro. 55 erhalten.

Dritter Band.

Unsere Heldin war nunmehr eines Preises ganz sicher. Waren nicht hundert Preise ausgesetzt? Und nur hundert und eine Bewerberin hatten sich eingefunden. Daß sie vielleicht am Tage der Entscheidung die Eine sein würde, welche leer ausging, diesen Gedanken verwarf Amalie als absurd.

Vierter Band.

Doch Amalie wollte sich nicht mit irgend einem Preise begnügen — nach einem der ersten, wenn nicht dem ersten, stand ihr Trachten. Mit einem fabelhaften Scharfsinn berechnete sie, daß sie zu ihrem Erfolge ja selbst ein gut Theil beitra-

gen könne. Sie wußte, daß jeder Besucher des Museums seine Stimme abgeben dürfe und daß die Zahl der abgegebenen Stimmen schließlich entschied. Was war natürlicher, als daß Amalie sich täglich ein Zweischillingsstück borgte, das Museum besuchte und für sich selbst stimmte.

Fünfter Band.

Wochen waren verstrichen. Amalie hatte **sechzigmal** das Museum besucht und für sich gestimmt. Sie würde dies fortgesetzt haben, allein die Quellen, aus denen die Zweischillingsstücke flossen, waren versiegt. Endlich war der Tag da, an welchem das Resultat veröffentlicht werden sollte. In fieberhafter Hast griff Amalie nach dem „Herald“ und durchflog die preisgekrönten Nummern — Nummer 55 war nicht darunter! Es stand fest, es war eine fürchterliche Gewißheit: Amalie war die Einzige, die **durchgefallen.**

Sechster Band.

Sie schwankte nach Hause und trat vor ihren Spiegel. Lange, lange sah sie hinein und endlich rief sie aus: Es kann nicht sein. Hier muß ein Irrthum oder ein Betrug begangen worden sein. Doch ich werde mir Gewißheit verschaffen!

Sie eilte zu Barnum selbst. Dieser erklärte ihr, daß es mit dem veröffentlichten Resultat seine volle Richtigkeit habe. Die letzte preisgekrönte Nummer habe 3580 Stimmen, dagegen Nro. 55 nur **sechzig** Stimmen erhalten.

Sechzig? schrie Amalie in herzzerreißendem Tone und sank ohnmächtig zusammen. Sie wurde von mitleidigen Seelen nach ihrer Wohnung gebracht.

Siebenter Band.

Amalie stand wiederholt vor ihrem Spiegel. Die Binde war jetzt von ihren Augen gefallen — sie sah, daß sie nichts weniger als schön war.

O Natur! rief sie mit geballten Händen und wuthschäumendem Munde aus, o Natur, warum hast du mir das Auge einer Katze, warum gerade mir das Maul eines Niggers und die Ohren eines Kaffern gegeben? Warum gerade mir diese angekränkelte Blässe des Gedankens? Warum gerade mir dieses lückenhafte Gebiß? Warum alles dies mir und Andern die Schönheit? Warum?! — —

Erschöpft hielt sie inne.

Da antwortete eine furchtbare Stimme: Verblendete Frevlerin! Du willst wissen, warum? Nun denn, so wiss' es denn: **Darum!**

Amalie stürzte, wie von einem unsichtbaren Schlag getroffen, zu Boden.

Achter Band.

Es war zwei Tage später. Amalie saß vor ihrem Nähtisch. Auf demselben lag ein Band von Shakspeare's Werken. Hamlet's Monolog: „Sein oder nicht sein, das ist hier die Frage“ — war aufgeschlagen. Jetzt stand Amalie auf und sprach dumpf:

Das scheint bei mir gar keine Frage mehr zu sein!

Und sie ging zu einem Schrank und nahm aus demselben eine Flasche.

Komm, traute Brandyflasche, zum letzten Mal trink ich aus dir. Gieb mir Muth zur schrecklichen That!

Und sie setzte an und trank — doch plötzlich spie sie das Getrunkene wieder aus — es war Tinte, was sie getrunken hatte! Sie hatte vergessen, daß sie vor zwei Tagen die Flasche mit Tinte gefüllt hatte.

Mein böses Geschick verfolgt mich bis zum Tode! murmelte sie dumpf und schritt zu dem Tisch, worauf ein Gifttrank, den sie schon am Tage zubereitet, stand.

Zitternd setzte sie das Glas an den Mund — —

Neunter Band.

Da öffnete sich die Thüre und herein trat Elise, ihre Freundin. Diese erkannte auf den ersten Blick, was vorging. — Was willst du thun, Unglückselige? rief sie Amalien zu.

Mir das Leben nehmen, erwiederte diese kalt.

O, geh' mit solchen Gedanken! rief Elise. Sich das Leben nehmen kann nur Jemand, der Tinte gesoffen hat.

Unglückliche! schrie Amalie auf, du hast mit diesen Worten mein Geschick entschieden.

In hastigen Zügen trank sie das Gift hinunter und wenige Stunden später wär' sie — eine Leiche gewesen, wenn nicht der Apothekergehülfe ihr statt des verlangten Laudanums ein unschuldiges Purgativ gegeben hätte.

Zehnter Band.

Und so kam es, daß der Durchfall Amaliens bei der Barnum'schen Schönheits-Ausstellung nur einen zweiten Durchfall zur Folge hatte, aber keinen Selbstmord, welch letzterer ohne Zweifel stattgefunden hätte, wäre dieser Stoff einem andern Romanschreiber in die Hände gerathen, als dem

Kladderadatsch.

(Aus dem Berl. „Kladderadatsch.")

Der Baron von Prudelwitz an den Baron von Strudelwitz.

CHER BARON!

Himmlisches Thier dieser Goldendrop — reiner Goldregen! Gewinnt immer! Habe 24 Louis parirt gegen Schniebelwitz, natürlich gewonnen; hatte augenblicklich kein Geld — gut, dabei ich die letzte Wette noch nicht bezahlt, hebt sich. Freut mich doch, möchte das Vieh küssen. — Apropos! habe Davison gesehen. Gut gebaut, viel Race, aber schade, daß orientalisch — ist mir zu klassisch! Denn es ist immer unangenehm, wenn man um sein Urtheil über Shakspeare gefragt wird: kann diese Stücke nicht leiden; zu groß, zu viel Redensart, und, unter uns gesagt, veraltet und nicht halb so schön wie die Birch. Stücke für Professoren — theatralisches Schachspiel — ermüdend — dazu ohne Ballets — und, was ich Intendanz nicht verzeihen kann — sogar Musik gänzlich fort — nicht mal Polka oder sonstige lustige Stückchen in den Zwischenakten von Hamlet. Reiner Schwindel auf Goldendrop! Muß aber die Mode mitmachen, pousstre jetzt reiche Jüdin, und die sind stark für Classicität, besonders wo Abstimmung zugleich anzieht. Schwärme deßhalb scheinbar für Davison und habe mir Faust gekauft — — werde sicher reussiren, denn die Alte sehr enchantirt für Literatur und Kunst. Wird ein perekopischer Witz, auf Goldendrop!

Ihr

Baron von Prudelwitz!

Der Baron von Strudelwitz an den Baron von Prudelwitz.

Beneidenswerther Freund!

Immer noch Kreuzschmerzen — es geht bergab! Der Kopf wächst mir immer mehr durch die Haare, die Sorge um unser Rußland bleicht mir das Letzte, woran sich der Friseur noch halten kann. Die schönen Tage von Aranjuez — — unsere Hoheit, verlassen es nicht heiterer — wir sind vergebens hier gewesen, lieber Prudelwitz! Freche Bande! In dieses Asow'sche Meer einzudringen, das Keinem etwas zu Leide gethan! — Handelsschiffe verbrennen, Munition vernichten, Magazine zerstören, Städte plündern, in denen der Russe sich wohlgethan — schöne Heldenthaten! — Rechte Kunst, einen Entwaffneten und Ausgehungerten niederzuwerfen! — Doch Wurst wider Wurst — zerschießest du meinen Taganrog, so massacrire ich deine Parlamentäre! Brave Jungens bei Hangö! Habe auf ihr Wohl eine Pulle Sekt getrunken. Wahrhafte Herzerquickung in dieser schlappen Zeit.

Gut, daß Rußland bis zum 37. Jahre aushebt; kann indessen das junge Volk' ranwachsen, schlagen sich ganz anders als die jungen Kerls, werden ihnen bei Kronstadt was einzunehmen geben — auf Taille! Sehr herrliche Tage kommen, Sieg auf Sieg, Kosak wird seine Naturwüchsigkeit über ganz Europa verbreiten, die Feinde werden zerschmettert werden und der russische Ruhm — — mein Kreuzschmerz hindert mich weiter zu schreiben.

Ihr

Strudelwitz.

Steh' ich in finst'rer Mitternacht so einsam auf der stillen Wacht,
Dann denk' ich an mein fernes Lieb, ob mir's auch treu und hold verblieb.
Russia in Brussia's Album.

Gott schütze mich vor meinen Freunden; vor meinen Feinden will ich mich selber schützen! Der halbe Mond in sein eigenes Stammbuch.

Ach, die **Männer** sind alleweile so rar!
Kladderadatsch in das Album der Gegenwart.

Marktbericht von letzter Woche.

Französische Weinernte. Traurige Aussichten. Die Trauben sind sauer.

Deutscher Spiritus. Zu hohen Preisen in Canada verlangt, aber schwer aufzutreiben.

Englische Wichse. Bedeutender Vorrath im Lager. Schwer abzusetzen.

Russische Schmiere. Ungeheurer Absatz, wurde zu den höchsten Preisen losgeschlagen.

Türkischer Weizen. Will immer noch nicht blühn.

Italienische Früchte. Faul und verdorben. Viel abzusetzen.

Englische Ballade.

Von Windsor-Castle blickt herab
Victoria, die Fruchtbare,
Mit sorgenumwölktem Angesicht,
Mit wirrem, flatterndem Haare — Oh!

Sie spricht mit dumpfem Jammerton
Zu Albert, ihrem Gemahle:
Ich werde sie nie und nimmer los,
Die Ahnung, die fatale — Oh!

Sie quält mich bei Tag, sie quält mich bei Nacht,
Sie sitzt an meinem Lager,
Sie scheucht den labenden Mohngott fort —
Ich werde ordentlich mager — Oh!

Wohin ich seh', steigt vor mir auf,
Gehüllt in blutige Fetzen,
Frankreichs geköpfte Königin
Und füllt mich mit Entsetzen — Oh!

In London, der getreuen Stadt,
Da sind sie nicht mehr die Alten;
An jeder Ecke wimmelt's dort
Von Bassermann'schen Gestalten — Oh!

Sie schreien nach Brod und nach Reform,
Und kann ich ihr Brüllen verstehen,
So grinst mich der Gedanke an:
Sie bleiben am Thron nicht stehen — Oh!

O wär' ich Spaniens Königin!
Sie kann im Exil sich ernähren
Durch ihrer Beine fesselnde Kunst —
Doch ich, ich kann nur gebären — Oh!

Kladderadatsch.

Guckkasten-Bilder in heiterer Beleuchtung.

(Muster von Zerstreuung.) Der berühmte Astronom Lambert aus Mühlhausen wurde einmal von einem Freunde in eine Oper in Berlin mitgenommen und dann von Mehreren gefragt, wie sie ihm gefallen habe. Er antwortete: „Ich habe das Ding nicht gesehen, da ich mich den ganzen Abend hindurch mit der Berechnung der Brechung der Lichtstrahlen des Kronleuchters im Theater beschäftigt habe.“

(Frankfrt. Conv.)

Der
Chevalier von Maison-Rouge.
(Fortsetzung.)

XLVI.
Das Gericht.

Am drei und zwanzigsten Tage des ersten Monats im Jahre II. der einigen und untheilbaren französischen Republik, der mit dem 14. Oktober 1793 alten Styls, wie man damals sagte, correspondirte, drängte sich eine neugierige Menge vom Morgen an auf den Tribünen des Saales, in welchem die revolutionären Sitzungen gehalten wurden.

Die Gänge des Palastes, die Zugänge der Conciergerie waren dicht besetzt von ungeduldigen Zuschauern, welche einander die Gerüchte und Leidenschaften übertrugen, wie sich die Wellen ihr Tosen und ihr Schäumen übertragen.

Trotz der Neugierde, mit der jeder Zuschauer sich geberdete, und gerade vielleicht wegen dieser Neugierde, behielt jede Welle dieses Meeres, bewegt, gepreßt zwischen zwei Barrieren, der äußeren Barriere, welche sie vorstieß, der inneren Barriere, welche sie zurückstieß, in diesem Strom und Gegenstrom ungefähr denselben Platz, den sie eingenommen hatte. Doch diejenigen, welche am besten gestellt waren, begriffen auch, daß sie sich Verzeihung für ihr Glück verschaffen mußten, und sie strebten nach diesem Ziele dadurch, daß sie ihren minder gut gestellten Nachbarn erzählten, was sie sahen und hörten, die dann an Andere wieder die ursprünglichen Worte übertrugen.

Doch an der Thüre des Tribunals stritt sich eine Gruppe dicht zusammengeschaarter Männer heftig um zehn Linien Raum in der Breite oder in der Höhe; denn zehn Linien in der Breite waren hinreichend, um zwischen zwei Schultern eine Ecke des Saales und das Gesicht der Richter zu sehen; denn zehn Linien in der Höhe waren hinreichend, um über einen Kopf hin den ganzen Saal und das Gesicht der Angeklagten zu erschauen.

Leider nahm diese Passage von einem Gang in den Saal, diesen so kleinen Engpaß ein Mann beinahe gänzlich mit seinen breiten Schultern und seinen in die Seite gestemmten Armen ein, welche die ganze schwankende Menge zurückhielten, die in den Saal gestürzt wäre, wenn ihr plötzlich der fleischerne Wall gefehlt hätte.

Dieser unerschütterliche Mann auf der Schwelle des Tribunals war jung und schön und schüttelte bei jedem stärkeren Stoße, den ihm die Menge versetzte, wie eine Mähne sein dickes Haupthaar, unter welchem ein finsterer, entschlossener Blick glänzte. Wenn er dann mit dem Blicke und der Bewegung die Menge, deren hartnäckigen Angriff er als ein lebendiger Damm aufhielt, wieder zurückgedrängt hatte, versank er abermals in seine aufmerksame Unbeweglichkeit.

Hundertmal versuchte es jedoch die gepreßte Masse, ihn niederzuwerfen, denn er war von hohem Wuchse und hinter ihm wurde jede Aussicht unmöglich; doch wie gesagt, ein Fels wäre nicht unerschütterlicher gewesen als er.

Am andern Ende dieser menschlichen Mauer, inmitten der gedrängten Menge, hatte sich ein anderer Mensch mit einer Beharrlichkeit, welche an Wildheit grenzte, Bahn gebrochen; nichts hatte ihn in seinem unermüdlichen Fortschritte aufgehalten, weder die Schläge derjenigen, welche er hinter sich gelassen, noch die Verwünschungen der Leute, die er im Vorübergehen beinahe erdrückte, noch die Klagen der Frauen, denn es waren viele Frauen unter dieser Menge.

Auf die Schläge antwortete er durch Schläge, auf die Verwünschungen durch

einen Blick, vor dem die Muthigsten zurückwichen, auf die Klagen durch eine Unempfindlichkeit, die der Verachtung glich. Endlich gelangte er zu dem kräftigen jungen Mann, der gleichsam den Eingang des Saales schloß. Und unter der allgemeinen Erwartung, denn Jeder wollte sehen, wie die Sache zwischen diesen zwei harten Gegnern ablaufen würde, und unter der allgemeinen Erwartung, sagen wir, versuchte er seine Methode, welche darin bestand, daß er zwischen zwei Zuschauer seine Ellenbogen wie Keile einpreßte und mit seinem Leib die am Engsten an einander geschlossenen Leiber spaltete.

Dieser war jedoch ein junger Mann, dessen bleiches Gesicht und zarte Glieder eine ebenso schwächliche Constitution andeuteten, als seine sprühende Augen für die Festigkeit seines Willens zeugten.

Doch kaum hatte sein Ellenbogen die Seiten des jungen Mannes gestreift, der vor ihm stand, als dieser sich, erstaunt über den Angriff, rasch umwandte und mit derselben Bewegung eine Faust aufhob, die den Verwegenen niederfallend zu zerschmettern drohte.

Die zwei Gegner fanden sich nun von Angesicht zu Angesicht einander gegenüber und ein kleiner Schrei entschlüpfte ihnen zu gleicher Zeit.

Sie hatten sich erkannt.

„Ah! Bürger Maurice," sagte der schwächliche junge Mann mit einem Ausdrucke unaussprechlichen Schmerzes, „lassen Sie mich vorbei; lassen Sie mich sehen; ich flehe Sie an! Sie mögen mich hernach tödten!"

Maurice, denn er war es wirklich, fühlte sich von Rührung und Bewunderung für diese Ergebenheit, für diesen unstörbaren Willen durchdrungen.

„Sie!" flüsterte er; „Sie hier, Unvorsichtiger?"

„Ja, ich bin hier! doch ich bin erschöpft. Oh! mein Gott! sie spricht! lassen Sie mich Sie sehen! lassen Sie mich sie hören!"

Maurice trat ein wenig auf die Seite und der junge Mann rückte vor ihn. Da Maurice an der Spitze der Menge stand, so hemmte nichts mehr den Blick desjenigen, welcher so viele Püffe und Stöße ausgestanden, um nur zu dieser Stelle zu gelangen.

Diese ganze Scene und das Gemurmel, das sie veranlaßte, erregten die Neugierde der Richter.

Die Angeklagte schaute auch nach dieser Seite; da erblickte und erkannte sie in der ersten Reihe den Chevalier

Etwas wie ein Schauer bewegte einen Augenblick die Königin, welche in dem eisernen Lehnstuhle saß.

Geleitet von dem Präsidenten Harmand, erläutert von Fouquier-Tinville und discutirt von Chauveau-Lagarde, dem Vertheidiger der Königin, dauerte das Verhör so lange es die Kräfte der Richter und der Angeklagten erlaubten.

Während dieser ganzen Zeit blieb Maurice unbeweglich an seinem Platz, indeß die Zuschauer sich schon mehrere Male in dem Saale und in den Gängen erneuert hatten.

Der Chevalier hatte einen Stützpunkt an einer Säule gefunden, und hier stand er, nicht minder bleich als der Stuck, an den er sich anlehnte.

Auf den Tag folgte eine finstere Nacht; einige auf den Tischen der Geschworenen angezündete Kerzen, ein paar Lampen, welche an den Wänden des Saales rauchten, beleuchteten mit einem düstern, rothen Reflex das edle Antlitz dieser Frau, die so schön gewesen war unter den glänzenden Lichtern der Feste von Versailles.

Sie saß hier allein, beantwortete mit ein paar kurzen, verächtlichen Worten die Fragen des Präsidenten und neigte sich zuweilen an das Ohr ihres Vertheidigers, um leise mit ihm zu sprechen.

Ihre weiße, glatte Stirne hatte nichts von ihrem gewöhnlichen Stolz verloren; sie trug das schwarzgestreifte Kleid, das sie seit dem Tode des Königs nicht hatte ablegen wollen.

Die Richter verließen den Saal, um zur Abstimmung zu schreiten; die Sitzung war beendigt.

„Habe ich mich denn zu hochmüthig gezeigt, mein Herr?" fragte die Königin Chaveau-Lagarde.

„Ah! Madame," erwiederte dieser, „Sie werden stets gut sein, wenn Sie Sie selbst sind."

„Siehst Du, wie stolz sie ist!" rief eine Frau in der Versammlung, als ob eine Stimme aus dem Volke die Frage beantwortete, welche die unglückliche Königin an ihren Advokaten gerichtet hatte.

Die Königin wandte den Kopf gegen diese Frau.

„Nun wohl, ja," wiederholte die Frau, „ich sage, Du bist stolz, Antoinette, und Dein Stolz hat Dich zu Grunde gerichtet."

Die Königin erröthete.

Der Chevalier drehte sich gegen die Frau, welche diese Worte gesprochen hatte und erwiederte halblaut:

„Sie war die Königin."

Maurice faßte ihn beim Faustgelenke und sagte ganz leise zu ihm:

„Ruhig, haben Sie den Muth, sich nicht in das Verderben zu stürzen."

„Oh! Herr Maurice," entgegnete der Chevalier, „Sie sind ein Mann und Sie wissen, daß Sie mit einem Manne sprechen. Oh! sagen Sie mir, glauben Sie, daß sie die Königin verurtheilen können?"

„Ich glaube es nicht, ich bin dessen gewiß."

„Oh! eine Frau!" rief Maison-Rouge schluchzend.

„Nein, eine Königin," versetzte Maurice, „Sie haben es selbst gesagt."

Der Chevalier ergriff Maurice ebenfalls am Faustgelenke und zwang ihn mit einer Kraft, die man ihm nicht hätte zutrauen sollen, sich an sein Ohr zu neigen.

Es war halb vier Uhr Morgens. Große Leere ließen sich unter den Zuschauern bemerken, einige Lichter waren erloschen und dadurch verschiedene Theile des Saales in Dunkelheit versunken.

Einer von den dunkelsten Theilen war derjenige, wo sich der Chevalier und Maurice befanden.

„Warum sind Sie hier und was wollen Sie hier machen?" fragte der Chevalier, „Sie, mein Herr, der Sie kein Tigerherz haben?"

„Ach!" erwiederte Maurice, „ich bin hier, um zu erfahren, was aus einer unglücklichen Frau geworden ist."

„Ja, ja," sprach Maison-Rouge, „aus der, welche ihr Gatte in den Kerker der Königin gestoßen hat, aus der Frau, welche vor meinen Augen festgenommen wurde."

„Genevieve?"

„Ja, Genevieve."

„Also ist Genevieve eine Gefangene, aufgeopfert durch ihren Gatten, getödtet durch Dirmer? Oh! ich verstehe Alles, ich begreife nun Alles. Chevalier, erzählen Sie mir, was vorgefallen, sagen Sie mir, wo sie ist, sagen Sie mir, wo ich sie wiederfinden kann. Diese Frau ist mein Leben, hören Sie wohl, Chevalier?"

„Nun! ja, ich habe sie gesehen, ich war dabei, als sie verhaftet wurde. Ich kam auch, um der Königin entweichen zu helfen; doch unsere Pläne, die wir uns nicht hatten mittheilen können, schadeten sich, statt sich zu unterstützen."

„Und Sie haben sie nicht wenigstens gerettet, sie, ihre Schwester, Genevieve?"

„Konnte ich? Ein eisernes Gitter trennte mich von ihr. Ah! wenn Sie da gewesen wären, wenn Sie Ihre Kräfte mit den meinigen hätten vereinen können, das verfluchte Gitter würde nachgegeben haben, und wir hätten Beide gerettet."

„Genevieve! Genevieve!" flüsterte Maurice.

Dann schaute er Maison-Rouge mit einem unbeschreiblichen Ausdruck der Wuth an und fragte ihn:

„Und Dirmer, was ist aus ihm geworden?"

„Ich weiß es nicht. Er hat sich seinerseits geflüchtet, während ich meinerseits dasselbe that."

„Oh! wenn ich ihn je wiederfinde . . ." sprach Maurice mit den Zähnen knirschend.

„Ja, ich begreife. Doch für Genevieve darf man noch nicht verzweifeln, während hier, während die Königin . . . Oh! hören Sie, Maurice, Sie sind ein Mann

von Herz, ein mächtiger Mann! Sie haben Freunde ... Oh! ich bitte Sie, wie man Gott bittet, Maurice, helfen Sie mir die Königin retten."

„Was denken Sie?"

„Maurice! Genevieve fleht Sie durch meine Stimme an."

„Oh! sprechen Sie diesen Namen nicht aus, mein Herr. Wer weiß, ob Sie nicht wie Dirmer die arme Frau aufgeopfert haben?"

„Mein Herr," antwortete der Chevalier stolz, „wenn ich mich einer Sache weihe, opfere ich nur mich selbst."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre des Berathungssaales, Maurice wollte antworten.

„Stille, mein Herr," sagte der Chevalier, „stille, hier kehren die Richter zurück."

Maurice fühlte die Hand zittern, welche Maison-Rouge, bleich und wankend, auf seinen Arm gelegt hatte.

„Oh!" murmelte der Chevalier, „oh! das Herz bricht mir."

„Muth gefaßt, bewältigen Sie sich, oder Sie sind verloren."

Das Tribunal kehrte in der That zurück, und die Nachricht von seiner Rückkehr verbreitete sich in den Gängen und Gallerien.

Die Menge drang abermals ungestüm in den Saal und die Richter schienen sich von selbst für diesen entscheidenden, feierlichen Augenblick wiederzubeleben.

Man hatte die Königin zurückgebracht; sie hielt sich gerade, unbeweglich, stolz, die Augen starr, die Lippen geschlossen.

Man las ihr den Spruch vor, der sie zum Tode verurtheilte.

Sie hörte, ohne zu erbleichen, ohne eine Miene zu verändern, ohne daß eine Muskel ihres Gesichts den Anschein einer Erschütterung bezeichnete.

Dann wandte sie sich gegen den Chevalier um und richtete einen langen, beredten Blick an ihn, als wollte sie diesem Manne danken, den sie immer nur als lebendige Bildsäule der Ergebenheit gesehen hatte, und sich auf den Arm des Gendarmerie-Officiers stützend, der die bewaffnete Macht befehligte, verließ sie ruhig und würdig das Tribunal.

Maurice stieß einen langen Seufzer aus.

„Gott sei Dank!" sagte er, „nichts hat in ihrer Erklärung Genevieve gefährdet und es ist noch Hoffnung vorhanden."

„Gott sei Dank!" murmelte seinerseits der Chevalier von Maison-Rouge, „Alles ist vorbei, der Kampf ist beendigt."

„Muth gefaßt mein Herr," flüsterte ihm Maurice zu.

„Ich werde ihn haben," antwortete der Chevalier.

Und nachdem sie sich die Hand gedrückt, entfernten sich Beide durch verschiedene Ausgänge.

Die Königin wurde in die Conciergerie zurückgeführt; es schlug vier Uhr im Glockenthurme, als sie zurückkam.

An der Mündung des Pont Neuf wurde Maurice durch die Arme von Lorin aufgehalten.

„Halt," sagte er, „man geht nicht vorbei."

„Warum?"

„Vor Allem, wohin willst Du?"

„Ich gehe nach Hause. Ich kann nun zurückkehren, denn ich weiß, was aus ihr geworden ist."

„Desto besser; doch Du wirst nicht nach Hause gehen."

„Aus welchem Grunde?"

„Weil vor zwei Stunden die Gendarmen gekommen sind, um Dich zu verhaften."

„Ah!" rief Maurice, „das ist ein Grund mehr."

„Bist Du verrückt? Und Genevieve?"

„Es ist wahr. Wohin gehen wir?"

„Zu mir, bei Gott!"

„Doch ich stürze Dich in's Verderben."

„Ein Grund mehr; komm, laß uns gehen."

Und er zog ihn fort.

(Fortsetzung folgt.)

Ein russischer Dichter.

Die nachstehende Skizze ist den Memoiren A. Herzen's, London 1854, entnommen, von denen eine deutsche Uebersetzung im Augenblick noch nicht existirt.

Polejayef war schon durch ausgezeichnete Gedichte bekannt, als er noch Student an der Moskauer Universität war. Unter andern hatte er ein humoristisches Poem: „Satschka" verfaßt, welches eine Parodie auf Puschkin's „Onägin" war. In scherzhaftem Ton und in lieblichen Versen hatte er darin sans gene gar Vieles angegriffen — auch der Zar blieb nicht verschont. Dies Gedicht ging als Manuskript von Hand zu Hand.

Nachdem Nikolaus, Pestel, Murawief und deren Freunde hatte hängen lassen, feierte er im Herbst 1826 sein Krönungsfest. Andre nehmen solche Gelegenheiten wahr, um Amnestieen zu erlassen oder Verurtheilte zu begnadigen. Nikolaus aber hatte kaum jene Feierlichkeiten hinter sich, als er sogleich die Verfolgung der „Feinde des Vaterlandes" wiederaufnahm, — etwa wie Robespierre nach der einfältigen fete Dieu.

Die geheime Polizei überbrachte ihm Polejayef's Gedicht.

Und sieh! — eines Nachts um drei Uhr weckt der Rektor der Universität Polejayef, befiehlt ihm seine Uniform anzuziehen und sich in die Universitätskanzlei zu begeben. — Dort erwartete ihn der Kurator. Dieser sieht nach, ob an der Uniform keine Knöpfe fehlen und ob nicht etwa überflüssige daran seien, und ladet dann, ohne weitere Erklärungen zu geben, Polejayef ein, mit ihm in den Wagen zu steigen.

Er bringt ihn zum Minister der Volksaufklärung, Lieven. Der Minister nimmt Polejayef wiederum in seinen Wagen — dies Mal geht es geraden Wegs zum Kaiser.

Fürst Lieven verließ Polejayef in einem Saal, wo, obgleich es noch nicht sechs Uhr Morgens war, mehrere Höflinge und hohe Staatsbeamte warteten, und ging selbst in die inneren Gemächer. Die Hofleute bildeten sich ein, der junge Mensch habe sich durch irgend Etwas ausgezeichnet und ließen sich mit ihm in ein Gespräch ein. Ein Senator machte ihm den Antrag, daß er seinem Sohn Unterricht geben möge.

Polejayef wurde in das Kabinet gerufen. Der Kaiser stand an einen Schreibtisch gelehnt und sprach mit Lieven, ein Schreibheft in der Hand haltend. Er warf auf den Hereintretenden einen forschenden und boshaften Blick.

„Hast Du diese Verse gedichtet?" fragte er. „Ja," antwortete Polejayef, nachdem er einen Blick auf das Papier geworfen.

Nun, Fürst, will ich Ihnen zeigen," fuhr der Kaiser fort, — „ein Musterstück der Universitätserziehung! Ich will Ihnen zeigen, was die jungen Leute da lernen!"

„Lies diese Verse laut vor," fügte er hinzu, sich von neuem an Polejayef wendend.

Polejayef war in solcher Aufregung, daß er nicht im Stande war zu lesen. Nikolaus' Blick haftete unbeweglich auf ihm. — Ich kenne diesen Blick und kenne keinen schrecklicheren, hoffnungsloseren, als den kalten, bleiernen Blick dieser grauen, farblosen Augen.

„Ich kann nicht," sagte Polejayef.

„Lies!" schrie der allerhöchste Feldwebel. Der Ruf gab Polejayef seine Kraft zurück. Er schlug das Heft auf. — „Nie," sagte er, „habe ich den „Satschka" so schön und auf so prächtigem Papier abgeschrieben gesehen.

Im Anfang wurde es ihm schwer zu lesen. Nachher aber, sich mehr und mehr begeisternd, las er laut und lebhaft das Gedicht, bis es zu Ende war. — Bei besonders beißenden Stellen machte der Kaiser dem Minister ein Zeichen mit der Hand. Der Minister bedeckte sich die Augen vor Entrüstung.

„Was sagen Sie dazu?" fragte Nikolaus, als die Vorlesung beendigt war. „Ich werde dieser Sittenverderbniß eine Schranke setzen; dies Alles sind noch die Folgen, die Ueberbleibsel — ich werde sie ausrotten *)! — — Wie ist seine Aufführung?" —

Der Minister wußte freilich nicht, wie Polejayef sich aufführte, aber in diesem

*) Wahrscheinlich sind es die liberalen Grillen Alexanders, auf die Nikolaus hier hindeutet.

Augenblick wachte wohl Etwas in ihm auf, was einer menschlichen Regung glich, und er sagte:

„Vortrefflich, Ew. Majestät!"

„Dieses Zeugniß rettet Dich, aber bestraft mußt Du werden, den Andern zum Beispiel. Willst Du in den Militärdienst treten?"

Polejayef schwieg.

„Ich gebe Dir durch den Militärdienst ein Mittel Dich zu reinigen! Wohlan! willst Du?"

„Ich muß gehorchen," antwortete Polejayef.

Der Kaiser näherte sich ihm, legte die Hand auf seine Schulter und indem er ihm sagte: „Dein Schicksal hängt von Dir selbst ab; sollte ich Dich vergessen, so kannst Du mir schreiben," küßte er ihm die Stirn.

Zehn Mal habe ich mir von Polejayef die Erzählung vom Kuß wiederholen lassen, so unglaublich erschien sie mir. Polejayef schwur, es sei die Wahrheit.

Vom Kaiser wurde Polejayef zu Diebitsch geführt, welcher auch im Palais wohnte. — Diebitsch schlief, man weckte ihn. — Gähnend kam er heraus, las ein ihm überbrachtes Papier durch, und fragte den Flügeladjutanten: „Ist es der?"

„Er ist es, Ew. Exzellenz!" — Wohlan, recht gut! dienen Sie meinetwegen im Militär, — ich habe fortwährend im Militär gedient, Sie sehen, ich habe mich aufgedient, vielleicht werden Sie auch Feldmarschall werden."

Dieser unpassende Spaß war der Bewillkommnungsgruß von Diebitsch. — Polejayef wurde als Soldat nach dem Lager abgeführt.

Es vergingen drei Jahre, Polejayef erinnerte sich der Worte des Kaisers und schrieb ihm einen Brief. Es kam keine Antwort. — Einige Monate später schrieb er einen zweiten. — Auch keine Antwort. In der Meinung, daß seine Briefe nicht anlangten, flüchtete er aus dem Regiment; er flüchtete, um dem Kaiser persönlich eine Bittschrift zu überreichen. — Er benahm sich jedoch unvorsichtig; in Moskau besuchte er seine alten Kameraden und wurde von ihnen bewirthet. Freilich konnte dies nicht geheim bleiben. Er wurde in Twer ergriffen und von da zum Regiment expedirt als Deserteur — zu Fuß in Ketten. Das Kriegsgericht verurtheilte ihn zu Spießruthen, und das Urtheil wurde dem Kaiser zur Bestättigung gesandt.

Polejayef wollte sich das Leben nehmen vor der Vollziehung der Strafe. Nachdem er lange im Gefängniß irgend eine scharfe Waffe gesucht, vertraute er sich einem alten Soldaten an, der ihn liebte. Der Soldat verstand ihn und ehrte seinen Wunsch. Sobald der Alte erfuhr, daß die Antwort angekommen war, brachte er ein Bajonet und sagte ihm, indem er es unter Thränen übergab: „Ich habe es selbst geschliffen."

Der Kaiser befahl, Polejayef nicht zu schlagen. Damals schrieb der Dichter sein wunderschönes Gedicht: „Trostlos ging ich unter, mein böser Genius triumphirte." — —

Polejayef wurde nach dem Kaukasus geschickt, wo er sich auszeichnete und dann zum Unteroffiziersrange stieg.

Die Jahre verflossen, eins nach dem andern; seine traurige, hoffnungslose Lage brach ihm das Herz. Ein Polizei-Poet werden und Nikolaus Tugenden besingen konnte er nicht, und das war für ihn der einzige Weg, sich vom Tornister zu befreien.

Doch es war noch einer! und diesen zog er vor — er ergab sich dem Trunke, um sich zu betäuben. — Es giebt ein schreckliches Gedicht von ihm: „An den Branntewein."

Er bat, in ein Karabiner-Regiment, welches in Moskau stand, versetzt zu werden. — Es gelang ihm, und seine Lage wurde dadurch wirklich gebessert. Aber die Schwindsucht zehrte schon an seiner Brust.

In jener Zeit — im Jahre 1833 — machte ich seine Bekanntschaft.

Vier Jahre ungefähr hat er noch geschmachtet; dann starb er in einem Soldatenspital.

Als einer seiner Freunde kam, um seinen Leichnam zur Bestattung sich auszubitten, wußte Niemand, wo derselbe sei. Die Leichname sind in dem Soldatenspital ein Handelsartikel. Sie werden an die Universität, an die medizinische Akademie verkauft; man bereitet aus ihnen Skelette u. dergl. — Endlich fand man den Leichnam

des armen Polejayef in einem Keller; — er war zwischen andere Leichname geworfen, Ratten hatten bereits ein Bein abgenagt.

Die Gedichte des Unglücklichen wurden nach seinem Tode herausgegeben, und man wollte dem Buche sein Portrait im Soldatenmantel vorsetzen. Die Zensur fand dies jedoch unschicklich, und der arme Märtyrer ist in Offiziersepauletten dargestellt; — im Krankenhause war er zum Offiziersrang befördert worden.

Drei Tage aus dem Leben eines Vatermörders.

Unter diesem vielversprechenden Titel ist so eben in dem unterzeichneten Verlage eine höchst unterhaltende und gleichzeitig sittlich erhebende Geschichte erschienen, die wir besonders reiferen Dienstmädchen empfehlen zu müssen glauben. Das Buch enthält drei schauderhafte Kapitel und Illustrationen, wie sie die letzte Nummer der „Monatshefte" nicht gelungener hat.

Erstes Kapitel.

Der Verfasser schildert mit meisterhafter Vollendung einen verhärteten Bösewicht, den der Durst nach schnödem Mammon verleitet, seinen leiblichen Vater todtzuschlagen, um dann sein Geld todtschlagen zu können. Die Mordscene selbst ist so lebhaft, wahr und ergreifend geschildert, daß selbst der gefühlloseste Hausknecht Thränen vergießen wird. Mit welchem Entsetzen einerseits und mit welcher Spannung andererseits wird nicht folgende Stelle gelesen werden:

„Mein Sohn, nimm Alles, was ich habe, aber laß mich leben!"

„Nein! Mach' deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt! Fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen!"

„Aber, Junge, das ist ja von Schiller —"

„Schiller oder nicht Schiller — du mußt sterben!"

Umsonst bittet der zitternde Greis um sein Leben, umsonst — der Ruchlose bleibt **starr.**

Zweites Kapitel.

Der Verfasser zeigt uns den Vatermörder, wie er „bei Kartenspiel und Würfellust und Kindern mit runder Brust" die Bluterbschaft verpraßt. Bei einem nächtlichen Gelage, als er eben damit beschäftigt ist, an einer Hammelskeule Anatomie zu studiren, erscheint seines Vaters Geist, setzt sich, als ob nie etwas zwischen ihnen vorgefallen wäre, an seines Sohnes Seite und frägt mit vernichtend süffisantem Ton: Fritze, wie viel Uhr is es? Diese Geisterscene steht an haarsträubender Schauerlichkeit nicht hinter der in Macbeth zurück. Der Sohn ist, seitdem der Geist seines Vaters „seine Erscheinung gemacht hat," wie umgewandelt; tiefe Melancholie zieht in sein ödes Herz ein; er hat keine Augen mehr für Ballet und „Mädchen vor Allens;" einsam wandelt er umher, dumpfe Selbstgespräche murmelnd; Nichts ist im Stande, ihn aufzuheitern — er ist und bleibt **niedergeschlagen.**

Drittes Kapitel.

Der Verfasser tritt uns als ein Psychologe von seltenem Scharfblick entgegen. Die innere Zerknirschung des Vatermörders wird mit grellen, aber entsprechenden Farben und mit einer Umständlichkeit gemalt, deren sich Adalbert Stifter nicht zu schämen brauchte. Zum Schlusse wird der Moralität auf eine glänzende Weise Genüge gethan. Der Vatermörder, von Gewissensbissen gefoltert, liefert sich endlich selbst an die Behörden aus und gesteht seine That ein. Er wird natürlich **eingesteckt** und im Gefängnisse **geht** er ganz **in sich.** Der Gerichtshof verurtheilte ihn zum Tode durch Hängen. Da jedoch alle Männer der Stadt principielle Gegner der Todesstrafe waren und deshalb den Antrag, den Urtheilsspruch an dem Vatermörder zu vollziehen, als eine für Männer nicht passende Arbeit mit Entrüstung zurückwiesen, so mußte man sich an eine arme Waschfrau wenden, die denn auch wirklich an dem Vatermörder eine Exekution vollzog, wie sie sein schwarzer Charakter hinlänglich rechtfertigte.

Um Exemplare wende man sich an die nie um einen Calembourg verlegenen

Verlagsbuchhändler des Kladderadatsch.

Bänkelsängerlied.

Melodie: Raritäte sein zu sehn.

O welk schlimmer Existence
Jetzt auf dieser Ronde,
Hunger, Krieg und Pestilence
Auf der ganzen monde!
Is sick par ici, par la
Nix wie Jammer, Seufzer da,
Allens will soupiren.

Keinen Sonntag will sick mehr
Das Londoner Pöbel,
Blaue Montag schlagen ihr
Auf den Kopf Konstäble!
Hundertfünfziktausend stark
Lanfe sie aus Heide-Park,
Die verdammte Heide!

Die Franzosen in Paris
Schweigen wie die Leichen,
Aber kluger Mann denkt, dies
Sein ein böser Zeichen!
Wenn sick sein ein schwüler Duft,
Geht sick vor was in der Luft:
Wird sick ander Wetter!

Is sick in der Residence
Heimlik viel Gelächter;
Von der 'immlisch Providence
Wo „Er" sein der Pächter!
„Unser Esperance sein groß!
Warten auf der Oestreich bloß!—"
Kann sick lange warten!

Kommt sich hin nach Hango-Udd
Englisch Schiff gegangen,
Bringt zurück — is Absicht gutt —
Russen, was gefangen!
Aber Slavisch Niedertracht
Gleich das gute Schiff abschlacht't;
Is verflukte Bestie!

Is sick Hamburg's Militär
Auch 'ne schöne Bände!
Lauft sick vor zwei Schilling mehr
Nach die 'Elgolande!
Lacken sick dazu noch aus:
Lassen in der Schilderhaus
Etwas von sick liegen!

Sonst stehn alle Sacken schlimm
Durch die dumme Kriege!
Brav' Soldaten in der Krim
Falle wie die Fliege!
Aber Jeden hat mit Schmerz
Einst getragen unter Herz
Eine menschlik Mutter!

Liebes, großes, gutes Gott
In die blaue Wolke:
Mack' ein Ende dieser Noth
Von die arme Volke!
Keine Kind wird davon satt,
Wer zuletzt die Herrschaft hat
In die Schwarze Meere!

Bl. Kladderadatsch.

Müller. Nu sag' mal, Schultze, wie is denn nu eijentlich richtig: heeßt es denn Sebastopol oder Sebastopol?

Schultze. Des kann man nehmen, wie man will.

Müller. Nee, Schultze, des jloob ich doch nich; denn sonst hätten sie's schon längst jenommen.

Schultze. Wirst du dir denn bei der neue französischen Anleihe betheiligen?

Müller. Na da des versteht sich.

Schultze. Des is aber jar nich patriotisch von dir!

Müller. Erst recht! Hast du nich die Ueberzeugung, daß die neue Anleihe von 750 Millionen Frankreich rujeniren muß?

Schultze. Jründlich!

Müller. Na also. Denn muß ich mir doch erst recht daran betheiligen!

Müller. Was heißt das: „Wir hoffen, daß Oesterreich seinen Verpflichtungen nachkommen und einen Theil seiner Armee marschiren lassen werde?"

Schultze. Des heeßt weiter jar nicht! Oesterreich hat ja schon die Hälfte seiner Armee jehen lassen.

Der englischen Regierung liegt eine neue Erfindung, das Schießpulver durch Dampf zu ersetzen, zur Prüfung vor.

Im Interesse des Friedens ist dringend zu wünschen, daß diese Erfindung sich bewähren und der gegenwärtige Krieg **mit Dampf** zu Ende gebracht werden möge.

Der
Chevalier von Maison-Rouge.
(Fortsetzung.)

XLVII.

Priester und Henker.

Als sie das Tribunal verließ, wurde die Königin in die Conciergerie geführt.

Sobald sie in ihrem Zimmer war, nahm sie die Scheere und schnitt ihre langen, schönen Haare ab, welche noch schöner geworden waren durch den Mangel an Puder, dessen sie sich seit einem Jahre nicht mehr bediente; sie schloß dieselben in ein Papier und schrieb auf dieses: Zwischen meinem Sohne und meiner Tochter zu theilen.

Dann setzte sie sich, oder fiel viemehr auf einen Stuhl und entschlummerte, gelähmt von der Anstrengung, denn das Verhör hatte achtzehn Stunden gedauert.

Um sieben Uhr erweckte sie plötzlich das Geräusch des Windschirmes, den man verrückte; sie wandte sich um und sah einen Mann, der ihr völlig unbekannt war.

„Was will man von mir?" fragte sie.

Der Mann näherte sich ihr, begrüßte sie so höflich, als ob sie noch Königin gewesen wäre, und sprach:

„Ich heiße Sanson."

Die Königin schauerte leicht und stand auf. Dieser Name allein sagte mehr als eine lange Rede.

„Sie kommen sehr frühzeitig, mein Herr," sprach sie, „könnten Sie nicht noch ein wenig zögern?"

„Nein, Madame," erwiederte Sanson, „ich habe Befehl, zu kommen."

Nach diesen Worten machte er noch einen Schritt gegen die Königin.

Alles war bei diesem Mann und in diesem Augenblick ausdrucksvoll und furchtbar.

„Ah! ich begreife," sagte die Gefangene, „Sie kommen, um mir die Haare abzuschneiden."

„Das ist nothwendig, Madame," antwortete der Scharfrichter.

„Ich wußte es, mein Herr, und wollte Ihnen diese Mühe ersparen. Meine Haare liegen hier auf diesem Tisch."

Sanson folgte der Richtung der Hand der Königin.

„Nur," fuhr sie fort, „nur wünschte ich, daß Sie sie diesen Abend meinen Kindern zustellen würden."

„Madame, das ist nicht meine Sorge."

„Ich glaubte jedoch . . ."

„Ich für mich," versetzte der Scharfrichter, „habe nur die Verlassenschaft . . . der Personen . . . ihre Kleider, ihre Juwelen, und zwar nur, wenn sie mir dieselben förmlich schenken; sonst geht dies Alles an die Salpetriere über und gehört den Armen der Hospitäler; ein Beschluß des Wohlfahrtsausschusses hat diese Dinge geordnet."

„Aber mein Herr," sagte Marie Antoinette dringend, „kann ich darauf zählen, daß meine Haare meinen Kindern zugestellt werden?"

Sanson blieb stumm.

„Ich übernehme es, den Versuch zu machen," sagte Gilbert.

Die Gefangene warf dem Gendarmen einen Blick unaussprechlicher Dankbarkeit zu.

„Ich bin gekommen," sprach Sanson, „um Ihnen die Haare abzuschneiden; doch da dieses Geschäft schon abgethan ist, so kann ich Sie, wenn Sie es wünschen, einen Augenblick allein lassen."

„Ich bitte Sie darum, mein Herr," sprach die Königin, „denn ich bedarf der Sammlung und des Gebetes."

Sanson verbeugte sich und ging hinaus.

Dann befand sich die Königin allein, denn Gilbert hatte nur denn Kopf hereingestreckt, um die Worte zu sprechen, die wir gehört.

Während die Verurtheilte auf einen Stuhl niederkniete, der etwas niedriger war als die andern und ihr als Betpult diente, fiel eine Scene, nicht minder schrecklich, als die von uns erzählte, in dem Pfarrhause der kleinen Kirche Saint-Landry in der Cite vor.

Der Geistliche dieses Kirchspiels war eben aufgestanden, seine alte Haushälterin richtete sein bescheidenes Frühstück zu, als man plötzlich heftig an die Thüre des Pfarrhauses klopfte.

Selbst bei einem Priester unserer Tage kündigt ein unvorhergesehener Besuch stets ein Ereigniß an: es handelt sich um eine Taufe, um eine Heirath in extremis, oder um eine Beichte in der Todesstunde; in jener Zeit aber konnte der Besuch eines Fremden etwas noch viel Ernsteres ankündigen. In jener Zeit war der Priester in der That nicht mehr der Abgeordnete Gottes und er mußte den Menschen Rechenschaft ablegen.

Doch der Abbe Girard gehörte zu denjenigen, für welche am wenigsten zu befürchten war, denn er hatte der Constitution den Eid geleistet; in ihm hatten das Gewissen und die Redlichkeit lauter gesprochen, als die Eitelkeit und der religiöse Geist. Ohne Zweifel gab der Abbe Girard die Möglichkeit eines Fortschrittes in der Regierung zu und beklagte so viele Mißbräuche, welche im Namen der göttlichen Freiheit begangen wurden; er hatte, seinen Gott beibehaltend, die Brüderschaft des republikanischen Regime angenommen.

„Sehen Sie nach, Dame Jacinthe," sagte er, „sehen Sie nach, wer so frühzeitig an unsere Thüre klopft, und wenn es nicht zufällig ein sehr dringender Dienst ist, den man von mir verlangt, so sagen Sie, ich sei diesen Morgen in die Conciergerie beschieden und müsse mich nothwendig in einem Augenblick dahin begeben."

Dame Jacinthe *) hieß früher Madeleine. Doch sie hatte einen Blumennamen für ihren Namen angenommen, wie der Abbe Girard den Titel Bürger für den eines Geistlichen angenommen hatte.

Auf den Befehl ihres Herrn stieg Dame Jacinthe eiligst auf den Stufen des kleinen Gartens hinab, gegen welchen sich die Eingangsthüre öffnete: sie zog die Riegel zurück, und es zeigte sich ein sehr bleicher, sehr bewegter junger Mann, dessen Physiognomie indessen sanft und ehrlich war.

„Ist der Herr Abbe Girard zu Hause?" fragte er.

Jacinthe betrachtete prüfend die Unordnung gebrachten Kleider, den langen Bart und das Nervenzittern des Unbekannten; dies Alles dünkte ihr ein sehr schlimmes Vorzeichen. (Fortsetzung folgt.)

Briefwechsel nach Deutschland.

(Für den Anzeiger des Westens.)

St. Charles-County am 22. Juli 1855.

Geehrtester Herr Redakteur!

Unter den vielen Briefen, welche zwischen den eingewanderten Deutschen und deren Anverwandten in Deutschland gewechselt werden, sind gewiß manche, die, wenn veröffentlicht, das Interesse Ihrer Leser in Anspruch nehmen würden. Unter diesen Briefen nehmen die hier beifolgenden, vielleicht nicht die letzte Stelle ein, im Falle Ihnen dieselben zur Veröffentlichung geeignet erscheinen. Ich will Ihnen das Wesentliche aus dem Briefe meines Vermand-

*) Jacinthe gleich Hyacinthe.

ten im Auszuge mittheilen, und werde dann meine Antwort darauf nachfolgen lassen.

Achtungsvoll Ihr ergebenster Landsmann,

Chr. Fey.

Nachdem sich mein Herr Vetter wegen Familienverhältnissen in eine sehr gereizte Stimmung versetzt hat, fährt er folgendermaßen fort:

„Ich bin in der That erstaunt, daß Sie während Ihres vieljährigen Aufenthaltes in Amerika, mir nicht ein einziges mal geschrieben haben, was mich zu der Annahme berechtigt, daß Ihnen das Schreiben viele Mühe macht. Nun freilich, wenn man fern von der Civilisation in den unwirthbaren Urwäldern Amerikas, unter Indianern und wilden Thieren, nur auf den Umgang mit rohen und ungebildeten Menschen beschränkt ist, so ist es kein Wunder, wenn man endlich verbauert, und das, was man etwa früher gelernt hat, vollkommen vergißt. Es mag überhaupt in wissenschaftlicher wie in mancher anderen Hinsicht in Amerika gar traurig aussehen, wegen Mangels an guten Schulen und guten öffentlichen Blättern. Aus ihren an Ihren Bruder gerichteten Briefen ersah ich, daß Sie nicht einmal Ihre Kinder haben taufen lassen. Welcher Geistliche wird es aber auch wagen, sich unter Indianer und andere gesetzlose Banden zu begeben, um die Segnungen des Christenthums da zu verbreiten, wo er fern von allem obrigkeitlichen Schutze ist? Wie Sie es unter solchen Umgebungen aushalten können, begreife ich nicht.

Hätten Sie auf der Universität mit Fleiß Ihr Fachstudium betrieben, anstatt sich als Senior an die Spitze einer Verbindung zu stellen, und den Fechtboden fleißiger als Ihre Vorlesungen zu besuchen, so würden Sie hier Ihr Fortuna besser als in Amerika begründet haben, und eine geachtete Stellung einnehmen, anstatt Sie jetzt hinter dem Pfluge hergehen, und Holz spalten. Auch ohne besonderes Talent zu besitzen (wie mein Herr Vetter in Deutschland) kann man hier sein Glück machen, wenn man nur etwas Tüchtiges gelernt hat, und sich die Gunst seiner Vorgesetzten zu erwerben weiß (ah!) den Briefen nach zu urtheilen, die Sie an Ihren Bruder geschrieben haben, so scheinen Sie mehr in der Vergangenheit, als in der Gegenwart zu leben, und kommen Sie vollends auf Ihren Aufenthalt in G. zu sprechen, so geberden Sie sich nicht anders, als wie ein altes Schlachtroß, wenn es den Klang der Trompete vernimmt. Außerdem ist es sehr sonderbar, daß Sie Ihre Briefe halb lateinisch schreiben. Haben Sie das Deutsche verlernt, oder sollen wir Ihre Kenntniß der lateinischen Sprache bewundern"?——

Das einseitige Raisonnement meines Herrn Vetters geht weder aus seiner Unkenntniß noch seiner Ueberzeugung hervor. Meinem mangelhaften Talente gegenüber, glaubte er jeder gründlichen Erörterung überhoben zu sein, und überließ sich unbesorgt dem Erguße seiner Galle, in der sicheren Erwartung, daß es ihm gelungen sei, mich gründlich zu ärgern. Leider aber hat sich mein Herr Vetter außerordentlich verrechnet, und sein Brief versetzte mich in die jovialste Stimmung, die mich zu der nachfolgenden humoristischen Erwiderung veranlaßte. Mein Herr Vetter ist ein eingefleischter Büreaukrat, der auf Alles mit Verachtung herabsieht, was außerhalb den Kreisen lebt, in denen er sich bewegt. Was indeß mein „mangelhaftes" Talent, betrifft, worauf er anspielte, während er an sich selbst nicht dachte, so hat er nicht ganz unrecht, denn obschon ich mich von Jugend auf mit gymnastischen Uebungen beschäftigt habe, so gelang es mir doch nie, eine gewisse Steifigkeit in meinem Rückgrat ganz zu bewältigen, so daß ich immer sehr ungeschickte Bücklinge gemacht habe, anderer höherern bureaukratischen Talente, als Schweifwedlen und Speichellecken gar nicht zu gedenken. Ich kann also, im Bewußtsein meiner Untauglichkeit zum Bureaukraten, zu dem Entschlusse, mit einem speziellen Landsmanne, par West nach Amerika zu gehen, und hinter dem Pfluge eine, ungeachtete Stellung einzunehmen.. Hier meine Antwort:

Geehrtester Herr Vetter!

Ich habe mich außererdentlich über Ihren lieben, freundschaftlichen Brief gefreut und rechne es mir zur hohen Ehre an, daß Sie sich so wohlwollend und herablassend meiner erinnern. Ihr Urtheil über mich ist so schonend und so liebevoll, daß

ich im höchsten Grade gerührt wurde. Namentlich hat Ihr rühmlicher Vergleich meiner Eigenschaften, mit denen eines alten Schlachtroßes, mich außerordentlich entzückt, und ich halte es für eine unabweisbare Pflicht, Alles aufzubieten, um Ihnen meine Dankbarkeit und Erkenntlichkeit zu erkennen zu geben, so sehr ich auch meine Kräfte in dieser Beziehung als unzureichend erkannt habe.

Sie haben einen schmeichelhaften Vergleich zwischen mir und einem dem edlen Pferdegeschlechte angehörigen Thiere angestellt.— Um nicht ungerecht gegen Sie zu sein, werde auch ich eine Species dieses Geschlechtes wählen, um zu einem passenden und rühmlichen Vergleiche zu gelangen.

Man kennt drei Gattungen des Pferdegeschlechtes: 1.) Pferd. 2.) Zebra und 3.) Esel. — Mit dem Zebra scheinen Sie keine hervorstechenden Eigenschaften gemein zu haben, außer etwa das bunte Fell. Die dritte Species indeß, deren Kopf die Natur in einer ihrer humoristischen Launen mit besonders langen Extremitäten versehen hat, scheint rücksichtlich seiner moralischen nnd physischen Eigenthümlichkeiten mit den an Ihnen bemerkbaren Eigenschaften harmonisch übereinzukommen. Um aber den Namen dieses edlen Thieres mit Ihrer Person in passende Beziehungen zu bringen und Ihnen meine Dankbarkeit im vollsten Umfange zu zeigen, so creire und ernenne ich Sie hiermit, Kraft meiner Eigenschaft als, souverainer Bürger einer Republik, zum Ritter und Inhaber der Insignien des grauen Esel-Ordens, 1ter Klasse.— Die beiden Extremitäten des Kopfes dieser dritten Species, werden Sie als kriegerischen Schmnck an den beiden Seiten Ihres Helmes befestigen, und wenn Sie zu gleicher Zeit drei Schweife derselben Gattung an die Rückseite Ihres Helmes hängen, so werden Sie einen Pascha von drei Eselsschweifen repräsentiren. Die Devise Ihres Schildes sei:

"Ex ungue leonem"

darunter stehe als entsprechendes Sinnbild der edle Repräsentant der dritten Gattung des Pferdegeschlechts.

In diesem ritterlichen Schmucke würden Sie eine beneidenswerthe Zierde an der Tafelrunde des Königis Arthur gewesen sein, und die ersten Helden jener Zeit, ja der König selbst würden Ihnen willig den Ehrenplatz an der Tafel überlassen haben.

Wenn Sie an der Spitze Ihrer Vasallen mit eingelegter Lanze auf den Feind anrennen, dann sei Ihr Feldgeschrei, ähnlich dem „Allah" des Muselmannes, ein lautes, sich verkündentes

„J — ah! J — ah! J — ah!

Sobald der Klang dieser Töne das Ohr des Feindes erreicht, wird ein mehr als panischer, ein unwenddbarer Schrecken, ein Schrecken, für welchen die deutsche Sprache keine Bezeichnung hat, seine Glieder ergreifen und eine nie gekannte Furcht wird seine Reihen in wilder Flucht unaufhaltsam dahin reißen.

Ah, liebster Herr Vetter, ich sehe zu meiner innigsten Freude, daß Sie wohlwollend die schwachen Beweise meiner Dankbarkeit anerkennen. Sie fühlen sich gerührt und ergriffen. Ueberraschung und Freude hat Ihr Angliz sanft geröthet, wie die holde Wange einer reizenden sechszehnjährigen Jungfrau, wann ihr der Jüngling ihrer Wahl seine Liebe gesteht. — Ihr Auge ist wonnetrunken, Sie fühlen sich glücklich, selig, wie ein Bewohner des Olymps, Ihre Blicke verklären sich, und von Ihren Gefühlen überwältigt rufen sie aus:

„Fürwahr, es ist ihm gelungen,
Er hat das Herz mir bezwungen,
Und Ritterwürde ist doch kein leerer Wahn,
Die Ritter nehmen zum Genossen mich an."

So überlasse ich Sie denn, liebster Herr Vetter, dem ungestörten Genusse Ihres Glückes, ich will Sie nicht stören mit unheiliger Hand.

Mögen reizende Phanthasie-Gebilde Ihre wonneberauschte Seele zauberisch umgaukeln, wie der sanfte Zephyr nnd umwehet Italiens sonnige Gestade. — —

Ich habe Sie stets als einen großen Kenner und Verehrer der Poesie gekannt, und erlaube mir daher, Ihnen das nachfolgende Gedicht zu widmen:

„Ritter, (vom grauen u. s. w.) treue Vetterliebe
Und er hört's mit stummem Harme,
Reißt sich schluchzend los,

Widmet Euch den Steiß,
Fodert keine andren Triebe,
Denn es macht mir Schweiß.
Ruhig mag ich Euch dort weinen,
Ruhig flennen sehen,
Eurer Aeuglein stilles Greinen
Kann ich nicht verstehen.

Preßt sie heftig in die Arme, (die Briefe)
Ruft nach seinem Trost.
Schickt nach seinen Schorgen allen,
In dem Lande Hessen,
Daß sie ihre Fäuste ballen,
Und den Vetter — fressen."

Lieber Herr Vetter, da ich nunmehr todt bin, so überlasse ich Ihnen die Fortsetzung und Vollendung dieses schönen und rührenden Gedichtes, möge dieß nun in deutscher oder lateinischer Sprache geschehen. Sie sind gewiß über den hohen, poetischen Schwung meiner Verse in Erstaunen gerathen, denn ich bin selbst darüber erstaunt. Ich glaube fast, daß mir Etwas von Ihrer poetischen Ader zu Theil geworden ist. Wenn Sie bei der Bearbeitung der ferneren Strophen dieses Gedichtes die lateinische Sprache, wie zu erwarten steht, vorziehen, und deßhalb mit den Manen des Marcus, Tullius Cicero und des Quintus Horatius Flaccus in Collision gerathen, und darob in Scandaler verwickelt werden sollten, so schreiben Sie nur alsbald ein Paar Zeilen an ihren Vetter Senior in Amerika. Ich werde dann zu Ihnen eilen und als Secundant an Ihrer Seite stehen. Im Falle Sie auf der Mensur Pech haben und, arg . . . . . n werden sollten, was immerhin nicht unmöglich wäre, obschon Sie ein famoser Paukant sind, dann werde ich selbst an Ihre Stelle treten, und Ihre Sache als die meinige verfechten. Mit den Manen mag ich aber nichts zu thun haben, mit solch luftigem Gesindel schlägt sich ein alter Senior der Rheinländer nicht herum. Nein, die Herren selbst, der Marcus Tullius und der Quintus Flaccus sollen mir vor die Klinge. Ich werde sie auf 24 Gänge fordern, Schlagen oder krumme Säbel, wie es den Herren beliebt. Aber das sage ich Ihnen lieber Herr Vetter, ich will die Bursche auf der Mensur herumfuchteln, daß sie in ihrem ganzen Leben keine Reden und Gedichte mehr schreiben sollen. Diese unverständlichen Reden und Gedichte, haben mir in meiner Jugend manche unangenehme Stunde verursacht, und ich habe es schon oft bitter bereut, meine besten Jahre auf die Erlernung dieser todten Sprache verwendet zu haben, anstatt mich mit dem Studium meiner Muttersprache, der Sprache Schillers, Göthes und des Hanns Sachs zu beschäftigen, und namentlich die klassischen und unsterblichen Werke von Spieß und Cramer zu studiren, wodurch ich befähigt worden wäre, ein verständliches Deutsch zu schreiben, während ich jetzt genöthigt bin, mich lateinischer Brocken zu bedienen, um nur von den Leuten verstanden zu werden.

Wie ich aus öffentlichen Blättern erfahren habe, so sind Sie jetzt damit beschäftigt, eine sehr vermehrte und verbesserte Auflage Ihrer so sehr geschätzten „Geographie" für höhere Schulen und Gymnasien im Drucke erscheinen zu lassen. Dem Prospectus nach zu urtheilen, scheinen Sie großen Fleiß auf die Bearbeitung des Abschnittes verwendet zu haben, der von der geographischen, statistischen, ethnographischen und socialen Verhältnissen der Ver. Staaten und namentlich des Staates Missouri handelt. Man ist in dieser Hinsicht sehr auf das Erscheinen Ihres Werkes gespannt, und wenn Sie Ihre Geographie, wie es in der Ankündigung heißt, wirklich in lateinischer Sprache erst. einen lassen, so wird sich dieselbe in Amerika eines außerordentlichen Absatzes zu erfreuen haben, indem die Amerikaner und insbesondere die Mitglieder des Know-Nothing-Ordens große Verehrer der lateinischen Sprache sind, weil die Gründer Roms, Romulus und Remus, die, in Louisiana geboren, von dort nach Italien übergesiedelt waren, ebenfalls zu den Know-Nothings gehörten und auch dafür sorgten, daß späterhin im römischen Reiche das „eigenthümliche Institut," worunter man hier die schöne Einrichtung mit den Schwarzen versteht, obschon in etwas abgeändertir Form, eingeführt wurde.

Was Ihre Befürchtungen wegen der Nachbarschaft der Indianer betrifft, so sind dieselben nur zu begründet gewesen. Stellen Sie sich nur vor, lieber Herr Vetter, St. Louis ist durch einen nächtlichen Ueberfall mehrerer vereinigten Indianerstämme in einen Aschenhaufen verwandelt worden, so daß jetzt viele Tausende von Familien obdachlos umherirren. Das Ereigniß ist von so furchtbarer Art, daß ich

mich unfähig fühle, Ihnen eine nähere Schilderung davon mitzutheilen. St. Louis die einstige Weltstadt, wo der atlantische und der stille Ocean ihre Schätze tauschen sollten, ist jetzt nur noch ein rauchender Trümmerhaufen. Auch die Farmer haben viel durch die herumstreifenden Indianer gelitten. Mir haben sie sämmtliches Rindvieh weggetrieben, so daß wir eine Zeit lang den Kaffee schwarztrinken mußten. Jetzt bin ich wieder im Besitz einiger Kühe, die ich in dem benachbarten Florida geholt habe, da in unmittelbarer Nähe kein Rindvieh mehr zu haben war. Andere Farmer kamen indeß bei den räuberischen Zügen der Indianer viel schlechter weg als ich, und Mancher vermißte am Morgen nach jener Schreckensnacht seine Nachtmütze sammt der Kopfhaut. Auch mir würden die Rothhäute gleich Andern das Haus über dem Kopfe angesteckt haben, wenn ich sie nicht durch meinen wohl geschliffenen Säbel, den ich noch von Gießen aus habe, in respectvoller Ferne gehalten hätte. Im Uebrigen bringt uns die Nachbarschaft der Indianer mehr Nutzen als Schaden. Meine Kinder, die fast jeden Tag mit den Kindern der Indianer im Walde herum laufen, weßhalb sie auch nicht Deutsch sprechen können, kommen selten nach Hause, ohne größere oder kleinere Goldklumpchen mit nach zubringen, die sie in trocken gewordenen, nur den Indianern bekannten Waldbächen aufleſen. Wir haben jetzt von diesem sonst so geachteten gelben Metalle in der That mehr, als mir bei der engen Räumlichkeit meines Hauses lieb ist. Was soll man aber hier damit anfangen, wo sich Jeder aus Californien so viel Gold holt, als er nur haben mag. Ja lieber Herr Vetter, wenn wir diesen gelben Sand in Gießen gehabt hätten, dort gab es doch getaufte und ungetaufte Juden, die Einem dergleichen abgenommen haben würden. Ah, da hätte sich's flott kneipen lassen, da hätte man Commerce loslegen und Suiten machen können, comme il faut. Ich habe es immer bedauert, lieber Herr Vetter, daß Sie nicht mit mir zugleich auf der Universität gewesen sind, sondern wenigstens um zehn Jahre früher. Sie müssen ein fideles Haus, ein flottes Kneip-Genie und ein renommirter Fechter gewesen sein. Oh, wir wären ein Herz und eine Seele geworden, wir würden nie von einander gewichen sein, wie Pilades und Orestes, das unzertrennliche Zwillingspaar. Oh, liebster Herr Vetter, gedenken Sie noch der Rosentage Ihrer Jugend, wo in holder Mädchen Armen Sie ein Gott zu sein geträumet, und von zarten Purpur-Lippen der Liebe Thau getrunken? (namentlich, wenn Sie einen kleinen Haarbeutel hatten). Erinnern Sie sich noch jener Zeiten, als noch mit Athleten-Kraft Sie Rappier und Schläger führten, (Sind Sie nicht Senior der Kamehlea gewesen?) und der Schnurr- und Knebelbart den Mund, das Kinn beschattet, ehe das holde Grau, das so reizend strahlt und prächtig in dem Wappen der „von Esel", sich den Haaren Ihres Hauptes, Ihres Bartes mitgetheilet? In Erinnerung versunken an vergangene schönre Zeiten, hör' ich Sie mit schmerzlichem Gefühl die inhaltreich.n Worte rufen:

"O mihi praeteritos hi Jupiter reddered annos".

Besuchen Sie mich recht bald, lieber Herr Vetter, und lassen Sie uns die vergangene Zeiten noch einmal genießen in traulichem Gespräche.

Wenn Sie noch Jagdliebhaber sind, so finden Sie hier volle Beschäftigung. Wild von jeder Art haben wir im Ueberflusse und leider nur zu viel. Im Herbste ziehen sich die Büffel in großen Heerden von dem Fuße der Felsengebirge nach unseren Gegenden. Sie sind auf das Korn so sehr versessen, daß sie fast jede Fenze niederbrechen, obschon die Meisten über fünfzehn Riegel hoch sind. Auch der graue Bär kommt gegen den Winter von den Felsengebirgen nach unseren Ebenen herab, und ist so dreiste und so wenig menschenscheu, daß er oft am hellen Tage in die Wohnungen der Farmer dringt, und die kleinen Kinder aus der Wiege weg holt, wodurch die Bevölkerung der Ver. Staaten sehr vermindert wird, (Sie können diesen Umstand in Ihrer Geographie erwähnen) und in den jährlichen Einwanderungen von Europa aus kaum Ersatz findet. Um Ihnen einen Begriff von der Furchtlosigkeit dieses grauen Bären zu geben, will ich Ihnen von vielen Vorfällen, die ich erlebt, nur einen mittheilen, der mir im vorigen Winter begegnete.

Es war in einer kalten Nacht des verflossenen Winters, als meine Hunde ein Oppssum auf einen in der Nähe des Hauses stehenden Baum getrieben hatten. Damit es ihnen nicht entkomme, und meine Hühner fernerhin gefährde, mußte ich mich

ankleiden, und den Hunden zu Hülfe kommen. Während ich nun damit beschäftigt war, das Opossum mit einer Stange herunter zu stöbern, und den Liebkosungen meiner Hunde zu überlassen, begab sich ein solcher grauer Bär von stattlicher Größe (er wog, wie sich später herausstellte über tausend Pfund) durch die Hausthüre, die nur angelehnt war, in das Schlafzimmer. Hier fand der Bär ein weiches warmes Bett, und legte sich, da die Nacht sehr kalt und stürmisch war, auch ohne weitere Umstände darauf, dicht neben meine Frau, auf den Platz, den ich wenige Minuten zuvor verlassen hatte. Meine Frau, durch das ungewöhnliche Knarren der Bettstelle aufmerksam gemacht, das nicht die Folge meiner eignen Unbeleibtheit sein konnte, überzeugte sich schnell durch Betasten mit ihrer Hand von der Natur ihres neuen Bettgenossen. Ihre liebe Frau, Herr Vetter, würde in einer solchen Situation wahrscheinlich sogleich vor Schreck sterben. Hier zu Lande sind indeß die Frauen nicht so schreckhaft, und meine Ehehälfte langte also rasch einen sechsläufigen Revolver von der Wand herunter. Kaum hatte sie aber den Hahn desselben aufgezogen, als der Bär mit einem jähen Satze vom Bette sprang, und behend zur Thüre hinaus huschte. Sein Instinkt mogte ihn, in Verbindung mit früher gemachten Erfahrungen, belehrt haben, wie verhängnißvoll das Knacken eines Hahnes sei. Ich war eben im Begriffe wieder in das Haus einzutreten, wozu ich als Hauseigenthümer ein unbestrittenes Recht hatte, als sich die dicke plumpe Gestalt des Bären herausdrängte, und mich auf eine so brutale Weise bei Seite warf, daß mir alle Rippen im Leibe krachten. Sie kennen meine Ansichten, Herr Vetter, in Bezug auf verletzte Ehre, zumal wenn auch die Rippen etwas verletzt sind, und werden sich also nicht wundern, wenn ich auf der Stelle beschloß, an meinem Beleidiger blutige Rache zu nehmen. Nach dem Gießener Burschen Comment hätte ich ihn zwar erst Coramiren und fragen lassen müssen, wie ich seine Bewegung zu verstehen habe, ich war indeß zu aufgeregt, und die Erzählung meiner Frau von seinem unverschämten Eindringen in das Schlafzimmer, konnte meinen Entschluß nur beschleunigen. Ich riß also in voller Leidenschaft die mit starken Rehposten geladene Doppelflinte von der Wand und eilte meinem Gegner auf dem Fuße nach. Meine Hunde, deren ich damals ein und zwanzig hatte, sämmtlich große und starke Hunde, hatten bereits die Fährte des Bären aufgefunden, und verfolgten ihn so heftig, daß er sich genöthigt sah, seine Zuflucht auf einen nicht fern vom Hause stehenden Baum zu nehmen, wobei indeß zwei meiner besten Hunde tödlich verwundet wurden, und bald darauf ihre Seele aushauchten, Es kostete mich wenig Mühe, trotz der ziemlich finstern Nacht, die umfangreiche Gestalt des Bären in den Aesten des Baumes zu entdecken, wobei mir seine im finstern leuchtenden Augen zum sichern Ziele dienten. Obschon ich mich in äußerster Aufregung befand, so traf ich doch den Bären so glücklich, daß er augenblicklich mit zerschmettertem Kopfe herab stürzte, aber leider zwei andere meiner Hunde, die beständig mit wüthendem Gebelle den Baum umkreist hatten, im Herabfallen zerquetschte.

Lieber Herr Vetter, ich bin überzeugt, daß Sie in dem vorliegenden Briefe keine beleidigende Anzüglichkeiten gegen Ihre Person finden werden, denn es war nicht meine Absicht, Sie zu beleidigen oder zu ärgern. Ich wollte Ihnen nur zeigen, daß ich die deutsche Sprache noch nicht ganz und gar verlernt habe, wie Sie wähnten, und daß mir, obschon weit hinten in Amerika wohnend, noch etwas Urbanität übrig geblieben sei, um einem liebenswürdigen und geliebten Vetter einen artigen Brief schreiben zu können. Sollten Sie sich aber gegen alles Vermuthen eigensinnig und hartnäckig in den Kopf gesetzt haben, sich zu Tode zu ärgern und Ihre Frau zur Wittwe zu machen, so erlaubt es mir meine tolerante und rücksichtsvolle Denkweise durchaus nicht, Ihnen dabei hindernd in den Weg zu treten, obschon mich Ihr Tod auf das Innigste betrüben würde. Was Sie aber auch beschließen mögen, sich zu Tode zu ärgern oder nicht, so habe ich Ihnen das im Voraus, daß ich wenigstens Ihre Frau nicht heirathen werde, weil dermalen die Meinige noch lebt und durchaus noch nicht gesonnen ist zu sterben. Außerdem würde sich Ihre Frau in America auch viel zu sehr vor den Bären fürchten, und ich wäre bei Tag und Nacht genöthigt, mit der Flinte und dem Säbel vor der Stubenthüre Wache zu halten, wodurch meine Farmerei sehr vernachlässigt werden würde. Folgen Sie lieber meinem freundschaftlichen Rathe, mich zuvor und zwar recht bald zu besuchen, ich mögte Sie gern vor

Ihrem Tode noch einmal sprechen. Sie können ja späterhin noch immer thun was Sie wollen, das bleibt Ihnen unbenommen. Ein Seedampfschiff wird Sie innerhalb zehn Tagen über die atlantische Wasserpfütsche nach New York bringen, von dort gelangen Sie in vier Tagen auf der Eisenbahn nach der Gegend, wo früher St. Louis gestanden hat, und am nächsten Tage befinden Sie sich in St. Charles County, wo Ihnen jeder Indianer den Weg nach meinem Wigwam zeigen kann. Sie kennen mich alle unter dem Namen „Langsäbel" und wenn Sie mich zum Helden eines Ihrer neuesten Romane machen wollen, so können Sie mich unter diesem Nahmen aufführen. Ich würde zu dem „Langgewehr" Coopers ein würdiges Seitenstück abgeben. Was die Indianer betrifft, so haben Sie von denselben Nichts zu befürchten, denn ich habe mit allen Häuptlingen der benachbarten Stämme die Friedens-Cigarre geraucht (die Pfeiffen sind auch bei den Indianern außer Mode gekommen, und man findet solche nur noch bei alten Deutschen). Schaden wird es jedoch nicht, wenn Sie sich mit einer guten Schlüsselbüchse versehen, um etwaige Angriffe, von welcher Art dieselben auch sein mögen, kräftig und mit sicherem Erfolg zurückweisen zu können. Ich selbst bediene mich stets der Vorsicht, und begebe mich Abends nie zu Bett, ohne zuvor eine scharf geladene Doppelflinte und einen desgleichen Revolver, nebst dem blanken Säbel auf einen nahe am Bett stehenden Tisch zu legen, um nöthigenfalls meine Waffen zur Hand zu haben. Ich habe mich an diese Vorsichtsmaßregeln seit langer Zeit gewöhnt, und komme mir vor, wie ein Zuave in den Laufgräben von Sebastopol, stets feindlicher Ueberfälle gewärtig. Besuchen Sie mich also recht bald, lieber Herr Vetter, und bringen Sie auch Ihre liebe Gemahlin mit. Die Reise wird Ihnen wenig Zeit weg nehmen, und nachher ist es immer noch Zeit genug zum Sterben. Andere Leute wollen ja auch noch sterben. Wenn wir alle auf einen Tag sterben wollten, wer sollte uns denn begraben? Das gäbe einen schönen Gestank.

In der sicheren Erwartung, daß Sie ihn baldigst besuchen werden, unterzeichnet sich Ihr aufrichtiger, Sie zärtlich und innig liebender

Vetter.

Wenige Tage später, nachdem ich diesen Brief der Redaktion des „Anzeigers" zur Veröffentlichung überschickt hatte, erhielt ich von New-York die nachfolgende wichtige telegraphische Depesche:

„So eben sind mit dem Dämpfer Atlantic Seine Hochwohlgeboren der Freiherr „von Esel" Ritter und Inhaber der Insignien des grauen Esel-Ordens 1ter Classe, und Pascha von drei Eselschwänzen, sowie clarissimus atque doctissimus linquae Latinae restitutor, angekommen, und begaben sich sofort per Eisenbahn nach dem Westen.

Einige Tage später in St. Charles-County:

J—ah J—ah J—ah!
Hört Ihr nicht sein Feldgeschrei?
Der liebe Vetter ist schon da,
Schnell den großen Bär herbei.

Was indeß das Uebrige, auf den großen Bär bezügliche betrifft, nämlich eine schmackhafte Zubereitung seiner fetten Keulen, so überlasse ich dieß gänzlich des Herrn Vetters Frau Base, das heißt, meiner lieben Frau.

Diejenigen von den lieben Lesern und noch liebenswürdigeren Leserinnen des Anzeigers, welche die Bekanntschaft meines Vetters, des Herrn Vetters „von Esel" zu machen, und meine delikaten Büffel- und Bärenbraten zu kosten wünschen, sind hiermit höflichst eingeladen in meinem Wigwam vorzusprechen. Schließlich ersuche ich noch dringend die sämmtlichen Leser des „Anzeigers" gefälligst darauf achten zu wollen, daß der hier vorliegende „Anzeiger" nicht in die Hände meines Herrn Vetters komme, während seiner Anwesenheit in den Ver. Staaten. Derselbe würde es mir begreiflicher Weise höchst übel nehmen, daß ich die mit ihm gewechselten Briefe hier veröffentlicht habe, und ein malitiöses und höchst gefährliches Schlüsselbüchsen-Duell würde die unausbleibliche Folge davon sein.

Der
Chevalier von Maison-Rouge.
(Fortsetzung.)

XLVII.

Priester und Henker.

[Schluß.]

„Bürger," sagte sie, „es ist hier weder ein Herr, noch ein Abbe."

„Verzeihen Sie, Madame," versetzte der junge Mann, „ich will sagen, der Geistliche vom Saint-Landry."

Jacinthe wurde trotz ihres Patriotismus betroffen von dem Worte Madame, das man nicht an eine Kaiserin gerichtet hätte; doch sie antwortete:

„Man kann ihn nicht sehen, Bürger; er spricht sein Brevier."

„Dann werde ich warten," versetzte der junge Mann.

„Aber," entgegnete Dame Jacinthe, der diese Beharrlichkeit die schlimmen Gedanken wieder gab, welche sich gleich Anfangs in ihr geregt hatten, „aber Sie werden vergebens warten, denn er ist nach der Conciergerie gerufen und wird sogleich dahin abgehen."

Der junge Mann erbleichte furchtbar, oder wurde vielmehr von bleich, wie er war, leichenfarbig.

„Es ist also richtig!" murmelte er.

Dann sagte er laut:

„Madame, das ist gerade der Gegenstand, der mich zu dem Bürger Girard führt."

Und trotz der Alten war er, indeß er so sprach, hereingegangen, hatte sachte, aber entschlossen die Riegel an der Thüre vorgeschoben und trat nun, ohne die Einwendungen und sogar die Drohungen der Dame Jacinthe zu beachten, in das Haus drang bis in das Zimmer des Abbe.

Als dieser ihn erblickte, ließ er einen Ausruf des Erstaunens vernehmen.

„Verzeihen Sie, Herr Pfarrer," sagte sogleich der junge Mann, „ich habe über eine sehr ernste Sache mit Ihnen zu sprechen; gestatten Sie, daß wir allein bleiben."

Der alte Priester wußte aus Erfahrung, wie sich die großen Schmerzen ausdrücken. Er las ein ganzes Leiden in dem verstörten Gesichte des jungen Mannes, er erkannte eine erhabene Erschütterung in seiner fieberhaften Stimme.

„Lassen Sie uns, Dame Jacinthe," sagte er.

Der junge Mann folgte mit den Augen voll Ungeduld der Haushälterin, welche gewohnt an den Geheimnissen ihres Herrn Theil zu nehmen, sich zu entfernen zögerte; als sie endlich die Thüre geschlossen hatte, sprach der Unbekannte:

„Mein Herr Pfarrer, Sie werden mich vor Allem fragen, wer ich bin. Ich will es Ihnen sogleich sagen. Ich bin ein Geächteter; ich bin ein zum Tode Verurtheilter und lebe nur durch die Gewalt der Kühnheit; ich bin der Chevalier von Maison-Rouge."

Der Abbe sprang vor Schrecken von seinem Lehnstuhle auf.

„Oh: fürchten Sie nichts," versetzte der Chevalier. „Niemand hat mich hier eintreten sehen, und diejenigen, welche mich gesehen hätten, würden mich nicht erkennen, denn ich habe mich seit zwei Monaten gewaltig verändert."

„Aber was wollen Sie denn, Bürger?" fragte der Pfarrer.

„Sie werden diesen Morgen in die Conciergerie gehen?"

„Ja, ich bin durch den Concierge dahin bestellt.“

„Wissen Sie, warum?“

„Wegen eines Kranken, wegen eines Sterbenden, wegen eines Verurtheilten vielleicht.“

„Sie haben es gesagt: ja, eine verurtheilte Person erwartet Sie.“

Der alte Priester schaute den Chevalier erstaunt an.

„Aber wissen Sie, wer diese Person ist?“ sagte Maison-Rouge.

„Nein . . . ich weiß es nicht.“

„Nun wohl! diese Person ist die Königin!“

Der Abbe stieß einen Schmerzensschrei aus.

„Die Königin! oh! mein Gott!“

„Ja, mein Herr, die Königin! Ich erkundigte mich, um zu wissen, welchen Priester man ihr geben würde. Ich erfuhr, Sie wären es, und lief herbei.“

„Was wollen Sie von mir?“ fragte der Priester, erschrocken über den fieberhaften Ausdruck des Chevalier.

„Ich will . . . ich will nicht, mein Herr. Ich komme, um Sie zu bitten . . . Sie anzuflehen . . .“

„Was denn?“

„Mich mit Ihnen zu Ihrer Majestät gehen zu lassen.“

„Oh! sind Sie denn verrückt!“ rief der Abbe, „Sie richten mich zu Grunde und stürzen sich selbst ins Verderben!“

„Befürchten Sie nichts.“

„Die arme Frau ist verurtheilt und es ist um sie geschehen.“

„Ich weiß es, und nicht um einen Versuch zu machen, sie zu retten, will ich sie sehen, sondern . . . Doch hören Sie mich, mein Vater, Sie hören mich nicht an.“

„Ich höre Sie nicht an, weil Sie etwas Unmögliches von mir verlangen; ich höre Sie nicht an, weil Sie wie ein Wahnsinniger handeln,“ sprach der Greis; „ich höre Sie nicht an, weil Sie mich erschrecken.“

„Mein Vater, beruhigen Sie sich,“ erwiederte der junge Mann, indem er sich selbst zu beruhigen suchte; „mein Vater, glauben Sie mir, ich habe meine volle Vernunft. Die Königin ist verloren, ich weiß es; doch kann ich mich zu ihren Füßen niederwerfen, nur eine einzige Secunde, so ist mein Leben gerettet; sehe ich sie nicht, so tödte ich mich, und da Sie die Ursache meiner Verzweiflung sind, so haben Sie zugleich den Leib und die Seele getödtet.“

„Mein Sohn, mein Sohn,“ sprach der Priester, „bedenken Sie wohl, Sie fordern das Opfer meines Lebens von mir; so alt ich bin, so ist mein Dasein doch noch vielen Unglücklichen nothwendig; so alt ich bin, würde ich mir, wenn ich selbst dem Tode entgegenginge, nicht einen Selbstmord zu Schulden kommen lassen.“

„Weisen Sie mich nicht zurück, mein Vater,“ versetzte der Chevalier; „Sie brauchen einen Hülfspriester, einen Acolyten, nehmen Sie mich mit, mein Vater.“

„Nein,“ sagte er, „nein, ich würde mich dadurch gegen meine Pflichten verfehlen; ich habe die Constitution beschworen, ich habe aus dem Grunde meines Herzens in meiner Seele und meinem Gewissen geschworen. Die arme verurtheilte Frau ist eine strafbare Königin; ich würde zu sterben einwilligen, wenn mein Tod einem Nebenmenschen nützlich sein könnte; doch ich will nicht meine Pflicht verletzen.“

„Aber wenn ich Ihnen sage,“ rief der Chevalier „wenn ich Ihnen wiederhole, wenn ich Ihnen schwöre, daß ich nicht die Königin retten will! Sehen Sie auf dieses Evangelium, sehen Sie auf dieses Cruzifix schwöre ich Ihnen, daß ich nicht in die Conciergerie gehe, um ihren Tod zu verhindern.“

„Was wollen Sie dann?“ fragte der Greis, erschüttert durch diesen Ausdruck der Verzweiflung, den man nicht nachahmt.

„Hören Sie,“ erwiederte der Chevalier, dessen Seele einen Weg über seine Lippen zu suchen schien, „sie war meine Wohlthäterin, sie hat einige Anhänglichkeit für mich; mich in ihrer letzten Stunde zu sehen, wird, ich bin es fest überzeugt, ein Trost für sie sein.“

„Das ist Alles, was Sie wollen?“ fragte der Priester, ergriffen von diesem unwiderstehlichen Ton.

„Durchaus Alles.“

„Sie spinnen kein Complott, um einen Versuch zu Befreiung der Verurtheilten zu machen?“

„Keines. Ich bin ein Christ, mein Vater, und wenn in meinem Herzen ein Schatten von Lüge ist, wenn ich hoffe, sie werde leben, wenn ich in irgend einer Hinsicht daran arbeite, so strafe mich Gott durch eine ewige Verdammniß!“

„Nein! nein! ich kann Ihnen nichts versprechen,“ sagte der Pfarrer, vor dessen Geist sich wieder die großen u. zahlreichen Gefahren einer solchen Unklugheit stellten.

„Hören Sie, mein Vater,“ entgegnete der Chevalier mit einem Ausdrucke tiefen Schmerzes, „ich habe als demüthiger Sohn mit Ihnen gesprochen; ich habe nur christliche nnd mildherzige Gefühle gegen Sie geäußert; kein bitteres Wort, keine Drohung ist aus meinem Munde gekommen, und dennoch gährt mein Kopf, dennoch durchglüht das Fieber mein Blut, dennoch zernagt mir die Verzweiflung das Herz, dennoch bin ich bewaffnet, sehen Sie, ich habe einen Dolch.“

Und der junge Mann zog aus seiner Brust eine glänzende, feine Klinge, welche einen bläulichen Reflex auf seine zitternde Hand warf.

Der Geistliche trat rasch zurück.

„Fürchten Sie sich nicht,“ sagte der Chevalier, „Andere, die Sie so treu Ihrem Worte gekannt hätten, würden Ihrer Angst einen Schwur entrissen haben. Nein, ich habe Sie angefleht, ich flehe Sie mit gefalteten Händen, die Stirne auf dem Boden, immer noch an, machen Sie, daß ich die Königin nur einen einzigen Augenblick sehe, und nehmen Sie dies als Garantie an.“

Und er zog aus seiner Tasche einen Zettel, den er Girard bot; der Abbe entfaltete ihn und las folgende Worte:

„Ich Rene, Chevalier von Maison-Rouge, erkläre bei Gott und meiner Ehre, daß ich durch Androhung des Todes den würdigen Pfarrer von Saint-Landry gezwungen habe, mich trotz seiner Weigerung und seines lebhaften Sträubens in die Conciergerie mitzunehmen. Zu Beglaubigung dessen, habe ich unterzeichnet

Maison-Rouge.“

„Es ist gut,“ sprach der Priester, „doch schwören Sie mir nur noch, daß Sie keine Unklugheit begehen werden; es ist nicht genug, daß mein Leben unversehrt bleibt, ich bin auch für das Ihrige verantwortlich.“

„Oh! denken wir nicht hieran,“ sprach der Chevalier, „Sie willigen ein?“

„Ich muß wohl, da Sie es so haben wollen Sie erwarten mich unten, und wenn sie in die Kanzlei geht, werden Sie sie sehen.“

Der Chevalier ergriff die Hand des Greises und küßte sie mit eben so viel Ehrfurcht und Inbrunst, als wenn es ein Cruzifix gewesen wäre.

„Oh!“ murmelte der Chevalier, „sie wird wenigstens wie eine Königin sterben und die Hand des Henkers wird sie nicht berühren!“

Der Henkerskarren.

Sobald Maison-Rouge diese Erlaubniß von dem Pfarrer von Saint-Landry erhalten hatte, eilte er in ein halb geöffnetes Cabinet, in welchem er das Ankleidecabinet des Abbe erkannt hatte.

Hier fielen in einem Nu sein Backenbart und sein Schnurrbart unter dem Rasirmesser und jetzt erst konnte er seine Blässe wahrnehmen; sie war erschreckend.

Er kehrte scheinbar ruhig zurück; übrigens schien er völlig vergessen zu haben, daß er, obgleich er den Bart abgeworfen, in der Conciergerie erkannt werden konnte.

Der Chevalier folgte dem Abbe, den während seiner kurzen Abwesenheit zwei Wachen geholt hatten, und trat mit jener Keckheit, welche jeden Vorbacht beseitigt, mit jenem entstellenden Anschwellen des Fiebers durch das Gitter ein, welches zu jener Zeit in den Hof des Palastes ging.

Er trug wie der Abbe Girard einen schwarzen Frack, denn die priesterlichen Gewänder waren abgeschafft.

In der Kanzlei fanden sie mehr als fünfzig Personen, theils Angestellte des Gefängnisses, theils Deputirte, theils Commissäre, welche entweder als Mandatare oder als Neugierige die Königin vorüberkommen sehen wollten.

Sein Herz schlug so gewaltig, als er sich der Kerkerpforte gegenüber befand, daß er die Gespräche des Abbe mit den Gendarmen und dem Concierge nicht mehr hörte.

Ein Mann, der eine Scheere und ein Stück frisch abgeschnittenen Stoff in der Hand hielt, stieß auf der Schwelle an Maison-Rouge.

Maison-Rouge erkannte den Scharfrichter.

„Was willst Du, Bürger?“ fragte Sanson.

Der Chevalier suchte den Schauer zu bewältigen, der unwillkührlich seine Adern durchlief, und antwortete:

„Ich! Du siehst es wohl, Bürger Sanson, ich begleite den Geistlichen von Saint-Landry.“

„Ah! gut,“ versetzte der Scharfricher.

Und er trat auf die Seite und gab seinem Gehülfen Befehle.

Während dieser Zeit drang Maison-Rouge in das Innere der Kanzlei, von der Kanzlei ging er in das Gelaß, wo sich die zwei Gendarmen aufhielten.

Diese braven Leute waren bestürzt; so würdig und stolz sie sich gegen die Anderen benommen hatte, so gut und sanft war die Königin gegen sie gewesen; sie schienen mehr ihre Diener, als ihre Wächter zu sein.

Doch von dem Platze, wo der Chevalier war, konnte er Marie Antoinette nicht sehen.

Der Windschirm hatte sich geöffnet, um den Geistlichen einzulassen, war aber wieder hinter ihm geschlossen worden.

Als der Chevalier eintrat, hatte das Gespräch schon begonnen.

„Mein Herr,“ sagte die Königin mit ihrem scharfen, stolzen Tone zu dem Pfarrer, „da Sie der Republik, in deren Namen man mich zum Tode bringt, den Eid geleistet haben, so vermöchte ich kein Vertrauen zu Ihnen zu fassen. Wir beten nicht denselben Gott an!“

„Madame,“ erwiederte Girard, sehr bewegt durch dieses verächtliche Glaubensbekenntniß, „eine Christin, welche zu sterben im Begriffe ist, muß sterben ohne Haß im Herzen und darf ihren Gott nicht zurückweisen, unter welcher Form er sich auch ihr zeigen mag.“

Maison-Rouge machte einen Schritt, um den Windschirm ein wenig zu öffnen, in der Hoffnung, wenn sie ihn erblicken würde und die Ursache wüßte, die ihn hierher führte, dürfte sie ihre Ansicht in Beziehung auf den Geistlichen ändern; doch die zwei Gendarmen widersetzten sich durch eine Bewegung.

„Aber da ich der Gehülfe des Pfarrers bin?“ entgegnete Maison-Rouge.

„Insofern sie den Pfarrer zurückweist, braucht sie auch den Gehülfen nicht,“ antwortete Dufresne.

„Sie wird ihn vielleicht annehmen,“ erwiederte der Chevalier die Stimme erhebend, „es ist nicht möglich, daß sie ihn nicht annimmt.“

Doch Marie Antoinette war zu sehr von dem Gefühle eingenommen, das ihr Inneres bewegte, um die Stimme des Chevalier zu hören und zu erkennen.

„Gehen Sie,“ fuhr sie gegen Girard fort, „gehen Sie und lassen Sie mich allein; da wir gegenwärtig in Frankreich unter einer Regierung der Freiheit leben, so verlange ich die, nach meiner Phantasie zu sterben.“

Girard suchte zu wiederstehen.

„Lassen Sie mich, mein Herr,“ sprach sie, „ich sage Ihnen, lassen Sie mich!“

Girard versuchte es, noch ein Wort beizufügen.

„Ich will es,“ entgegnete, die Königin mit einer Geberde von Marie Thereſie.

Girard ging hinaus.

Maison-Rouge bemühte sich, mit seinem Blick durch den Zwischenraum des Windschirmes zu dringen, aber die Königin wandte ihm den Rücken zu.

Der Gehülfe des Scharfrichters kreuzte den Geistlichen; er trat mit Stricken in der Hand ein.

Die Gendarmen trieben den Chevalier bis zur Thüre zurück, ehe er, geblendet,

verzweifelnd, betäubt, im Stande gewesen war, einen Ruf von sich zu geben oder ein Bewegung zu machen, um sein Vorhaben zu vollführen.

Er befand sich also mit Girard im Corridor des Gefängnisses. Vom Corridor drängte man ihn bis in die Kanzlei zurück, wo sich die Kunde von der Weigerung der Königin schon verbreitet hatte, und wo der österreichische Stolz von Marie Antoinette bei Einigen der Text von groben Schmähungen, bei Anderen ein Gegenstand geheimer Bewunderung wurde.

„Gehen Sie," sagte Richard zu dem Abbe, „kehren Sie nach Hause zurück, da die Gefangene Sie fortjagt und nach ihrem Belieben sterben will."

„Höre," versetzte die Frau Richard, „sie hat Recht und ich würde es machen wie sie."

„Und Sie hätten Unrecht, Bürgerin," entgegnete der Abbe.

„Schweige, Frau," murmelte der Concierge, indem er die Augen weit aufriß, „was geht das Dich an? Gehen Sie, Abbe, gehen Sie."

„Nein," wiederholte Girard, „ich werde sie wider ihren Willen begleiten; ein Wort, und wäre es nur ein einziges Wort, wird sie, wenn sie es hört, an ihre Pflichten erinnern; überdies hat mir die Gemeinde den Auftrag gegeben und ich muß der Gemeinde gehorchen.

„Gut, doch schicke Deinen Sacristan weg," sagte mit grobem Tone der Adjutant-Major, der die bewaffnete Macht befehligte.

Es war ein ehemaliger Schauspieler der Comedie Frangaise, Namens Granmont.

Die Augen des Chevalier schleuderten einen doppelten Blitz und er fuhr maschinenmäßig mit seiner Hand in seine Brust.

Girard wußte, daß er einen Dolch unter seiner Weste hatte. Er hielt ihn mit einem flehenden Blick zurück.

„Schonen Sie mein Leben," sagte er leise zu ihm, „Sie sehen, daß Alles für Sie verloren ist; stürzen Sie sich nicht mit ihr in das Verderben; ich werde auf dem Wege mit ihr von Ihnen sprechen, das schwöre ich Ihnen; ich werde ihr sagen, was Sie gewagt haben, um sie zum letzten Male zu sehen."

Diese Worte dämpften das Aufbrausen des jungen Mannes; überdies bewerkstelligte sich die gewöhnliche Gegenwirkung, seine ganze Organisation erlitt eine seltsame Lähmung. Dieser Mann von einem heldenmäßigen Willen, von einer wunderbaren Macht war am Ende seiner Kraft und seines Willens angelangt; er schwamm unentschlossen oder vielmehr ermattet, besiegt, in einer Art von Schläfrigkeit, die man hätte für den Vorboten des Todes halten können.

„Ja," sagte er, „so mußte es sein; das Kreuz für Jesus, das Schaffot für sie; die Götter und Könige leeren bis auf die Hefe den Kelch, den ihnen die Menschen reichen."

Folge dieses ganz ergebenen, ganz trägen Gedankens war, daß sich der junge Mann bis zur äußeren Thüre zurückstoßen ließ, ohne sich auf eine andere Art, als durch einen unwillkührlichen Seufzer zu vertheidigen, ohne mehr Widerstand zu leisten, als Ophelia, dem Tode geweiht, leistete, da sie sich von den Wellen fortgerissen sah.

Am Fuße der Gitter und Thore der Conciergerie drängte sich eine von den furchtbaren Mengen, von denen man sich keine Vorstellung machen kann, wenn man sie nicht wenigstens einmal gesehen hat.

Die Ungeduld beherrschte alle Leidenschaften, und alle Leidenschaften sprachen laut ihre Sprache, die, sich vermischend, einen ungeheuren Lärmen bildete, als ob dieser ganze Lärmen und die ganze Bevölkerung von Paris sich in dem Quartiere des Justizpalastes concentrirt hätten.

Vor dieser Menge war eine ganze Armee mit Kanonen mit der Bestimmung aufgepflanzt, das Fest zu beschützen und für diejenigen, welche es genießen wollten, sicher zu machen.

Man hätte es vergebens versucht, diesen Wall zu durchbrechen, der sich, seitdem die Verurtheilung außerhalb Paris bekannt geworden war, durch die Patrioten der Vorstädte verstärkt hatte.

Aus der Conciergerie vertrieben, befand sich Maison-Rouge natürlich bei der ersten Reihe der Soldaten.

Die Soldaten fragten ihn, wer er wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Eine russische Garnison-Scene.

Am 22. Mai 1841 war eins von den Bataillons aus denen die von der russischen Regierung neuerdings zu Nowgorod gegründete Militärkolonie, welche ihrer Einrichtung nach viel Aehnlichkeit mit der preußischen Landwehr hat, auf deren Exercierplatze aufgestellt, der an die vor einigen Jahren erst im abgelegensten und ältesten Stadtheile unweit der Sophienkirche erbauten großen Kaserne stößt. — Vor der Front, die mit jener mechanischen Regelmäßigkeit und ängstlichen Genauigkeit gebildet worden, die das russische Fußvolk zu so erstaunlichen Automaten machen, stand General L . . . eff ein Fünfziger, der sich durch strenge Haltung, Hagerkeit, gebräunte Gesichtsfarbe und lebhafte graue Augen auszeichnete. Der General war seiner Tapferkeit wegen, von der er im Feldzuge nach Persien und der Türkei glänzende Beweise gegeben hatte, in der ganzen Armee bekannt; aber sei es, wie es allgemein hieß, daß häusliches Mißgeschick seinen von Natur strengen Charakter vergrillt hatten, sei es, daß durch die häufig vorkommende und von der furchtbaren Nothwendigkeit gebotene Anwendung einer ihrem Prinzipe nach entmenschenden und in ihren Wirkungen nur zu oft scheußlichen Disziplin sein Herz verhärtet war: genug, General L . . . eff war seinen Soldaten verhaßt, wie die Pest und es verging fast kein Tag, wo er seine Autorität nicht durch so strenge Strafen fühlbar machte, daß dieselben mit Fug und Recht gräßlich genannt werden konnten. — Dem ungeachtet war es bekannt, daß der General eine tiefe, innige Zuneigung zur Tochter eines im letzten polnischen Feldzuges gefallenen Waffenbruders hegte. Er hatte die arme Waise an Kindesstatt angenommen, mit liebender Sorgfalt erzogen und sich nie von ihr getrennt. Obgleich von Dankbarkeit für des Generals Liebe und Güte erfüllt, hegte die Jungfrau, der die Soldaten des Batallions den süßen Namen Solowiova (Nachtigall) gegeben, weil sie die schwermüthigen alten slavischen Volkslieder so herrlich sang, nichtsdestoweniger eine unüberwindliche Scheu vor ihm, die sich bei seiner kurzen Redeweise seinem gebieterischen Auftreten und kalten, finstern Gesichte überhaupt Aller bemächtigte, die ihm in die Nähe kamen. — An dem Tage wo sich der Vorfall ereignete, den wir berichten wollen, saß Solowiova, die dem General zu Gefallen in der Regel den Exercierübungen und Paraden beiwohnte, vor einem Fenster der Kaserne, das mit dem Erdboden gleich war. Sie sah bedächtig über den Exercierplatz hin und ihr Gesicht wurde bluthroth, als ihre Augen denen des jungen Chirurgen-Major Iwan Polovoi begegneten, der sich in der einfachen Uniform seines Ranges gar stattlich ausnahm. — Schon hatte der General mehrere Male die Front, ohne ein Wort zu sagen, doch mit zusammengezogenen Augenbraunen und zornglühendem Gesichte passirt, da beim Apell eine Anzahl fehlte, als plötzlich der langsame gedämpfte Ton der Trommel gehört und am Ende des Exercierplatzes eine Compagnie Soldaten sichtbar ward, von denen jeder eine schlanke Gerte in der Hand hielt. Der General drehte sich überrascht nach seinem Adjutanten um und fragte mit Donnerstimme, wer den Befehl zur Exekution ertheilt habe und wem sie gelten solle? — Da sprang ein Sergeant mit bleichem, benarbtem Gesichte auf den General zu, entriß ihm den Degen, schlug ihn ins Gesicht und antwortete mit eisiger Kälte: „Dir!“ — — Wie ein elektrischer Schlag wirkte das Stichwort auf die Reihen des Batallions, ein Schauer rieselte durch Aller Gebeine und den sonst so gleichgültigen Soldatengesichtern entloderte zählings die fürchterlichste Rachsucht. — Wie ein Mann waren die Offiziere in demselben Augenblicke aus den Reihen vorgetreten, um ihrem Oberen beizuspringen; aber in demselben Momente schon waren sie umringt, niedergeworfen und ihnen die Bajonettspitzen auf die Brust gesetzt. — Iwan Polovot war der einzige Offizier, an den nicht Hand gelegt wurde, denn er hatte sich durch Menschlichkeit und Milde jeden Soldaten zum Freunde ge-

macht. Es hatte blos ein Grenadier, der neben ihm stand, ihm bedeutsam ins Ohr geraunt — „Ob die Nachtigall singt oder nicht, sich nicht gerührt! Keine Bewegung, kein Schritt oder Sie sind verloren.“ — Indeß hatte sich der General von der ersten Ueberraschung erholt, und mit beiden Händen die Bajonette von seiner Brust durch eine rasche Bewegung abwendend, schrie er zornsprühend dem Batallion zu: — „Auf die Kniee, alte Bestien! Auf die Kniee und um Gnade gefleht, den Kopf im Staube, oder ihr habt nicht Haut genug auf dem Rücken, um die Meuterei abzubeißen!“ — Wildes Hohngelächter erfolgte auf diese Donnerworte und der Sergeant antwortete mit der eisigen Ruhe des unwandelbaren Entschlusses: — Wir wissen sammt und sonders was wir zu gewärtigen haben und wollten unser Leben daran wagen. Wenn die über Dich verhängte Strafe vollzogen ist, so gehen wir zum General Suroff (dem Gouverneur von Newgorod) bringen ihm Deinen Degen, Deine Schärpe, Deine Orden und was von deinem Leibe übrig bleibt, und erklären ihm: General L . . . eff war ein Tiger und wir schlugen ihn todt; hier sind unsere Waffen, wir bitten um gnädige Strafe.“ — So redend, riß der Sergeant dem General die Epauletten ab und trat sie mit Füßen. — „Diese Insignien,“ fuhr der Strafprediger fort, „gebührten Dir nicht, eine Knute ist genug für einen Schinderknecht! Denk an den Soldat Betsakoff, den Du hauen ließest, weil er zu langsam vor Dir das Gewehr präsentirt hatte! Denk an den alten Unteroffizier, den Du Spießruthen laufen ließest und mit deiner Reitpeitsche ins Gesicht schlugest, bis ihm das Blut aus Stirn, Wangen und Lippen lief, weil er einen Flecken in der Uniform hatte! Und als der Arme bleich vor Scham die brutale Hand zurückstieß, die ihn würgte, mußte er Spießruthen laufen und ward zerschlagen und sterbend nach Sibirien geschickt!“ — Bei dieser Standrede hatte der Sergeant die Degradation fortgesetzt und dem General Schärper Rock und Hemd vom Leibe gerissen. — „Jener Unteroffizier,“ rief der Sergeant mit erhobener Stimme, „hieß Gedenoff wie ich, wir waren in der nämlichen Isba zu, Welt gekommen und der Unglückliche war mein Bruder!“ — Trotz seiner eisernen Charakterstärke konnte sich der General des Schauderns nicht enthalten, als er diese kalte gemessene, doch um so furchtbarere Anklagen hören mußte. Solowiova hingegen wußte Anfangs nicht, was vorgehen solle; doch als sie dem General den Degen entrißen, die Uniform in Fetzen abziehen und die Schultern entblößen sah, als sie ahnte, daß ihrem Pflegvater die scheußliche Strafe werden könne, die sie ihn so oft schaudernd den Soldaten anferlegen gesehen, da sprang sie auf und rang die Hände unter bangem Angstgeschrei. — Iwan, der bis dahin starr dagestanden, vergaß bei der Verzweiflung der Jungfrau, die er seit zwei Jahren liebte, die Wildheit der empörten Soldaten die Gefahr und Nutzlosigkeit seines Wagnisses, er sprang hinzu, blieb wie festgebannt stehen, bewegte die Hände wie Flügel in der Luft, drehte sich wie ein Kreisel um und sank mit dem Gesicht auf den Boden: eine Kugel war ihm durchs Herz gegangen.

— In jedem russischen Regimente dient ein Soldat, der die Narrenrolle spielt, wie es in den Regimentern der weiland deutschen Reichsarmee einen Spaßmacher unter der bezeichnenden Benennung: „Lustig“ gab. Die russischen Spaßmacher zeichnen sich gewöhnlich dadurch aus, daß sie allerlei schnurrige Lieder nach einer stehenden Melodie absingen, gewandt wie Katzen sind und eine Fröhlichkeit zu Schau tragen, die etwas Wildes und Grauenhaftes hat: Wenn sie aber anfangen zu tanzen, so rasen sie wie muhamedanische Fakirs. Wenn ein solcher Regimentsnarr sich zeigen will, so sängt er gewöhnlich mit langsamer, gurgelnder Stimme ein schwermüthiges Lied an, bückt sich dann plötzlich und dämpft dabei den Ton, springt dann, wie die Kugel aus der Büchse, in die Luft und schreit aus vollem Halse, als ob er am Spieße säße. — Als der Narr, welcher zum Nowgoroder Batallion gehörte, den Wundarzt fallen sah, schoß er tanzend und singend auf die Leiche los, schnellte sie mit starkem Arm empor, trug sie zu dem Fenster, vor welchem Solowiova saß und reichte sie derselben unter Hohngelächter nnd Gesichterschneiden mit den Worten: — „Das, Duschinka, das gehört Dir!“ — Weiß und starr wie ein Marmorbild hatte Solowiova dem gräßlichen Zwischenspiele beigewohnt; jetzt, als ihr die Leiche des Geliebten zu Füßen rollte, bückte sie sich, küßte die Stirn des Erschossenen, bedeckte das Gesicht desselb-

mit ihrem Taschentuche, stieß einen dumpfen Schrei aus und sank besinnungslos zu Boden. — Indeß war der General L . . . eff rücklings auf einen Schiebkarren gebunden, der langsam durch die Reihen der mit Gerten bewaffneten Soldaten gezogen wurde. Die Soldaten hieben wüthend zu, doch diese gräßliche Folter sollte nur die Einleitung zu den Schrecken sein, zu welchem der General von seinen Leuten verdammt worden war. Denn kaum hatte der letzte Mann seinen Hieb ertheilt, als eine rauhe Stimme schrie „In den Ofen!“ — Und: „In den Ofen! wiederholten hundert Stimmen. — Obgleich vor Schmerz und Wuth kaum noch seiner Sinne mächtig, fing der General bei diesem furchtbaren Beschlusse an zu zittern; sein Stolz brach, er seufzte schwer und bat um Gnade. — „Auch ich bat dich um Gnade, als mein Bruder unter den Ruthen ächzte!“ antwortete der Sergeant Gendenoff und die Hurrahs der Soldaten stimmten ein und überschrieen das Winseln der Offiziere. — Doch hinweg von diesem scheußlichen Vorgange, der leider keine Uebertreibung, leider nicht einmal ein vereinzelter Vorfall im russischen Heere ist. Generalmajor L . . . eff wurde mit sämmtlichen Offizieren des Batallions in den Backofen gesperrt und hier langsam bei kleinem Feuer lebendig gebraten. — Dieses Abschlachten der Offiziere war so raffinirter Art, daß ein Strafgericht über die Soldaten verhängt ward, welches dem Frevel entsprechen sollte und demselben in der That an Gräßlichkeit nicht nachstand. Ein Feldjäger überbrachte dem Kaiser den Bericht von dem Nowgoroder Vorfalle und acht Tage darauf rückten in der ehemaligen Hauptstadt des alten Czarenthums mehrere Batterieen Artillerie ein, die schleunigst von Tower und Nyschnei Bolotschok hierher commandirt waren. Vor ihnen war bereits ein Generalmajor eingetroffen, der seit dem letzten Polenaufstande nur der Büttel von Warschau genannt zu werden pflegt. Des Generals einer Adjutant begab sich sofort in die Kaserne des meuterischen Batallions und brachte demselben den Befehl daß es sich in kleiner Uniform und ohne Waffen am folgenden Morgen im Tartarenlager einem engen Platze am Westende der Stadt einzufinden habe. Die Soldaten antworteten auf diese bedeutsame Meldung mit ihren stereotypen: Karascho! — Als ob es sich um nichts, als eine Parade handle, zogen die Soldaten am andern Morgen ruhig die graue Jacke an, setzten die runde Mütze auf, wichsten sich den Schnurrbart, und zogen bleich wie lebendige Leichen was sie freilich auch waren — still und düster, doch in musterhafter Ordnung in Mitten einer dreifachen Hecke von Kosaken, durch die Stadt, während die Einwohnerschaft den Verlorenen mit schweigendem Munde nachschaute. — Auf dem Platze reihten oder drückten sich vielmehr die Unglückseligen Schulter an Schulter, doch ohne die geringste Unordnung, ohne den leisesten Laut. — Ein Wink und die Trommeln wirbelten, die Hunderte von Glocken der vielen griechischen Kirchen läuteten, mehrere Batterieen, die am Eingang der fünf Zugänge die in einen Kreuzweg auslaufen, aufgestellt waren, wurden demaskirt und sofort begannen die Kartätschenkugeln ihr Werk der Vernichtung. Bei jeder Ladung erdröhnte ein dumpfer Wehruf, ein unbeschreibliches Gestöhne, in das sich die schaurigen Gesänge derjenigen einmischte, die es für Ehrensache hielten, anständig zu sterben. — Drei Stunden lang suchten, wählten, fanden, dezimirten die Kartätschenkugeln die Schlachtopfer. Als Abends die Vollzieher des Strafgerichts den Platz betraten, wateten sie durch einen Blutsumpf, auf dem hier und dort Haufen menschlicher Gebeine, zermalmt, geschwärzt und unkenntbar, zum Vorschein kamen. Nur fünf Soldaten, die sich aus den Gliedmaßen ihrer Kameraden eine Art von Erhöhung gemacht hatten, waren wunderbar am Leben geblieben, unter ihnen Sergeant Gendenoff. Doch sie hatten sich nur zu größerem Jammer aufgespart: sie wurden alle zu Tode geknutet. Der Sergeant entfaltete bis zum letzten Athemzuge eine Kaltblütigkeit, die über die europäischen Begriffe von Unerschrockenheit weit hinausging. Unter der Knute that er, als ob er die Hiebe gar nicht fühle und das herabrinnende Blut nicht sehe, und fragte den Büttel spöttisch, ob die Reihe bald an ihm sei? — „Es ist ja gleich vorbei!“ brummte der Gefragte. — Desto besser, erwiederte der Sergeant ruhig, „denn ich habe wüthenden Hunger! — . . . Solowiowa, die Pflegtochter des General Major L . . . eff erhielt von der Kaiserin eine Freistelle im Kloster der Edelfräulein von Smolnoi, einem Stifte, welches 1764 für 50 Edelfräulein gegründet wurde.

Der

Chevalier von Maison-Rouge.

(Fortsetzung.)

Der Henkerskarren.

[Schluß.]

Er antwortete, er wäre der Vicar des Abbe Girard; doch da er wie sein Pfarrer den Eid geleistet, so hätte ihn die Königin wie seinen Pfarrer zurückgewiesen.

Die Soldaten stießen ihn ihrerseits bis zur ersten Reihe der Zuschauer zurück.

Hier sah er sich gezwungen, zu wiederholen, was er den Soldaten sagte.

Da erhob sich das Geschrei:

„Er kommt so eben von ihr ... Er hat sie gesehen ... Was hat sie gesagt? ... Was macht sie? ... Ist sie immer noch stolz? ... Ist sie niedergeschlagen? ... Weint sie? ..."

Der Chevalier beantwortete alle diese Fragen mit einer zugleich schwachen, sanften und freundlichen Stimme, als ob diese Stimme die letzte Kundgebung des an seinen Lippen hängenden Lebens wäre.

Seine Antwort war die reine und einfache Wahrheit, nur war diese Wahrheit eine Lobeserhebung der Festigkeit von Marie Antoinette, und das, was er mit der Einfachheit und dem Glauben eines Evangelisten sagte, brachte Unruhe in mehr als ein Herz.

Als er von dem kleinen Dauphin und Madame Royale, von dieser Königin ohne Thron, von dieser Gattin ohne Gatten, von dieser Mutter ohne Kinder, von dieser verlassenen Frau ohne einen Freund mitten unter Henkern sprach, da verschleierte sich mehr als eine Stirne mit Traurigkeit, erschien mehr als eine Thräne, verstohlen und brennend in Augen, welche kurz zuvor noch der Haß belebte.

Es schlug eilf Uhr im Glockenthurme des Palastes: jeder Lärmen hörte folgleich auf. Hundert tausend Personen zählten die Stunde, welche es eben schlug und der die Schläge ihres Herzens antworteten.

Als das Vibriren des letzten Schlages im Raume erlosch, entstand ein gewaltiges Geräusch hinter den Pforten, während zugleich ein von dem Quai aux Fleurs herkommender Karren zuerst die Volksmenge, sodann die Wachen durchschnitt, und sich endlich unten an den Stufen aufstellte.

Bald erschien die Königin oben auf der ungeheuren Freitreppe. Alle Leidenschaften drängten sich in den Augen zusammen, der Athem blieb keuchend und gehemmt.

Ihre Haare waren kurz geschnitten; die Mehrzahl hatte sich während ihrer Gefangenschaft gebleicht, und diese Silberfarbe machte noch zarter die perlmutterartige Blässe, welche in diesem äußersten Augenblick die Schönheit der Tochter der Cäsaren beinahe himmlisch erscheinen ließ.

Sie trug ein weißes Kleid und ihre Hände waren ihr auf den Rücken gebunden.

Als sie sich oben auf den Stufen zeigte, wobei sie auf ihrer Rechten den Abbe Girard, der sie wieder ihren Willen begleitete, und auf ihrer Linken den Nachrichter, Beide schwarz gekleidet, hatte, entstand in dieser ganzen Menge ein Gemurmel, das Gott allein, der im Grunde der Herzen liest, verstehen und in einer Wahrheit zusammenfassen konnte.

Ein Mann trat nun zwischen den Scharfrichter und Marie Antoinette.

Dies war Grammont. Er kam so, um ihr den schmählichen Karren zu zeigen.

Die Königin wich unwillkührlich einen Schritt zurück.

„Steigen Sie ein," sagte Grammont.

Jedermann hörte dieses Wort, denn die Erschütterung hielt alles Gemurmel an den Lippen der Zuschauer zurück.

Da sah man das Blut in die Wangen der Königin steigen und die Wurzel ihrer Haare erreichen; dach beinahe in demselben Augenblick überzog sich ihr Gesicht wieder mit einer tödtlichen Blässe.

Ihre erbleichenden Lippen öffneten sich.

„Warum einen Karren für mich, während sich der König ohne Wagen nach dem Schaffot begeben hat?" sagte sie.

Der Abbe Girard sprach nun leise einige Worte zu ihr. Ohne Zweifel bekämpfte er bei der Verurtheilten diesen letzten Schrei des königlichen Stolzes.

Die Königin schwieg und wankte.

Samson streckte die Arme aus, um sie zu unterstützen; doch sie erhob sich und wich zurück, ehe er sie berührt hatte.

Sie ging die Treppe hinab, während der Gehülfe einen hölzernen Fußtritt hinter dem Karren befestigte.

Die Königin stieg ein, der Abbe stieg hinter ihr ein.

Samson ließ sie Beide sitzen.

Als der Karren sich zu erschüttern anfing, entstand eine gewaltige Bewegung im Volke; doch die Soldaten, da sie nicht wußten, in welcher Absicht diese Bewegung geschah, vereinigten zu gleicher Zeit alle ihre Kräfte, um die Menge zurückzudrängen; dadurch ergab sich ein großer leerer Raum zwischen dem Karren und den ersten Reihen.

In diesem Raum erscholl ein düsteres Geheul.

Die Königin bebte, richtete sich auf und schaute umher.

Sie erblickte nun ihren seit zwei Monaten verlorenen Hund, ihren Hund, der nicht mit ihr in die Conciergerie hatte dringen können, der trotz des Geschreis, der Schläge und Stöße gegen den Karren vorstürzte: doch alsbald verschwand der arme, magere, abgezehrte, gelähmte Black unter den Füßen der Pferde.

Die Königin folgte ihm mit den Augen; sie konnte nicht sprechen, denn ihre Stimme wurde von dem Lärmen bedeckt; sie konnte nicht mit dem Finger auf ihn deuten, denn ihre Hände waren gebunden; hätte sie ihn aber auch zeigen, hätte man sie hören können, sie würde ohne Zweifel vergebens nach ihm verlangt haben.

Nachdem sie ihn kurze Zeit aus den Augen verloren, erblickte sie ihn wieder.

Er war in den Armen eines bleichen jungen Mannes, der auf einer Kanone stehend die Menge überragte und, erhoben durch eine unsägliche Exaltation, sie grüßte und auf den Himmel deutete.

Marie Antoinette schaute zum Himmel empor und lächelte sanft.

Der Chevalier von Maison-Rouge stieß einen Seufzer aus, als ob ihm dieses Lächeln eine Wunde im Herzen beigebracht hätte, und als sich der Wagen dem Pont au Change zuwandte, fiel er in die Menge zurück und verschwand.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Verfälschung der Nahrungsmittel.

Die Chemiker besitzen eine Anzahl sehr empfindlicher Reagentien, deren Wirkungen unser gerechtes Staunen immer neu erregen müssen. Sie zeigen durch eine augenblickliche Färbung selbst dann noch die Anwesenheit eines Körpers an, wenn sich dieser auch durch tausendfache Verdünnung der wissenschaftlichen Beschwörungsformel entziehen wollte. Diese Eigenschaften aber werden noch in Schatten gestellt durch die Leistungen eines Instrumentes, welches in beinahe allen Zweigen der Naturwissenschaft Revolutionen hervorgebracht hat, nämlich des Mikroskops. Dieses Instrument hat uns eine ungeahnte und bisher verborgene Welt erschlossen und dem Menschen ein Fragment göttlicher Attribute, ein Stückchen Allwissenheit verliehen. Das Mikroskop ist eine Art geheimer Polizei für den Naturforscher geworden, wie es ja auch im bürgerlichen Strafverfahren eine wichtige Rolle zu spielen beginnt. Ein paar Blutstropfen auf einem Kleidungsstück oder auf dem Fußboden können Ver

brecher überführen oder die Unschuld schwer Verdächtiger bezeugen. Unter dem Mikroskop kann man erkennen ob der Blutstropfen Menschen oder Thierblut, ob er von einem Mann oder einer Frau, einem Kind, einem Erwachsenen, einem Greise herrührt. Man erzählt sogar von Ehrenberg folgende hübsche Anekdote. Auf einer preußischen Eisenbahn waren Geldpakete befördert worden. Als sie ankamen, fand man sie mit Sand statt mit Gold angefüllt. Der Verdacht konnte eine große Anzahl von Personen treffen, denn die Sendung war durch eine Menge Hände gegangen, und man hatte kein Mittel dem Thäter näher auf die Spur zu kommen. Da schlug Ehrenberg vor, Proben des Sandes von jeder der Eisenbahnstationen einzusenden, die der Eisenbahnzug passirt hatte. Sie wurden unter dem Mikroskop mit dem Inhalt der gefälschten Pakete verglichen, und es ergab sich daraus auf welcher Eisenbahnstrecke der Betrug vorgenommen worden war. Auf diese Art gelangte man dem Thäter auf die Spur. Die Anekdote ist wahrscheinlich apokryph, aber sie ist trefflich erfunden. Spielt das Mikroskop hier eine Rolle in der Gerichtsstube, so vermag es durch einen einmaligen Gebrauch die Glaubensgrundsätze von Millionen hochgebildeter Menschen umzustürzen. Man stelle sich den religiösen Schauder jenes Braminen vor, dem unter dem Mikroskop die animalische Belebung eines Wassertropfens gezeigt wurde! Er, der nie gewagt ein lästiges Insekt zu tödten, aus Furcht einen Mord zu begehen, mußte sich überzeugen, daß er in einem einzigen Trunk Wasser Tausenden von Thieren das Leben geraubt! Aber auch für uns Europäer ist das Mikroskop der Schlüssel zu Blaubarts Schauderkammer geworden. Wenn wir alle Dinge die wir täglich genießen, vor diesem Offenbarer aller Mysterien der Gewürzhändler, Bäker, Müller, Brauer und Milchverkäufer passiren ließen, unser Appetit würde in manchen Fällen schon von dem bloßen Schauspiel befriedigt sein.

In London hat der Chemiker Hr. Arthur Hill Hassal, Mitglied des Gesundheitsausschusses, einen Bericht über die „Verfälschung der Nahrungsmittel", das Ergebniß vierjähriger (1851—54) Untersuchungen jener Körperschaft, erscheinen lassen, dem die nachfolgenden Bemerkungen größtentheils entlehnt sind.

Unter zweiundvierzig Proben Senf waren alle mehr oder weniger verfälscht, und zwar mit Weizenmehl und mit Gelbwurz (turme ica). Der Essig dagegen wird theils verwässert, theils durch Zusatz von Schwefelsäure geschärft. Pfeffer wird häufig verfälscht durch Zusatz von Pfefferstaub, das heißt mit dem Product des Kehrbesens in den Pfefferniederlagen, in der Krämersprache als P D [pepper-dost] bezeichnet. Oft gesellt sich zu diesem eine noch geringere Qualität unter der Chiffre D P D, was so viel heißen soll, bemerkt der witzige Essayist der englischen Vierteljahrschrift, als Schmutz von Pfefferstaub (dort of pepperdost). In frühern Zeiten fabricirte man sogar Pfeffer aus Leinölkuchen, Töpferthon und Cayennepfeffer, welche zu einer Masse gerührt und dann granulirt wurden. Solche falsche Körner wurden zum sechsten Theil den ächten beigemengt. Der Londoner Ausschuß hat zur „allgemeinen Beruhigung" gefunden, daß der jetzige gefälschte Pfefferstaub „nur" Schmutz enthält. In dem Cayennefläschchen dagegen findet sich in 13 unter 28 Fällen ein Gift und zwar in gesundheitsgefährlichen Quantitäten, nämlich Menninge.

Unsere Hauptnahrungsmittel sind gottlob nur sehr geringer Gefahr ausgesetzt. Fleisch z. B., sobald es roh und in Stücken gehauen wird, kann nicht verfälscht werden. Aber sowie es zertheilt wird, beginnt der Betrug, und das allgemeine Vorurtheil gegen Wurstwaaren ist ein tief begründetes. Der Handel mit Fleisch kranker Thiere geht in London ins großartige. Geschworene Zeugen haben versichert daß jede Quantität Fleisch kranker Thiere für einen Penny das Pfund innerhalb 24 Stunden angebracht werden könne. Lange Zeit wurde dieser ekelhafte Handelszweig von gewissen Versicherungsgesellschaften betrieben. Der Eigenthümer konnte sein Vieh bei diesen Banken versichern, mußte aber den Patienten abliefern, worauf er zwei Drittel des Versicherungswerthes und ein Drittel des „Bergelohns" oder deutlicher, des Erlöses aus dem Verkauf des Fleisches erhielt. Die Gesellschaften brachten nämlich das kranke Vieh zu ihren Schlachthäusern 40 Meilen von London, um dann das Fleisch wieder einzuführen, welches in Gestalt von Boullontafeln, Pastetchen und Würstchen in den Verbrauch kam. Allen diesen Gefahren kann man indessen leicht aus dem Wege gehen. Die Engländer namentlich, die sehr eckel sind, ver-

langen in den bessern Gasthäusern immer, daß das Fleisch in homerischen Portionen, noch unzerlegt, aufgetragen und vor den Augen des Gastes das Stück welches er essen will abgeschnitten werde. Weit größer ist die Verfälschung beim Brode. Schon die verschiedenen Londoner Preise verrathen eine Verfälschung. Ein Laib Brod von demselben Gewicht kostet im vornehmen West-End 10½ D., in den Vorstädten 7 D. Ehemals fälschte man das Brod mit Knochenmehl, weißem Thon und schlechterem Getreide. Nur Kartoffelmehl wird noch heutigen Tages häufig zur Verfälschung angewendet, und neben diesem Alaun, um dem Mehl eine weiße Farbe zu geben. In Vierpfundlaiben hat man 35—116 Gran Alaun gefunden. Das Alaun gibt nicht nur der Waare ein helleres Ansehen, sondern es zieht auch stark Wasser an, welches der Bäcker dann in der Waare mit 2 D. (6 kr.) das Pfund seinen Kunden verkauft. Je nach dem stärkern oder geringern Zusatz dieser Erden läßt sich dann das Brod „wohlfeiler" darstellen, und von dieser „Wohlfeilheit" ruhen die Preisdifferenzen in den vornehmen und in den ärmlichen Quartieren hauptsächlich her. Wir im lieben Deutschland haben Brodtaxen und vortreffliche Marktpolizei, die uns jedoch noch nicht vor der „Ernährung" mit Alaun (schwefelsaurer Kali-Thonerde) geschützt hat. Erst vor kurzem hat J. v. Liebig die Bäcker ermahnt, daß sie die Alaunzusätze zum Brode als gesundheitsschädlich aufgeben möchten, und lieber gerathen zur Erzielung einer schönern Brodfarbe Kalkwasser zu gebrauchen, da Kalk völlig unschädlich, ja sogar im weitern Sinn ein Nahrungsmittel für unsern Organismus sei. In London trug sich der Spaß zu, daß eine Gesellschaft zur Erzeugung gesunden Brodes zusammentrat. Allein auch das Product dieser „Brod-Ligue" enthielt Alaun. Die Verfälschung schien ganz unglaubwürdig, aber immer und immer nach jeder Analyse fand sich das strafbare Alaun wieder. Endlich entdeckte man daß die Verfälschung nicht in der Bäckerei vorgenommen wurde, sondern daß schon der Müller sein Mehl „veredelt" hatte. So ist bei den meisten Verfälschungen die letzte Hand, aus der man empfängt, oft ganz rein. Die Waare wird wie ein falsches Geldstück oft arglos und bonna fide ausgegeben.

Beinahe nie rein zu haben ist der Thee; der grüne in jedem Falle, der schwarze in den meisten. Die Theeverfälschungen hat Robert Fortunes vortreffliches Werk, „Wanderungen in den Theedistrikten" aufgedeckt. Um dem grünen Thee seine Farbe zu geben, schminken die Chinesen die Blätter während der Fabrikation mit einem Pulver aus vier Theilen Gyps und drei Theilen Berliner Blau, und zwar je 14 Pfund mit etwa einer Unze dieser Mischung. Die Chinesen gestanden, daß der Thee ohne diesen Zusatz viel besser bleibe; daß sie selbst nie geschminkten Thee trinken, daß sie aber gemerkt hätten, die fremden Exporteure geben dem Product ihrer Schönfärberei den Vorzug vor dem reinen. Es gibt einen einzigen ungefälschten Thee, den Assamthee, also ein Product des britischen Indien; er hat aber freilich nicht das „gute Aussehen" wie der chinesische. Fünfzig von Haffal untersuchte Sorten grünen Thees waren sämmtlich gefälscht, namentlich werden der so hochgepriesene Hyson und das sogenannte Gunpowder (Schießpulver), das schwarze als das grüne, geschminkt. Sie werden gewöhnlich mit sogenannten Lye-Thee gemischt. Dieser Lye-Thee ist eine Blasphemie auf den Namen eines der wohlthätigsten Nahrungsmittel, welches die Natur uns gewährt hat. Er enthält 45 Procent erdige Theile, wird mit Wasserblei, Berliner Blau, Meerschaum und Gelbwurz gemischt, und dient nur dazu um gute Theesorten damit zu verderben, namentlich Hyson und Gunpowder. Mehr als 750,000 Pfund solchen Pseudothees sollen in England im Laufe von 18 Monaten eingeführt worden sein. Seltsam genug hat sich ergeben, daß die allerwohlfeilsten, die sogenannten geringsten Theesorten, die einzig ächten sind, die im europäischen Handel vorkommen.

In England existirt ein schändliches Gewerbe, welches gottlob auf dem Festlande nicht vorkommen kann, weil bei uns der Verbrauch noch nicht wie in Großbritanien auf 2½ Pfund per Kopf gestiegen ist. In London namentlich gibt es Leute, die aus den Hotels, Clubbs und Kaffeehäusern die gebrauchten Theeblätter kaufen, trocknen und neu fabriciren. Im Jahr 1851 wurde von der Polizei eine solche Theefalschmünzerbande aufgegriffen, bei der man nahe an hundert Pfund „restaurirten" Thees fand, der mit einer Lösung von Gummi und Vitriol zubereitet worden war. Es giebt

viele Leute in England die behaupten, daß der Thee viel reiner und besser gewesen, als noch das Theemonopol der ostindischen Hansa bestand. Damals allerdings drang das Indienhaus darauf, daß nur ächter Thee verschifft wurde. Die Verfälschung war aber nichtsdestoweniger der Quantität nach größer als jetzt. Die hohen Preise und der hohe Zoll begünstigten nämlich die Fabrikation falschen Thees in England aus Eschen- und Schleedornblättern in einem Grade, daß nach einer Untersuchung des Parlaments im Jahr 1783 sich ergab, daß mehr als 4 Millionen Pfund dieses „vaterländischen" Products in den Handel kamen, während höchstens nur 6 Millionen ächten Thees von der Compagnie jährlich verkauft wurden, so daß im Durchschnitt die Verfälschung in vierzig Procenten bestanden haben muß, denen gegenüber der fromme Betrug mit Gyps und Berliner Blau sehr bescheidene Dimensionen zeigt.

Einer andern Verfälschung, von der England heimgesucht wird, entgehen wir fast gänzlich auf dem Festlande. Kaffee ist ganz rein zu haben, besonders wenn die Bohnen einzeln gelesen werden. In England aber pflegt man ihn vielfach gebrannt und gemahlen zu kaufen. Solcher Kaffee ist dann tüchtig gemischt mit Cichorien. Die Cichorie enthält keinen Nahrungsstoff, sie ist dafür dem Nervensystem um so schädlicher. In den Sorten „feinster Mokka", „auserlesener Jamaica", superfeiner Kaffee", welchen der Londoner Gesundheitsausschuß untersuchte, fand sich bei einigen zur Hälfte, zum Drittel, zum Fünftel — ächter Kaffee, das übrige war gewöhnlich Cichorie. Und nicht immer Cichorie, denn diese Waare ist in England sehr theuer und kostet etwa die Hälfte des Kaffees. Es wird daher das Fälschungsmittel wieder verfälscht, die Cichorie mit gerösteten Möhren, Bohnen, Lupinsamen, gedörrtem Weizen, geriebenen Eicheln, gebranntem Zucker, rother Erde, endlich und vor allem mit gebackenen Pferd- und Ochsenlebern gemischt.

Eine ganz gemeine und alltägliche Verfälschung findet sich überall in großen Städten bei allen Leuten, die mit Milch handeln. Gewöhnlich ist der Zusatz sehr unschuldig und kommt von der „eisenschwänzigen Kuh", nämlich von dem Pumpbrunnen, welcher oft 10 bis 50 Procent in den Milchnapf liefern muß. Das Wasser wird dann vermittelst Mehl, Stärke und Theriak der Milch „assimilirt." Wir wissen das alles; wir schweigen, dulden, zahlen und trinken. Werden wir doch auf dem Festland nicht von einem andern Nahrungsmittel heimgesucht, welches unter dem Namen brauner Zucker in England vielfach verbraucht wird und eine solche Masse kleiner Thierchen vom Genus Milben enthält, daß sich der Taig oft ungeheißen in Bewegung setzt. Der Essayist der englischen Vierteljahrschrift gibt uns folgendes Panorama der clandestinen „Nahrungsmittel", die sich gewohnlich in unserm Frühstück einfinden. Es enthält eine Tasse

Thee

der grüne:
Preußisch Blau,
Gelbwurz,
Chinathon v. Meerschaum,
Wiedergetrocknets Theeblatt,
Grünen Vitriol,
der schwarze:
Gummi,
Wasserblei,
Schuttgelb,
Alte Theeblätter,
Eschen-, Schlee-, Hagedorn und andere Blätter.

Kaffee

Cichorie, und diese wieder:
Gerösteten Weizen,
„ Eicheln,
„ Mangoldwurzeln,
„ Möhren,
„ Pastinak,
„ Lupinsamen ꝛc.
Eisenoxid,
Mahagony-Sägenspäne,
Gebackene Pferde-Leber,
„ Ochsen-Leber.

In der Milch
Wasser etwa 25 Procent,
Mehl,
Stärke,
Theriak,
Eisenoxid und andere Ingredienzen.

Im Zacker

im braunen:	im weißen:
Mehl,	Albumin von Ochsenblut.
Zuckermilben.	

Oft wird die Vergiftung und Verfälschung in den Hausküchen vorgenommen, und namentlich greifen die Köchinen, wenn sie Früchte grün schminken wollen, zu den verzweifelsten Mitteln. So steht in einem englischen Kochbuch, welches 18 Auflagen erlebt, das naive Recept „Gurken grün zu färben. Man kocht sie mit einem Häpeny (Kreuzerstück) oder läßt sie 24 Stunden in der kupfernen Pfanne stehen.“ Am giftigsten sind die gemalten sogenannten französischen Confituren, von denen mehrere durch den Gesundheitsausschuß untersucht worden, und wo sich die angewendeten Farbmittel als arsenikſaures Kupfer, Menning überhaupt als Bleioxyde zu erkennen gaben, also die stärksten mineralischen Gifte die es gibt. In Frankreich, Belgien und in der Schweiz ist das Bemalen von Zuckerwerk mit gefährlichen Farben verboten, und die Verkäufer sind für jede Folge verantwortlich, die nach dem Genuß sich einstellen sollte. Oftmals ist der Verfälscher unschuldig, wenigstens an der Vergiftung. In England ist ein Fall vorgekommen, daß eine Person durch Glostershire-Käse in einem Wirthshause sich eine Krankheit zuzog. Es ergab sich, daß der Käsefabrikant, um dem Käse eine schönere Farbe zu geben, ihn mit Cochenille gefärbt hatte. Die Cochenille aber war abermals von dem Droguisten mit Menninge verfälscht worden, weil er natürlich nicht ahnte daß jemals seine Cochenille zur Käsefabrikation verwendet werden könnte. Das schlimmste endlich ist, daß selbst die Arzneimittel selten rein zu erhalten sind. So wird das kohlensaure mit schwefelsaurem Natron, einem höchst gefährlichen Salz; der Merkur mit Blei, Zinn und Wismuth; Rhabarber mit Gelbwurz und Gummigutt; spanische Fliegen mit schwarzem Pfeffer; daß unentbehrliche Opium aber auf ein Dutzend verschiedene Arten corrumpirt. Alles was als Pfeilwurzel in den Handel kommt, wird in 22 Fällen unter fünfzig entweder verfälscht mit, oder besteht gänzlich aus Kartoffel- und Sago-Mehl. Die sogenannten Revalentas oder Ervalentas, wie wir durch unsern berühmten Landsmann Schleiden wissen, enthalten fast nur Linsenmehl.

Eines unserer wichtigsten Nahrungsmittel, das Wasser — wie selten ist es rein? Unreines Wasser gehört zwar nicht in die Sphäre der verfälschten Nahrungsmittel, das Thema ist aber zu wichtig um übergangen zu werden. Glücklich wer die Entbehrung der großen Städte in diesem Punkte nicht kennt. Das Pariser (destillirte) Wasser ist so schlecht und ungesund daß es räthlich ist so wenig als möglich, und das wenige mit Wein oder Zucker, zu trinken. London wird mit Themsewasser versehen, und manche der Röhrenleitungen liegen innerhalb der bewohnten Ufer. Ein englischer Chemiker hat nachgewiesen, daß das glänzendhelle, eisige Wasser des berühmten Aldgate-Brunnens alle seine gepriesenen Eigenschaften den salpetersauren Salzen verdanke, welche dem Quell aus den Zersetzungsproducten eines nahen Kirchhofs zugeführt werden.

Die größte Neigung dem Apotheker ins Handwerk zu pfuschen, zeigt dieseits und jenseits des Canals der Bierbrauer, und der Bierwirth noch mehr als der Briebrauer. Alles Bier der großen Londoner Brauereien verläßt den Ursprungsort ohne Ausnahme rein, die Fälschungen werden nur in den kleinen Wirthschaften vorgenommen. Ehemals gab es in London einen besonderen Handelsstand, die Brauerdroguisten genannt, welche Magazine zur Vergiftung des durstigen Publikums hielten. In Broschüren wurden oft Bierrecepte verkauft und darin empfohlen: „Coccolus indicus“ und Bohnen als Berauschungsmittel; „calmus aromaticus“ als ein Surrogat für Hopfen; Quassia zum Bittermachen; Coriandersamen zur Würzung; spanische Pfeffer, Ingwer, Paradieskörner um feurige Eigenschaften zu erzielen; Austerschalen sollten altem Bier wieder Jugend geben; Allaun dem jungen Bier einen Alterbeigeschmack, während man durch Zusatz von Schwefelsäure das Alter des Bieres um 18 Monate zu anticipiren vermöchte. Gewöhnlich erhält das Bier in den Schenken eine Wassertaufe, indem man den Verlust an Farbe durch gebrannten Zucker ersetzt und etwas Tabak und Salz hinzufügt, als durchbegünstigende Mittel. Kein geringer Schreck traf das biertrinkende England, als vor etlichen Jahren der französische Chemiker Payen erklärte, daß aus Frankreich Strychnin nach England ausge-

führt werde um zur Fabrikation des sogenannten Pale-Ale benutzt zu werden. Der sechste Theil eines Grans von diesem Gift vermag den Todt herbeizuführen, und die geringsten Dosen, wenn täglich genossen, vermögen allmählich Starrkrämpfe zu erzeugen und das Nervensystem zu vernichten. Wenn wir nicht ganz irren, kam diese Nachricht gerade vor drei Jahren nach England, als sich J. v. Liebig dort befand. Er untersuchte das Pale-Ale einer großen Fabrik und fand es aber zum Glück gänzlich rein, da die Bitterkeit nur vom Hopfenextract herrührte. Was die Weinverfälschungen betrifft, so sind sie je nach den Oertlichkeiten verschieden. Wird die Kunst so betrieben, wie bei den Bordeauxweinen in Frankreich, dann paßt eher für diesen Prozeß das Wort Veredlung als Verfälschung. In England ist fast nirgends, für den Fremden wenigstens, ungefälschter Wein zu erhalten. Unsere deutschen Weine munden überhaupt gar nicht dem großen britischen Publikum, denn sie sind ihnen zu „wässerig", das heißt es fehlt der unentbehrliche Zusatz von Branntwein. Im lieben Vaterlande geht die „Furia apothecaria" der Küfer gewöhnlich auf Erzeugung einer künstlichen Blume, deren Geruch bisweilen eher an Pommade als an die Rebe erinnert. Am Rhein, überhaupt in ganz Deutschland, treibt man ja unter Lust und Scherz das nämliche Geschäft bei Bereitung des Maiweins. Ist es den Gastwirthen zu verdenken, wenn sie mit Lindenblüthen ebenso vortrefflich umzugehen wissen als wir mit dem vielbesungenen Waldmeister? Unschuldig ist dieses Treiben im Vergleich zu dem englischen Weinhandel, der „feinen alten Portwein mit Krust" für 2¾ Sch. (1 fl. 36 kr.) die Flasche liefert. Beim Oeffnen der Flasche findet man nicht nur die Kruste, sondern auch den gefärbten Stöpfel, beides „untrügliche" Zeichen eines hohen Alters. Das Geheimniß aber besteht darin daß es Fabriken giebt, die beides, künstliche Krusten und Stöpsel, billig zu liefern verstehen.

Ein einziger Artikel geht beinahe unverfälscht durch den Handel, nämlich Rauchtabak. Bisweilen allerdings gelangen in die Cigarren sehr ungebetene Stoffe, als Stroh, Heu, Haare. Allein diese Verfälschungen sind selten und müssen selten sein, weil sich ja die Cigarren beinahe zu jedem Preis herstellen lassen, und größere Quantitäten immer nur auf Probe gekauft werden. Selbst die alte Sage, daß die sogenannten Manilla-Cigarren in Opium getränkt würden, hat sich nicht bestättigt, wenigstens fand Dr. Hassal dieses narkotische Mittel in keinem der untersuchten Objekte. Um so schlimmer sind dafür die Schnupfer daran. In Tidemanns Monographie über den Tabak wird der Schnupftabak schlechtweg wegen des Nicotins als gesundheitsgefährlich beirachtet. Die Schädlichkeit des Schnupftabaks muß aber offenbar den Verfälschungen zugeschrieben werden. Man fand nämlich in den Schnupftabaken außer Zusatz von Wasser und eisenhaltigen Erden, als gelbem und rothem Oker, drei starke Gifte: Menninge, chromsaures Blei und doppelt chromsaures Kali. Das letztere Gift ist so stark, daß der Chemiker Duchatel mit Dosen von 1|25 bis herab zu 1|500 Gran Hunde damit tödtete. Wir schließen hier unsern Auszug aus den englischen Untersuchungen, deren Veröffentlichung übrigens seine Gefahren hat. Denn gewiß werden damit viele Betrügereien aufgedeckt und verfolgt werden können, aber auch der betrügerische Verkäufer findet ein reiches Compendium für seine „höhere Ausbildung." (Ausland.)

(Aus dem Berliner Kladderadatsch.)

Die Franzosen machen den Engländern Vorwürfe wegen Zurücklassung der Sturmleitern am 18. Juni. Sollten die Engländer nicht auch einiges Recht haben, sich über die französischen **Sturmleiter** — wenn auch nicht in der Mehrheit — beklagen zu können?

Wie Theodor Mundt in seiner neuesten Schrift, „der Kampf um das schwarze Meer," nachweist, hat Voltaire schon vor hundert Jahren in einem Briefe an die Kaiserin Katharina die Türkei einen **„kranken Mann"** genannt.

Wenn man hundert Jahre lang ein kranker Mann sein kann, so ist das nur ein neuer Beweis für die alte Wahrheit, daß die meisten Krankheiten nicht gefährlich sind — **so lange man nicht die Aerzte zu Hülfe ruft.**

Die Russen in Hangö behaupten, daß die weiße Parlamentärflagge des Kosak-Bootes nicht zu sehen war. Leicht möglich, da zur Zeit kein Russe anders als schwarz sehen kann.

Es ist gut, daß die französische Regierung ihr Augenmerk darauf gerichtet, die Fremden in Paris vor Prellereien zu schützen. Es hat sich nämlich gezeigt, daß, obgleich erst wenige Fremden in Paris eingetroffen, doch schon **ganze Völker** bitter getäuscht von Frankreich zurückgekommen sind.

Uech kann mür nücht darüber wundern, daß **Oer** kann sagen: Noch harren wir, daß Oesterreich seinen Verpflichtungen nachkomme, dön Bündnißvörtrag ofensüv und döfönsüv zu machen, u. s. w. Hoffen und Harren — kann Oer freulich, alleun sogleuch Oer düses würklüch **abwarten** wüll, hat Oer damüt nur angedeutet, daß Oer seune Regürung für **unsterblich** hölt.

Zwickauer.

Eine Gewißheit.

Frau. Ach Mann, denke Dir meine Angst! Mich hat ein Hund in den Fuß gebissen und ich glaube, er war toll.

Mann. Das kannst Du gewiß sein, wer bei **Dir** anbeißt, muß jedenfalls toll sein.

Warum die Zeit so schnell vergeht.

Käthe. Man sollte doch nicht meinen, daß das Kind schon zwei Jahre alt sein könnte — wie die Zeit so schnell vergeht!

Marthe. Je nu, bei die jetzige Eisenbahne! —

Des Fräuleins Schmerz.

O bittrer Kummer foltert meine Seele
Mit Geiersgier am Herzen nagend
Ob des Geliebten unsühnbarem Fehle,
Den Schlaf vom heißen Auge jagend.
Wär' er ein blutdürstender Tieger,
Ein grimmer Mörder, fluchbeladen,
Am Gut der Waisen ein Betrüger,
Hätt' er das Vaterland verrathen —
Und müßte es am Stricke büßen,
Ich würd' verzeihen, um ihn weinen
Und liebend seine Lippen küssen —
Doch ihn entsühnt nicht Tod noch Kantschu,
Wir können nie uns mehr vereinen —
Er kam zur Mutter ohne Handschuh!

Nach der bisherigen Handlungsweise Ludwig Napoleon's zu urtheilen, scheint er ein höchst zuverlässiger Mensch zu sein, ein Mensch, auf dessen Worte man Häuser bauen kann. Stellen wir einige seiner Redensarten hier auf:

1) Das Kaiserreich ist der Friede, — (und wir haben den Krieg).
2) Wahrscheinlich wehen jetzt', unsere Fahnen auf den Wällen von Sebastopol, — (sie wehen aber noch lange nicht).
3) Ich werde mich persönlich nach der Krimm begeben, um die Gefahren und Mühseligkeiten meiner tapfern Armee zu theilen, — (der Held wohnt aber gemüthlich in den Tuilerien).

Dem Menschen wurde die Sprache gegeben, um seine Gedanken zu verbergen, sagte Talleyrand.

Der
Chevalier von Maison-Rouge.
(Fortsetzung.)

XLIX.
Das Schaffot.

Auf dem Revolutionsplatz warteten zwei Männer an einen Scheinwerfer angelehnt.

Was sie mit der Menge erwarteten, von der sich ein Theil nach dem Platze vor dem Palaste und ein anderer Theil nach dem Revolutionsplatze begeben hatte, während sich der Rest stürmisch auf dem ganzen Wege, der diese zwei Plätze trennte, ausbreitete und drängte, war die Ankunft der Königin bei dem Werkzeuge der Hinrichtung, das, abgenutzt durch den Regen und die Sonne, abgenutzt durch die Hand des Henkers, abgenutzt gräßlicher Weise durch die Berührung der Opfer, mit einem finstern Stolze alle unten liegenden Köpfe beherrschte, wie eine Königin ihr Volk beherrscht.

Diese zwei Männer mit den verschlungenen Armen, mit den bleichen Lippen, mit den gerunzelten Stirnen, welche leise mit einander sprachen, waren Lorin und Maurice.

Unter den Zuschauern verloren und dennoch so gestellt, daß sie allgemein Neid erregten, setzten sie mit leiser Stimme ein Gespräch fort, das nicht das am mindesten interessante von allen diesen Gesprächen war, welche die Gruppen durchzogen, die, einer elektrischen Kette ähnlich, sich wie ein lebendiges Meer vom Pont au Change bis zum Pont de la Revolution bewegten.

Der Gedanke, den wir in Beziehung auf das alle Köpfe beherrschende Schaffot ausgedrückt, hatte Beide berührt.

„Siehst Du," sagte Maurice, „wie das häßliche Ungeheuer seine Arme erhebt; sollte man nicht glauben, es rufe uns, es lächle uns durch sein Pförtchen wie durch einen furchtbaren Mund zu."

„Ah! meiner Treue," sprach Lorin, „ich gestehe, ich gehöre nicht zu der Schule der Poesie, welche Alles roth sieht. Ich sehe rosa, und am Fuße dieser abscheulichen Maschine würde ich noch singen und hoffen. "Dum spiro spero." *)

„Du hoffst, während man die Frauen tödtet?"

„Ah! Maurice, Sohn der Revolution, verleugne Deine Mutter nicht. Ah! Maurice, bleibe ein guter und rechtschaffener Patriot. Maurice, diejenige, welche sterben wird, ist keine Frau, oder wenigstens keine Frau wie die anderen Frauen; diejenige, welche sterben wird, ist der böse Geist Frankreichs."

„Oh! nicht sie beklage ich, nicht sie beweine ich!" rief Maurice.

„Ja, ich verstehe, es ist Genevieve."

„Ah! siehst Du, es gibt einen Gedanken, der mich wahnsinnig macht, der Gedanke, daß sich Genevieve in den Händen dieser Guillotinelieferanten befindet, die man Hebert und Fouquier Tinville nennt, in den Händen von Menschen, welche die arme Heloise hieher geschickt haben und heute die stolze Marie Antoinette schicken."

„Nun wohl," versetzte Lorin, „das ist es gerade, was mir Hoffnung gewährt; wenn der Zorn des Volkes das große Mahl von zwei Tyrannen gemacht hat, so wird er gesättigt sein, wenigstens für einige Zeit, wie die Boa, welche drei Monate braucht,

*) So lang ich athme, hoffe ich.

um zu verdauen, was sie verzehrt. Dann wird er Niemand mehr verschlingen, und es werden ihm, wie die Propheten der Vorstadt sagen, die kleinen Stücke Furcht machen."

„Lorin, Lorin," erwiederte Maurice, „ich bin positiver als Du, und ich sage Dir ganz leise, bereit es laut zu wiederholen: Lorin, ich hasse die neue Königin, diejenige, welche mir bestimmt scheint, auf die Oesterreicherin zu folgen, die sie zerstören wird. Es ist eine traurige Königin, deren Purpur von täglichem Blute gemacht ist, und die Danton zum ersten Minister hat."

„Bah! wir werden ihr entkommen."

„Ich glaube es nicht," entgegnete Maurice den Kopf schüttelnd; „Du siehst, daß wir, um nicht zu Hause verhaftet zu werden, kein anderes Mittel haben, als auf der Straße zu bleiben."

„Bah! wir können Paris verlassen, nichts verhindert uns daran. Beklagen wir uns also nicht. Mein Oheim erwartet uns in Saint-Omer; Geld, Pässe, nichts fehlt uns, und ein Gendarme würde uns nicht verhaften; was denkst Du davon? Wir bleiben, weil wir so wollen."

„Nein, was Du da sagst, ist nicht richtig, vortrefflicher Freund, treu ergebenes Herz. Du bleibst, weil ich bleiben will."

„Und Du willst bleiben, um Genevieve wiederzufinden. Nun wohl, was ist einfacher, was ist billiger, natürlicher? Du denkst, sie sei im Gefängniß, das ist mehr als wahrscheinlich. Du willst über ihr wachen, und deshalb darf man Paris nicht verlassen."

Maurice seufzte, sein Gedanke hatte offenbar eine andere Richtung.

„Du erinnerst Dich des Todes von Ludwig XVI.?" sagte er. „Ich sehe mich noch bleich vor Aufregung und Stolz. Ich war eines von den Häuptern der Menge, in deren Falten ich mich heute verberge. Ich war größer am Fuße des Schaffots, als es je der König gewesen, der es bestieg. Welche Veränderung, Lorin! und wenn man bedenkt, daß neun Monate genügten, um diese furchtbare Gegenwirkung herbeizuführen."

„Neun Monate Liebe, Maurice! . . . Liebe, Du hast Troja zu Grunde gerichtet!"

Maurice seufzte; sein umherschweifender Geist gelangte auf einen andern Weg und erblickte einen andern Horizont.

„Der arme Maison-Rouge!" murmelte er, „das ist ein trauriger Tag für ihn."

„Ah! soll ich Dir sagen, was ich noch viel Traurigeres in den Revolutionen sehe, Maurice?" versetzte Lorin.

„Ja."

„Daß man oft zu Feinden diejenigen hat, welche man gern zu Freunden haben möchte, und zu Freunden Leute . . . ."

„Ich habe Mühe Eines zu glauben," unterbrach ihn Maurice.

„Was?"

„Daß er nicht irgend einen Plan, und wenn er auch noch so wahnsinnig wäre, ersinnt, um die Königin zu retten."

„Ein Mensch stärker als hundert tausend!"

„Ich sage Dir, wenn er noch so wahnsinnig wäre; ich meinerseits weiß, daß ich um Genevieve zu retten . . ."

„Ich wiederhole Dir, Maurice, Du verwirrst Dich; nein, selbst wenn Du Genevieve retten solltest, würdest Du kein schlechter Bürger. Doch genug hierüber, Maurice, man hört uns. Siehst Du, die Köpfe bekommen eine wellenförmige Bewegung, siehst Du, der Knecht des Bürger Sanson erhebt sich auf seinem Korbe und schaut in die Ferne. Die Oesterreicherin kommt."

In der That, gleichsam um die von Lorin wahrgenommene Wellenbewung zu begleiten, bemächtigte sich ein verlängertes, wachsendes Beben der Menge. Es war wie einer von jenen Windstößen, welche mit Pfeifen beginnen nnd mit Brüllen aufhören.

Maurice, der seine hohe Gestalt durch die Pfosten des Scheinwerfers noch mehr emporhob, schaute nach der Rue Saint-Honore.

„Ja," sagte er schauernd, „dort kommt sie."

Man sah wirklich allmählich eine andere Maschine, beinahe so häßlich als eine Guillotine, erscheinen, nämlich den Henkerskarren.

Rechts und links glänzten die Gewehre der Escorte und vor ihr erwiederte Grammont durch das Schwingen seines Säbels das von einigen Fanatikern ausgestoßene Geschrei. Doch indeß der Karren vorrückte, erlosch dieses Geschrei plötzlich unter dem kalten, finsteren Blick der Verurtheilten.

Nie flößte ein Antlitz energischer Achtung ein; nie war Marie Antoinette größer und mehr Königin gewesen. Sie trieb den Stolz ihres Muthes so weit, daß sie sogar Eindruck auf die Helfer der Schreckensideen machte. Gleichgültig gegen die Ermahnungen des Abee Girard, der sie wider ihren Willen begleitet hatte, schwankte ihre Stirne weder nach rechts noch nach links; der im Grunde ihres Gehirnes lebende Gedanke schien unerschütterlich wie ihr Blick. Die gestoßene Bewegung des Karrens auf dem ungleichen Pflaster hob gerade durch ihre Heftigkeit die Strenge ihrer Haltung hervor; man hätte sie für eine von den Marmorstatuen halten sollen, welche auf einem Wagen fahren, nur hatte die königliche Statue ein leuchtendes Auge und ihre Haare flatterten im Wind.

Eine Stille, der der Wüste ähnlich, lagerte sich plötzlich über den dreimal hundert tausend Zuschauern dieser Scene, welche der Himmel zum ersten Mal bei seinem hellen Sonnenscheine sah.

Bald hörte man vor dem Orte, wo Maurice und Lorin standen, die Achse des Henkerskarrens knarren und die Pferde der Wachen schnaufen.

Der Karren hielt am Fuße des Schaffots an.

Die Königin, welche ohne Zweifel nicht an diesen Augenblick gedacht hatte, erwachte und begriff. Sie richtete ihren stolzen Blick auf die Menge, und derselbe bleiche junge Mann, den sie auf der Kanone gesehen hatte, erschien ihr abermals, auf einem Weichsteine stehend.

Von diesem Weichsteine sandte er ihr denselben achtungsvollen Gruß zu, den er schon, als sie die Conciergerie verließ, an sie gerichtet hatte; dann sprang er von dem Weichsteine herab.

Mehrere Personen sahen ihn und, da er schwarz gekleidet war, so rührte hievon das Gerücht her, das sich verbreitete, es habe ein Priester Marie Antoinette erwartet, um ihr die Absolution in dem Augenblick, wo sie das Schaffot besteigen würde, zuzusenden.

Im Uebrigen kümmerte sich Niemand um den Chevalier. In den äußersten Augenblicken giebt es eine äußerste Achtung für gewisse Dinge.

Die Königin stieg vorsichtig die drei Stufen des Fußtrittes herab; sie wurde von Sanson unterstützt, der sie, indeß er die Aufgabe erfüllte, zu welcher er fast verurtheilt zu sein schien, bis zum letzten Augenblick mit der größten Rücksicht behandelte.

Während sie auf die Stufen des Schaffots zuging, bäumten sich einige Pferde, schienen einige Wachen zu Fuße, einige Soldaten zu wanken und das Gleichgewicht zu verlieren; dann sah man etwas wie einen Schatten unter das Schaffot schlüpfen; doch die Ruhe stellte sich sogleich wieder her; Niemand wollte in diesem feierlichen Augenblick seinen Platz verlassen; Niemand wollte den geringsten Umstand des großen Dramas verlieren, das in Erfüllung gehen sollte: Aller Augen richteten sich wieder auf die Verurtheilte.

Die Königin stand schon auf der Plattform des Schaffots. Der Priester sprach immer noch mit ihr; ein Gehülfe schob sie sachte von hinten, ein anderer löste das Halstuch, das ihre Schultern bedeckte.

Marie Antoinette fühlte die ehrlose Hand ihren Hals streifen; sie machte eine ungestüme Bewegung und trat auf den Fuß von Sanson, der, ohne daß sie es sah, sie an das unselige Brett zu befestigen beschäftigt war.

Sanson zog seinen Fuß zurück.

„Entschuldigen Sie, mein Herr," sagte die Königin, „ich habe es nicht absichtlich gethan."

Dies waren die letzten Worte, welche die Tochter der Cäsaren, die Königin von Frankreich, die Wittwe von Ludwig XVI. sprach.

Es schlug ein Viertel nach zwölf Uhr in den Tuilerien, und Marie Antoinette fiel zu gleicher Zeit in die Ewigkeit.

Ein furchtbarer Schrei, ein Schrei der alle Leidenschaften: Freude, Schrecken, Trauer, Hoffnung, Triumph, Sühnung, zusammenfaßte, bedeckte wie ein Organ einen andern, schwachen Schrei, der unter dem Schaffot erscholl.

Die Gendarmen hörten ihn jedoch, so schwach er auch war; sie machten einige Schritte vorwärts; minder gedrängt, breitete sich die Menge wie ein Fluß aus, dessen Damm man erweitert, warf die Spaliere zurück, zerstreute die Wachen und schlug wie eine Fluth an die Füße des Schaffots, das gewaltig dadurch erschüttert wurde.

Jeder wollte von Nahem die Ueberreste des Königthums sehen, welches man für immer in Frankreich zerstört glaubte.

Doch die Gendarmen suchten etwas Anderes, sie suchten den Schatten, der ihre Linien überschritten hatte und unter das Schaffot geschlüpft war.

Zwei von ihnen kamen zurück und brachten am Kragen einen jungen Mann, dessen Hand ein von Blut gefärbtes Sacktuch an sein Herz drückte.

(Fortsetzung folgt.)

Karl Schmidt.

(Novelette von A.)

Bunt wogten die Masken in dem englischen Gesandtschafts-Hotel zu Wien durcheinander, als Graf Werdenberg, ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, die glänzend beleuchteten Säle betrat. Mit dem für sein Alter sehr natürlichen Entschlusse, sich der Freude ganz hinzugeben, hatte er erst wenige Schritte in dem Gewühle zurückgelegt, als ein männlicher grüner und ein weiblicher rosa Domino so nahe an ihm vorüberstreiften, daß der Letztere, ohne von dem Grünen gehört zu werden, ihm hastig zuflüstern konnte: „Verlieren Sie mich nicht aus den Augen!“

Der Graf wich verwundert, beinahe erschrocken, einige Schritte zurück. Waren die auffallenden, ihm wie eine Kugel zugeschleuderten Worte wirklich an ihn gerichtet? Er konnte daran kaum zweifeln, zumal da der rosa Domino ganz offenbar ein reizendes weibliches Wesen umhüllte. Er folgte daher dem Paare so nahe, als es geschehen konnte, ohne Aufmerksamkeit zu erregen oder zu beleidigen, und sah mit gespannter Erwartung dem Abenteuer entgegen, zu dem die ängstlichen Worte: „Verlieren Sie mich nicht aus den Augen!“ die Einleitung zu sein schienen.

Magnetisch wirkte die Kraft des Geheimnisses, und Werdenberg hatte für nichts mehr Augen oder Ohren, als für seinen rosa Domino. Indeß, als die stumme Promenade ohne irgend ein auffallendes Ereigniß schon beinahe eine volle Stunde gedauert hatte, kam er auf den sehr verzeihlichen Verdacht, irgend eine schelmische Bekannte habe es auf eine Mystification abgesehen, und er that, als wollte er den Ball verlassen, obgleich dies nicht wirklich sein Wille war. Kaum bemerkte indeß der rosa Domino seine Absicht, als er sich mit auffallender Hast an ihn herandrängte und dabei mit unverkennbarer Angst flüsterte: „Ach, gehen Sie nicht fort!“

Hatte der grüne Domino von dieser doppelten Aufforderung etwas bemerkt? Es schien so, denn seine Bewegungen wurden von diesem Augenblick an so unstät, so heftig mitunter, daß sie eine bedeutende innere Aufregung verriethen. Graf Werdenberg wurde dadurch in seinem Entschlusse, der Champion einer unbekannten Schönen zu sein, wankend gemacht, und als der Ruf ertönte: „Es ist servirt!“ ging er in der That auf die Ausgangsthür zu. Da streifte der rosa Domino abermals in seiner unmittelbaren Nähe vorüber und flüsterte mit dem Tone der höchsten Angst: „Ach, bleiben Sie! Bleiben Sie! Ich beschwöre Sie!“

Da gewann seine Ritterlichkeit den Sieg über alle ängstlichen Rücksichten und er war entschlossen, die dreimal wiederholte Bitte zu erfüllen, mochte auch daraus entstehen, was da wollte.

Der geheimnißvolle Domino nahm neben seinem grünen Begleiter Platz an der gedeckten Tafel, erhob ein wenig den schwarzen Spitzenbart der Maske und hielt dann das Glas hin, um sich einschenken zu lassen. Das einfachste Gebot der Klugheit wäre gewesen, auf diese Bewegung nicht zu achten; allein die Artigkeit war größer als die Klugheit; der Graf nahm von der Tafel eine Flasche mit Bordeaux und schenkte das Glas voll. Kaum war diese unüberlegte Handlung vollbracht, als der grüne Domino den zitternden Händen seiner Nachbarin das gefüllte Glas entriß und den ganzen Inhalt desselben dem Grafen in das Gesicht goß. Dieser ganz unerhörten Beleidigung antwortete unmittelbar eine ungeheure Ohrfeige, die ohne das allgemeine Gewirre eine allgemeine Aufregung hervorgebracht haben würde. So aber wurde der ganze Auftritt nur von den nächsten Nachbarn bemerkt; zehn oder zwölf Personen drängten sich augenblicklich zwischen die Streitenden, um weiteres Aergerniß zu verhindern, aber so schnell das auch geschah, hatten die beiden Wiedersacher doch so viel Zeit gewonnen, sich gegenseitig ihre Karten zuzuschleudern.

Graf Werdenberg zog sich sofort aus dem Gesellschaftshotel zurück und eilte nach seiner Wohnung, das Herz von Wuth erfüllt, auf Rache sinnend, obgleich er den Schimpf bereits durch einen noch größern vergolten hatte. Sein erster Gedanke war, den Namen seines Gegners kennen zu lernen; er warf die Augen auf die Karte und las: „Karl Schmidt, Hotel zum römischen Kaiser."

Am nächsten Morgen gegen elf Uhr erschien Herr von Stein, ein Freund des Grafen Werdenberg, in dem römischen Kaiser und verlangte, mit Herrn Carl Schmidt zu sprechen. Aber ein Herr dieses Namens wohnte hier nicht, obgleich ein solcher im vorjährigen Fasching einige Tage in diesem Hotel abgestiegen war.

Was nun thun? Das war schwer zu bestimmen; indeß ließ sich Herr von Stein die Mühe nicht verdrießen, in allen bedeutenderen Gasthäusern Wiens nachzufragen, doch nirgends war ein Herr Karl Schmidt zu finden Als Herr von Stein seinem Freunde die Nachricht brachte, gerieth Graf Werdenberg in den höchsten Zorn.

„Der Feigling!" rief er aus. „Er hat eine falsche Adresse angegeben, aber er soll deshalb doch meiner Rache nicht entgehen!"

Er eilte auf das Polizeibüreau und ließ in den Fremdenlisten nachschlagen. Da standen wohl vier oder fünf „Karl Schmidt," aber alle waren Handwerksgesellen verschiedener Professionen, und wie hätten diese in die Gesellschaft bei dem Gesandten kommen sollen? Er gab sich daher auch nicht die aus mehrfachen Gründen vergebliche Mühe, sie aufzusuchen und war nahe daran, seine Nachforschungen als vergebliche fallen zu lassen, als sein Auge zufällig auf den Namen des Graveurs fiel, der die Karte gestochen hatte. Vielleicht ließ sich dort Auskunft über den Fremden erlangen. So war es auch, denn der Graveur erkannte nicht nur seine Karte, sondern sagte auch, Herr Carl Schmidt habe das Jahr zuvor wirklich in dem römischen Kaiser gewohnt und sei ein Berliner gewesen, so viel er sich erinnern könne, ohne dies jedoch bestimmt behaupten zu wollen.

„Offenbar," fügte der Graveur hinzu, „hat er sich der Karte vom vorigen Jahre bedient, ist aber wahrscheinlich in einer andern Wohnung abgestiegen. Indeß dürfte er wohl mit einer jungen Dame, die ihn begleitete und die ich für seine Frau halte, abgereist sein, denn ich müßte mich sehr irren, hätte ich ihn nicht eben diesen Morgen erkannt, wie er in einem mit Reiseeffekten bepackten Fiaker an mir vorüberfuhr."

Diese Auskunft schien dem Grafen Werdenberg hinreichend zu sein, und zwei Tage später war er, von Rachedurst getrieben, auf dem Wege nach Berlin.

Schon wenige Stunden nach seiner Ankunft in Berlin betrat Graf Werdenberg ein stattliches Haus in einer der ersten Straßen und ließ sich bei dem Hausbesitzer, Herrn Karl Schmidt, melden.

„Sind Sie Herr Carl Schmidt?" fragte er ihn mit so viel Höflichkeit, als er in seiner Stimmung aufzubringen vermochte.

„Ja."

„Sie waren unlängst in Wien?"

„Ja."

„Mit einer Dame?“

„Mit meiner Frau.“

„Er ist es!“ dachte Graf Werdenberg und fuhr ungeachtet der sehr sichtbaren Verwunderung des Herrn Schmidt über sein auffallendes Benehmen zu fragen fort:

„Sie waren mit Ihrer Frau auf dem Maskenballe der englischen Gesandtschaft?“

„Nein, mein Herr; denn meine Verhältnisse sind dem Besuche solcher Häuser nicht angemessen und außerdem hatten wir Trauer, die uns überhaupt den Besuch öffentlicher Orte untersagte.“

„Nicht? Sie waren nicht auf dem Balle? Aber Sie wohnten doch in dem römischen Kaiser?“

„In Frankfurt am Main wohl, doch nicht in Wien. Dürfte ich mir nach so vielen Fragen von Ihrer Seite nun wohl auch meinerseits zu fragen erlauben, wie Sie dazu kommen, mich einem solchen Examen und noch dazu in einem mindestens auffallenden Tone zu unterwerfen?“

Graf Werdenberg erzählte hierauf das Abenteuer auf dem Maskenballe mit allen nähern Umständen, und Herr Schmidt entgegnete darauf:

„Sie haben das Unglück gehabt, auf einen Namen zu stoßen, der zu den zahlreichsten in der ganzen Welt gehört. Man findet ihn in allen deutschen Ländern nicht nur, sondern auch in England, und ich glaube sogar, daß Sie eben dort Ihren Schmidt werden suchen müssen.“

„Und weshalb eben in England?“ fragte Werdenberg verwundert.

„Weil die Engländer in Beziehung auf persönliche Beleidigungen und die dafür zu gewährende Genugthuung ganz andere Begriffe haben, als die übrigen Nationen. Ich glaube daher gewiß, daß Sie Ihren Gegner nur in England zu suchen haben.“

Die angegebenen Gründen waren überzeugend genug, um Graf Werdenberg zu einer Reise nach England zu bestimmen.

In London genügten einige Tage der Nachforschungen dem Grafen Werdenberg, seinen muthmaßlichen Widersacher in den Registern des Waterloo-Clubs als Mitglied verzeichnet zu finden. Herr Karl Schmidt, ein junger Offizier der „Horse-Guards“, war aus Wien zu eben der Zeit zurückgekehrt, als jener Maskenball der englischen Gesandtschaft stattgefunden hatte; indeß befand er sich jetzt zu den Jagden auf seinem Schlosse Saint-Albans, in Heresford, einige zwanzig Meilen von London entfernt. Ohne Zögern schlug Werdenberg den Weg dahin ein und um sechs Uhr Abends betrat er den alterthümlichen Herrensitz. Ein Diener in reicher Livree, durch den er sich melden ließ, kam mit der Antwort zurück, sein Gebieter sei so eben erst mit einigen andern Herrschaften von der Fuchsjagd zurückgekehrt und ließe daher um Entschuldigung bitten, wenn er den geehrten Gast im Jagdanzug empfange.

„In welchem Anzug er will, wenn ich ihn nur spreche,“ entgegnete Werdenberg trocken.

Er wurde in einen großen, alterthümlich dekorirten Saal geführt, in welchem er den Schloßherrn und seine Freunde, die es sich nach den Anstrengungen der Jagd bequem machten, bei der Flasche fand.

„Sie sind Herr Karl Schmidt?“ fragte er ihn.

„Ja, mein Herr, indeß führt mein Vater denselben Namen.“

„War Ihr Herr Vater diesen Winter in Wien, oder waren Sie es?“

„Ich. Was steht zu Diensten?“

„Das sollen Sie gleich erfahren. Waren Sie auf einem Maskenballe der englischen Gesandtschaft?“

„Ja, auf dem ersten.“

„Den ersten eben meine ich,“ entgegnete Werdenberg und wurde blaß, während seine Augen Blitze schossen. „Sie trugen einen grünen Domino?“

„Ja, mein Herr,“ entgegnete der junge Offizier, aber mit erwachendem Zorn.

„Sie begleiteten eine junge Dame?“

„Ja, mein Herr!“ rief der Offizier und stieß dabei sein Glas so heftig auf, daß es in viele Stücken zersplitterte.

„Diese Dame trug einen rosa Domino?“

„Ja, ja, ja! zum Henker!“ rief der wüthende junge Offizier.

Graf Werdenberg nahm ein gefülltes Weinglas von dem Tische und goß den ganzen Inhalt dem jungen Offizier in das zornglühende Gesicht. Dieser riß den Hirschfänger aus der Scheide und stürzte auf den Beleidiger zu. Die Freunde des Schloßherrn verhinderten einen Mord, bemächtigten sich aber zugleich des Grafen Werdenberg, den sie für einen Wahnsinnigen hielten.

Als nach einiger Zeit Alle etwas ruhiger geworden waren, nannte Werdenberg seinen Namen und Stand und sprach dabei so zusammenhängend und vernünftig, daß die Freunde des jungen Schmidt glaubten, es handle sich um ein Geheimniß ihres Freundes. Indeß in Erwägung des so eben stattgefundenen heftigen Auftritts entschieden sie, daß die beiden jungen Männer sich am nächsten Tage auf Degen in dem Schloßparke schlagen müßten.

Als Alles verabredet war und Graf Werdenberg das Schloß verlassen wollte, um auswärts ein Nachtlager zu suchen, brach ein so furchtbares Ungewitter aus, daß man ihn unmöglich fortlassen konnte. Er wurde gebeten, im Schlosse zu bleiben, und unter ehrenvollen Gegnern ist ja die Gastfreundschaft stets sehr gut thunlich.

Man ging zum Abendessen und Herr Schmidt selbst stellte seinen Gast seiner Schwester Editha vor, einem jungen Mädchen von majestätischer und zugleich anmuthiger Schönheit, wie man sie bei den Engländerinen höheren Standes so häufig findet.

Nachdem Graf Werdenberg diese Partie des Schlosses Saint-Albans gesehen hatte, entstanden Gefühle anderer Art in ihm, und gern würde er auf sein Duell verzichtet und das Schloß verlassen haben, hätte er nur seinen Namen nicht genannt. Denn ihn ergriff der verzweiflungsvolle Gedanke, daß der rosa Domino des Maskenballes *schwarzes* Haar hatte, Miß Editha Schmidt aber das schönste blonde, daß man sich nur denken konnte. Sein einziger Trost dabei war, daß nicht sie es gewesen, welche ihren Bruder nach Wien begleitet hatte. Nur schüchtern sprach er diesen Zweifel gegen sich selbst aus, als Miß Schmidt sagte t

„In Wien habe ich einem reizenden Maskenballe auf der englischen Gesandtschaft beigewohnt."

„Mit einer Schwester?" fragte Werdenberg hastig.

„Nein, mit meinem Bruder dort, ich habe gar keine Schwester."

„Auch mit keiner andern Dame?" fragte Werdenberg mit einer leisen Hoffnung.

„O nein. Zu meinem Bedauern bestand aber mein Bruder darauf, noch vor dem Souper fortzugehen. Gewiß ist später noch viel getanzt worden."

Werdenberg betrachtete diese Worte als sein Verdammungsurhteil, denn offenbar hatte er in der Uebereilung einem falschen Schmidt eine schwere Beleidigung zugefügt, und das mußte ihm Unglück bringen. So war es auch, denn am nächsten Morgen wurde er mit einem Degenstoße in der Brust in das Schloß getragen.

Der Arzt erklärte die Wunde für sehr gefährlich und in der That schwebte Werdenberg einen ganzen Tag lang in bewußtlosem Zustande zwischen Leben und Tod. Als er endlich zur Besinnung zurückkehrte, erblickte er an seinem Lager seine beiden sorgsamen Pfleger, seinen edlen Gegner und dessen reizende Schwester, die schöne, stolze Editha.

Der Arzt trat ein, untersuchte den [illegible] Patienten und erklärte ihn für gerettet.

Jetzt erst wagte Werdenberg seinen Irrthum einzugestehen, indem er erzählte, wie er in seiner Wuth, einen Karl Schmidt wegen der von ihm begangenen Beleidigung zu verfolgen, seinen Wirth auf unverantwortliche Weise beleidigt habe.

„Und indem er der Aufforderung zum Schutze einer Frau folgte, gerieth er in ein Abenteuer, durch das sein Leben bedroht wurde!" dachte Editha.

„Ich übernehme es jetzt, ich allein, Ihren unwürdigen Feind ausfindig zu machen," rief der junge Offizier, der jetzt der beste Freund des Verwundeten geworden war. „Ich bin Ihnen diesen Dienst und diese Genugthuung schuldig."

Und der Pflege seiner Familie, besonders aber seiner Schwester, den Genesenden überweisend, eilte er nach London, um in die „Times" die folgende Anzeige einrücken zu lassen:

„Ich, der Unterzeichnete, fordere hiermit einen gewissen Herrn Karl Schmidt,

durch den ich am 10. Januar d. J. auf einem Maskenballe in dem englischen Gesandtschaftshotel zu Wien beleidigt wurde und mit dem ich die Karten tauschte, auf, sich binnen hier und sechs Monaten zu der mir gebührenden Genugthuung zu stellen, widrigenfalls ich ihn für eine feige Memme erkläre. Die Antwort ist an die Redaction der Times einzusenden. Graf Werdenberg."

In England machte diese Aufforderung kein Aufsehen, dagegen tadelte man den Schritt des Grafen um so mehr in seinem Vaterlande und er bekam sogar die Weisung, daß er die diplomatische Anstellung, auf die ihm Hoffnung gemacht war, nicht erhalten könne. Es war daher seine Carriere durch den voreiligen Eifer seines englischen Gastfreundes zertrümmert und diesem blieben die Folgen jener öffentlichen Herausforderung nicht unbekannt. Als daher Werdenberg mit dessen gänzlicher Genesung es sehr langsam vorwärts gegangen war, sich endlich anschickte, das Schloß Saint-Albans zu verlassen, drückte der junge Offizier ihn an seine Brust und sagte:

„Freund, Sie dürfen nicht reisen!"

„Wie?" fragte Werdenberg verwundert.

„Sie heirathen meine Schwester, die reich und schön ist, die Sie lieben und von der Sie wieder geliebt werden."

„Großmüthiger Freund," entgegnete Werdenberg, „Ihr Anerbieten würde mich unendlich glücklich machen, wenn ich es annehmen könnte; allein so lange ich noch ohne Genugthung für die empfangene Beleidigung bin — —"

„Nun gut, so warten wir noch einen Monat; dann ist die Frist, die Sie Ihrem Beleidiger stellten, verflossen, und kein Mensch kann verlangen oder erwarten, daß Sie Zeit Ihres Lebens seiner harren."

Werdenberg war damit zufrieden und zehn Tage darauf las man in der Times:

Madras — —

Herr Redacteur!

Aller Wahrscheinlichkeit nach ist an mich der Brief gerichtet, der in Ihrem achtungswerthen Blatte mit der Unterzeichnung „Graf Werdenberg" stand. Nachdem ich mühsam meine Erinnerung gesammelt habe, besann ich mich darauf, daß ich an dem bezeichneten Tage auf einem Maskenballe in dem englischen Gesellschaftshotel Händel mit einem mir unbekannten Manne bekam, der hartnäckig meine Tochter, welche ich am Arm führte, verfolgte. Auf die nähern Umstände kann ich mich nur in so weit besinnen, daß wir unsere Karten tauschten. Doch von da ab wird mir Alles dunkel, denn ich heiße nicht Karl Schmidt, sondern Daniel Norval; es ist mir indeß, als hätte ich die Karte eines Zahnarztes, den ich in Prag aufsuchen wollte, zu mir gesteckt, und diese werde ich aus Irrthum dem Grafen Werdenberg gegeben haben. Uebrigens trägt die empfangene Karte nicht diesen Namen, sondern den Theodor Weißhuber. Vergebens frage ich mich nun, was der Graf Werdenberg von mir will, da ich es mit einem Herrn Weißhuber zu thun habe. Uebrigens gestehe ich in aller Demuth, daß ich zur Zeit meines Aufenthaltes in Wien Anfälle von Wahnsinn hatte; der Arzt empfahl besonders Zerstreuung, so führte meine Tochter mich auf jenen Ball; dort glaubte sie Ursache zu haben, einen Wuthausbruch zu fürchten, und bat deshalb die erste beste Maske, in ihrer Nähe zu bleiben. Jetzt bin ich genesen und halte es daher für Pflicht, Herrn Weißhuber, oder dem Grafen Werdenberg jede demselben in der Geisteszerrüttung zugefügte Beleidigung von Herzen abzubitten. Sollten diese Entschuldigungen nicht genügen, so erkläre ich mich zu jeder Genugthuung bereit. Daniel Norval.

„Theodor Weißhuber!" rief Graf Werdenberg, „Theodor Weißhuber! Das ist ja der Name des Lohnbedienten, den ich in Wien hatte! Ich sehe wohl, ein böser Dämon muß bei dieser Geschichte sein Spiel getrieben haben, daß ich eine falsche Karte gab, wie ich eine falsche empfing."

„Nun, so hat sich ja die ganze Sache genügend gelöst," sagte der Offizier, „denn was können Sie noch weiter verlangen?"

„Die Hand Ihrer Schwester."

„Sobald Sie wollen."

Und am nächsten Tage schon wurde Graf Werdenberg mit Miß Editha Schmidt in der Kapelle des Schlosses Saint-Albans getraut. (Atl. Bl.)

Der

Chevalier von Maison-Rouge.

(Fortsetzung.)

XLIX.

Das Schaffot.

Es folgte ihm ein spanisches Hündchen, das auf das Kläglichste heulte.

„Tod dem Aristokraten! Tod dem Ci-devant!“ riefen einige Männer aus dem Volke, indem sie den jungen Mann bezeichneten; „er hat sein Sacktuch in das Blut der Oesterreicherin getaucht, tödtet ihn!“

„Großer Gott!“ sagte Maurice zu Lorin, „erkennst Du ihn? erkennst Du ihn?“

„Tod dem Royalisten!“ wiederholten die Wahnsinnigen, „nehmt ihm das Sacktuch, aus dem er sich eine Reliquie machen will, entreißt es ihm!“

Ein stolzes Lächeln schwebte über die Lippen des jungen Mannes, er riß sein Hemd auf, entblößte seine Brust und ließ sein Sacktuch fallen.

„Meine Herren,“ sprach er, „dieses Blut ist nicht das der Königin, sondern das meinige; laßt mich ruhig sterben.“

Und eine tiefe, fließende Wunde erschien gähnend unter der linken Brustwarze.

Die Menge stieß einen Schrei aus und wich zurück.

Dann sank der junge Mann langsam auf seine Kniee und schaute das Schaffot an, wie ein Märtyrer den Himmel anschaut.

„Maison-Rouge!“ flüsterte Lorin Maurice in das Ohr.

„Fahre wohl!“ stammelte der junge Mann, während er das Haupt mit einem göttlichen Lächeln senkte; „fahre wohl, auf Wiedersehen!“

Und er verschied mitten unter den erstaunten Wachen.

„Man kann auch das noch thun, Lorin, ehe man ein schlechter Bürger wird,“ sagte Maurice.

Der kleine Hund drehte sich erschrocken und heulend um den Leichnam.

„Halt, es ist Black,“ sagte ein Mann, der einen großen, dicken Stock in der Hand hielt; „halt, es ist Black; komm hieher, mein kleiner Alter.“

Der Hund näherte sich demjenigen, welcher ihn rief, doch kaum war er in seinem Bereiche, als der Mann seinen Stock aufhob und ihm mit einem gewaltigen Gelächter den Schädel zerschmetterte.

„Oh! der Elende!“ rief Maurice.

„Stille!“ flüsterte Lorin, seinen Freund zurückhaltend, „stille, oder wir sind verloren . . . es ist Simon!“

L.

Die Haussuchung.

Lorin und Maurice waren zu dem ersteren zurückgekehrt. Maurice hatte, um seinen Freund nicht zu offen zu gefährden, die Gewohnheit angenommen, Morgens auszugehen und erst Abends nach Hause zurückzukehren.

Indem er sich mit den Ereignissen vermengte, indem er der Ueberschaffung der Gefangenen beiwohnte beſpähte er jeden Tag das Vorüberkommen von Genevieve, da er nicht hatte in Erfahrung bringen können, in welchem Hause sie eingeschlossen war. Denn seit seinem Besuche bei Fouquier-Tinville hatte ihm Lorin begreiflich ge-

macht, daß ihn sein erster sichtbarer Schritt zu Grunde richten würde, daß man ihn dann opfern würde, ohne daß er Genevieve Hülfe zu leisten im Stande gewesen, und Maurice, der sich auf der Stelle in der Hoffnung, mit seiner Geliebten vereinigt zu werden, hätte einkerkern lassen, wurde klug durch die Furcht, für immer von ihr getrennt zu werden.

Er ging also jeden Morgen von den Carmes nach Port-Libre, von den Madelonnettes nach Saint-Lazare, von der Force nach dem Luxembourg, und stellte sich vor den Gefängnissen auf, wenn die Karren herauskamen, welche die Gefangenen nach dem Revolutionstribunal führten. Hatte er einen Blick auf die Opfer geworfen, so lief er zu einem andern Gefängniß.

Doch er bemerkte bald, daß die Thätigkeit von zehn Menschen nicht genügen würde, um auf diese Art die drei und dreißig Gefängnisse zu überwachen, welche Paris in jener Zeit besaß, und er beschränkte sich darauf, daß er zu dem Tribunal selbst ging, um die Erscheinung von Genevieve zu erwarten.

Dies war schon ein Anfang von Verzweiflung. In der That, welche Hülfsmittel bliben einem Verurtheilten nach dem Spruche? Zuweilen hatte das Tribunal, dessen Sitzungen um zehn Uhr begannen, um vier Uhr zwanzig bis dreißig Personen verurtheilt; der erste Verurtheilte genoß sechs Stunden Leben, doch der letzte, den der Spruch ein Viertel vor vier Uhr traf, fiel um halb fünf Uhr unter dem Beile.

Sich darein ergeben, eine solche Chance für Genevieve zu ertragen, hieß also müde werden, das Schicksal zu bekämpfen.

Wenn er zum Voraus von der Einsperrung von Genevieve unterrichtet gewesen wäre ... wie hätte sich Maurice über die in jener Zeit so sehr verblendete menschliche Gerechtigkeit gefreut! wie rasch hätte er Genevieve dem Gefängniß entrissen! Nie waren Entweichungen leichter. Man könnte sagen, sie seien nie seltener vorgekommen. Dieser ganze Adel, war er einmal in ein Gefängniß gebracht, setzte sich darin fest wie in einem Schlosse und machte es sich bequem, um zu sterben. Fliehen hieß sich den Folgen eines Duells entziehen; selbst die Frauen erröthteten über eine um diesen Preis erlangte Freiheit.

Doch Maurice hätte sich nicht so bedenklich gezeigt. Hunde tödten, einen Schließer bestechen, was konnte es Leichteres geben? Genevieve hatte keinen so glänzenden Namen, daß er die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gezogen hätte ... Sie entehrte sich nicht, wenn sie floh, und überdies ... wenn sie sich auch entehrt hätte!

Oh! mit welcher Bitterkeit stellte er sich die so leicht zu erkletternden Gärten von Port-Libre vor; dann die Zimmer der Madelonnettes, die sich so bequem durchbrechen ließen, um die Straße zu erreichen, und die so niedern Mauern des Luxembourg und die düsteren Gänge der Carmes *), in welche ein entschlossener Mann durch ein Fenster ohne alle Mühe dringen konnte.

Doch war Genevieve auch in einem von diesen Gefängnissen?"

Vom Zweifel verzehrt, von der Angst niedergedrückt, überhäufte Maurice sodann Dirmer mit Verwünschungen; er drohte ihm, er sättigte sich mit Haß gegen diesen Menschen, dessen feige Rache sich unter einem Anscheine von Ergebenheit für die königliche Sache verbarg.

„Ich werde ihn finden," dachte Maurice, „denn wenn er die unglückliche Frau retten will, so wird er sich zeigen; will er sie verderben, so wird er sie schmähen und beleidigen. Ich werde ihn wiederfinden, den Schändlichen, und dann wehe ihm!"

Am Morgen des Tages, wo die Ereignisse vorgefallen, welche wir zu erzählen im Begriffe sind, war Maurice ausgegangen, um sich an seinem Platze beim Revolutionstribunal anzupflanzen. Lorin schlief.

Er wurde durch ein gewaltiges Geräusch erweckt, das Frauenstimmen und Flintenkolben an der Thüre machten.

Er schaute mit dem scheuen Blick des überraschten Mannes umher, der sich gern überzeugen möchte, ob nichts Gefährdendes vor den Augen bleibe.

Vier Sectionäre, zwei Gendarmen und ein Commissär traten in diesem Augenblick ein.

*) Das ehemalige Carmeliter Kloster.

Dieser Besuch war so bezeichnend, daß sich Lorin eiligst ankleidete.

„Ihr verhaftet mich?“ sagte er.

„Ja, Bürger Lorin.“

„Warum dies?“

„Weil Du verdächtig bist.“

„Ah! das ist richtig.“

Der Commissär kritzelte ein paar Worte unten an das Verhaftsprotokoll.

„Wo ist Dein Freund?“ fragte er sodann.

„Welcher Freund?“

„Der Bürger Maurice Lindey.“

„Zu Hause wahrscheinlich.“

„Nein, er wohnt hier.“

„Er Geht doch! Sucht und wenn Ihr ihn findet...“

„Hier ist die Anzeige,“ sagte der Commissär, „sie ist deutlich und ausführlich.“

Er bot Lorin ein Papier mit einer häßlichen Handschrift und räthselhafter Orthographie. Es war in dieser Denunciation gesagt, man sehe jeden Morgen aus der Wohnung des Bürger Lorin den Bürger Lindey herauskommen, der verdächtig und zur Verhaftung bestimmt sei.

Die Denunciation war von Simon unterzeichnet.

„Ah! der Schuhflicker wird seine Kunden verlieren, wenn er zugleich diese beiden Handwerke treibt. Wie! Mouchard und Stiefelsohler! Dieser Herr Simon ist ein wahrer Cäsar,“ sagte Lorin und brach in ein Gelächter aus.

„Der Bürger Maurice?“ fragte abermals der Commissär; „wo ist der Bürger Maurice? Wir fordern Dich auf, ihn uns auszuliefern!“

„Wenn ich Euch sage, daß er nicht hier ist!“

Der Commissär ging in ein anstoßendes Zimmer, dann stieg er ein hängendes Halbgeschoß hinanf, wo der Willfährige von Lorin wohnte, endlich öffnete er eine untere Stube. Keine Spur von Maurice.

Doch ein auf dem Tische im Speisezimmer liegender, frisch geschriebener Brief erregte die Aufmerksamkeit des Commissärs.

Er war von Maurice geschrieben, der ihn am Morgen auf diese Stelle legte, als er wegging, ohne seinen Freund zu wecken, obgleich sie beisamen schliefen.

„Ich gehe nach dem Tribunal,“ sagte Maurice in dem Briefe, „frühstücke ohne mich, ich werde erst diesen Abend zurückkehren.“

„Bürger,“ sprach Larin, „so sehr ich mich auch beeile, zu gehorchen, so begreifen Sie doch, daß ich Ihnen nicht im Hemd folgen kann. Erlauben Sie, daß mich mein Willfähriger anzieht.“

„Aristokrat!“ rief eine Stimme, „man muß ihm seine Hosen anziehen helfen...“

„Oh, mein Gott, ja! ich bin wie der Bürger Dagobert. Ihr wrdet merken, daß ich nicht König gesagt habe.“

„Vorwärts, laß Dich ankleiden,“ sprach der Commissär, „doch beeile Dich.“

Der Willfährige stieg von seinem Halbgeschoße herab und half seinem Herrn sich ankleiden.

Es war nicht der Zweck von Lorin, einen Kammerdiener zu haben, sondern es sollte nichts von dem, was geschah, dem Willfährigen entgehen, damit dieser das, was vorgefallen, Maurice wiedersagen könnte.

„Nun, meine Herren... verzeiht, Bürger, nun, Bürger, bin ich bereit und folge Euch. Doch ich bitte, laßt mich den letzten Band der Brife an Emilie von Herrn Demonstier mitnehmen, er ist so eben erschienen und ich habe ihn noch nicht gelesen, das wird die Langweile der Gefangenschaft versüßen.“

„Deine Gefangenschaft!...“ sprach plötzlich Simon, der ebenfalls Municipal geworden war und gefolgt von vier Sectionären eintrat. „Sie wird nicht lange dauern. Du bist in dem Prozesse der Frau betheiligt, welche die Oesterreicherin entspringen zu lassen beabsichtigte. Man richtet sie heute... Dich wird man morgen richten, nachdem Du gezeugt hast.“

„Schuster," sprach Lorin mit großem Ernste, „Du nähst Deine Sohlen zu schnell."

„Ja, doch welch ein schöner Schnitt des Kneifes!" versetzte Simon mit einem häßlichen Lächeln; „Du wirst sehen, Du wirst sehen, mein schöner Grenadier."

Lorin zuckte die Achseln.

„Nun! gehen wir!" sagte er, „ich warte."

Und als Jeder sich umdrehte, um die Treppe hinabzugehen, versetzte Lorin dem Municipal Simon einen so kräftigen Fußtritt, daß er brüllend die glänzende, steile Treppe hinabrollte.

„Die Sectionäre konnten sich des Lachens nicht erwehren. Lorin steckte seine Hände in seine Taschen.

„In der Ausübung meiner Functionen!" rief Simon leichenblaß vor Zorn.

„Bei Gott!" erwiederte Lorin, „sind wir nicht Alle in der Ausübung unserer Functionen begriffen?"

Man ließ ihn in einen Fiacre steigen und der Commissär führte ihn nach dem Justizpalaste. (Fortsetzung folgt.)

Ausgesuchte Rache.

In den vierziger Jahren lebte unter den Linden zu Berlin ein gelehrter Doctor und Hofrath, der schon von jeher eine notorisch-komische Berühmtheit, plötzlich durch seine Heirath und deren Entwickelung auf ein paar Tage ausschließliches Stadtgespräch ward. Er hatte eine unermeßlich reiche Erbin aus Amerika geheirathet, die expreß nach Berlin gekommen war, um den berühmten Hofrath zu fangen. Sofort nach der Trauung war sie mit Hinterlassung einiger Papiere verschwunden. Die Papiere sagten, daß sie eine von einem Engländer gekaufte liederliche Person sei, expreß gesandt, um den Hofrath auf ewige Zeiten lächerlich und moralisch todt zu machen. Der Engländer hatte nämlich bei seiner Abreise von Berlin seine Geliebte dem Hofrath anvertraut und ihm für sie und deren Kind Jahre lang Geld geschickt, nachdem letzterer ihm die glückliche Entbindung der Geliebten gemeldet. Nachdem der Hofrath Jahre lang Berichte über die Geliebte und die herrliche Entwickelung des Kindes eingesandt und dafür die regelmäßig einlaufenden Geldsummen empfangen hatte, erfuhr der Engländer, daß die Geliebte bei der Entbindung mit sammt dem Kinde gestorben sei. Die Rache des Engländers bestand in der Heirath des Hofrathes, die ihn aus Berlin trieb. Dies war eine ausgesuchte Rache.

Noch künstlicher und kostbarer war die eines andern Engländers, den noch ganz Paris durch die Operngucker bewundert, so oft er in seiner Loge der großen italienischen Oper erscheint, obgleich er dort Stammgast ist. Er gilt für einen großen Kunst-, besonders Gemäldekenner. Zu diesem Rufe kam er besonders durch die Art, wie er sich an einem Künstler rächte. Er war einer von jenen beduinenartigen Engländern, die in allen ersten Hotels Europa's zu finden sind, wenn sie der Abwechselung halber nicht einmal in Egypten, Indien, China oder am Cap der guten Hoffnung reisen. Er reiste stets und zwar immer mit seiner jungen, schönen Frau, die um so reitzender und liebenswürdiger erschien, da sie ihre jugendliche Heiterkeit, Schönheit und Lebenslust neben ihrem glatten, steifen, kaltblütigen, trockenen, gemessenen, vornehmen Gatten entwickelte. In Rom wurde das englische Paar mit einem deutschen Maler bekannt, der als praktischer Künstler und Kunstkenner berühmt war.

Er erbot sich, dem Paare als Cicerone durch die reichen Kunstschätze zu dienen. So verbrachten sie manche Stunden, Tage und Wochen zusammen im Museum des Capitols, im Vatikan, im St. Peters-Dom und in den Umgebungen Roms, wobei sich die persönliche und geistige Ueberlegenheit des Künstlers über den in Vornehmheit und Etiquette eingefleischten Engländer so sehr herausstellte, daß die Frau desselben unwiderstehlich zu ihm hingezogen ward, zumal da er selbst zu ziehen verstanden haben mag. Erst nach manchen Monaten überzeugte sich der Engländer von der Untreue seiner Frau, nahm von dem Maler mit den Worten: Auf Wiedersehen! Abschied, kehrte nach England zurück und lieferte seine Frau höflich und galant in dem Hause ihrer Eltern ab, nachdem er ihr höflich und galant seine in Rom gemachte Entdeckung mit-

getheilt hatte. Sofort verreiste er wieder nach Deutschland, Rußland, Italien u. s. w. ohne jemals etwas Anderes zu besehen als Gemälde, ohne etwas Anderes zu thun als Gemälde zu kaufen. Nachdem er dieses Geschäft zwei Jahre getrieben, begab er sich wieder mit einem ziemlichen Fuder von Gemälden nach Rom, suchte den Maler auf und verlangte Genugthuung von ihm.

Der Engländer hatte als der beleidigte Theil die Wahl der Waffen und forderte ihn auf Pistolen. Die Herausforderung ward angenommen und Tag und Ort des Duells festgesetzt. Mit dem ersten Schusse zerschmetterte der Engländer seinem Gegner das Handgelenk der rechten Hand dermaßen, daß sie ihm amputirt werden mußte. Nach dieser Operation erschien der Engländer wieder, ohne sich abweisen zu lassen und sprach:

„Sie denken vielleicht, daß damit meine Rache befriedigt sei. Aber dann unterschätzen Sie die entsetzlichen Qualen, die Sie mir bereitet, sehr. Mein zerstörtes Herzensglück verlangte mehr. Ich habe Sie zu einem Leben ewiger, vergeblicher Reue verdammt, zu einem lebendigen Tode als Künstler, zur ewigen Qual über Ihren ausgelöschten Ruhm."

„O, nein!" antwortete der Künstler, „den Ruhm meiner Madonna in Petersburg, meines Luther in Berlin, meiner Flucht nach Egypten in Paris, meiner —"

„Genug," unterbrach ihn der Engländer, „Ist sie vollständig?"

„Ja," sagte der Maler nach Ueberblickung der Liste, „selbst bis zu dem letzten Gemälde, das ich kurz vor dem Duell vollendete."

„So dachte ich selbst. Ich war sehr gewissenhaft," antwortete der Engländer. „Ihre Gemälde sind alle mein. Ich habe sie sämmtlich aufgekauft, um über ihren Ruhm als über mein rechtmäßiges Eigenthum nach Belieben zu verfügen. Es beliebt mir nun, alle Ihre Gemälde sofort zu verbrennen, damit keine Spur von Ihrer Wirksamkeit als Künstler übrig bleibe, damit Sie auf ewig aus der Reihe der berühmten Namen gestrichen bleiben. Von ihrer Hand soll eben so wenig übrig bleiben, als von der fleischigen Hand, die ich Ihnen zerschmetterte, so daß sie amputirt werden mußte."

Der Künstler bat vergebens um Gnade. Der vor Jahren beleidigte Gatte war so unversöhnlich, als hätte er die Entdeckung von dem Liebesverhältniß eben jetzt erst gemacht. — Nach zwei Stunden brachte der Diener eine große Urne voll Asche mit einem kurzen Briefe, der meldete, daß die Urne Alles enthalte, was von seinen Gemälden übrig sei.

Was wir wissen und was wir nicht wissen.

Ob es wahr ist, daß die Gesetzgebung in Kansas für Jeden, der in Wort oder Schrift das Institut der Sklaverei angreift, die Todesstrafe bestimmt hat, das wissen wir nicht; — aber daß Horace Greeley, Gerritt Smith u. Co. vorderhand keine Vergnügungsreise nach Kansas unternehmen werden, das wissen wir.

Ob es wahr ist, daß Schamyl todt ist, wissen wir nicht; —aber daß Pelissier sich jeden Augenblick begraben lassen kann, das wissen wir.

Ob es wahr ist, daß am fünfzehnten August ein neuer Sturm auf den Malakoffthurm gemacht werden sollte, das wissen wir nicht; — aber daß die Alliirten im weißen Meere tollkühn genug waren, zehn Hammel wegzunehmen und ein paar feindliche Fischerkähne zu zerstören, das wissen wir.

Ob es wahr ist, daß sich die französische Kaiserin seit zwei Monaten in andern Umständen befindet, das wissen wir nicht; — aber daß sich die französische Armee in ganz andern Umständen befindet, als unter Napoleon I., das wissen wir.

Ob es wahr ist, daß Mlle. Rachel sich neben der dramatischen Kunst auch der Oekonomie befleißigt, das wissen wir nicht; — aber daß sie nicht oft eine Vorstellung zu mildthätigen Zwecken gegeben hat, das wissen wir.

Ob es wahr ist, was die Tagespresse erzählt, daß die Rachel den Aufenthalt in

New-York allerliebst finde, das wissen wir nicht; — aber daß die Ristori in Paris noch nie erlebte Triumphe feiert, das wissen wir.

Ob es wahr ist, daß Präsident Pierce sich ernstlich unwohl befindet, wissen wir nicht; — aber das Wise in Virginien für einen ganz gesunden Jungen gilt, das wissen wir.

Ob es wahr ist, daß der Sultan der französischen Armee auf der Krimm als „der ritterlichen Stütze seines Reichs" seinen Beifall und Dank hat aussprechen lassen, wissen wir nicht; — aber daß Jemand einst gesagt hat: „Gott bewahre mich vor meinen Freunden — vor meinen Feinden will ich mich schon selber schützen" — das wissen wir.

Ob es wahr ist, daß das deutsche Theater morgen eröffnet wird, wissen wir nicht; — aber daß die Birchpfeiffer etliche sechzig Stücke geschrieben hat, das wissen wir.

Ob es wahr ist, daß „Einer der Redacteure" gegenwärtig alles Ernstes damit beschäftigt ist, „conservativen Interessen seiner Leser Rechnung zu tragen", das wissen wir nicht; — aber daß „Einer der Redacteure" damit beschäftigt war, „die Jesuiten jesuitisch aber fürchterlich zu schlagen", das wissen wir.

Ob es wahr ist, daß die „ächten" Amerikaner keine großen Künstler, Bildhauer und Maler ꝛc. aufzuweisen haben, wissen wir nicht; — aber daß der Reporter der „Times" neulich von den Know-Nothings durchgehauen und gezeichnet ward, wissen wir.

Ob Sebastopol fallen wird, wissen wir nicht; — aber daß Castle-Garden immer noch nicht genommen ist, das wissen wir.

Ob es wahr ist, daß Dundas ernstlich damit umgeht, Kronstadt zu nehmen, das wissen wir nicht; — aber daß Schiller den Don Carlos zum König Philipp sagen läßt: „Schneppe, stoß dir nicht!" das wissen wir.

Ob es wahr ist, was Councilman Pinkney neulich versicherte, daß die Mitglieder des Stadtraths sämmtlich ehrliche Männer seien, wissen wir nicht; — aber daß die Herren Moser und Co. Mitglieder des Stadtraths sind, das wissen wir.

Ob es wahr ist, daß die Amerikaner in Bezug auf Kunst alles Geschmackes baar sind, wissen wir nicht; — aber daß sie Forrest für den größten Mimen halten, das wissen wir.

Ob es wahr ist, daß neulich Jemand 60 Glas Lagerbier auf einem Sitze getrunken hat, ohne berauscht zu werden oder später Katzenjammer zu bekommen, wissen wir nicht; — aber daß die Temperenzler eben an einem furchtbaren Katzenjammer laboriren, ohne daß sie getrunken haben, das wissen wir.

Die Know-Nothings und Know-Something

des Kladderadatsch.

In London entschloß sich kürzlich der Eigenthümer eines Elephanten das Thier, welches 120 Jhahre alt und durch ein Fußleiden an jeder Bewegung verhindert war, eines möglichst sanften Todes sterben zu lassen. Ein Arzt und ein Apotheker, welche diese Aufgabe übernommen hatten, fingen ihre Todeskur damit an, daß sie den alterschwachen Patienten Chloroform einathmen ließen. Nach Verlauf von zehn Minuten war er bewußtlos, und sie brachten ihm eine starke Dosis Blausäure bei. Als diese nicht half, gaben sie ihm zwei erkleckliche Dosen Strychnin; aber der Elephant verdaute das Strychnin wie die Blausäure ohne die geringsten Beschwerden. Man hoffte ihn durch Chloroform allein bewältigen zu können, ließ in drei Stunden nach einander unausgesetzt einathmen und gab endlich auch diesen Versuch auf, da sich im Athmungsprozesse des Thieres keine Veränderung zeigte. Nach anderthalb Stunden hatte er sich von der dreistündigen Betäubung vollkommen erholt und nun blieb nichts Besseres übrig, als dem Elephanten, nachdem man ihn neuerdings durch Chloroform bewußtlos gemacht hatte, eine der Corotiden zu öffnen. Nach wenigen Minuten hatte das riesige Thier, ohne das geringste Zeichen von Schmerz zu zeigen, verendet.

Erndte-Bericht aus den Ver. Staaten.

Louisville. Hier hat der Same, den das Louisville Journal ausgestreut, reichliche Früchte getragen; dessen ungeachtet haben die Fremden theuer dafür bezahlen müssen und es ist keine Aussicht vorhanden, daß es in nächster Zukunft besser werde.

Kansas-Grenze. Die von mehreren Blättern mitgetheilte Nachricht, daß hier schon alles Getreide heimgeschafft worden sei, beruht auf einem Irrthum; der Weizen der Sklavenhalter steht eben jetzt hier in vollster Blüthe.

Wisconsin. Der Same, den hier der „Corsar" aussäet, fällt auf steinigten, unfruchtbaren Boden, da die meisten hiesigen Deutschen Hunker von ächtem Schrot und Korn sind. In Folge der mißrathenen Erndte ist denn auch der „Corsar" gezwungen, „den Säuen Perlen vorzuwerfen."

Detroit. Herr Marrhausen ist gegenwärtig damit beschäftigt, die Produkte deutsch-amerikanischer Poeten anzusammeln. — Preise: 100 — 25 Dollars. Man glaubt jedoch trotz dieser hohen Preise, daß sich unter der Sammlung viel Unkraut befinden werde.

Washington. Hier ist die Erndte im Allgemeinen befriedigend ausgefallen. Heu in Hülle und Fülle, aber immer noch nicht genug im Verhältniß zu der Anzahl von Ochsen, die nach Wiedereröffnung des Congresses wie hier haben werden. Die Frucht-Erndte ist mißrathen; insbesondere muß dies von den Aepfeln gesagt werden, die durch und durch faul sind, ein Umstand, der besonders dem Präsidenten Pierce, der die fatale Eier-Affaire noch nicht vergessen hat, die ernstlichsten Besorgnisse einflößt.

New-York. Die Trauben der Temperenzler sind sauer. Ihre Bemühungen, das Temperenzgesetz zur Durchführung zu bringen, haben nichts gefruchtet und statt der gewünschten Früchte haben sie Schande geerndtet. An den hiesigen Richtern ist nun einmal Hopfen und Malz verloren. Die Wassersimpel sind mit einem Wort vernichtet. Deshalb hört man auch vorderhand auf, dieselben zu bekämpfen; denn den Kampf fortsetzen, hieße leeres Stroh dreschen. Sonst sind hier die Aussichten ziemlich gut. — Mlle. Nachel hofft auf eine reiche Lorbeer-Erndte. Trotzdem daß der Herbst herannaht und die meisten Blätter anfangen, entsetzlich grau und dürr zu werden, blüht noch immer üppig die unverwelkbare Pflanze.

Kladderadatsch.

In Krajowa lebt ein Klavierlehrer, Namens Simonis, der Bruder von Omer Pascha's Frau. Auch an ihn kam die Reihe, von den Russen festgenommen zu werden, und zwar wegen angeblicher Correspondenz mit seinem Schwager. Der Fall war kritisch; doch der Verhaftete documentirte auf die schlagendste Weise seine Unschuld — er konnte nicht schreiben. Sonderbare Laune des Zufalls! Der Schwager machte sein Glück bei den Türken durch seine schöne Handschrift, und Simonis entging seinem Schicksale bei den Russen, weil er nicht schreiben konnte.

In Paris erhenkte sich (oder wurde ermordet, es ist noch nicht aufgeklärt) ein angesehener Schriftsteller, Gerard von Nerval, der allein und mit Dumas mehrere Bühnenstücke, geistreiche Romane und eine Reise nach Aegypten geschrieben, vor Allem aber die beste französische Uebersetzung von „Faust" geliefert hat, über die Goethe selbst sich sehr günstig aussprach. Gerard, von einer deutschen Mutter, einer Schlesierin, her (die sein Vater als napoleonischer Officier kennen lernte) ein halber Deutscher, mit tiefem Gemüth, war auch mir ein guter Freund, besuchte mich noch im vorigen Sommer und erzählte, daß er den Faust als Gymnasialschüler mit Hilfe seiner Mutter (für das Deutsche) und seines Vaters (für das Französische) übersetzt habe. Vor wenigen Wochen sandte er mir eine deutsch geschriebene Novelle.

Obwohl er Einer der genügsamsten Menschen war, scheint ihn doch die Noth zum Selbstmord getrieben zu haben. Sobald er Geld hatte, kaufte er in unwiderstehlicher Leidenschaft alte Möbeln, die irgend ein historisches oder Kunst-Interesse hatten oder haben sollten. Er muß einen großen Vorrath solchen Plunders hinterlassen. Mit wie wenig Kosten er reiste — und er reiste fast immer — ist wunderbar und unerklärlich. Besaß er zehn Thaler, so wanderte er Hunderte von Meilen. War das Geld ausgegangen, so blieb er in dem ersten besten Orte Wochen und Monate lang, schrieb etwas, schickte es nach Paris, und wenn das Geld dafür ankam, bezahlte er die Zeche, und mit dem wenigen neuen Vorrath wanderte er weiter, immer kindlich zufrieden und kindlich heiter! Möge er sanft ruhen!

Das hohe Lied.

Von

Heinrich Heine. *)

Des Weibes Leib ist ein Gedicht,
Das Gott der Herr geschrieben
In's große Stammbuch der Natur,
Als ihn der Geist getrieben.

Ja, günstig war die Stunde ihm,
Der Gott war hochbegeistert;
Er hat den spröden, rebellischen Stoff
Ganz künstlerisch bemeistert.

Fürwahr, der Leib des Weibes ist
Das Hohelied der Lieder;
Gar wunderbare Strophen sind
Die schlanken, weißen Glieder.

O, welche göttliche Idee
Ist dieser Hals, der blanke,
Worauf sich wiegt der kleine Kopf,
Der lockige Hauptgedanke!

Der Brüstchen Rosenknospen sind
Epigrammatisch gefeilet;
Unsäglich entzückend ist die Cäsur,
Die streng den Busen theilet.

Den plastischen Schöpfer offenbart
Der Hüften Parallele;
Der Zwischensatz mit dem Feigenblatt
Ist auch eine schöne Stelle.

Das ist kein abstraktes Begriffspoem!
Das Lied hat Fleisch und Rippen,
Hat Hand und Fuß; es lacht und küßt
Mit schöngereimten Lippen.

Hier athmet wahre Poesie!
Anmuth in jeder Wendung!
Und auf der Stirne trägt das Lied
Den Stempel der Vollendung.

Lobsingen will ich dir, o Herr,
Und dich im Staub anbeten!
Wir sind nur Stümper gegen dich,
Den himmlischen Poeten.

Versenken will ich mich, o Herr,
In deines Liedes Prächten;
Ich widme seinem Studium
Den Tag mitsammt den Nächten.

*) Dieses bis jetzt wenig bekannte Gedicht H. Heine's ist vor einem Jahre in dem Schad'schen Musenalmanach erschienen und von da in die Weit'sche Ausgabe der Werke Heine's übergegangen, der wir es entnehmen.

Wirthshaus-Gespräche.

Krautmeier. Du, Appelmeier, hast Du schon gehört, daß der Präsident Pierce sehr stark an Wechselfieber leiden soll.

Appelmeier. Aha, Du meinst, weil er früher mit den Freesoilers kokettirte und jetzt die Farbe gewechselt hat.

Krautmeier. Ei, was, mach keine Witze! Er soll sich diese Krankheit in Folge seines Aufenthaltes in dem ungesund gelegenen weißen Hause zugezogen haben.

Appelmeier. Ah, nun kann ich mir's erklären, warum der Präsident Pierce nie zur Verfolgung einer gesunden Politik zu bewegen war.

Der

Chevalier von Maison-Rouge.

(Fortsetzung.)

LI.

Lyon.

Will uns der Leser zum zweiten Male nach dem Revolutionstribunale folgen, so werden wir Maurice an demselben Platze, wo wir ihn bereits gesehen, wiederfinden, nur werden wir ihn bleicher, bewegter finden.

In dem Augenblick, wo wir die Scene auf dem düstern Theater wiedereröffnen, zu welchem uns mehr die Ereignisse hinziehen, als unsere Vorliebe, sind die Richter in der Abstimmung begriffen, denn ein Proceß ist abgehandelt: zwei Angeklagte, welche in einer von den frechen Vorsichtsmaßregeln, mit denen man damals die Richter verspottete, ihre Toilette für das Schaffot gemacht haben, unterhalten sich mit ihren Vertheidigern, deren unbestimmte Worte denen eines Arztes gleichen, welcher an seinem Todten verzweifelt.

Das Volk auf den Tribunen war an diesem Tage von einer wilden Laune, von einer Laune, welche die Strenge der Richter hervorruft: unter die unmittelbare Aufsicht der Strickerinnen und der Vorstädterinnen gestellt, halten sich die Geschworenen besser, wie der Schauspieler seine Energie vor einem schlecht gestimmten Publikum verdoppelt.

Es sind auch seit zehn Uhr Morgens schon fünf Angeklagte in eben so viele Verurtheilte durch diese unnachgiebig gemachten Geschworenen verwandelt worden.

Die zwei, welche sich gerade auf der Bank der Angeklagten fanden, warteten also in diesem Augenblick das Ja oder das Nein ab, das sie entweder dem Leben zurückgeben oder dem Tod zuschleudern sollte.

Das Volk der Anwesenden, durch die Gewohnheit dieser täglichen Tragödie, welche sein Lieblingsschauspiel geworden, roh und wild gemacht, das Volk der Anwesenden, sagen wir, bereitete sie durch Zwischenworte auf diesen furchtbaren Augenblick vor.

„Sieh! sieh! sieh! schau doch den Großen an!“ sagte eine Strickerin, welche, da sie keine Haube hatte, an ihrem Zopfe eine handbreite dreifarbige Cocarde trug; „sieh, wie bleich er ist! man sollte glauben, er wäre schon todt!“

Dieser Verurtheilte schaute die Frau, welche so von ihm sprach, mit einem Lächeln der Verachtung an.

„Was sagst Du denn?“ versetzte ihre Nachbarin, „er lächelte gerade.“

„Ja, mit der Schärfe der Zähne.“

Ein Vorstädter schaute auf seine Uhr.

„Wie viel Uhr ist es?“ fragte ihn sein Kamerad.

„Ein Uhr weniger zehn Minuten, das dauert schon drei Viertelstunden.“

„Wie in Domfront, der Unglücksstadt: um zwölf Uhr angekommen, um ein Uhr gehenkt.“

„Und der Kleine, und der Kleine!“ rief ein Anderer, „schau ihn doch an, wie häßlich wird er sein, wenn er in den Sack niest.“

„Bah! das ist zu bald geschehen, Du wirst nicht Zeit haben, es wahrzunehmen.“

„Höre, man wird seinen Kopf von Herrn Sanson zurückverlangen, man hat also das Recht, ihn zu sehen.“

„Schau doch, was für einen schönen tyrannenblauen Rock er trägt... es ist

ein wenig angenehm für die Armen, wenn man die gut gekleideten Leute verkürzt."

Die Armen erbten in der That, wie es der Scharfrichter zu der Königin gesagt hatte, den Nachlaß von jedem Opfer; dieser Nachlaß wurde sogleich nach der Hinrichtung in die Salpetriere gebracht, um unter die Dürftigen vertheilt zu werden, und dahin hatte man auch die Kleider der hingerichteten Königin geschickt.

Maurice hörte diese Worte schwirren, ohne darauf Acht zu geben; Jeder war in diesem Augenblick von einem mächtigen Gedanken in Anspruch genommen, der ihn vereinzelte. Seit einigen Tagen schlug sein Herz nur noch in gewissen Momenten und in Stößen; von Zeit zu Zeit schienen die Furcht oder die Hoffnung den Gang seines Lebens zu hemmen, und diese beständigen Schwankungen hatten in seinem Herzen die Empfindungskraft gleichsam gebrochen, um die Erschlaffung an ihre Stelle zu setzen.

Die Geschworenen kehrten in den Sitzungssaal zurück und der Präsident verkündigte, wie man es erwartet hatte, das Todesurtheil der zwei Angeklagten.

Man führte sie weg, sie entfernten sich mit festem Schritte ... in jener Zeit starb Jedermann gut.

Die Stimme des Huissier erscholl finster und unheilschwanger.

„Der Bürger Ankläger gegen die Bürgerin Dirmer."

Maurice schauerte am ganzen Leib und der Schweiß perlte auf seinem Antlitz.

Die kleine Thüre, durch welche die Angeklagten eintraten, öffnete sich und Genevieve erschien.

Sie war weiß gekleidet; ihre Haare waren mit einer reizenden Coquetterie geordnet, denn sie hatte sie zierlich in Locken über einander gelegt, statt sie zu schneiden, wie es viele andere Frauen thaten.

Ohne Zweifel wollte die arme Genevieve bis zum letzten Augenblick schön vor denjenigen erscheinen, welcher sie sehen konnte.

Maurice sah Genevieve und er fühlte, daß alle Kräfte, die er für diesen Augenblick gesammelt hatte, ihn zu gleicher Zeit verließen; er war indessen auf diesen Schlag gefaßt, da er seit zehn Tagen keine Sitzung versäumte und schon dreimal der Name Genevieve, aus dem Munde des öffentlichen Anklägers hervorgehend, sein Ohr berührt hatte; doch es gibt eine gewisse Verzweiflung, welche so weit und so tief ist, daß Niemand den Abgrund ermessen kann.

Alle, welche diese so schöne, so unschuldvolle, so bleiche junge Frau kommen sahen, stießen einen Schrei aus, die Einen vor Wuth, (es gab zu jener Zeit Menschen, welche jeden Vorzug haßten, den Vorzug der Schönheit wie den Vorzug des Geldes, des Genies oder der Geburt), die Anderen vor Bewunderung, Einige vor Mitleid.

Genevieve erkannte ohne Zweifel einen Schrei aus allen diesen Schreien, eine Stimme unter allen diesen Stimmen; denn sie wandte sich gegen Maurice um, während der Präsident in den Acten der Angeklagten blätterte, wobei er sie von Zeit zu Zeit verstohlen von unten anschaute.

Mit dem ersten Blicke sah sie Maurice, so sehr er auch unter der Krämpe seines breiten Hutes begraben war; dann wandte sie sich ganz um mit einem sanften Lächeln und mit einer noch viel sanfteren Geberde; sie drückte ihre zwei rosigen, zitternden Hände auf ihre Lippen, legte mit ihrem Hauche ihre ganze Seele hinein und gab diesem Kusse, den ein Einziger in dieser Menge für sich zu nehmen berechtigt war,

Flügel.

Ein Gemurmel der Theilnahme durchlief den ganzen Saal. Aufgerufen, wandte sie sich gegen ihre Richter um, doch mitten in dieser Bewegung hielt sie inne, ihre weit aufgerissenen Augen hefteten sich mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke des Schreckens auf einen Punkt des Saales.

Maurice erhob sich vergebens auf die Fußspitzen, er sah nichts, oder vielmehr etwas Wichtigeres lenkte seine Aufmerksamkeit wieder auf die Scene, das heißt auf

das Tribunal.

Fouquier-Tinville hatte die Vorlesung der Anklageacte begonnen.

Nach dieser Acte war Genevieve Dirmer die Frau eines hartnäckigen Verschwörers und stand im Verdacht, den Erchevalier von Maison-Rouge bei seinen auf einander folgenden Versuchen, die Königin zu retten, unterstützt zu haben.

Ueberdies hatte man sie auf den Knieen vor der Königin gefunden, wie sie diese angefleht, die Kleider mit ihr zu wechseln, wie sie sich anerboten, an ihrer Stelle zu sterben. „Dieser alberne Fanatismus," sagte die Anklageacte, „wird ohne Zweifel Lobeserhebungen von den Gegenrevolutionären ernten. Doch heute," fügte sie bei, „ist jeder französische Bürger sein Leben nur der Nation schuldig, und sich den Feinden Frankreichs opfern, heißt doppelt verrathen."

Befragt, ob sie anerkenne, daß sie von den Gendarmen Duchesne und Gilbert zu den Füßen der Königin überrascht worden sei, wie sie diese angefleht, die Kleider mit ihr zu wechseln, antwortete Genevieve einfach:

„Ja!"

„So erzählen Sie uns Ihren Plan und Ihre Hoffnungen," sprach der Präsident.

Genevieve erwiederte lächelnd:

„Eine Frau kann Hoffnungen fassen, doch sie kann keinen Plan machen wie den, dessen Opfer ich bin."

„Warum befanden Sie sich dort?"

„Weil ich nicht mir gehörte und man mich antrieb?"

„Wer trieb Sie an?" fragte der öffentliche Ankläger.

Leute, die mich mit dem Tode bedrohten, wenn ich nicht gehorchen würde."

Und der gereizte Blick der jungen Frau heftete sich abermals auf den für Maurice unsichtbaren Punkt des Saales.

„Doch um den Tod zu entgehen, mit dem man Sie bedrohte, trotzten Sie dem Tod, der für Sie aus einer Verurtheilung hervorgehen mußte?"

„Als ich nachgab, stand das Messer auf meiner Brust, während das Eisen der Guillotine noch fern von meinem Kopfe war. Ich beugte mich unter der gegenwärtigen Gewalt."

„Warum riefen Sie nicht zu Hülfe? Jeder gute Bürger hätte Sie vertheidigt."

„Ach! mein Herr," erwiederte Genevieve mit einem zugleich so traurigen und so zarten Tone, daß das Herz von Maurice aufschwoll, als ob es zerspringen sollte, „ach! ich hatte Niemand mehr in meiner Nähe."

Die Rührung folgte auf die Theilnahme, wie die Theilnahme auf die Neugierde gefolgt war. Viele Köpfe senkten sich, die Einen verbargen ihre Thränen, die Andern ließen ihnen freien Lauf

Maurice erblickte nun auf seiner Linken einen fest gebliebenen Kopf, ein unbeugsam gebliebenes Gesicht.

Es war Dirmer, der aufrecht, düster, unversöhnlich, weder Genevieve noch das Tribunal aus dem Gesichte verlor.

Das Blut strömte den Schläfen des jungen Mannes zu; der Zorn stieg von seinem Herzen in seine Stirne und erfüllte sein ganzes Wesen mit unmäßiger Rachgier. Er schleuderte Dirmer einen mit so elektrischem, so mächtigem Hasse beladenen Blick zu, daß dieser, wie angezogen durch das brennende Fluidum, den Kopf gegen seinen Feind umwandte.

Beider Blicke kreuzten sich wie zwei Flammen.

„Sagen Sie uns die Namen Ihrer Anstifter?" fragte der Präsident.

„Es war nur ein einziger, mein Herr."

„Wer?"

„Mein Gatte."

„Wissen Sie, wo er ist?"

„Ja."

„Nennen Sie seinen Zufluchtsort."

„Er ist vielleicht in Frankreich; doch ich werde nicht feig sein, es ist nicht meine Sache, seinen Zufluchtsort anzuzeigen, es ist die Ihrige, ihn zu entdecken."

Maurice schaute Dirmer an.

Dirmer machte keine Bewegung.

Ein Gedanke durchzuckte den Kopf des jungen Mannes: der Gedanke, ihn anzuzeigen, indem er zugleich sich anzeigen würde; doch er unterdrückte ihn wieder.

„Nein, er soll nicht so sterben!" sagte er.

„Sie weigern sich also, unsere Nachforschungen zu lenken?“ fragte der Präsident.

„Mein Herr, ich glaube, daß ich es nicht thun kann, ohne mich eben so verächtlich in den Augen der Andern zu machen, als er es in den meinigen ist,“ antwortete Genevieve.

„Sind Zeugen vorhanden?“ fragte der Präsident.

„Einer,“ antwortete der Huissier.

„Rufen Sie den Zeugen auf.“

„Maximilian Jean Lorin!“ quiekte der Huissier.

„Lorin!“ rief Maurice. „Oh! mein Gott! was ist denn mit ihm geschehen?“

Diese Scene fiel am Tage der Verhaftung von Lorin vor und Maurice wußte noch nichts von der Verhaftung.

„Lorin!“ murmelte Genevieve, mit schmerzlicher Unruhe umherschauend.

„Warum antwortete der Zeuge nicht, wenn man ihn auffordert?“ fragte der Präsident.

„Bürger Präsident,“ sagte Fouquier-Tinville, „auf eine neue Anzeige ist der Zeuge in seiner Wohnung verhaftet worden; man wird ihn sogleich bringen.“

Maurice bebte.

„Es war noch ein anderer, wichtigerer Zeuge vorhanden, doch diesen konnte man nicht finden,“ fuhr Fouquier-Tinville fort.

Dirmer wandte sich lächelnd gegen Maurice um; vielleicht durchzog derselbe Gedanke, der sich im Kopf des Geliebten geregt hatte, gleichfalls den Kopf des Gatten.

Genevieve erbleichte und sank auf sich selbst zusammen.

In diesem Augenblick trat Lorin, gefolgt von zwei Gendarmen, ein.

Nach ihm und durch dieselbe Thüre kam Simon, der sich als ein Vertrauter des Ortes im Gerichtssaale niedersetzte.

„Ihr Name und Ihre Vorname?“ fragte der Präsident.

„Maximilian Jean Lorin.“

„Ihr Stand?“

„Freier Mann.“

„Du wirst es nicht mehr lange sein,“ sagte Simon, indem er ihm die Faust wies.

„Sind Sie ein Verwandter der Angeklagten?“

„Nein, doch ich habe die Ehre, zu ihren Freunden zu gehören.“

„Wußten Sie, daß sie auf die Entführung der Königin conspirirte?“

„Wie sollte ich das wissen?“

„Sie konnte es Ihnen anvertraut haben.“

„Mir, einem Mitglied der Section der Thermopylen? Stille doch!“

„Man hat Sie jedoch zuweilen bei ihr gesehen?“

„Man mußte mich sogar oft bei ihr sehen.“

„Sie kannten sie als eine Aristokratin?“

„Ich kannte Sie als die Frau eines Rothgerbermeisters.“

„Ihr Gatte trieb in Wirklichkeit das Handwerk nicht, unter welchem er sich verbarg.“

„Ah! das weiß ich nicht, ihr Gatte gehörte nicht zu meinen Freunden.“

„Erzählen Sie uns von ihm.“

„Oh! sehr gern! Es war ein gemeiner Bursche ...“

„Herr Lorin, haben Sie Mitleid!“ sagte Genevieve.

Lorin fuhr, ohne sich stören zu lassen, fort:

„Der die arme Frau, welche Sie vor Augen haben, opferte, nicht wegen seiner politischen Meinungen, sondern um seinen persönlichen Haß zu befriedigen; puh! ich stelle ihn beinahe so nieder als Simon.“

Dirmer wurde leichenbleich; Simon wollte sprechen, doch der Präsident gebot ihm durch eine Geberde Stillschweigen.

„Sie scheinen diese ganze Geschichte vollkommen zu kennen, erzählen Sie uns mehr davon,“ sagte Fouquier.

„Ich bitte um Verzeihung, Bürger Fouquier," entgegnete Lorin aufstehend, „ich habe gesagt, was ich wußte."

Er grüßte und setzte sich wieder.

„Bürger Lorin," fuhr der Ankläger fort, „es ist Deine Pflicht, das Tribunal aufzuklären."

„Es kläre sich mit dem auf, was ich gesagt habe ... Diese Frau aber ist unschuldig, ich wiederhole es, sie hat nur der Gewalt gehorcht. Ei! schaut sie nur einmal an, sieht sie aus wie eine Verschwörerin? Man hat sie gezwungen, zu thun, was sie gethan, das ist das Ganze."

„Du glaubst es?"

„Ich bin dessen sicher."

„Im Namen des Gesetzes fordere ich, daß der Zeuge Lorin als der Genossenschaft mit dieser Frau angeklagt, vor das Tribunal gestellt werde," sprach Fouquier.

Maurice stieß einen Seufzer aus.

Genevieve verbarg ihr Gesicht in ihren Händen.

Simon rief in einem Freudenausbruche:

„Bürger Ankläger, Du hast das Vaterland gerettet."

Lorin aber stieg, ohne etwas zu erwiedern, über das Geländer, um sich zu Genevieve zu setzen, nahm ihre Hand, küßte sie ehrfurchtsvoll und sagte mit einem Phlegma, das die Versammlung elektrisirte:

„Guten Morgen, Bürgerin. Wie befinden Sie sich?"

Und er ließ sich auf der Bank der Angeklagten nieder. (Fortsetzung folgt.)

Die Rachel.

Während das kunstliebende Publikum Amerikas mit Spannung den Leistungen der französischen Bühnenkünstlerin entgegensieht, wird es unsern Lesern nicht unlieb sein, etwas Näheres über dieselbe zu erfahren. Mademoiselle Rachel hatte viele Hindernisse zu überwinden, bevor sie ihren Entschluß, die westliche Hemisphäre zu besuchen, in Ausführung bringen konnte. Um jeden Preis wollte man sie während der Ausstellungs-Saison in Paris behalten; man bestürmte sie mit Bitten, und als diese nicht anschlugen, wurde sogar zu einem positiven Verbot geschritten. Wenn sie sich durch alle diese Anfechtungen nicht einschüchtern ließ und jetzt im Begriff steht, in den Charakteren, welche durch sie erst ihre rechte Weihe empfingen und sie zu einem der ersten Sterne am europäischen Kunsthimmel machten, auch vor uns hinzutreten, so können wir sie nur herzlich willkommen heißen und wünschen, daß sie sich in keiner Weise getäuscht finden möge.

Es möchte nicht allgemein bekannt sein, daß Elisabeth Rachel Felix keine geborne Französin, sondern vielmehr die Tochter einer Deutschredenden Schweizerfamilie ist. Von jeher wurde das Genie selten im Schooße des Ueberflusses geboren; auch Fräulein Rachel ist ein Kind der Armuth, und wenn sie sich derselben entrungen, wenn sie sich aus der tiefsten Niedrigkeit zum Gipfel des Parnaß emporgeschwungen, so ist dies nur ihrem glänzenden Genius und dem ernsten, beharrlichen Streben, welches sie der Ausbildung ihrer natürlichen Anlagen widmete, zuzuschreiben. Ihre Eltern führten das nomadisirende Leben einer mit tausend Kleinigkeiten handelnden Israelitenfamilie, und in einer Schweizerischen Herberge kam sie am 24. März 1820 zur Welt. Nicht einmal eine Urkunde wurde über ihre Geburt aufgenommen; wahrscheinlich weigerte sich die Ortsbehörde, eine solche auszustellen, weil dadurch das Kind Heimathsberechtigung in der Commüne erlangt hätte. Von einer Erziehung, welche dem Kinde zu Theil wurde, konnte keine Rede sein, an Schulbildung war nicht zu denken. Die Familie durchreiste die Schweiz und Deutschland, wanderte von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, oft verfolgt, oft verhöhnt, und jedes Mitglied mußte das Seinige zum allgemeinen Unterhalt beitragen. Die Eltern hausirten, Sarah, die älteste Tochter, sang vor den Häusern, wozu sie sich auf einer Guitarre accompagnirte, Rachel machte die Geldsammlerin. Es war eine elende Existenz, welche kaum das zum Leben Nothwendigste abwarf und von Entbehrungen begleitet war, die selbst ein mehr als untergeordnetes Talent schon im Keim ersticken können. Zehn Jahre brachte das

Kind in dieser Lebensweise zu. Noch hatte sie kein Glück, noch keine Ruhe gekannt; noch war sie von keiner Seite auf das in ihr Schlummernde aufmerksam gemacht worden. Ein glücklicher Zufall sollte sie in eine andere Lage versetzen.

Die Familie kam auf ihren Wanderungen nach Frankreich und endlich auch nach Paris. Die beiden Schwestern durchzogen, wie gewöhnlich, die Straßen, sangen vor den Privat- und Kaffeehäusern und waren froh, wenn sie ihren Eltern Abends einige Sous in den Schooß legen konnten. Rachel ist schon zu etwas Anderem zu gebrauchen, als zum Geldsammeln; sie singt schon im Verein mit Sarah, und ihre Stimme ist die schönere von beiden, sie ist so glockenrein und seelenvoll, daß man sie in ihrem ärmlichen Kleide mit der unscheinbaren Nachtigall vergleichen könnte. Wer vorüberging, blieb stehen, auch der Gebildete hörte ihr gern zu, und Mancher mochte sich durch die schöne Naturgabe, welche hier verloren zu gehen schien, schmerzlich berührt fühlen. Niemand hatte sich jemals die Mühe gegeben, ihr Melodien beizubringen. Wo sie eine liebliche Weise hörte, da sog sie dieselbe in sich ein, wie der Kolibri den Saft der Rosenblüthen, und aus ihrer Kehle strömte sie nur verschönert, wieder hervor. Sie sang nie ohne zu fühlen; die Melodie trug ihre Begeisterung, wie der Zephyr den Duft der Nachtviole. Das Gefühl sprach aus ihrer Stimme, aus ihren Zügen, aus dem Feuer ihrer Augen. Sie war eine Priesterin der Harmonie, ohne es zu wissen. Das kleine schwarzäugige Judenkind wurde eine eben so beliebte, wie bekannte Erscheinung, und die Gaben flossen reichlicher als zuvor.

Es sollte jetzt ein Wendepunkt in ihrem Leben eintreten; die Perle des Genius sollte nicht im Schlamm der Straße verloren gehen. Eines Tages, als die Schwestern wie gewöhnlich zusammen auf der Gasse sangen, ging Etienne Choron, der berühmte Kapellmeister und Gründer des Pariser musikalischen Instituts unter der Restauration, vorbei. Staunend blieb er stehen, lauschte entzückt auf das glockenreine Kinderstimmchen, welches ihm eine in so zartem Alter und bei einem so armen Kinde unerklärliche Ausbildung, vor allen Dingen aber eine überreiche Naturanlage zu verrathen schien. Als das Stück zu Ende gesungen, trat die Kleine, dünn bekleidet und vor Kälte zitternd, auf ihn zu und streckt ihm, um einen Sous bittend, die Hand entgegen. Er knüpfte ein Gespräch mit ihr an, hörte zu seinem Erstaunen, daß Niemand sie jemals unterrichtet, streichelte ihr die Wangen, flüsterte: „Armes Kind, wie Dich friert!“ und als sie gestand, daß ihr hungrig sei, trat ihm sogar eine Feuchtigkeit in die Augen, welche unmöglich dem Schnee zugeschrieben werden konnte. Er hatte einen Schatz gefunden, und wollte keine Zeit verlieren, denselben in Sicherheit zu bringen. „Kind, ich will für Dich sorgen, willst Du mit mir gehen?“ — „Ja, Herr, aber darf ich dann auch singen?“ — „Gewiß, und die schönsten Lieder, die es im ganzen, herrlichen Reich der Töne giebt. Wer die Musik liebt, darf nicht hungern und nicht frieren; komm, gieb mir die Hand, Du sollst meine Tochter sein.“

Rachel folgte dem wunderlichen und doch so freundlichen Herrn mit pochendem Herzen. Sarah wurde zu den Eltern geschickt, um diesen das wunderbare Ereigniß mitzutheilen. Als sie hörten, wer der Beschützer ihres Töchterchens sei, zögerten sie nicht, ihre Einwilligung zu geben, und Rachel wurde die Schülerin Chorons. Er hatte sich nicht getäuscht, es steckte eine Sängerin ersten Ranges in ihr, dennoch aber konnte er sich nicht verhehlen, daß sie noch höhere Anlagen für das dramatische Fach verrathe. So übergab er sie Herrn Pagnon Saint Aulaire, welcher ein dramatisches Institut etablirt hatte, als Schülerin. Die vielen Täuschungen, welche dem originellen Enthusiasten Choron, diesem zweiten Kapellmeister Kreisler, zu Theil wurden, sind hinlänglich bekannt. Vor seinem Tode mußte er noch das Institut, welches er aufgebaut und in dem er mit so rastlosem Eifer gewirkt, von der Regierung aufgehoben sehen. Schade, daß er den Triumph seines kleinen Straßenjuwels nicht erleben konnte.

Bevor wir von der Rachel als Sängerin Abschied nehmen, müssen wir noch des letzten Abends erwähnen, an welchem sie, nachdem sie ein Jahrzehnt lang nur in der Tragödie gewirkt, als solche auftrat, eines Abends, welcher gewissermaßen eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangte und ihren Ruhm höher trug, als er je zuvor gewesen. Es war in den ewig denkwürdigen Februartagen des Jahres 1848. Der heilige Zorn, die reine Begeisterung, welche sich der ganzen Nation bemächtigt, hatte

auch ihren Einzug in das Herz der Künstlerin gehalten und sollte durch sie wieder mit der Wucht des Bergstroms auf die Pariser ausströmen. Als das personifizirte Frankreich, als die verkörperte Marseillaise trat sie vor das Volk hin, mit aufgelöstem Haar, im weißen Kleide, von der dreifarbigen Schärpe umschlungen, einfach, aber majestätisch, eine wahre Deesse de la liberte. Schweigend schaute sie durch die weiten Räume, und alle Gedanken, alle Gefühle, welche den Hochgesang der Freiheit in chaotischem Jubel durchwogen, spiegelten sich in ihren ausdrucksvollen Zügen ab: Trauer, Trotz, vernichtender Zorn, Triumph, eine Anbetung ohne Schranken für das höchste Gut der Menschheit. Und wie die ersten Töne über ihre Lippen drangen, da ergoß sich die Feuertaufe der Welterlösung über das athemlose Auditorium. Da flossen Thränen, wie sie nur dem Freiheitsjubel geweint werden; da bemächtigte sich der Gemüther ein Gefühl, für welches keine Sprache einen Namen weiß. Da regnete es Jupiterblitze auf die Häupter der Tyrannen, und Jedem wäre es eine Erleichterung gewesen, sich in das Feuer der Hölle zu stürzen. Die Zeit, welche seit jener Nacht Rouget de l'Isles vor dem Clavier, seit jenem Einzug der Marseiller Legion in die Straßen von Paris verflossen, war vergessen; es war wieder dasselbe tyrannenzerschmetternde Volk, welches sich den verschwornen Königen und den Verräthern des Vaterlandes entgegengewälzt. Und als sie beim letzten Vers niederkniete, betend zur heiligen Tricolore aufschaute und mit tief flehender Stimme das "Liberte, Liberte cherie, combats avec tes defenseurs!" sang, da kniete das ganze Publikum und brachte seine Huldigung der Gottheit dar, ueben der es keine zweite giebt.

War dieser Auftritt ein frevelhaftes Spiel mit dem Heiligsten? Gewiß nicht. Niemals hat eine Künstlerin würdiger dagestanden Die Kunst ist das Orakel der ewigen Wahrheit und Reinheit. Wäre sie nie als etwas Anderes betrachtet worden!

Die dramatische Carriere der Rachel ist kein Produkt des Augenblicks; nicht als halbreife Künstlerin wagte sie sich dem richtenden Publikum gegenüberzustellen. Weit von aller Selbstüberschätzung entfernt, stellte sie höhere Anforderungen an sich selbst, als der strengste Kunstrichter es hätte thun können. Als Schülerin Saint Aulaire's lag sie vier Jahre lang einem stillen, aber unablässigen Streben ob, studirte die tragischen Charakter in ihren feinsten Nuancirungen und suchte immer tiefer in das Wesen der Kunst hineinzudringen. Einst fand im Salle Moliere eine Vorstellung der Schüler Aulaire's statt, in welcher die Rachel als Hermione auftrat. Die Anwesenheit einiger Kunstkenner hatte zur Folge, daß sie, am 27. Oktober 1836, als Zögling des Conservatoriums aufgenommen wurde. Kurz darauf sah sie Poisson, Direktor des Gymnasiums, als Eriphile in Racine's „Iphigenie." Ihr Spiel nahm ihn so sehr für die junge Künstlerin ein, daß er sie nicht nur mit einem Gehalt von 3000 Francs fürs Gymnasium engagirte, sondern sogar ein eigenes Stück, die „Vendeene", für sie schreiben ließ. Aber weder das Stück, noch die Künstlerin, hatten einen bedeutenden Erfolg. Beide wurden von der Kritik nur obenhin behandelt. Es fehlte die vorbereitende Introduktion beim Publikum, welches ohne dieselbe einer neuen Größe nicht leicht seine Anerkennung zu Theil werden läßt. Sie fühlte, daß sie jetzt reif für die Bühne sei, und wendete sich um Beistand an Sampson, den Schriftsteller und Tragöden. Dieser war entzückt über ihr Organ, über ihre Talente, hielt sie der höchsten Leistungen für fähig; jedoch genügte ihm weder ihre Aussprache des Französischen, noch ihr äußerer Anstand, der, seiner Meinung nach, einer höhern Entwicklung bedurfte. Willig unterwarf sie sich seiner Leitung, und erst unter seiner Hand ging die wahre, vollendete Künstlerin hervor, welche nun schnell alle Schwierigkeiten vor sich schwinden sah.

Vedal engagirte sie für's Theatre Francois. Dort debütirte sie als Camille in „Horace" und riß das Publikum zur stürmischen Begeisterung hin. Von diesem Augenblick an war Jules Janin ihr Verehrer und verkündete im Journal des Debats ihren Ruhm aller Welt. Auch Veron, der Redakteur des Constitutionnel, war von ihrem Talent entzückt, die Künstlerin wurde mit Blumen überschüttet, alle Blätter dufteten fortan von dem ihr gestreuten Weihrauch. Mit verzeihlichem Triumph ging sie am nächsten Abend zum Tragöden Provost, welcher ihr kurz zuvor die Bitte um ein Engagement mit den Worten abgeschlagen hatte: „Verkaufen Sie lieber Bou-

quets an den Boulevards", hielt ihm einige der ihr zugeworfenen Blumensträußchen entgegen und fragte: „Wollen Sie kaufen?"

Seitdem ist die dramatische Carriere der Rachel eine Kette von Triumphen gewesen. Nicht nur Paris, sondern auch London, Petersburg und andere Hauptstädte hat sie entzückt, und aus dem armen Judenkinde, welches an der Straße frierend und hungernd um einen Sous bat, ist eine berühmte, steinreiche Künstlerin geworden. Während man manches Talent nur mit Trauer betrachten kann, ist dies bei der Rachel nicht der Fall. Sie hat nie ihr Talent gemißbraucht, nie die Bühne betreten, ohne die Kunst in ihrer edelsten Bedeutung aufzufassen. Corneille und Racine, vollständig von der französischen Bühne, ja fast aus dem Gedächtniß des Volks entschwunden, haben durch sie ihre Auferstehung gefeiert. Niemand vermochte vor ihr den etwas steifen Gestalten dieser Künstler das Feuer, die Wahrheit und das Leben einzuhauchen, welches den Anforderungen unseres Zeitalters entspricht. Die Rolle, in welcher sie besonders erellirt, ist die „Phädra", dieser unendlich tiefe, leidenschaftliche Charakter Racine's, der von einem finstern Verhängniß von Sünde zu Sünde, von Verirrung zu Verirrung getrieben wird und dennoch rein bleibt. Ihr Gebiet ist überhaupt die Leidenschaft; mildere Charakter sagen ihrer Natur weniger zu. Wie wir schon erwähnt, gewinnen die Gestalten Racine's und Corneille's erst durch sie Leben, während sie in den Händen anderer, wenn auch trefflicher Künstler steif und farblos bleiben. Deshalb haben die Mitspielenden, welche stets weiter ihr zurückstanden, eine undankbare Aufgabe; ihre Leistungen fallen neben denen des Einen Sterns in den Schatten; man sieht nur die Rachel und vergißt alles Andere darüber.

Auf ihrer Herreise hat die Künstlerin bekanntlich London berührt und ist dort an sechs Abenden aufgetreten. Ihr Erfolg war ein vollständiger; namentlich als Cornelja scheint sie die Engländer bis über die steifen Cravatten bezaubert zu haben. Wird es ihr auch hier gelingen? Viel wird von dem Fleiß abhängen, mit welchem hier zu Lande die französische Sprache studirt wird, denn der Zauber ihres Spiels beruht zum großen Theil auf der trefflichen Deklamation, auf dem Ausdruck, welchen sie den Schlagworten zu geben weiß, Nous verrons. Die Londoner Blätter freuen sich schon auf die Verlegenheit der wegen ihrer Sprachunkenntniß notorischen Amerikaner, welche, den Regeln der Fashion gemäß, bewundern sollen und denen diese Bewunderung trotz aller Anstrengung nicht recht gelingen will. Der unvergleichliche „Herald" versichert dagegen, französisch werde hier ganz allgemein gesprochen und Racine und Corneille seien jedem Yankee bekannt. Ohne Zweifel wird er uns dies durch seine Kritiken beweisen und in Citationen, welche überhaupt seine starke Seite sind, diesmal sich selbst übertreffen.

Wie einst als Straßensängerin, reist Fräulein Rachel auch jetzt noch in Begleitung ihrer Familie. Ihr Vater, ihr Bruder, sowie ihre Schwestern Leah, Sarah und Dinah sind mit ihr eingetroffen. Letztere, die Schwestern, werden ihr auch auf der Bühne zur Seite stehen. Ihr Bruder hat die Arrangements übernommen. Es macht einen erfreulichen Eindruck, die Familie, welche im Unglück zusammenhielt, auch im Glück nicht getrennt zu sehen. Die sie im Uebrigen begleitende Truppe besteht aus den Damen Briard, Durek und Latouche, den Herren Latouche, Beauvallet, Dieudonne, Randour, Belleveau und den Brüdern Cheri. Die Truppe soll die ihr gewöhnlich zur Seite stehende bei weitem übertreffen und hoffentlich wird auch ihr die verdiente Anerkennung zu Theil werden.

Krautmeier. Ne, das ist doch schändlich! Das hat ein Polizei-Commissär in Neapel einen Kaufmann, welcher auf eine Vorladung nicht erscheinen wollte, zu Tode prügeln lassen.

Appelmeier. Schändlich!

Krautmeier. Und das Infamste an dieser Geschichte ist, daß der Commissär für seinen Mord von der Regierung noch belobt und erhöht worden ist.

Appelmeier. So? Na die Republikaner werden ihm s. Z. auch ihren Lohn durch eine anderweitige Erhöhung zukommen lassen.

Der

Chevalier von Maison-Rouge.

(Fortsetzung.)

LII.

Fortsetzung des Vorhergehenden.

Diese ganze Scene war wie eine phantasmagorische Erscheinung vor Maurice vorübergegangen, der sich auf den Griff seines Säbels stützte, welcher ihn nie verließ; er sah einen nach dem andern seine Freunde in den Schlund fallen, welcher seine Opfer nicht zurückgibt, und dieses tödtliche Bild war so schlagend für ihn, daß er sich fragte, warum er, der Gefährte dieser Unglücklichen sich noch an den Rand des Abgrundes anklammere und sich nicht dem Schwindel überlasse, der ihn mit ihnen fortzog.

Während Lorin über das Geländer stieg, gewahrte er das düstere, spöttische Gesicht von Dirmer.

Als er sich neben Genevieve gesetzt hatte, neigte sich diese an sein Ohr und sagte.

„Oh! mein Gott! wissen Sie, daß Maurice da ist?"

„Wo denn?"

„Schauen Sie nicht sogleich; Ihr Blick könnte ihn ins Verderben stürzen."

„Seien Sie unbesorgt."

„Hinter uns, bei der Thüre. Welcher Schmerz für ihn, wenn wir verurtheilt sind."

Lorin schaute die junge Frau mit zartem Mitleid an.

„Wir werden es sein," sagte er, „ich beschwöre Sie, nicht daran zu zweifeln. Die Täuschung wäre zu grausam, wenn Sie die Unklugheit hätten, noch zu hoffen."

„Oh, mein Gott!" versetzte Genevieve, „der arme Freund, der nun allein auf der Erde bleiben wird!"

Lorin wandte sich gegen Maurice um und Genevieve, welche nicht wiederstehen konnte, warf ebenfalls einen raschen Blick auf den jungen Mann.

Maurice hatte die Augen auf sie gerichtet und drückte eine Hand auf sein Herz.

„Es gibt ein Mittel, Sie zu retten," sagte Lorin.

„Ein sicheres?" fragte Genevieve, deren Augen vor Freude funkelten.

„Oh! dafür stehe ich."

„Wenn Sie mich retten würden, Lorin, wie wollte ich Sie segnen!"

„Doch dieses Mittel . . ." versetzte der junge Mann.

Genevieve las ein Zögern in seinen Augen.

„Sie haben ihn also auch gesehen?" sagte sie.

„Ja, ich habe ihn gesehen. Wollen Sie gerettet sein, so steige er in den eisernen Stuhl, und Sie sind es."

Dirmer errieth ohne Zweifel an dem Ausdruck des Blickes von Lorin, welche Worte dieser sprach, denn er erbleichte Anfangs, doch bald nahm er wieder seine düstere Ruhe und sein höllisches Lächeln an.

„Es ist unmöglich," sagte Genevieve, „ich könnte ihn nicht mehr hassen."

„Sagen Sie, daß er Ihren Edelmuth kennt und Ihnen trotzt."

„Ohne Zweifel, denn er ist seiner, meiner, unserer Aller sicher."

„Genevieve! Genevieve! ich bin minder vollkommen als Sie; lassen Sie mich ihn fortreißen, und er sterbe."

„Nein, Lorin, ich beschwöre Sie, nichts gemein mit diesem Menschen, nicht ein-

mal den Tod; mir scheint, ich wäre Maurice ungetreu, wenn ich mit Dirmer sterben würde."

„Aber Sie werden nicht sterben."

„Könnte ich leben, wenn er todt wäre?"

„Ah!" sagte Lorin, „Maurice hat Recht, Sie zu lieben! Sie sind ein Engel, und das Vaterland der Engel ist im Himmel! Armer, theurer Maurice!"

Simon, der nicht hören konnte, was die Angeklagten sagten, verschlang indessen, in Ermangelung ihrer Worte, ihre Gesichter mit dem Blick.

„Bürger Gendarme," rief er, „verhindere doch die Verschwörer, ihre Complotte gegen die Republik sogar im Revolutionstribunale fortzusetzen."

„Gut," antwortete der Gendarme, „Du weißt wohl, Bürger Simon, daß man hier nicht mehr conspirirt, oder wenn man conspirirt, daß es nicht für lange Zeit geschieht. Sie plaudern, die Bürger, und da das Gesetz nicht verbietet, im Henkerskarren zu plaudern, warum sollte es das Plaudern im Tribunal verbieten?"

Dieser Gendarme war Gilbert, der, nachdem er die Gefangene erkannt, die er im Kerker der Königin gemacht hatte, mit seiner gewöhnlichen Redlichkeit die Theilnahme äußerte, welche er dem Muthe und der Ergebenheit zuzugestehen nicht umhin konnte.

Der Präsident hatte sich mit seinen Assessoren berathen; auf die Aufforderung von Fouquier-Tinville begann er seine Fragen.

„Angeklagter Lorin," fragte er, „welcher Art war Dein Verhältniß zu der Bürgerin Dirmer?"

„Welcher Art, Bürger Präsident?"

„Ja."

"L'amite la plus pure unissait nos de coeurs,
Elle m'aimait en frere et je l'aimais en soeur."*)

„Bürger Lorin," sagte Fouquier-Tinville, „Dein Reim ist schlecht."

„Warum?" fragte Lorin.

„Allerdings, es ist ein S zu viel."

„Schneide ab, Bürger Ankläger, schneide ab, das ist Dein Handwerk."

Das unempfindliche Gesicht von Fouquier-Tinville erbleichte leicht bei diesem furchtbaren Scherze.

„Mit welchem Auge sah der Bürger Dirmer die Verbindung eines Mannes, der ein Republikaner zu sein behauptete, mit seiner Frau an?" fragte der Präsident.

„Oh! was das betrifft ... ich kann es nicht sagen, denn ich kannte den Bürger Dirmer nicht, und bin vollkommen damit zufrieden."

„Aber Du sagst nicht, daß Dein Freund, der Bürger Maurice Lindey, zwischen Dir und der Angeklagten der Knoten dieser so reinen Freundschaft war," versetzte Fouquier-Tinville.

„Wenn ich es nicht sage," antwortete Lorin, „so ist dies der Fall, weil es mir schlimm vorkommt, es zu sagen und ich finde sogar, daß Sie ein Beispiel hätten an mir nehmen können."

„Die Bürger Geschworenen," sprach Fouquier-Tinville, „werden diese seltsame Verbindung zweier Republikaner mit einer Aristokratin und zwar in einem Augenblick, wo diese Aristokratin des schwärzesten Complottes überwiesen ist, das man je gegen die Nation angezettelt hat, würdigen."

„Wie hätte ich das Complott wissen sollen, von dem Du sprichst, Bürger Ankläger?" fragte Lorin, mehr empört als erschrocken über die Brutalität dieses Beweissatzes.

„Sie kannten diese Frau, Sie waren ihr Freund, sie nannte Sie ihren Bruder, Sie nannten sie Ihre Schwester und Sie kannten ihre Schritte nicht? Ist es denn

*) Die reinste Freundschaft vereinigte unsere Herzen, sie liebte mich als Bruder, ich liebte sie als Schwester.

Wir mußten oben den Vers in französischer Sprache wegen des unmittelbar darauf Folgenden wiederholen. Was hier erzählt wird, ist historisch.

möglich, wie Sie selbst gesagt haben," sprach der Präsident, „daß sie allein die Handlung, der sie angeschuldigt ist, verübt hat?"

„Sie hat sie nicht allein verübt," entgegnete Lorin, der sich der technischen Worte bediente, welche der Präsident gebraucht hatte, „sie hat es Ihnen gesagt, ich habe es Ihnen gesagt, und wiederhole es, daß sie von ihrem Gatten angetrieben worden ist."

„Wie kommt es denn, daß Du den Mann nicht kanntest, da der Mann mit der Frau vereinigt war?" fragte Fouquier-Tinville.

Lorin hatte nur das erste Verschwinden von Dirmer zu erzählen, Lorin hatte nur von der Liebe von Genevieve und Maurice zu sprechen, Lorin brauchte endlich nur bekannt zu machen, auf welche Art der Mann seine Frau entführt und in einem undurchdringlichen Schlupfwinkel verborgen hatte, um sich, die über der Sache schwebende Dunkelheit zerstreuend, von jeder Connivenz zu entlasten.

Doch zu diesem Behufe hätte er das Geheimniß seiner zwei Freunde verrathen, er hätte Genevieve vor fünf hundert Personen erröthen machen müssen. Lorin schüttelte den Kopf, als wollte er sich selbst nein sagen.

„Nun!" fragte der Präsident, „was werden Sie dem Bürger Ankläger antworten?"

„Daß seine Logik niederschmetternd ist," sprach Lorin, „und daß er mich von etwas überzeugt hat, was ich selbst nicht vermuthete."

„Von was?"

„Daß ich, wie es scheint, einer der abscheulichsten Verschwörer bin, die man je gesehen hat."

Diese Erklärung erregte eine allgemeine Heiterkeit. Die Geschworenen selbst konnten sich nicht bewältigen, so sehr hatte dieser junge Mann seine Worte mit der ihnen gebührenden Betonung gesprochen.

Fouquier fühlte den ganzen Spott, und da er in seiner unermüdlichen Beharrlichkeit dahin gelangt war, daß er alle Geheimnisse der Angeklagten eben so gut kannte, als die Angeklagten selbst, so vermochte er sich gegen Lorin eines Gefühles mitleidiger Bewunderung nicht zu erwehren.

„Nun," sagte er, „Bürger Lorin, sprich, vertheidige Dich. Das Tribunal wird Dich anhören, denn es kennt Deine Vergangenheit, und Deine Vergangenheit ist die eines braven Republikaners."

Simon wollte sprechen; der Präsident hieß ihn durch ein Zeichen schweigen.

„Sprich, Bürger Lorin, wir hören Dich," sagte er.

Lorin schüttelte abermals den Kopf.

„Dieses Stillschweigen ist ein Geständniß," fuhr der Präsident fort.

„Nein," erwiederte Lorin, „dieses Stillschweigen ist Stillschweigen und nichts Anderes."

„Noch einmal, willst Du sprechen?" fragte Fouquier-Tinville.

Lorin wandte sich gegen die Zuhörer um, in der Absicht, Maurice mit den Augen zu fragen, was er zu thun hätte.

Maurice machte Lorin kein Zeichen, zu sprechen, und er schwieg.

Dies hieß sich selbst verurtheilen.

Was nun folgte, war rasch geschehen.

Fouquier faßte seine Anklage zusammen, der Präsident faßte die Debatte zusammen; die Geschworenen schritten zur Abstimmung und sprachen das Schuldig gegen Lorin und Genevieve aus.

Der Präsident verurtheilte Beide zur Todesstrafe.

Die Glocke des Palastes schlug zwei Uhr.

Der Präsident brauchte gerade so viel Zeit, um die Verurtheilung auszusprechen, als die Uhr, um zu schlagen.

Maurice hörte diese zwei sich mit einander vermischenden Geräusche. Als die doppelte Vibrirung der Stimme und der Glocke erloschen war, waren auch seine Kräfte erschöpft.

Die Gendarmen führten Genevieve und Lorin, der ihr den Arm geboten, weg.

Beide grüßten Maurice auf eine sehr verschiedene Weise; Lorin lächelte, Geneviève sandte ihm, bleich und wankend, einen letzten Kuß auf ihren mit Thränen benetzten Fingern zu.

Sie hatte bis zum äußersten Augenblick die Hoffnung, zu leben, bewahrt, und sie beweinte nicht ihr Leben, sondern ihre Liebe, welche mit ihrem Leben erlöschen sollte.

Halb wahnsinnig, erwiederte Maurice das Lebewohl seiner Freunde nicht; er erhob sich, bleich, verwirrt von der Bank, auf die er gesunken. Seine Freunde waren verschwunden.

Er fühlte, daß nur noch Eines in ihm lebte: der Haß, der ihm das Herz zerfraß.

Er warf einen letzten Blick umher und erkannte Dirmer, der mit andern Zuschauern wegging und sich bückte, um unter der gewölbten Thüre des Ganges durchzugehen.

Mit der Raschheit der Feder, die sich abspannt, sprang Maurice von Bank zu Bank und gelangte zu derselben Thüre.

Dirmer war schon außerhalb; er ging in der Dunkelheit durch den Corridor hinab.

Maurice folgte ihm.

In dem Augenblick, wo Dirmer mit dem Fuße die Platten des großen Saales berührte Maurice mit der Hand die Schulter von Dirmer.

LIII.

Das Duell.

In jener Zeit war es stets etwas Ernstes, wenn man seine Schulter berührt fühlte.

Dirmer wandte sich um und erkannte Maurice.

„Ah! guten Morgen, Bürger Republikaner," sagte Dirmer, ohne eine andere Bewegung zu offenbaren, als ein unmerkliches Zittern, das er sogleich bewältigte.

„Guten Morgen, feiger Bürger," erwiederte Maurice; „nicht wahr, Sie erwarteten mich?"

„Das heißt, ich erwartete Sie nicht mehr, im Gegentheil," antwortete Dirmer.

„Warum?"

„Weil ich Sie früher erwartete."

„Ich komme noch zu früh für Dich, Mörder!" fügte Maurice mit einer Stimme, oder vielmehr mit einem furchtbaren Gemurmel bei, denn es war das Tosen des in seinem Herzen angehäuften Sturmes, wie sein Blick der Blitz desselben war.

„Sie schleudern mir Feuer in die Augen, Bürger," versetzte Dirmer, „man wird uns erkennen und uns folgen."

„Ja, und Du befürchtest Deine Verhaftung, nicht wahr, Du befürchtest, auf das Schaffot geführt zu werden, wohin Du Andere schickst? Man verhafte uns, desto besser, denn mir scheint, es fehlt heute ein Schuldiger der nationalen Gerechtigkeit."

„Wie ein Name auf der Liste der Leute von Ehre fehlt, nicht wahr? seitdem der Ihrige darauf verschwunden ist."

„Es ist gut, ich hoffe, wir werden von Allem dem wieder sprechen; doch mittlerweile haben Sie sich gerächt, elend an einer Frau gerächt. Warum, da Sie mich irgendwo erwarten, erwarteten Sie mich nicht bei mir am Tage, wo Sie mir Geneviève stahlen?"

„Ich glaubte, Sie wären der erste Dieb."

„Stille, keinen Witz, mein Herr, ich habe nie solchen bei Ihnen gekannt; keine Worte, ich weiß, daß Sie stärker im Handeln als im Wort sind, hievon zeugt der Tag, wo Sie mich ermorden wollten; an diesem Tag sprach Ihre Natur."

„Und ich habe mir mehr als einmal einen Vorwurf gemacht, daß ich nicht auf sie hörte," antwortete Dirmer ruhig.

„Nun wohl!" sagte Maurice, auf seinen Säbel klopfend, „ich biete Ihnen eine Genugthuung an."

„Morgen, wenn Sie wollen, heute nicht."

„Warum morgen?“

„Oder diesen Abend.“

„Warum nicht auf der Stelle?“

„Weil ich noch bis fünf Uhr zu thun habe.“

„Abermals ein abscheulicher Plan,“ sagte Maurice, „abermals ein Hinterhalt.“

„Ah! ah! Herr Maurice, Sie sind in der That sehr wenig dankbar. Wie! sechs Monate lang ließ ich Sie den zärtlichen Liebhaber bei meiner Frau spielen; sechs Monate lang ehrte ich Ihre Rendezvous, ließ ich Ihr Lächeln hingehen. Gestehen Sie, nie ist ein Mensch weniger Tiger gewesen als ich.“

„Du glaubtest nämlich, ich könnte Dir nützlich sein und schontest mich.“

„Allerdings!“ antwortete ruhig Dirmer, der sich in demselben Grade beherrschte, in welchem Maurice sich erhitzte. „Allerdings, während Sie Ihre Republik verriethen und sie für einen Blick meiner Frau an mich verkauften; während Ihr Euch entehrtet, Sie durch Ihren Verrath, meine Frau durch ihre ehebrecherische Liebe, war ich der Weise, der Held. Ich wartete und triumphirte.“

„Abscheulich!“ versetzte Maurice.

„Ja, nicht wahr, Sie würdigen Ihr Benehmen, mein Herr? Es ist abscheulich, es ist schändlich!“

„Sie täuschen sich, mein Herr; das Benehmen, das Sie abscheulich und schändlich nennen, ist das des Mannes, dem die Ehre einer Frau anvertraut worden war der sie rein und unbefleckt zu erhalten geschworen hatte, und der, statt seinen Schwur zu halten, aus ihrer Schönheit eine schmähliche Lockspeise machte, mit der er das schwache Herz fing. Es war vor Allem Ihre heilige Pflicht, diese Frau zu beschützen, mein Herr, und statt sie zu beschützen, haben Sie dieselbe verkauft.“

„Was ich zu thun hatte, mein Herr, will ich Ihnen sagen,“ erwiederte Dirmer; „ich hatte meinen Freund zu retten, der mit mir eine heilige Sache unterstützte. Wie ich meine Habe dieser Sache opferte, so opferte ich auch meine Ehre. Mich selbst vergaß ich gänzlich, stellte ich völlig in den Hintergrund. Ich dachte erst zuletzt an mich. Nun, kein Freund mehr: mein Freund starb erdolcht; nun, keine Königin mehr: meine Königin starb auf dem Schaffot; nun, hören Sie wohl, nun denke ich an meine Rache.“

„Sagen Sie an Ihren Mord.“

„Man ermordet eine Ehebrecherin nicht, wenn man sie niederstoßt, man bestraft sie.“

„Dieser Ehebruch, Sie haben ihn ihr auferlegt, er war folglich gesetzlich.“

„Sie meinen?“ versetzte Dirmer mit einem finsteren Lächeln. „Fragen Sie ihre Gewissensbisse, ob sie gesetzlich zu handeln glaubt.“

„Derjenige, welcher straft, schlägt am hellen Tag; Du strafst nicht, da Du fliehst, während Du schlägst, da Du Dich verbirgst, während Du ihren Kopf der Guillotine zuwirfst.“

„Ich fliehe! ich verberge mich! wo siehst Du dies, Du armes Gehirn?“ fragte Dirmer; „heißt es sich verbergen, ihrer Verurtheilung beiwohnen? heißt es fliehen, bis in den Todtensaal gehen, um ihr ein letztes Fahrewohl zuzuwerfen?“

„Du willst sie wiedersehen?“ rief Maurice, „Du willst ihr Fahrewohl sagen?“

„Stille doch,“ antwortete Dirmer die Achseln zuckend, „Du bist offenbar in der Rache nicht erfahren, Bürger Maurice. Du würdest also an meiner Stelle damit zufrieden sein, daß Du die Ereignisse ihrer Gewalt allein, die Umstände ihrem Zuge allein überließest? Ich wäre also zum Beispiel mit der Ehebrecherin, die den Tod verdient, in dem Augenblick, wo ich sie mit dem Tode bestraft, quitt, oder vielmehr, sie wäre quitt mit mir? Nein, Bürger Maurice, ich habe etwas Besseres gefunden, als das; ich habe ein Mittel gefunden, dieser Frau alles Schlimme zuzufügen, das sie mir zugefügt. Sie liebt Dich, und wird fern von Dir sterben; sie haßt mich, und wird mich wiedersehen. Halt,“ fügte er bei, indem er ein Portefeuille aus seiner Tasche zog; „siehst Du dieses Portefeuille? Es enthält eine von dem Greffier des Palastes unterzeichnete Karte. Mit dieser Karte kann ich zu den Verurtheilten dringen; nun wohl! ich werde bis zu Genevieve dringen und sie eine Ehebrecherin nennen; ich werde ihre Haare unter der Hand des Henkers fallen sehen,

und während ihre Haare fallen, hört sie meine Stimme wiederholen: Ehebrecherin! Ich werde sie bis zum Henkerskarren begleiten, und wenn sie den Fuß auf das Schaffot setzt, ist das letzte Wort, das sie hören wird: Ehebrecherin!"

„Nimm Dich in Acht, sie wird nicht den Muth haben, so viele Schändlichkeiten zu ertragen, sie wird Dich anzeigen."

„Gut," sagte Dirmer, „sie haßt mich zu sehr hiefür; wenn sie mich hätte anzeigen sollen, so hätte sie es gethan, als es ihr Dein Freund ganz leise rieth; da sie mich nicht angezeigt hat, um ihr Leben zu retten, so wird sie mich auch nicht anzeigen, um mit mir zu sterben; denn sie weiß wohl, daß wenn sie mich anzeigte, ich ihre Hinrichtung um einen Tag verzögern würde; sie weiß wohl, daß ich, wenn sie mich anzeigte, mit ihr nicht nur bis unten an die Stufen des Palastes, sondern bis zum Schaffot ginge; denn sie weiß wohl, daß ich, statt sie am Fuße des Schemmels zu verlassen, mit ihr den Henkerskarren bestiege; denn sie weiß wohl, daß ich ihr den ganzen Weg entlang das Wort: Ehebrecherin! wiederholen würde, welches ich auf dem Schaffot unablässig zu ihr spräche, und daß in dem Augenblick, wo sie in die Ewigkeit fiele, die furchtbare Anklage mit ihr dahin fallen würde."

Dirmer war gräßlich in Zorn und Haß; seine Hand hatte die Hand von Maurice ergriffen und schüttelte sie mit einer Kraft, die der junge Mann nicht kannte, an welchem eine entgegengesetzte Wirkung vorging. Je mehr sich Dirmer exaltirte, desto mehr beruhigte sich Maurice.

„Höre," sagte der junge Mann, „bei dieser Rache fehlt Eines."

„Was?"

„Daß Du, aus dem Tribuale weggehend, zu ihr sagen könntest: „„Ich habe Deinen Geliebten getroffen und ihn getödtet.""

„Im Gegentheil, ich will ihr lieber sagen, Du lebest und werdest den ganzen Rest Deines Lebens durch das Schauspiel ihres Todes leiden."

„Du wirst mich dennoch tödten," sprach Maurice, und er schaute umher und fügte bei, als er sah, daß er ungefähr Herr der Stellung war: „oder ich tödte Dich."

Bleich vor Aufregung, exaltirt durch den Zorn, eine doppelte Kraft durch den Zwang in sich fühlend, den er sich auferlegt hatte, um Dirmer seinen furchtbaren Plan bis zum Ende entrollen zu hören, packte Maurice diesen bei der Gargel und zog ihn an sich, während er rückwärts gegen eine Treppe ging, welche an den Rand des Flusses führte.

Bei der Berührung dieser Hand fühlte Dirmer ebenfalls den Haß in seinem Innern wie eine Lava steigen.

„Es ist gut," sagte er, „Du brauchst mich nicht mit Gewalt fortzuziehen, ich gehe."

„Komm, Du bist bewaffnet."

„Ich folge Dir."

„Nein, schreite voran, doch ich sage Dir zum Voraus, bei dem geringsten Zeichen, bei der geringsten Geberde spalte ich Dir den Schädel mit einem Säbelhiebe."

„Oh! Du weißt wohl, daß ich keine Furcht habe," versetzte Dirmer mit jenem Lächeln, das die Blässe seiner Lippen so schrecklich machte.

„Furcht vor meinem Säbel, nein," murmelte Maurice, „doch Furcht, Deine Rache zu verlieren, und dennoch," fügte er bei, „nun, da wir uns von Angesicht zu Angesicht gegenüber stehen, kannst Du ihr Fahrewohl sagen."

Sie waren in der That an den Rand des Wassers gelangt, und hätte ihnen der Blick auch dahin, wo sie waren, folgen können, so wäre doch Niemand im Stande gewesen, zeitig genug zu ihnen zu gelangen, um das Duell zu verhindern.

Ueberdies verzehrte ein gleicher Zorn diese beiden Männer.

Während sie sprachen, waren sie die kleine Treppe hinabgestiegen, welche auf den Place du Palais führt, und hatten den beinahe verlassenen Quai erreicht; denn da die Verurtheilungen noch fortdauerten, insofern es kaum zwei Uhr Nachmittags war, so drängte sich die Menge immer noch in dem Gerichtssaale, in den Corridors und in den Höfen, und Dirmer schien ebenso sehr Durst nach dem Blute von Maurice zu haben, als Maurice Durst nach dem Blute von Dirmer hatte. Sie drangen sodann unter eines der Gewölbe, welche von den Kerkern der Conciergerie nach dem Flusse

führen ... heut zu Tage verpestete Dohlen, die aber, einst blutig, mehr als einma Leichname fern aus den Dublietten wegtrieben.

Maurice stellte sich zwischen das Wasser und Dirmer.

„Ich glaube offenbar, daß ich Dich tödten werde, Maurice," sagte Dirmer, „Du zitterst zu sehr."

„Und ich, Dirmer," versetzte Maurice, indem er den Säbel in die Hand nahm und ihm sorgfältig jeden Rückzug abschnitt, „ich glaube im Gegentheil, daß ich Dich tödten und, nachdem ich Dich getödtet, aus Deinem Portefeuille die Einlaßkarte des Greffier vom Palaste nehmen werde. Oh! Du magst immerhin Deinen Rock zuknöpfen, mein Säbel wird ihn öffnen, dafür stehe ich Dir, und wäre er von Erz wie die Panzer des Alterthums."

„Dieses Papier wirst Du nehmen?" brüllte Dirmer.

„Ja, ich werde mich dieses Papieres bedienen; ich werde mit diesem Papier zu Genevieve gelangen; ich werde mich zu ihr auf den Henkerskarren setzen; ich werde ihr, so lange sie lebt, in das Ohr flüstern: Ich liebe Dich, und wenn ihr Kopf fällt: Ich liebte Dich!"

Dirmer machte mit der linken Hand eine Bewegung, um das Papier zu ergreifen und es mit dem Portefeuille in den Fluß zu schleudern. Doch schnell wie der Blitz, schneidend wie ein Beil, fuhr der Säbel von Maurice auf diese Hand nieder und trennte sie beinahe gänzlich vom Faustgelenke.

Der Verwundete stieß einen Schrei aus, schüttelte seine verstümmelte Hand und fiel aus.

Dann begann unter diesem einsamen, finsteren Gewölbe ein furchtbarer Kampf; die zwei Männer, welche in einem so engen Raum eingeschlossen waren, daß die Hiebe beinahe nicht von der Linie des Körpers abweichen konnten, glitschten auf den feuchten Platten aus und hielten sich nur mit Mühe an den Wänden der Dohle; die Angriffe vervielfältigten sich in Folge der Ungeduld der Kämpfenden.

Dirmer fühlte sein Blut fließen und begriff, daß seine Kräfte mit seinem Blute entschwinden würden er bedrängte Maurice mit einer solchen Heftigkeit, daß dieser einen Schritt rückwärts zu machen genöthigt war. Während er auswich, glitschte sein linker Fuß und der Säbel seines Feindes verletzte seine Brust. Doch mit einer Bewegung rasch wie der Gedanke hob er obgleich knieend, die Klinge mit seiner linken Hand in die Höhe und streckte die Spitze Dirmer entgegen, der, fortgerissen durch seinen Zorn, fortgerissen durch seine Bewegung auf einem abhängigen Boden, auf seinen Säbel fiel und sich selbst in das Eisen rannte.

Man hörte einen furchtbaren Fluch: dann rollten die zwei Körper bis vor das Gewölbe hinaus.

Ein Einziger erhob sich wieder; dies war Maurice, Maurice mit Blute bedeckt, aber mit dem Blute seines Feindes.

Er zog seinen Säbel an sich, und indeß er ihn zurückzog, schien er den Rest des Lebens, das noch mit einem nervigen Zittern die Glieder von Dirmer bewegte, vollends auszusaugen.

Nachdem er sich völlig überzeugt hatte, daß sein Gegner todt war, neigte er sich über den Leichnam, öffnete den Rock des Todten, nahm das Portefeuille und entfernte sich rasch.

Als er einen Blick auf sich warf, sah er, daß er nicht vier Schritte in der Straße machen würde, ohne verhaftet zu werden: er war mit Blut bedeckt.

Er näherte sich dem Rande des Wassers, neigte sich gegen den Fluß hinab und wusch seine Hände und seine Kleider.

Dann stieg er rasch, nachdem er zum letzten Male nach dem Gewölbe zurückgeschaut, wieder die Treppe hinauf.

Ein rother, rauchender Faden kam aus dem Gewölbe hervor und schlängelte sich gegen den Fluß fort.

Beim Palaste angelangt, öffnete er die vom Greffier unterzeichnete Einlaßkarte.

„Ich danke, gerechter Gott!" murmelte er und stieg die Stufen hinauf, welche in den Todtensaal führten.

Es schlug drei Uhr.

LIV.

Der Todtensaal.

Man erinnert sich, daß der Greffier des Palastes Dirmer seine Gefangenregister geöffnet und mit diesem eine Verbindung unterhalten hatte, welche durch die Anwesenheit der Frau Greffier sehr angenehm geworden war.

Dieser Mann wurde, wie man sich wohl denken kann, von furchtbarem Schrecken erfaßt, als das Complott von Dirmer an den Tag kam.

Es handelte sich für ihn in der That um nichts Geringeres, als daß er für einen Genossen seines falschen Collegen gehalten und mit Genevieve zum Tode verurtheilt werden konnte.

Fouquier-Tinville rief ihn vor sich.

Man begreift, wie sehr sich der arme Mann anstrengte, um seine Unschuld in den Augen des öffentlichen Anklägers darzuthun; es gelang ihm durch die Geständnisse von Genevieve, welche seine Unwissenheit in Beziehung auf die Pläne ihres Gatten bewiesen. Es gelang ihm durch die Flucht von Dirmer; es gelang ihm besonders durch das Interesse von Fouquier-Tinville, der seine Verwaltung rein von jedem Flecken erhalten wollte.

„Bürger," sagte der Greffier, indem er sich ihm zu Füßen warf, „verzeihe mir, ich habe mich täuschen lassen."

„Bürger," antwortete der öffentliche Ankläger, „ein Beamter der Nation, der sich in Zeiten, wie diese sind, täuschen läßt, verdient guillotinirt zu werden."

„Aber man kann dumm sein, Bürger," versetzte der Greffier, der Foubuier-Tinville um das Leben gern Monseigneur genannt hätte.

„Dumm oder nicht dumm," entgegnete der strenge Ankläger, „Niemand darf sich in seiner Liebe für die Republik einschläfern lassen. Die Gänse des Capitols waren auch dumm, und dennoch erwachten sie, um Rom zu retten."

Der Greffier hatte auf ein solches Argument nichts zu erwiedern; er seufzte und wartete.

„Ich verzeihe Dir," sagte Fouquier. „Ich werde Dich sogar vertheidigen, denn es soll sich nicht einmal ein Verdacht gegen einen meiner Angestellten erheben; doch erinnere Dich, daß Du bei dem geringsten Wort, das mir zu Ohren kommt, bei der geringsten Erinnerung an diese Angelegenheit ein anderes Verfahren zu erwarten hast."

Es bedarf kaum der Erwähnung, mit welchem Eifer und mit welcher Sorgfalt der Greffier die Zeitungen aufsuchte, welche stets eiligst bemüht sind, zu sagen, was sie wissen, und zuweilen auch das, was sie nicht wissen, und müßten sie den Kopf von zehn Menschen fallen machen.

Er suchte Dirmer überall, um ihm Stillschweigen anzuempfehlen, doch Dirmer hatte natürlich seine Wohnung verändert, und er konnte ihn nicht auffinden.

Genevieve wurde auf den Stuhl der Angeklagten geführt, doch sie hatte schon im Verhör erklärt, weder sie, noch ihr Gatte hätten einen Genossen.

Wie dankte er auch der jungen Frau mit den Augen, als sie an ihm vorüberkam, um sich nach dem Tribunal zu begeben.

Doch als sie an ihm vorübergegangen und er einen Augenblick in die Kanzlei zurückgekehrt war, um Akten zu holen, die der Bürger Fouquier-Tinville von ihm forderte, sah er plötzlich Dirmer erscheinen, der mit ruhigem Schritte auf ihn zukam.

Diese Erscheinung versteinerte ihn.

„Oh!" machte er, als ob er ein Gespenst erblickt hätte.

„Erkennst Du mich nicht?" fragte ihn Dirmer.

„Doch, Du bist der Bürger Durand oder vielmehr der Bürger Dirmer."

„So ist es."

„Doch Du bist todt, Bürger?"

„Noch nicht, wie Du siehst."

„Ich will sagen, man wird Dich verhaften."

„Wer soll mich verhaften? Niemand kennt mich."

(Fortsetzung folgt.)

LIV.

Der Todtensaal. [Schluß.]

„Aber ich kenne Dich und habe nur ein Wort zu sagen, um Dich guillotiniren zu lassen.“

„Und ich habe nur zwei zu sagen, daß man Dich mit mir guillotinirt.“

„Das ist abscheulich, was Du da sprichst.“

„Nein, es ist logisch.“

„Aber was willst Du denn? Laß hören, sprich! beeile Dich, denn je weniger lange wir mit einander reden, desto weniger laufen wir Beide Gefahr.“

„Höre. Meine Frau wird verurtheilt werden, nicht wahr!“

„Ich befürchte es sehr! arme Frau!“

„Nun wohl, ich wünsche sie zum letzten Male zu sehen, um von ihr Abschied zu nehmen.“

„Wo dies?“

„Im Todtensaale.“

„Du wirst es wagen, hineinzugehen?“

„Warum nicht?“

„Oh!“ machte der Greffier wie ein Mensch, den schon bei einem solchen Gedanken eine Gänsehaut überläuft.

„Es muß ein Mittel hiezu geben,“ fuhr Dirmer fort.

„Um in den Todtensaal zu kommen?“ ja, allerdings.“

„Welches?“

„Man muß sich eine Karte verschaffen.“

„Und wo verschafft man sich diese Karten?“

Der Greffier erbleichte furchtbar und stammelte:

„Wo man sich die Karten verschaffe, fragen Sie?“

„Ich frage, wo man sie sich verschaffe,“ antwortete Dirmer, „ich denke, das ist klar ...“

„Man verschafft sie sich ... hier.“

„Ah, wirklich! wer unterzeichnet sie gewöhnlich?“

„Der Greffier.“

„Aber der Greffier, das bist Du?“

„Allerdings bin ich es.“

„Ah! wie sich das gut trifft,“ versetzte Dirmer, während er sich auf einen Stuhl niederließ, „Du wirst mir eine Karte unterzeichnen.“

Der Greffier machte einen Sprung.

„Du verlangst meinen Kopf, Bürger,“ sagte er.

„Ei, nein! ich verlange nur ganz einfach eine Karte.“

„Ich werde Dich verhaften lassen, Unglücklicher!“ rief der Greffier, seine ganze Energie zusammenraffend.

„Thue es,“ erwiederte Dirmer; „doch in demselben Augenblick zeige ich Dich als meinen Mitschuldigen an, und statt mich allein in den berüchtigten Saal gehen zu lassen, wirst Du mich dahin begleiten.“

Der Greffier erbleichte.

„Ah! Verruchter!“ sagte er.

„Dabei gibt es keinen Verruchten,“ versetzte Dirmer; „ich muß mit meiner Frau sprechen und verlange eine Karte von Dir, um zu ihr zu gelangen.“

„Ist es denn so nothwendig, daß Du mit ihr sprichst?“

„Es scheint, da ich meinen Kopf wage, um dies zu erreichen.“

Dieser Grund kam dem Greffier sehr triftig vor. Dirmer sah, daß er erschüttert war, und fuhr fort:

„Vorwärts, beruhige Dich, man wird nichts erfahren, was Teufels! es müssen sich öfters Fälle zeigen, wie der, in welchem ich mich befinde.“

„Das kommt selten vor. Die Concurrenz ist nicht groß. Wir wollen sehen, ob wir das nicht auf eine andere Weise ordnen können.“

„Wenn es sich thun läßt, so ist es mir ganz lieb.“

„Es läßt sich außerordentlich leicht thun. Gehe durch die Thüre der Verurtheilten hinein, bei dieser Thüre braucht man keine Karte. Und wenn Du dann Deine Frau gesprochen hast, rufst Du mich und ich lasse Dich wieder heraus."

„Nicht übel, nur gibt es eine Geschichte, die man sich in der Stadt erzählt."

„Welche?"

„Die Geschichte eines armen Buckeligen, der die Thüre verwechselte und im Glauben, er trete in die Archive ein, in den Saal kam, von dem wir sprechen. Da er nun durch die Thüre der Verurtheilten eingetreten war, statt durch die große Pforte einzutreten, da er keine Karte hatte, um seine Identität nachzuweisen, so wollte man ihn nicht mehr hinauslassen. Man behauptete gegen ihn, insofern er durch die Thüre der Verurtheilten eingetreten, sei er ein Verurtheilter wie die Andern. Er mochte immerhin protestiren, schwören, appelliren, Niemand glaubte ihm, Niemand kam ihm zu Hülfe, Niemand ließ ihn hinaus, so daß der Nachrichter, trotz seiner Betheurungen, seiner Einwendungen, seiner Schwüre, seines Geschreis, ihm zuerst die Haare und dann den Hals abschnitt. Ist die Anekdote wahr, Bürger Greffier? Du mußt es besser wissen als irgend Jemand."

„Ach! ja, sie ist wahr," sprach der Greffier, am ganzen Leibe zitternd.

„Nun wohl, Du siehst also, daß ich bei solchen Vorgängen ein Narr wäre, wenn ich in ein solches Mörderneſt ohne eine Karte eintreten würde."

„Aber ich sage Dir, daß ich da bin!"

„Und wenn man Dich ruft? wenn Du anderswo beschäftigt bist? wenn Du vergissest (Dirmer legte einen unbarmherzigen Nachdruck auf das letzte Wort), wenn Du vergissest, daß ich da bin?"

„Aber da ich Dir verspreche ..."

„Nein; überdies würde Dich das gefährden; man würde Dich mit mir reden sehen, und dann sagt es mir überhaupt nicht zu. Eine Karte ist mir lieber."

„Unmöglich."

„Dann werde ich sprechen, und wir machen mit einander einen Gang nach dem Revolutionsplatze."

Betäubt, verwirrt, halb todt, unterzeichnete der Greffier eine Einlaßkarte für einen Bürger. Dirmer warf sich darauf und ging hastig weg, um im Gerichtssaale den Platz einzunehmen, wo wir ihn gesehen. Das Uebrige weiß man.

Von diesem Augenblick setzte sich der Greffier, um die Beschuldigung irgend einer Connivenz zu vermeiden, neben Fouquier-Tinville und überließ die Direction seiner Kanzlei seinem ersten Commis. Um drei Uhr zehn Minuten durchschritt Maurice, mit der Karte versehen, eine Hecke von Schließern und Gendarmen und gelangte ohne Hinderniß zu der unseligen Thüre. Wenn wir sagen unselig, so übertreiben wir, denn es gab zwei Thüren; die große Thüre, durch welche die mit Karten Versehenen aus und eingingen, und die Thüre der Verurtheilten, durch welche die Menschen eintraten, die nur wieder herauskommen sollten, um nach dem Schaffot zu marschiren.

Die Stube, in welche Maurice gelangte, war in zwei Gelasse getheilt. In einem von diesen Gelassen saßen die Beamten, deren Geschäft es war, die Namen der Ankommenden einzuregistriren; in das andere nur mit ein paar hölzernen Bänken ausgestattete Gelaß brachte man diejenigen, welche man verhaftet, und diejenigen, welche man verurtheilt hatte, was ungefähr dasselbe war. Der Saal war düster und nur durch die Scheiben eines Verschlages, der zwischen diesem und der Kanzlei stand, beleuchtet. Eine weiß gekleidete, halb ohnmächtige Frau lag in einer Ecke an die Wand angelehnt.

Ein großer Schrank erhob sich an der der Glasthüre entgegengesetzten Wand.

Ein Gefangener öffnete ihn aus Neugierde und wich voll Grauen zurück.

Der Schrank enthielt die blutigen Kleider der am Tage zuvor Hingerichteten, und lange Haarflechten hingen da und dort herab; dies waren die Trinkgelder des Henkers, der sie an die Verwandten verkaufte, wenn ihn nicht die Behörde beauftragte, die theuren Reliquien zu verbrennen.

Bebend, außer sich, hatte Maurice kaum die Thüre geöffnet, als er dieses ganze Gemälde mit einem Blick überschaute.

Er machte drei Schritte im Saal und fiel zu den Füßen von Genevieve nieder

Die arme Frau stieß einen Schrei aus, den Maurice mit seinen Lippen erstickte.

Lorin schloß weinend seinen Freund in seine Arme, es waren dies die ersten Thränen, die er vergessen.

Die drei Freunde blieben einen Augenblick in einer stummen, glühenden, beinahe feindigen Umarmung vereinigt.

Lorin machte sich zuerst von der schmerzlichen Gruppe los.

„Du bist auch verurtheilt?" sagte er zu Maurice.

„Ja," antwortete dieser.

„Oh, Glück!" flüsterte Genevieve.

Die Freude von Leuten, welche nur noch eine Stunde zu leben haben, kann nicht einmal so lange dauern, als ihr Leben.

Nachdem Maurice Genevieve mit jener glühenden tiefen Liebe, die er für sie im Herzen trug, angeschaut, nachdem er ihr für das zugleich sehnsüchtige und zärtliche Wort, welches ihr entschlüpft, gedankt hatte, wandte er sich gegen Lorin um und sagte, während er zugleich in seine Hand die beiden Hände von Genevieve nahm:

„Nun laß uns mit einander reden."

„Ah! ja, reden wir," erwiederte Lorin; „doch wenn uns nur auch Zeit bleibt. Was willst Du mir sagen, sprich?"

„Du bist meinetwegen verhaftet, ihretwegen verurtheilt worden, während Du nichts gegen die Gesetze begangen hast; da Genevieve und ich unsere Schuld bezahlen, so geziemt es sich nicht, daß man Dich zu gleicher Zeit mit uns bezahlen läßt."

„Ich begreife Dich nicht."

„Lorin, Du bist frei."

„Frei, ich! Du bist verrückt."

„Nein, ich bin nicht verrückt und wiederhole Dir, daß Du frei bist; hier ist eine Durchlaßkarte. Man wird Dich fragen, wer Du seist: Du bist ein Beamter in der Kanzlei der Carmes, Du bist gekommen, um mit dem Bürger Greffier des Palastes zu sprechen; Du hast ihn aus Neugierde um eine Karte gebeten, um die Verurtheilten zu sehen; Du hast sie gesehen, Du bist befriedigt und gehst."

"Nicht wahr, das ist ein Scherz?"

„Nein, lieber Freund, hier ist die Karte, benütze den Vortheil. Du liebst nicht; Du hast nicht nöthig, zu sterben, um einige Minuten mehr mit der Vielgeliebten Deines Herzens zuzubringen und keine Sekunde von ihrer Ewigkeit zu verlieren."

„Nun wohl! Maurice," sagte Lorin, wenn man von hier weggehen kann, was ich nie geglaubt hätte, das schwöre ich Dir, warum rettest Du nicht zuerst diese Frau? Für Dich werden wir schon Rath schaffen."

„Unmöglich." entgegegnete Maurice, dem sich das Herz gräßlich zusammenschnürte, „sieh, auf der Karte steht ein Bürger und nicht eine Bürgerin, und dann würde Genevieve, mich hier zurücklassend, nicht weggehen, sie würde nicht leben wollen im Bewußtsein, daß ich sterben werde."

„Nun, da sie es nicht will, warum sollte ich es wollen? Glaubst Du etwa, ich habe weniger Muth als eine Frau?"

„Nein, mein Freund, ich weiß im Gegentheil, daß Du der Muthigste der Männer bist; doch nichts in der Welt vermöchte Deine Halsstarrigkeit in einem solchen Falle zu entschuldigen. Vorwärts, Lorin, benütze den Augenblick und gewähre uns die höchste Freude, Dich frei und glücklich zu wissen."

„Glücklich!" rief Lorin, „scherzest Du? Glücklich! ich glücklich ohne Euch? Ei, was Teufels soll ich denn in dieser Welt machen ohne Euch; was soll ich in Paris machen, aller meiner Gewohnten beraubt, wenn ich Euch nicht mehr sehen, nicht mehr mit meinen Reimsylben langweilen könnte! Ah, bei Gott! nein."

„Lorin, mein Freund!..."

„Gerade weil ich Dein Freund bin, beharre ich auf meinen Willen. Wäre ich Gefangener, wie ich es bin, mit der Aussicht, Euch Beide wiederzufinden, so würde ich die Mauern umstürzen; doch um allein von hier zu entfliehen und durch die Straßen zu wandern, die Stirne gebeugt unter etwas wie einem Gewissensbiß, der mir beständig in das Ohr rufen würde: „„Maurice! Genevieve!"" um in gewisse Quartiere und vor gewissen Häusern vorüber zu gehen, wo ich Eure Personen gese-

heit und wo ich nichts mehr sehen würde, als Eure Schatten, um endlich dahin zu gelangen, daß ich das theure Paris, welches ich so sehr liebte ... verfluchte; ah! meiner Treue, nein, und ich finde, man hat Recht gehabt, die König zu ächten, und wäre es nur wegen des König Dagobert."

„In welcher Beziehung steht der König Dagobert zu dem, was unter uns vorgeht?"

„In welcher Beziehung? Sagte dieser abscheuliche Tyrann nicht zu dem großen Eloi: „„Es gibt keine Gesellschaft, welche so gut wäre, daß man sie nicht verlassen müßte!"" Nun wohl, ich bin ein Republikaner und sage: „„Nichts darf uns bewegen, die gute Gesellschaft zu verlassen, nicht einmal die Guillotine."" Ich fühle mich wohl hier und bleibe."

„Armer Freund! armer Freund!" sprach Maurice.

Genevieve sagte nichts, doch sie schaute mit Augen, welche in Thränen gebadet waren.

„Du beklagst den Verlust des Lebens!" versetzte Lorin.

„Ja, ihretwegen."

„Und ich beklage ihn aus keinem Grund; nicht einmal wegen der Göttin Vernunft, welche, was ich Dir mitzutheilen vergessen, sich sehr großes Unrecht gegen mich hat zu Schulden kommen lassen, wodurch sie der Mühe überhoben ist, sich zu trösten wie die andere Arthemisia, die alte; ich werde also sehr ruhig und sehr heiter gehen, ich werde alle diese Schufte, welche dem Henkerskarren nachlaufen belustigen; ich werde Sanson einen hübschen Quatrain und dann der Gesellschaft Guten Abend sagen. Das heißt ... warte doch ..." Lorin unterbrach sich.

„Ah! doch, doch," sagte er, „ich will weggehen; ich wußte wohl, daß ich Niemand liebte, aber ich vergaß, daß ich Jemand haßte. Deine Uhr, Maurice, Deine Uhr."

„Halb vier Uhr."

„Ich habe Zeit, bei Gott! ich habe Zeit."

„Gewiß," rief Maurice; „es bleiben neun Angeklagte heute, das wird nicht vor fünf Uhr endigen, wir haben also beinahe zwei Stunden vor uns."

„Mehr brauche ich nicht; gib mir Deine Karte und leihe mir zwanzig Sous."

Maurice drückte ihm die Hand. Das Wichtige für ihn war, daß Lorin weggieng.

„Ich habe meinen Gedanken," sagte Lorin.

Maurice zog seine Börse und legte sie seinem Freunde in die Hand.

„Nun die Karte, um der Liebe Gottes willen ... ich will sagen, um des ewigen Wesens willen."

Maurice gab ihm die Karte.

Lorin küßte Genevieve die Hand, benützte den Augenblick, wo man in die Kanzlei eine Anzahl Verurtheilter brachte, stieg über die hölzernen Bänke und zeigte sich an der großen Thüre.

„Ei!" sagte ein Gendarme, „das ist Einer, der sich flüchtet, wie mir scheint."

Lorin richtete sich auf und reichte die Karte dar.

„Halt Bürger Gendarme, und lerne die Leute besser kennen," sagte er.

Der Gendarme erkannte die Unterschrift des Greffier, doch er gehörte zu jener Kategorie von Functionären, denen es im Allgemeinen am Vertrauen mangelt, und da gerade in diesem Augenblick der Greffier aus dem Tribunal mit einem Schauer herabkam, der ihn nicht verlassen, seitdem er so unvorsichtiger Weise seine Unterschrift zu geben gewagt hatte, so sagte der Gendarme:

„Bürger Greffier, hier ist ein Papier, mit dessen Hülfe ein Mensch aus dem Todtensaale weggehen will; ist das Papier gut?"

Der Greffier erbleichte vor Schrecken; überzeugt, wenn er schauen würde, müßte er das furchtbare Gesicht von Dirmer erblicken, antwortete er hastig, indem er das Papier an sich riß: „Ja, ja, es ist meine Unterschrift."

„Wenn es Deine Unterschrift ist, so gib es mir zurück," sagte Lorin.

„Nein," erwiederte der Greffier, indem er das Papier in tausend Stücke zerriß, „nein, solche Karten können nur für einmal dienen."

Lorin blieb einen Augenblick unentschlossen.

„Ah! das ist schlimm," sagte er, „doch vor Allem muß ich ihn tödten."

Und er eilte aus der Kanzlei.

Maurice war Lorin mit einer leicht zu begreifenden Gemüthsbewegung gefolgt; sobald sein Freund verschwunden, sagte er zu Genevieve mit einer Begeisterung, welche der Freude glich:

„Er ist gerettet; man hat seine Karte zerrissen, er kann nicht zurückkehren; könnte er auch zurückkehren, so wird doch die Sitzung des Tribunals beendigt sein; kommt er um fünf Uhr wieder, so sind wir todt."

Genevieve seufzte und schauerte.

„Oh! schließe mich in Deine Arme und verlassen wir uns nicht mehr," sprach sie. „Mein Gott! warum ist es nicht möglich, daß uns ein Streich trifft, damit wir mit einander unsern letzten Seufzer aushauchten!"

Dann zogen sie sich in die Tiefe des dunkeln Saales zurück, Genevieve setzte sich ganz nahe zu Maurice und umschlang mit ihren Armen seinen Hals; so sich umfangend, denselben Athem athmend, zum Voraus in ihrem Innern das Geräusch und den Gedanken erstickend, betäubten sie sich durch die Gewalt der Liebe gegen das Herannahen des Todes. Es verging eine halbe Stunde. Plötzlich vernahm man ein gewaltiges Geräusch. Die Gendarmen traten durch die niedrige Thüre ein; hinter ihnen kamen Sanson und seine Gehülfen mit Päcken Stricke.

„Oh! mein Freund, mein Freund!" sagte Genevieve, „der unselige Augenblick ist da, ich fühle mich einer Ohnmacht nahe."

„Und Sie haben Unrecht," sprach die klingende Stimme von Lorin:

„Nicht ganz richtig, in der That,
Mit dem Tod die Freiheit naht!"

„Lorin!" rief Maurice in Verzweiflung.

„Nicht wahr, der Vers ist nicht gut? Ich bin auch Deiner Meinung, seit gestern mache ich lauter erbärmliche."

„Ah! es handelt sich wohl darum; Du bist zurückgekehrt, Unglücklicher! Du bist zurückgekehrt..."

„War das nicht unsere Uebereinkunft? Höre, denn was ich zu sagen habe, interessirt Dich eben so sehr als Genevieve."

„Mein Gott! mein Gott!"

„Laß mich doch sprechen, oder ich habe keine Zeit mehr, Dir die Sache zu erzählen. Ich wollte weggehen, um ein Messer in der Rue de la Barillerie zu kaufen."

„Was wolltest Du mit einem Messer thun?"

„Ich wollte den guten Herru Dirmer damit tödten."

Genevieve schauerte.

„Ah!" rief Maurice, „ich begreife."

„Ich habe es mir gekauft. Höre, was ich mir sagte, und Du wirst einsehen, was für einen logischen Geist Dein Freund besitzt. Ich fange an zu glauben, daß ich, statt ein Dichter zu werden, einen Mathematiker aus mir hätte machen sollen. Leider ist es nun zu spät. Höre also, was ich mir sagte, folge meinem Raisonnement: Herr Dirmer hat seine Frau der Gefahr preisgegeben; Herr Dirmer ist erschienen, um ihre Verurtheilung anzuschauen; Herr Dirmer wird sich nicht des Vergnügens berauben, sie auf den Henkerskarren steigen zu sehen, besonders wenn wir sie begleiten. Ich werde ihn also in der ersten Reihe der Zuschauer aufsuchen; ich schlüpfe neben ihn, sage: „„Guten Morgen, Herr Dirmer!"" und stoße ihm mein Messer in die Seite."

„Lorin!" rief Genevieve.

„Beruhigen Sie sich, theure Freundin, die Vorsehung hatte die Sache in Ordnung gebracht. Denken Sie sich, daß die Zuschauer, statt dem Palaste gegenüber zu stehen, wie es ihre Gewohnheit ist, eine halbe Wendung rechts gemacht hatten und auf dem Quai standen. „„Ah!"" sagte ich zu mir, „„ohne Zweifel ersäuft ein Hund; warum sollte Herr Dirmer nicht dabei sein? ein ersäufender Hund gewährt immer einen Zeitvertreib."" Ich näherte mich der Brüstung und erblickte den Rand des Wassers entlang einen Haufen von Menschen, welche die Arme in die Höhe ho-

ben und sich bückten, um etwas auf der Erde zu sehen, wobei sie Ach! und Ach schrieen, daß die Seine hätte austreten sollen. Ich nähere mich, dieses Etwas ... errathe, was es war ..."

„Es war Dirmer," sprach Maurice mit düsterem Tone.

„Ja. Wie kannst Du das errathen? Ja, Dirmer, der sich ganz allein den Bauch geöffnet hatte; der Unglückliche hat sich ohne Zweifel zur Sühnung getödtet."

„Ach!" sagte Maurice mit einem finstern Lächeln, „das dachtest Du?"

Genevieve ließ ihren Kopf in ihre Hände fallen, sie war zu schwach, um so viele auf einander folgende Gemüthsbegungen zu ertragen.

„Ja, das dachte ich, insofern man seinen blutigen Säbel bei ihm gefunden .. wenn er nicht etwa irgend Einem begegnet ist."

Ohne etwas zu sagen, benützte Maurice die Zeit, wo es Genevieve in ihrer Niedergeschlagenheit nicht sehen konnte, öffnete seinen Rock und zeigte Lorin seine blutige Weste und sein blutiges Hemd.

„Ah! das ist etwas Anderes," sagte Lorin, und er reichte Maurice die Hand.

„Höre," sprach er sodann, sich an das Ohr von Maurice neigend, „da man mich nicht durchsucht hat, weil ich bei meiner Rückkehr sagte, ich gehöre zum Gefolge von Herrn Sanson, so habe ich das Messer immer noch ..."

Maurice ergriff die Waffe mit einer Bewegung der Freude.

„Nein," versetzte er, „sie würde zu sehr leiden!" und er gab das Messer Lorin zurück.

„Du hast sehr Recht," sprach dieser, „es lebe die Maschine von Herrn Guillotin! Was ist die Maschine von Herrn Guillotin? Ein Schneller auf den Hals, wie Danton gesagt hat. Was ist ein Schneller?"

Und er warf das Messer mitten in die Gruppe der Verurtheilten. Einer derselben nahm es, stieß es sich in die Brust, und stürzte auf der Stelle todt nieder.

In demselben Augenblick machte Genevieve eine Bewegung und ließ einen Schrei hören. Sanson hatte ihr die Schulter berührt.

„Bürgerin," sagte er zu Genevieve, „Sie müssen das Halstuch ablegen und die Haare aufbinden oder abschneiden, wenn es beliebt." Genevieve zitterte.

„Auf, meine Freundin, Muth gefaßt," sprach Lorin mit sanftem Tone.

„Kann ich selbst die Haare von Madame aufbinden?" fragte Maurice.

„Oh! ja, er!" rief Genevieve, „ich bitte Sie darum, Herr Sanson."

„Thun Sie es," sprach der Greis und wandte seinen Kopf ab.

Maurice löste seine von der Wärme seines Halses laue Binde, Genevieve küßte sie, kniete vor dem jungen Manne nieder und bot ihm diesen reizenden Kopf, der in ihrem Schmerze noch schöner war, als er es je in ihrer Freude gewesen.

Nachdem Maurice die traurige Operation beendigt hatte, waren seine Hände so zitternd, lag so viel Schmerz in dem Ausdruck seines Gesichtes, daß Genevieve ausrief: „Oh! ich habe Muth, Maurice."

Sanson wandte sich um.

„Nicht wahr, mein Herr, ich habe Muth?" sagte sie.

„Gewiß, Bürgerin, und zwar einen wahren Muth," antwortete der Scharfrichter mit bewegter Stimme.

Mittlerweile hatte der erste Gehülfe die von Fouquier-Tinville übersandte Liste durchlaufen.

„Vierzehn," sagte er.

Sanson zählte die Verurtheilten.

„Fünfzehn, den Todten eingegriffen," sprach Sanson, „wie kommt das?"

Lorin und Genevieve zählten nach ihm, bewegt durch einen und denselben Gedanken.

„Sie sagen, es seien nur vierzehn Verurtheilte, und wir sind unserer fünfzehn?" sagte sie.

„Ja, der Bürger Fouquier-Tinville muß sich getäuscht haben."

„Oh! Du logst," sprach Genevieve zu Maurice, „Du warst nicht verurtheilt."

„Warum bis morgen warten, während Du heute stirbst?" erwiederte Maurice.

„Freund," sagte sie lächelnd, „Du beruhigst mich: ich sehe nun, daß es leicht ist, zu sterben."

„Lorin," sprach Maurice, „Lorin, zum letzten Male ... Niemand kann Dich hier erkennen ... sage, Du seist gekommen, um Abschied zu nehmen ... sage, Du seist aus Irrthum eingelassen worden ... rufe den Gendarme, der Dich hat hinausgehen sehen. Ich werde der wahre Verurtheilte sein, ich, der ich sterben muß; doch Du, wir flehen Dich an, Freund, mache uns die Freude, zu leben, um unser Andenken zu bewahren; es ist noch Zeit, Lorin, wir flehen Dich an."

Genevieve faltete bittend ihre Hände.

Lorin nahm die beiden Hände der jungen Frau und küßte sie.

„Ich habe nein gesagt, und das ist nein," erwiederte Lorin mit festem Tone; „sprechen wir nicht mehr davon, oder ich muß in der That am Ende glauben, ich belästige Euch."

„Vierzehn," wiederholte Sanson, „und es sind fünfzehn."

Dann erhob er die Stimme und rief: „Hört, ist einer hier, der Einsprache thut? Kann einer beweisen, daß er sich aus einem Irrthum hier befindet?"

Es trat ein Stillschweigen von mehreren Minuten ein; die Gehülfen setzten mittlerweile ihr trauriges Geschäft fort.

„Bürger, wir sind bereit ..." sprach nun die dumpfe, feierliche Stimme des alten Sanson.

Einiges Schluchzen und einige Seufzer antworteten auf diese Stimme.

„Den Aufruf," sagte ein Commissär an der Thüre.

Mehrere Gendarmen traten in den Saal und versperrten so die Ausgänge, indem sie sich zwischen das Leben und die Verurtheilten stellten, als wollten sie diese verhindern, dorthin zurückzukehren. Man machte den Aufruf. Maurice, der den Verurtheilten, welcher sich mit dem Messer von Lorin getödtet, vor dem Tribunal gesehen hatte, antwortete, als man seinen Namen aussprach. Es fand sich sodann, daß nur der Todte zu viel war. Man trug ihn aus dem Saale. Die Ueberlebenden wurden gegen den Ausgang getrieben. Sobald einer an der Pforte vorüber kam, band man ihm die Hände auf den Rücken. Zehn Minuten lang wurde nicht ein Wort unter diesen Unglücklichen ausgetauscht. Die Henker allein sprachen und handelten. Maurice, Genevieve und Lorin, die sich nicht länger halten konnten, preßten sich an einander, um nicht mehr getrennt zu werden. Dann wurden die Verurtheilten aus der Conciergerie in den Hof getrieben. Hier war das Schauspiel gräßlich. Mehrere wurden beim Anblick der Henkerskarren schwach; die Schließer halfen ihnen aufsteigen. Man hörte hinter den noch geschlossenen Thüren die verworrenen Stimmen der Menge und errieth aus dem Lärmen, daß sie zahlreich war. Genevieve stieg mit ziemlich viel Kraft auf den Karren; Maurice unterstützte sie mit dem Ellenbogen. Maurice sprang rasch hinter ihr auf. Lorin beeilte sich nicht. Er wählte seinen Platz und setzte sich zur Linken von Maurice. Die Thüren öffneten sich; in den ersten Reihen war Simon. Die zwei Freunde erkannten ihn, er sah sie. Er stieg auf einen Weichstein, an welchem die Henkerskarren vorüberkommen mußten; es waren drei. Der erste Karren erschütterte sich, auf diesem saßen die drei Freunde.

„Ei! guten Morgen, schöner Grenadier," sagte Simon zu Lorin; „ich glaube, Du willst meinen Kneif versuchen."

„Ja," erwiederte Lorin, „und ich werde mir Mühe geben, ihn nicht zu schartig zu machen, damit er Dir auch noch das Leder durchschneiden kann."

Die zwei andern Karren setzten sich, dem ersten folgend, in Bewegung. Ein furchtbarer Sturm von Schreien, von Bravos, von Seufzern, von Verwünschungen brach um die Verurtheilten her los.

„Muth, Genevieve, Muth," flüsterte Maurice.

„Oh!" erwiederte die junge Frau, „ich beklage nicht das Leben, da ich mit Dir sterbe. Ich beklage es, daß ich die Hände nicht frei habe, um Dich, ehe ich sterbe, in meine Arme schließen zu können."

„Lorin," sagte Maurice, „suche in meiner Westentasche, Du wirst ein Federmesser darin finden."

„Oh, Gott!" versetzte Lorin, „wie willkommen ist mir das Federmesser! es demüthigte mich, daß ich gebunden wie ein Kalb in den Tod gehen sollte."

Maurice senkte seine Tasche bis zu der Höhe der Hände von Lorin, Lorin nahm

das Federmesser heraus; dann öffneten sie es mit einander, Maurice nahm es zwischen seine Zähne und durchschnitt die Stricke, welche die Hände von Lorin banden.

Lorin leistete, von seinen Stricken befreit, Maurice denselben Dienst.

„Beeile Dich," sagte der junge Mann, „siehe, Genevieve wird ohnmächtig."

Um diese Operation zu vollbringen, hatte sich Maurice einen Augenblick von der armen Frau abgewendet, und als ob ihre ganze Kraft von ihm käme, schloß sie ihre Augen und ließ ihren Kopf auf die Brust fallen.

„Genevieve," sprach Maurice, „Genevieve öffne Deine Augen, meine Freundin, wir haben nur noch einige Minuten uns in dieser Welt zu sehen."

„Diese Stricke verwunden mich," flüsterte die junge Frau.

Maurice band sie los. Sogleich öffnete sie die Augen wieder und erhob sich, von einer Begeisterung erfaßt, welche sie vor Schönheit blendend machte. Sie umschlang mit einem Arm den Hals von Maurice, ergriff mit der andern Hand die von Lorin, und auf dem Karren stehend, zu ihren Füßen die zwei anderen Opfer, welche in den Stumpfsinn eines zum Voraus erlittenen Todes begraben lagen, warfen alle Drei dem Himmel, der ihnen frei sich auf einander zu stützen erlaubte, eine Geberde und einen Blick des Dankes zu. Das Volk, welches sie mit Schmähungen überhäufte, als sie saßen, schwieg, als es die Freunde aufrecht stehen sah. Man gewahrte das Schaffot. Maurice und Lorin sahen es, Genevieve sah es nicht, sie schaute nur ihren Geliebten an. Der Karren blieb stehen.

„Ich liebe Dich," sprach Maurice zu Genevieve, „ich liebe Dich!"

„Die Frau zuerst, die Frau zuerst!" riefen tausend Stimmen.

„Ich danke, Volk," sprach Maurice; „wer sagte doch, du wärest grausam?"

Er nahm Genevieve in seine Arme und trug sie, seine Lippen auf ihre Lippen gedrückt, in die Arme von Sanson.

„Muth," rief Lorin, „Muth!" — „Ich habe," antwortete Genevieve, „ich habe." — „Ich liebe Dich!" flüsterte Maurice: „ich liebe Dich!"

Es waren nicht mehr Opfer, die man erwürgte, es waren Freunde, die sich aus dem Tode ein Fest bereiteten.

„Gott befohlen!" rief Genevieve Lorin zu. — „Auf Wiedersehen!" antwortete dieser. Genevieve verschwand unter dem unseligen Schwengel. — „Nun Du!" sagte Lorin. — „Du!" versetzte Maurice. — „Höre! sie ruft Dich!" — Genevieve stieß in der That ihren letzten Schrei aus. — „Komm!" rief sie. Ein gewaltiges Geräusch machte sich in der Menge hörbar. Der schöne, anmuthige Kopf war gefallen. Maurice stürzte vor. — „Das ist nur zu billig," sprach Lorin, „folgen wir der Logik. Verstehst Du mich, Maurice?" — „Ja." — „Sie liebte Dich, man tödtet sie zuerst; Du bist nicht verurtheilt, Du stirbst als der Zweite; ich, der ich nichts gethan habe und der Strafbarste von allen Dreien bin, komme zuletzt.

„Ich liebte Dich," flüsterte Maurice, an das Unglücksbrett gebunden und dem Kopfe seiner Freundin zulächelnd, „ich lieb . . ."

Das Messer schnitt ihm die Hälfte des Wortes ab.

„Nun kommt es an mich," rief Lorin auf das Schaffot springend, „und geschwinde! denn in der That, ich verliere den Kopf darüber. Bürger Sanson, ich habe Dich um zwei Verse Bankerott gemacht, doch ich biete Dir dafür einen Calembour." — Sanson band ihn ebenfalls. — „Hört," sagte Lorin, „es ist die Mode, irgend etwas leben zu lassen, wenn man stirbt. Früher rief man: Es lebe der König! doch es gibt keinen König mehr; seitdem hat man: Es lebe die Freiheit! gerufen, doch es gibt keine Freiheit mehr; meiner Treue: Es lebe Simon! der uns alle Drei vereinigt!"

Und der Kopf des edlen jungen Mannes fiel neben die Köpfe von Maurice und Genevieve!

Ende.

R06105

UNIVERSITY OF MINNESOTA
wils (v.1-2)
830.13 B633
Boernstein, Heinrich, 1805-1892.
Haus-Bibliothek des Anzeigers des Westen
3 1951 002 283 540 O

WILSON
ANNEX
AISLE 59